LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
K423 .L27 1928
Genie, Irrsinn und Ruhm / von Wilhelm La
OLD
24503207494

WILHELM LANGE-EICHBAUM

GENIE - IRRSINN UND RUHM

JAN 10 1955

MED BRARY
1885

Kern County General Hospital

Herrn Kollegen
Dr. med. R. D. Loewenberg
zum Andenken
an gemeinsame Arbeits-
zeit und in herzlicher
Sympathie
vom Verfasser
Hamburg
1929
W. Lange

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/genieirrsinnundr0000wilh

GENIE-
IRRSINN UND RUHM

Insanity fame

VON

WILHELM LANGE-EICHBAUM

1928

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1927 by Ernst Reinhardt, München

Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

L27
1928

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

VORWORT 9
PSYCHIATRISCHE GRUNDBEGRIFFE 11
ABKÜRZUNGEN 13

EINLEITUNG 15
DAS PROBLEM 15
DER GLAUBENSKRIEG 16
Um Heiliges 16
Gegen die Psychiatrie 17

Erster Abschnitt

DAS PROBLEM „GENIE UND IRRSINN“

VERWICKELTHEIT 23
GENIE 26
Begriffsbestimmung? 26
Die historische Entwicklung des Begriffs Genie 27
Religiöses Genie-Erleben 33
Die Theorien 35
„GENIE UND IRRSINN“ 40
Die Literatur 40
Die Antike 41
Barock und 18. Jahrhundert 43
Von 1800 bis Moreau 45
Lombroso 47
Für und wider Lombroso 48
Möbius und die deutsche Pathographie 55
Die Psychoanalytiker 56
Die Reaktion der Psychiater 57
Die Zwiespältigkeit der Modernen 59
DIE GRUNDFRAGEN 60

Zweiter Abschnitt

RÜSTZEUG

HILFSWISSENSCHAFTEN 63
DAS WERTPROBLEM 65
Was heißt Wert? 67
Objektivation von Werten 69

Seite
Entstehung und Schaffen von Werten 70
Wer wertet? 71
Was wird gewertet? 72
Veränderlichkeit der Werte 74
Rangordnungen von Werten 75
Schicksal von Werten 77
Schluß 80

Dritter Abschnitt

SCHÖPFER UND WERK

DIE BEGRIFFE WERK UND SCHÖPFER 83
DER SCHÖPFER UND SEINE SCHALTUNGEN 87
Das Archaische 88
Das Bewußtsein 93
Das Unbewußte 94
Der Traum 97
SCHÖPFER UND SCHAFFEN 100
Talent 100
Formtalent 102
Ausdruckstalent und Verständnis von Ausdruck 103
Gestaltung, Ausdruck und Darstellung 104
Talente als Komplex 106
Persönlichkeiten als Talente und ihre Vererbung 110
Produktives Denken 112
Antriebe zum Schaffen 118
Umwelt und Schaffen 119
Persönlichkeit und Werk 122
Typen und Werk 128
„Das“ Schöpferische 130

Vierter Abschnitt

DIE WIRKUNG

DER EINDRUCK 135
Genie als Helligkeit 135
Was heißt Ruhm? 136
Das Eindrucksvolle 137
Das Überlegene 138
Das Zwingende 139
Das Lockende 140
Das Herrschende 141
Das Unheimliche 142
Das Besondere 146
Mischungen 149
Gefühlsakkorde 150

Seite
DAS HEILIGE 156
Der Gefühlsakkord 156
Das Numinose 158
DER GENIE-AKKORD 163
DER RUHM 173
Übersicht 173
Der Unbekannte 175
Der Eindruck 175
Die Vielen 178
Die Gemeinde 188
Umformung 195
Genie-Ruhm 197
Schicksale des Ruhms 202
Der historische Mensch 211

Fünfter Abschnitt

BIONEGATIVE QUELLEN

BIOGRAPHIE UND BIO-GRAPHIE 213
SCHÖPFER UND „IRRSINN“ 216
Wesen psychischer Krankheit 216
Körperliche Krankheit 216
Bionegativ 219
Norm und Abnorm 220
Psychische „Krankheit“ 222
Wesen der Psychose 224
Wesen der Psychopathie 228
Entartung 234
Kompensation 235
Formen des Bionegativen 236
Psychopathien 236
Psychosen 236
Neurosen, Hysterie und Neurasthenie 238
Psychische Ausnahmezustände 240
DIE GRUPPEN 242
Tatsachen und Irrtümer „Genie und Irrsinn“ 242
Einteilung in Gruppen 245
Psychotisch 245
Nachher psychotisch 245
Vorher psychotisch 246
Gleichzeitig psychotisch 246
Psychopathisch 248
Kompensation 251
Vergiftet 252
Neurotisch 255

Seite
Neurasthenisch 257
Scheinbar gesund 257
WERT DES BIONEGATIVEN 259
Wert und Unwert 259
Unberühmte 260
Die Psychose 260
Die Psychopathie 276
Numinos und bionegativ 282
Entstehung des Numinosen 282
Religion und Numinoses 282
Das Vornuminose 286
Quellen aus Bionegativem 289
Erzeugung des Numinosen 293
Im Kult 293
Das Vornuminose 295
Das Künstlich-Bionegative 296
Das Scheinbar-Bionegative 298
Psychische Epidemien 299
Berühmte 304
Schaffen 304
Werk und Ruhm 310
Person und Ruhm 323
Der Akkord 328
„Irrsinn", Ruhm, Genie 333
BIOLOGISCHE PROBLEME 336
Das Genie 336
Der Geniale 341

Sechster Abschnitt

BIO-GRAPHIE

ANFORDERUNGEN 350
BELEGE 353
BERÜHMTHEITEN 354
SCHLUSS 433
LITERATUR 437
NACHWORT 497

VORWORT

Zum Glück sind Bücher für die allermeisten bloß Literatur.
Nietzsche.

Dieses Werk will das Wertproblem „Genie und Irrsinn" mit neuen Augen betrachten. Es ist, wie sich zeigen wird, das Problem des Genies überhaupt. Ein Problem, das seit Jahrtausenden in der Menschheit wühlt und immer noch die feinsten Köpfe beunruhigt, voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen. Ein Problem, das die Menschheit als Ganzes angeht, denn es hat Stacheln, die sie brennend verwunden: Werte werden frech durcheinander gewirbelt, Glaubenskriege glühn auf. Schon das harmlose Buch von Helvétius wurde noch 1759 öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Aber dies Werk hier möchte durchaus keinen Glaubenskrieg, es ist keine Streitschrift. Die Größen der Menschheit will es in keiner Weise herabsetzen; sondern nur lehren, sie ganz, ganz anders zu betrachten.

Dieses Buch will auch nicht auf den Scheiterhaufen. Was geht uns jede Form Mittelalter, was geht uns der Markt an! Strenge Wahrheit kann nie bei der Masse und ihren Hütern sein. Auf nur eine kleine Zahl von Weggenossen sind wir gefaßt. Es werden die kräftigen Bergsteiger sein, denen es ankommt auf weite Überschau.

Vorläufig türmt sich das Problem vor uns auf wie ein Urwald an Riesenumfang und Wirrnis; je tiefer man eindringt, desto undurchdringlicher scheint es zu werden. Wir hauen nur erst einmal schmale Pfade durchs Dickicht, Weglinien für künftige Forscher. Roden und Beackern mag spätere Aufgabe sein. Übersicht woll'n wir gewinnen; es soll kein weißer Fleck auf der Landkarte stehn bleiben, unsre Wege sollen, kreuz und quer, das ganze Gebiet durchlaufen. Allerorten überschreiten sie, unbekümmert, die Grenzen der Sondergebiete. Nur endlich einmal wieder Überblick.

Immer einsamer wird der Weg werden, felsiger, kälter. Kühl weht endlich auf der Höhe der Bergwind; kalt, aber frei und erfrischend. Hinter uns dämmert das schwüle Dickicht. Weite Überschau lohnt uns die Mühe. Der Forscher schaut sich um nach den Weggefährten, aber nur noch ganz wenige findet er sich zur Seite: es sind allein noch die freien, die sehr freien Geister geblieben, Männer, die wirklich nichts als Erkenntnis und Wahrheit gewollt.

Wen sucht dieses Werk als Genossen? Herbe Erfahrung hat uns bewiesen, wie viele Fachpsychiater, auch hochangesehene, mit einer seltsamen Gleichgültigkeit an unserm Problem vorbeischauen oder ratlos zur Seite blicken. Darum wäre es sinnlos, das Werk nur für die Fachgenossen zu schreiben. So wenden wir uns denn an jeden, der irgendwie psychologisch tief interessiert ist — er mag Psychiater oder Fachpsychologe, er mag Historiker, Soziologe oder Philosoph sein. Wahrheitsucher „aller Fakultäten" wünschen wir uns als Leser.

Darnach hatte sich die Darstellung einzurichten. Psychologische Allgemeinverständlichkeit wird angestrebt. Das soll aber keineswegs heißen: „populär" oder „volkstümlich", oder gar „journalistische" Bietung von Theorien, die wissenschaftlich bereits dagewesen. Nein, hier werden völlig neue Gesichtspunkte aufgerollt und auch für Nicht-Psychiater verständlich gemacht.

Die allergrößte Schwierigkeit liegt ja nun freilich, wie immer, gerade im Psychiatrischen. Der „Irrsinn" im Titel will sagen: sogenannter Irrsinn, d. h. alles irgendwie Psychopathologische überhaupt, einschließlich der seelischen Ausnahmezustände. Psychiatrische Erfahrung kann auf keine Weise völlig ersetzt werden; jede bloß sprachliche Darstellung vermag lediglich eine „Ahnung" zu geben. So wird allerdings wohl der Psychiater, der feingebildete und der mit weiterem Horizont, unser bester Leser bleiben.

Eine zweite Schwierigkeit ist die Abbildung von Gefühlswelten, die in diesem Buche eine bedeutende Rolle spielen. Nun wird aber im Grunde alles seelische Leben durch Sprache und feste Begriffe getötet, besonders durch die Sprache der Wissenschaft. Und doch wollen wir gerade das lebendige Leben zu Wort kommen lassen. Wissenschaft aber spricht gewöhnlich abgezirkelt, abstrakt, viel zu scharf, hart und rational. Wir müssen ihr dann und wann ein wenig vom Blute der Kunst einflößen, damit sie das warme Leben darstellen kann, besonders wo Gefühlswelt zu schildern wäre.

Niemand hat heute mehr Zeit zum Lesen. Darum folgen ein paar bescheidene V o r s c h l ä g e, wie sich der Leser die Mühe erleichtern und abkürzen kann.

Allen möchten wir von vornherein zurufen: Dieses Buch ist kein Nachschlagewerk. Darin b l ä t t e r n oder den Schluß, nach Damenart, z u e r s t zu lesen, erleichtert in keinem Falle das Durcharbeiten; im Gegenteil, es erschwert die Auffassung ganz bedeutend, affektiv wie intellektuell. Denn das Werk will durchaus als ein G a n z e s genommen sein und ist in diesem Sinne sorgfältig aufgebaut. Es soll kein Lexikon sein, darum fehlt auch ein Sachverzeichnis absichtlich.

Alle A n m e r k u n g e n kann der Eilige und der Nicht-Fachmann unbedenklich w e g lassen; es handelt sich gewöhnlich um Kritik, Polemik, Seitenwege.

Dagegen bedeutet k l e i n g e d r u c k t keineswegs etwa, wie sonst wohl, u n wichtig. Klein gedruckt heißt nur: weniger wichtig im Verhältnis zum G r u n d z u g e d e r n e u e n H a u p t i d e e n;

also Historisches, Umwege, Hilfswissenschaftliches — oder Anwendung auf Einzelmaterial, Folgerung, Beispiel.

Der Verfasser würde es gern sehen, wenn die Herren Fachpsychiater das Werk ganz läsen, und zwar so, wie es aufgebaut ist; sie werden auch in den medizinisch-psychologischen Abschnitten sachlich Wichtiges finden, sogar in den rein psychiatrischen Teilen (wie „Schöpfer und Irrsinn"), wo es (abgesehen von manchem neuen Gesichtspunkt) ganz wesentlich auf die Begriffsbestimmungen ankommt.

Dem Laien legen wir vor allem erst einmal die psychiatrischen Grundbegriffe ans Herz; man wird sich die Arbeit dadurch erheblich erleichtern. Und dann — der Laie möge sich nicht abschrecken lassen durch Einzelheiten, die gelegentlich vielleicht dem Sonderfach allzunahe benachbart, er möge nicht, ermüdet oder abgestoßen, das Buch aus der Hand sinken lassen. Wir geben ihm die Versicherung, der Weg führt doch immer wieder bald auf die bequemere Hauptstraße zurück, und die Grundzüge werden ihm sicherlich klar werden. Er möge auch nicht an Einzelheiten kleben bleiben, sondern erst einmal in großem Zuge das Werk durchlaufen — wenn möglich, ohne an den eigenen Gefühlswiderständen zu scheitern, die ja nicht ausbleiben können. Auch diese werden sich zum Schlusse dem willigen Leser, wie wir hoffen, auflösen.

PSYCHIATRISCHE GRUNDBEGRIFFE

Von Laien, auch sehr gelehrten, werden erfahrungsgemäß die allereinfachsten psychiatrischen Begriffe und Bezeichnungen gern verwechselt oder mißverstanden. Wir geben daher zur ersten und allgemeinen Orientierung ein paar wichtige Grundbegriffe.

abnorm, anomal: abweichend von der Mehrzahl, gleichviel ob übernormal oder unternormal, ob krank oder nicht krank.

bionegativ: ein Begriff, der hier zum erstenmal geprägt wird — er umfaßt alles, was ungünstig abnorm ist hinsichtlich der Lebensfunktionen und (oder) der Nachkommenschaft. Also Mißbildungen, Entwicklungshemmungen, ungünstige Variationen (samt ihrer Vererbbarkeit) und schließlich, als die extremste Unterabteilung, alles ausgesprochen Kränkliche oder Kranke.

pathologisch: krank oder kränklich.

Psychopathologie: die Lehre vom kranken oder ungünstig abnormen Seelenleben, also die Lehre vom seelisch Bionegativen.

psychopathologisch: zu dieser Lehre gehörend. (Nicht mit psychopathisch zu verwechseln!)

Psychose: ausgesprochene Seelenkrankheit, ob Geistes- oder Gemütskrankheit.

psychotisch: ausgesprochen seelisch krank.

Psychopathie: konstitutionell a n g e b o r e n e Nervosität, Gleichgewichtsstörung, seelische Disharmonie, angeborene irgendwie ungünstige Andersartigkeit; entweder als seelische Kränklichkeit (mit der Richtung auf eine Psychose hin) oder als ungünstig-abnorme Spielart — in jedem Falle hinsichtlich der Lebensfunktionen irgendwie bionegativ.

psychopathisch: angeboren ungünstig andersartig, seelisch bionegativ.

Neurasthenie: erworbene Nervosität (durch Erschöpfung).

neurasthenisch: nervös erschöpft (seelisch und körperlich zugleich).

Neurose: erworbene Spannungs-Nervosität (rein seelisch, verursacht durch bewußten oder unbewußten inneren Konflikt); auch Psycho-Neurose genannt.

neurotisch: spannungsnervös, durch rein seelische Konfliktsursachen.

Hysterie: eine Unterform der Neurose. Jede Neurose kann sekundär zu funktionellen körperlichen Nervenstörungen führen: zu Lähmungen, Krämpfen usw.

Affektivität: alles Seelische, das n i c h t intellektuell ist; die ganze Welt der Gefühle, Affekte, Emotionen, Stimmungen, Triebe, Strebungen, Willensantriebe. (Vergl. Bleuler [523] S. 24 f.)

Katathymie: die Tatsache der Färbung oder Leitung des Intellektuellen (Auffassung, Denken, Gedächtnis, Anschauungen, Theorien) durch Affektives (Wunsch, Furcht, Abneigung, Zuneigung usw.). Der Begriff ist ursprünglich (von H. W. Maier) nur für Psychopathologisches geprägt; er ist aber auch für das normale Seelenleben außerordentlich brauchbar. Wir werden ihn daher überall anwenden, wo die Affektivität den Intellekt führt, sein Denken umfärbt oder fälscht.

Pathographie: Krankheitsgeschichte eines Berühmten.

ABKÜRZUNGEN

I. Allgemeine

[ ] In eckiger Klammer stets die Ausdrücke, Zusätze, Anschauungen des Verfassers dieser Arbeit.
[e A] Eigener Ausdruck (fremder Ideen) des Verfassers.
[e S] Eigene Sperrung des Verfassers.

A = Archiv
Ao = Archivio (italienisch)
Bd = Band
Cbl = Centralblatt
H = Heft
Hg = Herausgeber oder herausgegeben von
Jg = Jahrgang
Jb = Jahrbuch
M = Monatsschrift
P A = Psychoanalyse
pa = psychoanalytisch
Ps = Psychologie
Pt = Psychiatrie
R = Revue
W = Wochenschrift
Z = Zeitschrift
Zbl = Zentralblatt
z. n. = zitiert nach

II. Zeitschriften

Ann. m. p. = Annales médico-psychologiques
An ps = Année psychologique (Binet)
Al Neur = The Alienist and Neurologist (St. Louis)
Ao antr = Archivio per l'antropologia (Florenz)
Ao pt = Archivio di psichiatria (Turin)
A Ps = Archiv für die gesamte Psychologie
A Pt = Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten
Cbl N Pt = Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie (Gaupp)
Ch m = La Chronique médicale
G N = Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens (Bergmann)
G R = Grenzfragen der Literatur und Medizin (Hg. Rahmer)
Jb P A = Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen
Jb sex Zw = Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen
J M S = The Journal of Mental Science (London)
J N M D = The Journal of Nervous and Mental Diseases (New York)
J Ps N = Journal für Psychologie und Neurologie (Hg. Forel-Vogt, Leipzig)
Kl Somm = Klinik für psychische und nervöse Krankheiten (Hg. Sommer)

Man = Manicomio (Nocera, Italien)
M Pt = Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie
Mü med W = Münchner medizinische Wochenschrift
Pop Sc M = The Popular Science Monthly (New York)
Pt W = Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift
RN = Revue Neurologique (Paris)
R Pt = Revue de psychiatrie et de psychologie expérimentale (Paris)
Schw A Pt = Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie (Zürich)
Z ang Ps = Zeitschrift für angewandte Psychologie
Zbl P A = Zentralblatt für Psychoanalyse
Z N Pt = Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie
Z N Pt, R = Referaten-Teil der vorigen Z, bis Bd. 25. Dann: Zentralblatt für die gesamte Neurologie und Psychiatrie
Z P A = Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse
Z Ps = Zeitschrift für Psychologie
Z Pt = Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie
Z R Ps = Zeitschrift für Religionspsychologie
Z Sex = Zeitschrift für Sexualwissenschaft

EINLEITUNG

DAS PROBLEM

Die Geschichte der Erde zählt mindestens tausend Millionen Jahre. Vielleicht 700 Millionen Jahre, nachdem die Republik der Ammoniten gegründet, begann die Dynastie der Saurier. Und erst lange, nachdem Ichthyosaurus der Hunderttausendste seine Raubkriege ruhmreich geführt, vielleicht ein paar hundert Millionen Jahre später, wuchs eine Horde von Affentieren heran.

Erst seit wenigen hunderttausend Jahren kann man vom Menschen sprechen. Und die höchsten Exemplare der Gattung heißen Genies. Sind sie die Vorläufer einer künftigen Gattung? Erste Morgenrotstrahlen einer übermenschlichen Menschheit? Sind die Genies von heute die Durchschnitts-Menschheit in fünfhunderttausend Jahren?

Ja — sagt der größere Teil der Heutigen. So ist es. Und hoffentlich lernen wir bald, solche Genies zu z ü c h t e n.

Jedoch — schon vor zweiundeinhalbtausend Jahren schrieben tiefe griechische Denker: Kein Genie ohne eine Art Wahnsinn.

Wie? — Das Genie, die höchste Offenbarung menschlichen Geistes, irgendwie blutsverwandt mit dem Schaurigsten, was es gibt, mit der seelischen Störung? „Genie und Irrsinn", seit fünfzig Jahren ein Schlagwort im Geistesleben aller gebildeten Völker — besteht es zu Recht?

Schon Euripides und Sokrates, schon Demokrit, Plato und Aristoteles nennen hervorragenden Geist und Wahnsinn in einem Atem. „Den Wahnsinn und den großen Geist trennt eine dünne Wand", weiß auch Shakespeare. Doch erst zweihundert Jahre später reckt sich die Psychiatrie zur Wissenschaft hoch. Und erst 1859 erscheint die erste gründliche, wissenschaftliche Bearbeitung des gesamten Problems „Genie und Irrsinn" von dem französischen Irrenarzte Moreau de Tours. Leise und fein war seine Stimme, vorsichtig seine Hand: das Genie ist eine Neurose. Einige horchen auf — dann wieder Stille. Aber schon steigt behende ein zweiter auf die Rednertribüne. Er hat l a u t e r e Stimme, hat fanatische Leidenschaft und malt in großen Zügen, flüchtig al fresco an die Wand: das Genie ist eine Unterform des Irrsinns, das Genie ist immer ein Geisteskranker. — Dieser Unsinn bringt die Gegner auf den Plan. Das Genie ist höchste Gesundheit, ist Höherentwicklung, wettern sie tief entrüstet. Hunderte von Denkern mischen in hundert Schattierungen dann das grelle Rot des Lombroso mit dem idealen Weiß seiner Widersacher.

Was bedeutet dieser heftige Streit um „Genie und Irrsinn?“ Er bedeutet: es geht um ein tiefes W e r t - Problem, es geht um Herzenssachen, es geht um Heiliges; der Streit ist ein Religionskrieg, ein Glaubenskrieg. Und solche Kämpfe sind von jeher mit fanatischem Haß geführt worden.

DER GLAUBENSKRIEG

Um Heiliges. Machen wir uns einen Augenblick klar, was Glaubenskrieg eigentlich heißt. In allem Kampf und Krieg wird der Gegner nicht so gesehn, wie er ist. Tief steckt im Menschentier noch der Trieb zum Kampf. Wo das Glücksgefühl beeinträchtigt wird, wo etwas Unangenehmes auftaucht: sofort wendet sich der Angriff gegen die Störung. Sein Affekt ist der Haß, ein Haß, der blind machen kann, dem j e d e Schädigung des Gegners recht ist, vom Spott bis zur Vernichtung. (Vergl. Vierkandt [715] S. 103 f.) Und nun erst Kampf um den Glauben, um das tiefaffektive Festhalten an Werten, die unumstößlich hoch bei uns stehn, die heilig geworden, in denen das ganze Sein verwurzelt und verankert ist. Uns aus diesem Erdreich herausreißen? Uns ankerlos den Wellen preisgeben? Haß und Tod jedem, der den Halt, der den Ankergrund bedroht.

Die Heerstraße der Menschheit führt Jahr um Jahr über Schlachtfelder; sich gegenseitig befehdend und kämpfend weiterziehend, hinterläßt sie nichts als Leichen und Schädelstätten. Überall sehn wir Gläubige in jedem Sinne, sehn wir Hüter anerkannter, geprägter, heiliger Werte im Kampf mit den Ungläubigen, Andersgläubigen, die jene Werte nicht achten. Das Kollektivbewußtsein einer Gruppe stößt alles Ketzerische aus.

„De revolutionibus orbium coelestium“ heißt das Hauptwerk des Kopernikus. In einem etwas anderen Sinne schwebt dieses Motto über jedem Religionskrieg, über dem Kreuze Jesu, über den Scheiterhaufen von Huß und Giordano Bruno, von Servet und Jeanne d'Arc. Was haben allein in Europa für Kriege gewütet! Man denke, wie sich Jahrhundert um Jahrhundert die Sekten und Dogmen des „Christentums“ verfolgt, befehdet, gemartert, getötet haben, was alles allein „im Namen Jesu“ auf Erden an Grausamkeit, Roheit, an Blutgier und fanatischem Haß sich ausgetobt hat. Und wie nahe stehen wir noch diesem Zeitalter der Glaubenskämpfe. Die Inquisitionsgerichte, 1808 in Spanien aufgehoben durch Napoleon, sind praktisch erst 1834 dort verschwunden, in Frankreich erst 1848, in Italien sogar erst 1852. Noch 1888 wurde in Südamerika eine „Hexe“ öffentlich von einem Geistlichen verbrannt (Längin [1629] S. 380). Aber wie meinte doch Kant? „Wer einen Tropfen Kritik gekostet hat, den widert alles dogmatische Gewäsche.“

Uralt sind auch die Kämpfe der Religionsgläubigen gegen die Denker, die meist eben F r e i denker waren. Wer die Götter der Gruppe angriff oder gar leugnete, war geächtet. Dem Anaxagoras drohte, wegen Atheismus, der Giftbecher, und er mußte sich flüch-

ten. Genau das gleiche Schicksal widerfuhr Aristoteles. Auch Sokrates fiel als Opfer einer Anklage wegen eines neuen Glaubens[1].

Jeder philosophische, jeder wissenschaftliche Fortschritt in der Erkenntnis ist stets von allem Glauben mit schelen Augen betrachtet worden. Schon Aristarch von Samos mußte es (250 v. Chr.) büßen, daß er die Bewegung der Erde um die Sonne entdeckt. Einem Galilei drohte der Feuertod, wenn er nicht die Wahrheit (von der Bewegung der Erde um die Sonne) abschwor, denn die Wahrheit war ketzerisch. Giordano Bruno erstickten tatsächlich die Flammen der Gläubigen. Ebenso später — gegen Darwins Abstammungslehre des Menschen wandte sich der ganze Haß der Kirche. Erst kürzlich hat noch ein Glaubensprozeß um Darwin gespielt, in Dayton.

Aber auch Denker gegen Denker kämpfen um ihren Glauben, ihr wissenschaftliches Heiligtum. Überall der Kampf der Dogmatiker gegen neue Erkenntnis und neue Wissenschaften. Als „innerer Gesamtzustand" der Gegner wütet der Haß. „Bekannt ist" (sagt Vierkandt [715] S. 107), „wie bei Kampf und Haß auch Intelligenz und Phantasie eine bestimmte Haltung einnehmen und in herabsetzenden und abweisenden Vorstellungen des Gegners schwelgen. Die seelische Blindheit, die überall den Menschen beherrscht, wo ihm eine Beeinträchtigung seiner vitalen Interessen durch eine Erkenntnis droht, macht sich beim Kampfverhältnis in besonders hohem Maße bemerkbar. Man denke an die völlige Blindheit in der Beurteilung des Gegners in der Familie oder zwischen Völkern, besonders aber zwischen Gelehrten, bei denen diese Unfähigkeit, die Leistung und Meinung des anderen richtig zu verstehen, gegen die sonstige Objektivität des Denkens grell absticht." Und ferner: „. . . gerade beim Kampfe ist Selbsterkenntnis, d. h. das Verstehen der tieferen Schichten, besonders erschwert." Ähnlich auch der berühmte Candolle [83] S. 112: „Die Erforschung der Wahrheit, d. h. der Wahrheit an sich, ohne Rücksicht auf die möglichen oder wahrscheinlichen Konsequenzen, ist das Geschäft einiger Menschen. Leider ist ihre Anzahl klein, denn in den gelehrten Berufen ist fast jedermann Advokat irgendeiner Sache."

Gegen die Psychiatrie. Das alles paßt haarscharf auch auf den Glaubenskrieg gegen den Psychiater. Namentlich, wenn er auf seelische Krankheit bei Genies hinzuweisen wagt, dann wird sofort aufgerufen zum „heiligen Krieg". Woran liegt das? Ist Krankheit eine Beleidigung?

Versuchen wir, tiefer zu schauen. Die Menschheit besitzt ganz ursprünglich eine Abneigung, einen Kampfinstinkt gegen die Schwachen (Vierkandt [715] S. 104 f.). Die unwillkürliche Einfühlung in die Schwäche ist unangenehm; sie fordert zu Spott, Schadenfreude, Abwehr heraus. Schon in der Tierwelt regt sich allem Wehrlosen und

[1] Viele weitere Beispiele bei Kemmerich [737], besonders I, S. 53, 71, 210, 235. II, S. 42, 84. Oft genug waren es nur noch „konventionelle Lügen" (Nordau), die verteidigt wurden.

Flüchtigen gegenüber sofort der Jagdinstinkt. Bei Naturvölkern werden die Alten oft tot geschlagen, die Kranken ausgesperrt, Aussätzige ausgeschlossen, und damit gefährliche Dämonen abgewehrt. Einfühlung in den leidenden Menschen lähmt den Betrachter; denn Krankheit ist ein Mißton in der Harmonie der Welt. „Zum Teil deswegen trifft Empörung und Haß alle, die auf Schattenseiten der Weltordnung . . . aufmerksam machen; daher die Neigung, in ihrer Kritik den Ausdruck gottloser Gesinnung und den Geist frecher Auflehnung zu finden" (S. 105). Dies Gefühl der Beeinträchtigung ist aber wohl erst sekundär. „Zugrunde liegt wahrscheinlich ein spezifischer Widerwille." Das ist gewiß richtig gesehen. Schwerkranke und Krüppel erregen Ekel, Tote wecken Grauen. Und ähnliches Grauen erregen dem Naiven Geisteskranke, namentlich wenn man eine tiefgreifende, ernste Störung vermutet. (Harmlos Gestörte gelten nur als Narren.) Es läge, meint Vierkandt, die „Vermutung nahe, daß von schwachen und abnormen Bestandteilen der Gesellschaft überhaupt eine spezifische Wirkung ausgeht, die je nach den Verhältnissen einen Trieb zum Meiden auslöst oder den Kampfinstinkt in Bewegung setzt" (S. 106). Die Folge davon ist dann das „Ausstoßen aus dem Stamm, das Friedloslegen". —

Wir müssen aber noch etwas anderes zu Vierkandts Ausführungen hinzufügen. Der Begriff der Krankheit ist bei allen Primitiven mystisch, d. h. Krankheit (körperliche) wird stets von einer unnahbar und unfaßbar wirkenden Kraft hervorgebracht (Levy-Brühl [435] S. 232 f.). Krankheit ist ein Fluidum, von dem der Kranke bedrückt oder besessen wird. Dieser Einfluß kann von Göttern oder von Dämonen oder von Lebenden kommen; nie von natürlichen Ursachen (Kälte, Wärme usw.). Und nicht der Körper erkrankt [bei somatischer K.], sondern die Seele, der Geist des Kranken wird befallen. Diese mystische Kraft wird sehr verschieden aufgefaßt bei den Primitiven: als Tätigkeit beleidigter oder boshafter Götter, Geister, Mächte. „Die" Krankheit ist also ein feindlicher Geist.

Und gegen solchen Geist geht durch die Jahrtausende bis auf unsere Tage der Kampf, die Flucht, das Grauen. Nun gar erst bei seelischer Erkrankung. Aus dem Grauen vor Geisteskranken spricht noch heute diese uralte, ganz primitive Dämonenscheu, in diesem Grauen schauert das heimliche Erbe von Jahrtausenden in unserem Blute. Und der Psychiater ist der Medizinmann, ist der Schamane und Priester dieser Dämonen. Täglich geht er mit ihnen um; färbt das nicht ab? Oder kann er sie womöglich selber heraufbeschwören, kann er sie am Ende anderen anhexen? Keine leere Vermutung: oft klingt es bei den Gegnern einer Pathographie so heraus, als ob der Psychiater das Genie eigentlich erst krank gemacht hätte. So archaisch fühlen noch die Menschen; denn auch bei den Primitiven ist es ja dieselbe Instanz (Gottheit oder Dämon), die die Krankheiten sendet und sie auch heilt (Preuß [436] S. 40, 47). So wurde tatsächlich einmal ein Arzt in Rußland als Dämon der Cholera vom Volke erschlagen (Kupffer[1483] S. 75). Genau in dieser Art

wird nun auch der Irrenarzt mit allem Geisteskranken in einen Begriff verdichtet, in einen Gefühlston verschmolzen, eben den Ton des Grauenvollen. Er wird dem Laien unbewußt zum Produzenten der Geisteskrankheit, er wird mit den bösen Geistern identisch. (Nur ganz nebenher läuft bei einzelnen Menschen die Anlockung durch Seelenkrankes, besonders wenn der Kranke im Schutz einer Anstalt gesehn. Dann wird das Grauen als angenehmes Gruseln genossen, ist aber doch vorhanden.)

Mit köstlichem Humor hat einmal Mönkemöller [702] (S. 3) dieses Dämonenhafte geschildert, das der Psychiater in den Augen der Laien hat: „Ohne Spur von Mitleid im rauhen Busen, das rohe Antlitz vom struppigen Vollbarte umrahmt, schreitet der Psychiater mit stechendem Blicke eilenden Schrittes durch die schmutzstarrenden Korridore dahin, seine Ohren verstopft gegen die Klagen der Unglücklichen, die er durch den faszinierenden Blick seiner schwarzen Augen in ihre düsteren Winkel bannt."

Auch in der schönen Literatur spukt solches Dämonengrauen vor dem Psychiater. So in Heinrich Manns Roman „Die Armen", der sich gegen den Irrenarzt wendet. (Man vergleiche die interessante Diskussion darüber bei Haymann, W. Mayer, Eskuchen [771].) In dem modernen „Trauerspiel" Schweiger von Franz Werfel (Wolff, München 1922) kann man in sehr vergnüglicher Weise die psychologische Dynamik beobachten, aus der heraus solche Dämonenfurcht geistert. Es sei einmal abgesehen von der geradezu albernen Zeichnung des Psychiaters Professor Viereck. Wichtiger ist uns, daß ein Geisteskranker von ihm sagt (S. 117): „Ich, der Kranke, war sein Stiefelputzer, Negersklave, Dienst d ä m o n" [e S]. Und im Helden Schweiger war „nicht Krankheit, nicht Wahnsinn" am Werk, als er in der Psychose ein Kind tötete, sondern „Der Böse!" (S. 124) „Der Teufel" (S. 128). Und ausgerechnet der Psychiater wird dann zu einem Gegenstand des Hasses gestempelt, als völkischer Politiker und arischer Judenfresser, also als eine Art von Überteufel. Wirklich sehr amüsant. Natürlich wird dann zuletzt (die Erfüllung eines Wunschtraums) der Irrenarzt von dem Kranken erschossen.

Doch Possen beiseite. Man sehe sich lieber einmal in der Wirklichkeit den viel- und feingebildeten modernen Nervenarzt an, von denen mancher einen philosophischen Lehrstuhl innehat und dem gegenüber man wohl nicht viele humanere Typen unter der Menschheit findet.

Der Psychiater also flößt uneingestanden ein unwillkürliches, unbewußtes, heimliches Grauen ein. Dies überträgt sich nun aber auch auf seine Wissenschaft. So sagt einmal Trummler [1070] von Hölderlins Psychose: „Was geschah, ist durchaus Geheimnis und kann nicht Gegenstand jener widrigen Krankheitswissenschaft [e S] sein, von der wir bereits Zeugnisse haben." Die Psychiatrie ist nämlich kaum erst ein Jahrhundert alt, ist eine ganz junge Wissenschaft; als Allgemeingut und gleichberechtigt ist sie noch lange nicht von der Menschheit erobert, anerkannt, ein-

verleibt. Auch Jaspers [501] (S. 3 f.) bekennt offen: „Unter intellektuellen Menschen scheint es heute zum guten Ton zu gehören, auf den psychiatrischen Standpunkt mit abweisender Verachtung zu blicken."

Wir fassen diese Abweisung der Wissenschaft Psychiatrie teilweise auch als ein Schutzmittel auf gegen ein unbewußtes leises Grauen, selbst einmal in die Krallen der Dämonen und ihres Priesters zu fallen, dieses Anwalts aller Teufel — wie gesagt ein uraltes Grauen vor den unverstandenen, unerkannten Geisterhänden in der Natur. Als unbewußtes Abwehrmittel um so erklärlicher, weil ein großer Teil der Intellektuellen aus disharmonischen Psychopathen besteht und ihre Furcht darum manchmal nicht so ganz unbegründet sein dürfte. Dieses Grauen sitzt so tief im Menschen, daß es selbst Mediziner befällt. Die Nicht-Psychiater unter Ärzten (nicht etwa Studenten, sondern Oberärzte und Professoren) schildern öfters ganz von selbst ihr Grauen vor dem Psychiater und seiner „geschlossenen Abteilung". Und sie geben zu, daß eine heimliche Furcht dem zugrunde läge, sie könnten auch einmal Gegenstand des Psychiaters werden, auch einmal von ihm gefangen und „eingeschlossen" werden. Es spukt die Möglichkeit einer unheimlichen, geisterhaften, mystischen Gefahr.

Abneigung und Meidung — so heißt die stillschweigende Parole, die die Gesellschaft und auch die andere Wissenschaft ausgibt gegen die Psychiatrie. Aber aus einfacher Meidung wird sofort flammender Haß, wenn der Seelenarzt wagen sollte, die „heiligsten Güter der Menschheit" durch das Mikroskop seiner Wissenschaft zu betrachten. Alle guten Geister werden aufgerufen zum Streit. Ein heiliges Genie mit den Augen des Psychiaters betrachten? Gotteslästerung. Und der moderne Hexenprozeß beginnt vor dem Inquisitionsgericht. Angeklagter: der Schamane der Dämonen. Gegenstand der Anklage: er hat einen Heroen und Wohltäter der Menschheit für besessen erklärt. Staatsanwälte: die sehr ordentlichen Professoren für Philosophie, für Kunst- und Literaturgeschichte. Nebenkläger: die Hüter der absoluten Werte. Richter: die Bildungsphilister. Gerichtspräsident: der Dünkel und Selbstverehrungstrieb der Menschheit, mit der Binde der Selbstgerechtigkeit und der Blindheit (Affektblindheit) über den Augen. Als Sachverständige sind geladen: der Chefredakteur der „Gartenlaube" (für geniales Schaffen), Freiherr v. Sch. (für Dämonen und spiritistische Psychiatrie), ein General der Heilsarmee (zur Begutachtung, was öffentlich als heilig zu gelten hat). Urteil: der Angeklagte wird in eine Anstalt eingewiesen.

Doch Scherz beiseite. Ist es nicht so? Ein Inquisitionsgericht, lautlose Geister der Zeit, sie ächten den Irrenarzt und seine Wissenschaft. Niemand kauft seine Bücher. Der Pathograph spielt vor gähnend leeren Häusern. Ein Genie darf einfach nie krank gewesen sein. Und wie reizbar und intolerant sind solche schöngeistigen Genieverehrer gegen alle vermeintlich Ungläubigen! Nieder

mit jeder pathographischen Betrachtungsweise, und wäre sie noch so pietätvoll. Alle kollektiven Weltanschauungen „huldigen einem falschen Optimismus“ (Vierkandt [715] S. 378). Der schöne Schein, der Nebel und Nimbus muß gewahrt bleiben. Der Mensch hat ja überhaupt die Neigung, die Wirklichkeit nicht richtig zu sehen. „Der Tieferstehende macht sich bei der Beurteilung des Höherstehenden durchweg einer falschen Einfühlung schuldig und idealisiert ihn in irriger Weise: er trägt eine Menge von Erhabenheit und Größe in seine Lebensführung hinein, die aus seiner eigenen Phantasie stammt“ (Vierkandt [715] S. 400).

Der Historiker, der Soziologe, der Naturwissenschaftler und Biologe aber, sie wollen die Wirklichkeit sehen. Die Gelehrtenstube allein tut es nicht. Hegel bewies, in seiner Habilitationsschrift, daß zwischen Mars und Jupiter kein Stern sein könne — und das zwei Jahre, nachdem die Ceres bereits entdeckt war (Bleuler [320] S. 9)

Die Psychiatrie ist nun die letzte der Naturwissenschaften, die sich kämpfend, ringend ihren Platz erobern muß im Kreise der Wissenschaften. Auch darum noch die vielfältige Gegnerschaft, die riesengroß ist. Nicht bloß die alte Feindschaft aller Religionsgläubigen gegen alles Denkertum, nicht bloß der Hochmut der Metaphysiker und Hüter absoluter Werte gegen alle Naturwissenschaft und Biologie, nein, auch der Haß jedes „Geisteswissenschaftlers“ gegen die jüngste Naturwissenschaft Psychiatrie spricht aus solcher Ächtung.

Haben wir nun all deren Wurzeln ausgegraben? Angenommen, all jenes Affektive könnte mit gutem Willen überwunden werden — es bliebe doch noch Grund zu einem Erdenrest von Abneigung übrig. Wo dem Menschen Unverständliches, Rätselhaftes gegenübertritt, und wo ihn nicht zugleich etwas sehr Wertvolles zu Schauern der Verehrung nötigt, da kehrt er sich unwillkürlich mißmutig oder verachtend ab. Und nun gar, wenn das Schwerverständliche zugleich mit ausgesprochen Negativem gepaart ist, mit Unlustbetonung. So lehnen viele, die nicht dafür begabt sind, die Mathematik ab.

Ähnlich geht es mit der Psychiatrie. Diese Wissenschaft ist noch zu jung und zu schwierig (beides hängt innig zusammen). Sie steht dem allgemeinen Wissensgut der Menschheit noch um Lichtjahre fern. Auch Gebildete begreifen nicht so leicht, um was für Probleme es geht. Jahre an täglicher Erfahrung sind nötig, bis der junge Arzt sich einarbeitet. Philosophie oder Geschichte oder Ästhetisches vermag auch der Laie so annähernd aufzunehmen. Beim Psychiatrischen fühlt er bald seine Grenzen, muß er sie fühlen. Eine Mauer steht vor ihm, ohne Tür, die hineinführte. Schwerverständlich und „widrig“ zugleich? Weg damit. Es wird abgelehnt, verdrängt, gehaßt, gemieden, zum Teil, weil man es nicht versteht. „Mißverständnisse herrschen auf der ganzen Linie“ (Rittershaus [510] S. V). „Die Tatsache aber ist unbestreitbar, daß kaum auf irgendeinem Gebiet des öffentlichen Lebens so viel Irrtum

herrscht, wie auf dem des Irrsinns" (S. VII). Und je mehr man heimlich fühlt, „daß ohne die Berücksichtigung dieser psychopathologischen Faktoren eine befriedigende Lösung zahlreicher Probleme absolut unmöglich ist" (S. 1), um so mehr muß die Abneigung zunehmen, weil man nichts davon versteht.

Aber trotz allem und allem: „Zur Zeit führt einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Weg zur Erkenntnis der menschlichen Seele über die Psychopathologie", sagt Altmeister Bleuler [523] (S. 167).

Nicht darum findet man unter Psychiatern so viele feine Köpfe, weil sie Psychiater sind — gewiß nicht. Sondern umgekehrt: die feineren Köpfe merken, daß man die menschliche Seele, daß man zahlreiche philosophische Probleme, daß man Kunst und Geschichte und Genie gar nicht voll und tief begreifen kann ohne Psychiatrie — und deshalb sammeln sich gerade die grüblerischen Köpfe in der Psychiatrie.

Sie ist noch jung als Wissenschaft. Aber will man ihr vielleicht dauernd vorwerfen (wie man einmal gedurft hat), daß sie in ihrer ersten Jugend zuweilen täppisch gewesen? Täppisch im Heilen, täppisch im Forschen, täppisch in ihrer Anwendung auf andere Gebiete? Haben andere Wissenschaften nicht etwa genau die gleichen Eseleien begangen? Muß das Vorurteil, muß der Haß und der Glaubenskrieg gegen den Nervenarzt immer so weiter wüten? Dieser Haß ist eine Krankheit der heutigen Menschheit, eine Neurose. Neurosen sind heilbar. Heilbar, wenn Unbewußtes, Uneingestandenes ausgesprochen und bewußt gemacht wird. Wir wollen heilen, indem wir hinweisen auf die heimlichen Wurzeln jenes Hasses. Wir nennen die Dinge bei Namen und wollen sie dadurch unschädlich machen. Nur wer uns sagt: ich bin geheilt von der Seelenkrankheit „Psychiaterhaß" — nur der, aber auch nur der kann von uns ernst genommen werden als wissenschaftlicher Gegner oder (was uns gewiß lieber wäre) als Mitarbeiter an den größten Problemen der Menschheit. Sehen wir uns scharf ins Auge. Nicht wir sind ja die Gegner und feindselig gesinnt. Ihr Gläubigen, Andersgläubigen seid es, ihr betrachtet die Früchte unserer Wissenschaft mit den Augen intoleranter Inquisition.

Nur gemeinsame Arbeit kann Probleme lösen, so unentwirrbar schwierig wie das von „Genie und Irrsinn". Prinzhorn [645] (S. 9) trifft den Nagel auf den Kopf mit den Worten: „Trotz all dieser schwierigen Verwicklungen und trotz aller Empfindlichkeit gegen die Meinung des Psychiaters umkreist der Kulturmensch in Gedanken unermüdlich das Problem, das durch Lombrosos Schlagwort nur verdunkelt wurde . . ." So meinen wir auch. Das heimliche Interesse für das Problem „Genie und Irrsinn" — es bleibt. Denn es ist weniger gelöst denn je. Bleibt trotz allen Psychiaterhasses, und ist doch ohne den Psychiater nicht lösbar.

Bevor wir aber unsere eigene Expedition ausrüsten, um der Erkenntnis einen neuen Erdteil zu erobern, wollen wir die alten Landkarten mustern und sehen, wie weit man bisher gekommen.

ERSTER ABSCHNITT

DAS PROBLEM „GENIE UND IRRSINN“

VERWICKELTHEIT

Dieser ganze erste große Abschnitt soll nicht bloß das Historische des Problems darstellen; er soll vielmehr in seine außerordentliche Verwickeltheit hineinleuchten und aus dieser heraus erst das Problem wirklich vor Augen rücken. Denn immer noch, seit griechische Denker sich darum gemüht, schaut es unbeweglich und starr an uns vorbei — eine Sphinx.

Und den Forscher, der eine Weile dem bunten, verwirrenden Tanz der Erscheinungen zugeschaut hat, ergreift ein Zagen: Wie wäre es möglich, da Ordnung hineinzubringen?

Schon aber hören wir: wieso denn v e r w i c k e l t ? H i e r haben wir das Genie, eine biologische Gegebenheit, und d a haben wir die psychiatrische Wissenschaft. Nun untersuchen wir den biologischen Tatbestand Genie einfach ärztlich, nach Konstitution und Gesundheitszustand. Und finden wir bei ihm „Wahnsinn“ oder „Entartung“ oder „Gesundheit“, so ist das Genie eben irrsinnig oder gesund. Ganz einfach.

Gerade w e i l man bisher so entsetzlich oberflächlich geurteilt hat, ist man auch nie weitergekommen. Man werfe allein einmal einen flüchtigen Blick auf die L e h r e vom Genie, auf diese verwirrende Fülle von tausend Meinungen. W e i ß man damit vielleicht, was nun Genie i s t ? Kennt man seine „biologische“ Gegebenheit? Wie man eine Blüte, einen Schmetterling kennt? Oder man sehe ein paar hundert Theorien über „Genie und Irrsinn“ durch: alle untersuchen einfach psychiatrisch den biologischen Menschen Genie.

Und dann bricht der Kampf los. Aber nirgends reinlich geschiedene Lager: hie Freund, hie Feind, oder hie Verehrung, hie Vivisektion. Zwar laufen, solange Denker darüber gebrütet, zwei Fäden durch all ihre Werke: ein weißer, der ausdrückt, das Genie ist heilig, göttlich, und f o l g l i c h gesund; und ein roter, der sagen will, zum Genie gehört untrennbar ein wenig Wahnsinn. Aber in den einzelnen Lehren laufen die Fäden oft d u r c h einander, sie verflechten sich, drehen sich zusammen. Etwa: aus dem Genius redet durch das Sprachrohr des Wahnsinns ein Gott, erst i m Irrsinn glüht der göttliche Funke auf. In vielen Sprachen gibt es daher

für heilig und irrsinnig dasselbe Wort, und auch im morbus sacer, der heiligen Krankheit, der Epilepsie, sind beide Begriffe verkoppelt. Das erscheint dem modernen Geist alles samt und sonders als Widerspruch. Derart klaffen aber im ganzen Problem l a u t e r Widersprüche.

Da urteilt im Leben der eine über einen Menschen: „genial". Der andere sagt: „Genial? Was? Ein eitler, verdrehter, ein halbverrückter, entarteter Bursche." Der dritte meint vielleicht: „Genial? Nein, dafür ist er zu krankhaft; denn das Genie ist immer gesund." Ein vierter betont: „Kein e c h t e s Genie, sondern n u r ein Talent." Und ähnlich in hundert Mischungen.

Meinung steht gegen Meinung. Was auf dem 30. Meridian ein Genie heißt, wird vielleicht fünfhundert Kilometer westwärts oder ostwärts, bei einer anderen Nation, zu einem gleichgültigen, spöttischen Achselzucken, oder man kennt nicht einmal den Namen.

Auch zeitliche Entfernung läßt ganz andere Typen von Genies erscheinen. Die griechische Antike verehrte den unerschütterlichen Weisen als Höchstes; das 18. Jahrhundert sehnte sich nach dem wilden, leidenschaftlichen, stürmischen Genie, nach dem „Genialischen".

Sogar der g l e i c h e Mensch kann in der Jugend als Genie gelten, weil er wild und wogend, und im Alter, weil er der erhabene, u n bewegte Olympier. So Goethe.

Noch häufiger klafft ein a n d e r e r Widerspruch: Die Zeitgenossen, alle, die ihn persönlich gekannt, sie haben den Mann verspottet, bekämpft, verachtet, gekreuzigt; er war ihnen ein Geächteter, ein Verbrecher. Und dreihundert Jahre später wird der gleiche Mann zum Heiligen, zum Genie bei der Menschheit, ja zum Gott. So Jesus.

Oder die Mitlebenden haben ihn kaum gewürdigt, nur gerade als talentvoll beachtet und rasch vergessen. Von Genie sprach niemand. Da kommt die Kunde, er wäre geisteskrank geworden; man horcht auf und grübelt. Man beschaut die Gedichte aus der Zeit seiner Krankheit, und hundert Jahre später wird aus dem unbeachteten Talent ein strahlendes Genie. So Hölderlin.

Ist Genie-Werden vielleicht Verklärung, Idealbildung, Verheiligung, Vergötterung, Vergottung? Auch das nicht so ohne weiteres. Denn der unbefangene Blick schaut in der Geschichte auch Vergötterung von Menschen, die ganz ohne jede höhere geistige Leistung: antike Athleten, oder Cäsaren als dii.

Bei manchen Menschen wieder b e g e g n e n sich zwei oder drei verehrende Bezeichnungen: „Genie" oder „Heiliger" oder „Gott". So bei Buddha, bei Jesus. Es gibt also Vergötterung m i t und o h n e Genie-Benennung. Daneben findet sich aber auch überall auf Erden jede Art Zwischenstufe. Teils im Gebiet der B e g a b u n g: vom Idioten bis zur höchsten geistigen Anlage. Teils in dem Grad der Verehrung: zwischen Zeus und den Griechen standen Heroen und Halbgötter, zwischen Gott und den Christen steht Jesus, zwischen ihm und den Menschen wieder die Heiligen der Kirche, a u c h eine Art von Halbgöttern. Und ebenso in Indien und Ostasien.

Entspricht nun die Stufe der Begabung dem Grad der Verheiligung? Der flüchtigste Blick zeigt: nein. Genie ist demnach nicht einfach eine Verheiligung höchster Begabung.

Aus dem Wahnsinn sollte die Gottheit zum Menschen sprechen. Aber wo das Göttliche nicht allsogleich erschien, da schuf es sich der Mensch, „dreist und gottesfürchtig", auf künstliche Art. Die Pythia wurde durch giftige Gase umnebelt, bis sie ihre „heiligen" Sprüche herausstammelte, als Mundstück der Gottheit. An „Zeichendeutern" fehlte es nie. — Ganz ähnlich wird in zahllosen Kulten der Erde künstlich, durch Rauschgifte, ein heiliger Wahnsinn erzeugt; das Rauscherleben der Zauberer und Schamanen wird als göttliche Offenbarung, als heilig schaudernd verehrt. So kam Lombroso auf den Gedanken, die Primitiven erzeugten „Genie" auf künstliche Weise. Aber nicht Genie, sondern nur pathologischer Seelenzustand wurde erzeugt, denn der Geisteskranke war eben heilig, unantastbar, Tabu, ein Gefäß und Sprachrohr der Götter.

Wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen: beim Genie wie beim Heiligen stoßen wir immer wieder auf das Problem „Genie und Irrsinn". Darum ist die Geniefrage unauflöslich verknüpft mit zwei anderen Problemkreisen. Der eine heißt: seelische Ausnahmezustände oder seelische Krankheit. Der andere heißt: wie werden Menschen zu Heroen und Göttern? Wir brauchen also zur Lösung: Psychiatrie und Religionspsychologie.

Auch ohne Werttheorie werden wir nicht auskommen können. Warum wird der gleiche Mensch tatsächlich so verschieden gewertet, von Einzelnen wie von Zeitaltern? Gibt es vielleicht ein Kernerlebnis, das dem heutigen Genie-Erleben und Begriff entspricht? Dieser ist ja höchstens dreihundert Jahre alt. Was entsprach dem aber vor fünftausend Jahren? Oder heute noch bei Primitiven? Es gilt, den Generalnenner zu finden.

Offenbar kommt es auch gar nicht darauf an, ob ein Einzelner oder eine kleine Gruppe einen Mann für ein Genie hält. Auch nicht darauf, was dieser oder jener Denker sich für eine Theorie über das Genie ausgedacht oder wie er gerade sich das Genie erträumt. Sondern nur darauf, wie die Menschheit, wie große Gruppen, auch ohne Wort und Begriff „Genie", ihre Heroen erlebt haben im tatsächlichen seelischen Strom der Geschichte. Genie-Erleben ist nicht bloß Sache oder Theorie von Einzelnen, sondern ist vor allem soziologisches Geschehen. Auch ohne Soziologie keine Lösung.

Schon dieser ganz flüchtige Überblick beweist uns: „Das" Genie ist keineswegs und so ohne weiteres etwas Festes, Sich-immer-Gleiches, etwas Naturwissenschaftliches oder Psycho-Biologisches, das man einfangen, aufspießen, wissenschaftlich zerlegen könnte. Über die Schnelligkeit eines dazu begabten Rennpferdes, über die Ergiebigkeit einer Milchkuh, über die Menge Tran, die ein Walfisch abwirft, könnten nie so verschiedene Meinungen entstehen wie über den Wert eines Menschen als Genie. Genie ist durchaus nicht

von vornherein eine Abart der Gattung Mensch, die man psychologisch oder anthropologisch messen und untersuchen könnte. Das erschiene derart einfach, daß unser Problem bestimmt nicht so dunkel geblieben wäre. — Aber die Sphinx mahnt uns zur Antwort.

GENIE

Begriffsbestimmung? Sollen wir mit einer Definition des Genies beginnen? Begriffsbestimmungen sind immer etwas Spätes, Dünnes, das hinter der Wirklichkeit herhinkt. Man versuche einmal Licht oder Tisch oder Traum oder Krankheit zu definieren. Ebenso unmöglich ist es, auf Grund der bisherigen Forschung Genie zu definieren.

Bei jedem Objekt der Wissenschaft haben wir ja folgendes genau zu beachten: Das E r l e b e n eines Objektes ist z u e r s t da. Dann kommt die Benennung, der Name. Ein gedachtes, rationales Schema des Objektes, in dem alles Wesentliche enthalten, nennen wir seinen Begriff. Eine Beschreibung dieses Schemas wäre die D e f i n i t i o n. „Definiert wird n i c h t der Name und nicht die Sache, sondern allein der Begriff", betont R i c k e r t [753] (S. 85). Solche Definition, als Beschreibung eines Begriffsschemas, kann nur durch a n d e r e Begriffe oder Schemata bestimmt werden; sie ist also unter Umständen etwas sehr Blasses und Blutleeres, namentlich wenn man eine wissenschaftliche Untersuchung damit beginnen wollte. Das W e s e n der Sache bekämen wir damit nicht zu fassen. Ist das „Wesen" der meisten Dinge überhaupt rational zu begreifen? Wohl aber macht sich der Mensch T h e o r i e n vom Wesen einer Sache. Solche Theorie fragt nach Ursprung, Ursachen, Bedingungen, Gründen, und in der modernen Wissenschaft ist am fruchtbarsten immer gewesen die Frage nach der Entstehung, der Entwicklung, dem Werden, eben der g e n e t i s c h e Gesichtspunkt, der auch diese Arbeit völlig beherrscht. Zuerst soll man das Werden eines Objektes überschauen und dann erst versuchen, das Gewordene zu beschreiben, zu definieren. — Nehmen wir als Beispiel das L i c h t. Das Erlebnis: Lichtempfindung, Helligkeit, Farbe. Der Name: in allen Sprachen ein anderes Wort, ohne streng logische Beziehung zu seinem Wesen. Der Begriff und seine Beschreibung in Worten, die Definition? Hier kommen wir schon in Verlegenheit; und je nach der naturwissenschaftlichen Bildung oder Anschauung wird solche Definition ganz verschieden sein. Erzeugung einer Helligkeitsempfindung durch fortgeschleuderte Teilchen oder durch Ätherwellen oder durch elektrische Schwingungen oder — Wir sehen, die Theorie vom Wesen einer Sache geht mit in die Definition ein, eben „was man sich für einen Begriff von der Sache macht".

Will man einen Tatsachenkomplex wirklich n e u sehen, so darf man gerade nie mit einer Definition beginnen. Am allerwenigsten mit einer, die philologisch aus dem Namen, dem Wort gewonnen wäre. Denn in dem Namen stecken ja oft uralte, längst überholte

und bestimmt verkehrte Anschauungen (Theorien) vom Wesen der Sache: Mißverständnisse, Irrtümer, Archaisches, Mythologie, primitive religiöse Vorstellungen usw. Tatsächlich aber fangen zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten über das Genie mit einer Wort-Definition an. Genie stamme von gignere (zeugen), von ingenium oder genius. Folglich wäre Genie: ein zeugender Gott in einem Menschen. Das bringt uns natürlich nicht weiter.

Auch eine von all den ungezählten früheren Definitionen dürfen wir nicht aufgreifen; sonst würde es eben ein „vorgefaßter" Begriff. Sollen wir etwa folgende annehmen? „Genie ist die angeborene schöpferische Geisteskraft, durch die in irgendeiner Art menschlicher Tätigkeit das bisher darin Erreichte an Vollkommenheit erheblich und in überraschender Weise übertroffen wird." Für manchen Leser, vielleicht für die meisten, sähe das wohl recht einleuchtend aus. Und doch werden wir sehen, daß diese Definition nur so w i m m e l t von Irrtümern und Widersprüchen mit den Tatsachen. — Solche alten, erstarrten Definitionen sind ja immer eines der ernstesten Hindernisse für jeden Erkenntnisfortschritt. Eine neue, lebendige Auffassung der Tatsachen wird uns viel weiter führen.

W e l c h e r Tatsachen? Wir umgrenzen unser Arbeitsgebiet und wollen untersuchen alles, was nachweisbar, empirisch als Genie erlebt wird, und alles, was irgendwo oder wann als Genie benannt wird. Damit erfassen wir auch all jene Fälle, wo Erleben oder Benennung w e c h s e l t, wo beide einander widersprechen oder wo die Benennung strittig ist. Wir erfassen wechselndes oder verschiedenes Werterleben und Werteprägen. Also: wer wird als Genie erlebt? Und von wem? Wer wird als Genie bezeichnet? Und von wem? Auf diese Weise gelangen wir vielleicht zu einem g e n e t i s c h e n Begriff vom Wesen des Genies.

Die historische Entwicklung des Begriffs Genie. Auch der Geniebegriff ist g e w o r d e n wie alles auf Erden. Die Geschichte dieser Entwicklung ist sogar außerordentlich lehrreich und auch unter s e h r Gebildeten w e n i g bekannt. Wir können uns hauptsächlich auf die Werke von C a h a n [82] und H e r m a n n W o l f [102] stützen, beides gleich vortreffliche und gediegene Untersuchungen. Für unsere Zwecke mußten wir den Stoff beider Arbeiten umordnen, durchflechten und mit Eigenem ausbauen[2].

Die Genie-Vorstellung entstammt deutlich dem mythologischen, religiösen Erleben, und zwar, was das W o r t anbetrifft, dem der Antike. Das W o r t Genie leiten einige von ingenium (gignere, zeugen) ab, einige von Schutzgeist, genius. Beides widerspricht sich

[2] Erst Ende 1926 konnten wir noch einzelnes aus der Untersuchung von Z i l s e l [104] nachtragen. Zilsel fügt zu Cahan nichts wirklich Wesentliches neu hinzu. Er sucht aber gleichsam die gesellschaftliche Dynamik bloßzulegen, mit der sich in s o l c h e n Zeiten und bei s o l c h e r sozialen Schichtung gerade s o l c h e Persönlichkeitsideale bilden und durchsetzen. Jedenfalls ein sehr verdienstvoller Versuch.

wahrscheinlich nicht. Denn in der altitalischen Religion war Genius die göttliche Personifikation der männlichen Zeugungskraft. (Frauen hatten keinen Genius, sondern eine Juno.) (Cahan [82]. So auch Zilsel [92] S. 89: „Dämon der männlichen Zeugungskraft.")

Wir haben noch eine andere Möglichkeit der Ableitung des Wortes gefunden, die weder Cahan noch H. Wolf noch auch Zilsel kennen. Sprenger [1247] (I, S. 221, Anm. 3) nämlich macht auf folgendes aufmerksam: „Vielleicht ist auch das lateinische Wort genius von Ginn [arabisch] und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von gignere abgeleitet und mit der Vorstellung von den Semiten nach Italien gewandert." Ginn heißt Schleier, Decke, Hülle, „. . . bedeutet also Umnebelung, Bedrückung des Geistes", meist einem Wesen außer uns zugeschrieben. Ginn bedeutet dann auch Gespenst, Dämon. [Vgl. unser „Geist" im Sinne von Gespenst, Geistwesen ohne Körper.] Die beste deutsche Übersetzung von Genie wäre wohl, wenn auch unzulänglich: „Geist". Auch Grimms Wörterbuch [57] (S. 2623, bes. 2717 f.) setzt Geist gleich spiritus, anima, mens, genius.

Soweit das Philologische. Die verschiedenen Ableitungen widersprechen sich nicht: genius bleibt immer ein besonderer Geist im Menschen und somit trennbar von ihm[3].

Später in der Antike erhielt jeder Mensch bei der Geburt einen Genius (Schutzgeist) fürs ganze Leben, der gleichsam sein ideales Ich, sein Schicksal repräsentierte. (Auch Nationen, Städte, Legionen hatten ihren Genius.)

Allgemein war also Genius ein übersinnliches Wesen, das zwischen der Gottheit und den Menschen stand, das Einfluß auf das Leben des Menschen hatte: eine Art Halbgottheit mit göttlich beschränkter, aber übermenschlicher Macht. Da es gute und böse Genien gab, hatte jeder Mensch einen schützenden und einen quälenden Genius. In Griechenland hießen diese Genien Dämonen und waren dort ebenfalls Schutz- oder Quälgeister.

Dieser Glaube war natürlich nicht auf die griechisch-römische Antike beschränkt; er findet sich auf der ganzen Erde und in fast allen Religionen (bei Indern, Persern, Chaldäern, Juden usw.). Auch der „Sohn des Menschen" aus dem Buche Daniel, für den Jesus sich hielt, war übrigens ein solches Zwischenwesen.

Der Begriff Genius als Halbgott hat demnach seine Wurzel im allgemeinen religiösen Bewußtsein der Menschheit. Da in der Antike der Genius jedes Individuums ein Symbol seines ganzen inneren, unbewußten Lebens darstellte, so mußte in einem überlegenen Individuum eine besondere Götterkraft lebendig sein, ein besonderes Daimonion. So etwa bei Sokrates. Die antike Idee von einer Personalgottheit berührt sich bei solchen bevorzugten Individuen mit dem modernen Geniebegriff.

[3] Damit nicht zu verwechseln „Genie-Wesen", militärisch. Dieser Ausdruck stammt vom spätlateinischen ingenium, die Kriegsmaschine; also militärisches Ingenieurwesen.

Verehrung, Vergötterung von Menschen hat auch sonst die Antike gekannt: Verehrung von Athleten und Ringkämpfern — göttliche Verehrung des Genius von Cäsar, der als dritter Schutzgeist der Stadt Rom verehrt wurde — die Vergötterung von Herrschern, von Weisen — die fast religiöse Verherrlichung des Weisen bei den Zynikern, bei Plato, bei den Stoikern und Epikureern. Auch Sophokles, Lysander, Alexander wurden unmittelbar als Götter erlebt (Spengler [758] I, S. 526); ebenso Plato und Epikur (II, S. 387). Genau so außerhalb von Griechenland und Rom: Konfuzius, Buddha, Al Ghazali, Hoang Ti. Diese hatten als Gottheiten ihren eigenen Kult (Spengler [758]). Noch heute werden Menschen als Götter verehrt, so die tro-wo-Gottheiten bei den Ewe (Preuß [436] S. 58).

Als die Götter des Olymps ausstarben, wurden aus den höheren Gottheiten Dämonen, aus den Dämonen wurden kleine Götter oder philosophisch-mystische Begriffssymbole (Platos Ideen).

Zilsel nimmt sechs Wurzeln unseres Geniebegriffs aus der Antike an: 1. die Enthusiasmuslehre Platos (ein Gott selbst redet durch den Dichter, als seinen Diener; der Dichter selbst ist ohne Begabung. Er ist von der Gottheit besessen: „des Gottes voll und von Sinnen"); 2. das Daimonion des Sokrates (ein Genius als Sondermitgift eines ausgezeichneten Einzelnen); 3. den Heroenkult; 4. Ciceros Traum des Scipio: die Trefflichsten finden sich in einem (besonderen) Himmel wieder; 5. die berühmte Schrift des Longin (1. Jahrh. n. Chr.) *περὶ ὕψους*, Über das Erhabene (Lobpreisung des Dichters und Rhetors — Betonung der angeborenen Begabung, der großen „Natur", *μεγάλη φύσις*, die „an die Majestät der Gottheit heranreiche"); 6. die „viri illustres" der römischen Literatur (Sammelbiographik berühmter Männer, als ob alle Berühmtheiten zusammengehörten, eine Einheit bildeten).

In der Spätantike und im Mittelalter wimmelt es überall von solchen Zwischenwesen: Dämonen, Geister, Gespenster, Engel, Kobolde, Heilige und Hexen tummeln sich bunt durcheinander, als Erben der abgestorbenen antiken Genien.

Diese feierten ihre Auferstehung zur Zeit der Renaissance. Kraft der großen Anschaulichkeit des Renaissance-Denkens lebten die antiken Genien wieder auf. Die geistigen Kräfte, Leidenschaften, Tugenden wurden als kleine beflügelte Kinderfiguren dargestellt: so der Genius der Liebe, der des Friedens, der Poesie. Eine religiöse Stimmung baute dem kleinen Genius auch Tempelchen, Säule, Altar

Genius war also eine Personifikation geistiger und ethischer Werte, Kräfte, Eigenschaften, zugleich mit einer Art religiösen Kultes. Dies ist die erste deutlich sichtbare Wurzel unseres heutigen Geniebegriffs. Nicht mehr Genius als Schutzgeist des ganzen Menschen, sondern einzelner seiner Fähigkeiten, insbesondere der geistigen (oft gleich Geist, esprit). Später dann eine Personifikation der geistigen Schöpferkraft eines Menschen. Nie verliert

auch in der Renaissance der Geniusbegriff den Beigeschmack des Religiösen, des Göttlichen (n. Wolf [102]).

Der Dichter schafft wie eine zweite Gottheit, beide sind *ποιηταί*, lehrt 1561 Scaliger [1]. Ferner Tasso (1587): „Non merita nome di Creatore, se non Iddio ed il Poeta" (nach Shelley „Defense of poetry"). Auch Philip Sidney (Apologie for Poetrie) vergleicht (1595) den Dichter mit dem Schöpfer; oder Vauquelin de la Fresnaye (Art poétique 1598) mit Gott, dem großen Werkmeister. Ähnlich Puttenham (The Arte of English Poesie 1589): „The poet is a Creator like God." Auch der spanische Arzt und Schriftsteller Huarte [3], [4] (1575) gehört zu den wichtigsten Stammvätern des heutigen Geniebegriffs. Er gab Ratschläge für die Berufswahl, je nach der Begabung, und Anweisungen für die Menschenzucht.

Die Annahme einer göttlichen Schöpferkraft beim Dichter ist nun aber keineswegs gleichbedeutend mit unserer heutigen Forderung von Originalität. Denn Mittelalter und Frührenaissance kannten noch das Ideal der Nachahmung; auch in ihr konnte sich Schöpferkraft zeigen. Erst ganz allmählich kommt im 16. Jahrhundert das Ideal der Originalität auf (Leonardo um 1500, Vasari 1550, Scaliger 1561, Telesio [2] 1565). [Wir folgen jetzt Zilsel.]

Ende des 16. Jahrhunderts liegt das Nachahmungsideal der humanistischen Literaten (die Antike) im Kampf mit dem Selbständigkeitsideal der Maler-Ingenieure. Das Ideal der Renaissance war viel eher der Ruhm des Einzelnen oder das Ideal des feingebildeten Hofmannes — eher als etwa das Ideal überragender Begabung (ingenium). Der Ingenium-Begriff entsprach auch nicht der modernen „Genialität", sondern man schätzte vor allem Intellekt, Gedächtnis, auch Fleiß. Allmählich treten erst später am Ingeniumbegriff die irrationalen Züge mehr hervor. Vasari spricht (in der Raffaelbiographie) von einer gewissen Wildheit der bildenden Künstler: „. . . ein gewisses Etwas von Wahnsinn und Wildheit", „zerstreut und phantastisch" (im Gegensatz zu Raffael). Aretino betont die Leichtigkeit der Produktion, Holland a (1548) sieht etwas „Wunderliches oder Absonderliches" (abstrahierend von Michelangelo), ein „Monstrum an Vollkommenheit", Alberti betont Erfindung. Der Enthusiasmusgedanke wird übernommen und hinzugefügt. Bei Scaliger geht aber der Gott, der den überragenden Menschen mit seinen angeborenen, nicht erlernbaren Eigenschaften inspiriert, in den Geniusbegriff über. Der moderne Geniebegriff ist damit aus der Taufe gehoben. Genius wäre also ein inspirierender Dämon der göttlichen Ingenien; Scaliger glaubte buchstäblich an ihn. So hat unser Geniebegriff zwei Eltern: die Lehre von der Gottbesessenheit (Enthusiasmus) und die von der angeborenen Begabung (ingenium). Und schon Scaliger hebt die „Dunkelheit des genialen Gedankens" hervor; es gehen also irrationalistische Tendenzen in den Geniebegriff ein. Stets bleibt ein stark metaphysischer Beigeschmack: bei Ficinus 1480 waren die Genien

noch astrologische Sterngeister, bei Erasmus 1528 hatten sie okkultistisch-astrale Bedeutung.

Somit hat der moderne Genius vier Wurzeln: 1. antiker Dämon und Genius, 2. der inspirierende Dämon der Dichter, 3. die angeborene Anlage (ingenium) aller Menschen, 4. die hervorragende, besonders die irrationale Anlage der hervorragenden Menschen.

Die Zeitsitte des Antikisierens und der neu aufflammende astrologische und dämonologische Aberglaube machen die Spätrenaissance geneigt, den antiken Genius als Urheber oder halb metaphysische Personifikation der individuellen Eigenart wieder aufzugreifen. Die Schauer des Übersinnlichen machen ihn geeignet, in den Ruhm- und Ingeniumkult der Renaissance einzufließen, denn dieser war schon metaphysisch durchsetzt, und namentlich konnte er mit der Enthusiasmuslehre verschmelzen.

Nur ganz langsam geht der Begriff genius als Personifikation der individuellen Eigenart um 1550 in den Sprachgebrauch über. Die Italiener hatten dafür das Wort „ingegno", die Franzosen den Ausdruck „esprit". Erst die Barockzeit prägt um 1650 den Begriff und das Wort im heutigen Sinne aus: ein Mensch mit einer unbegreiflichen (mystischen, göttlichen) Schöpferkraft. Gracian [5] (Madrid 1642) kennt genius als Begabung, Geist, Geistesart; er stellt ingenio und genio nebeneinander, anscheinend genio über ingenio, als eigentlich erfinderische, künstlerische, „geniale" Tätigkeit.

Gegen 1700 werden dann in Italien auch hervorragende Menschen selber genius, genio genannt. Noch im 17. Jahrhundert hatte in Frankreich das Wort génie viele Bedeutungen: 1. gleich Dämon, genius; 2. angeborene Begabung; 3. überragendes Talent; 4. der begabte Mensch selbst; 5. die individuelle Eigenart. Erst im 18. Jahrhundert wird génie unserm heutigen Begriffe gleich.

In England war „genius" seit etwa 1650 gleich „Begabung"; im 18. Jahrhundert wird auch dort daraus der überragende Mensch.

Demnach sind die Heimat des Geniebegriffs Italien, Frankreich, Spanien. Vorher waren Persönlichkeitsideale gewesen: in der Antike der Weise, im Mittelalter der Heilige, in der Renaissance der Hofmann, der Staatsmann, der bel esprit. Nun erst kam „das Persönlichkeitsideal literarisch-bürgerlicher Schichten", das Genie (Zilsel). Dieser neue Begriff des Genius ist in der Welt der Literaten und bildenden Künstler entstanden; er wurde allein in Kunst und Literatur angewandt und nur in den Kreisen der höheren Gesellschaft. Er war zwar nicht mehr eine unmittelbar religiöse Vorstellung oder ein theologisch-philosophisches Symbol, sondern rückte in die Sphäre des Ästhetischen, wurde ein ästhetischer oder mystischer Wertbegriff. Den versteckt religiösen Beigeschmack hat er aber bis heute niemals verloren. Auch die ganz rationalistischen Ästhetiker der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sprechen von „der Begeisterung, dem geheimnisvollen Einfluß des Himmels" (Boileau [6]), vom heiligen Feuer, mit der Gottheit verwandt (Perrault [8]), oder vom angeborenen „himmlischen Licht" (Pope [9]).

Ein Verdienst von Zilsel bleibt es, darauf hingewiesen zu haben, daß jenes halbreligiöse Ideal ergänzt wurde durch das Originalitäts-Ideal. Nicht Personenverehrung, sondern das Streben nach sachlichen Zielen (Erkenntnis, Kunst, Menschheitskultur) war es, was dieses Ideal angliederte; es stammte aus den Kreisen der Erfinder und Entdecker, der Organisatoren und Künstler-Ingenieure wie Leonardo und Vasari Aretino.

Damit haben wir denn endlich das 18. Jahrhundert erreicht und den Mann, der es entscheidend durch seine Theorie beeinflussen sollte, den Engländer Shaftesbury [10] (1671—1713, Hauptwerk 1711). Das 18. Jahrhundert — sicherlich eines der merkwürdigsten und wichtigsten Jahrhunderte der neueren Menschheit — wirkte eigentlich erst die Anregungen aus, die der Renaissance-Geist der Freiheit gegeben hatte in Humanismus, Reformation, erwachender Naturwissenschaft. Ein Jahrhundert, gleich gesteigert im Gefühlsleben (Sentimentalität, Sturm und Drang, Goethe) wie auch gesteigert in der Verstandesbetonung (Aufklärer, Rationalismus, Voltaire). Eine Zeit innerer Zerrissenheit also: man fühlte sich unsicher, der tastende Fuß glaubte den Boden zu verlieren; dazu noch der politische Druck von oben. Man hat im Rationalismus seinen Glauben verloren. „Da erstrahlte der Geniebegriff, der antikisierenden Kunst entnommen, in seiner ganzen Herrlichkeit und Erlösungskraft und wird zum tröstenden Leitstern der Zeit" (Cahan). Zurück zur Natur! Seine höchste, religiöse muß man sagen, Befreiungsmacht gewinnt der Geniebegriff etwa 1750—1800 in der deutschen Geisteswelt. Shaftesburys Genieauffassung und Prometheus-Symbol wird zum Schlachtgeschrei der Sturm- und Drangperiode, zum Symbol des Revolutionärs, der alte Regeln stürzt. Das Genie ist sich selbst Gesetz, war der Grundgedanke, der alle starren, rationalistischen Vorschriften und Fesseln sprengte. Frühlingsturm brauste. Eine „tiefe Ahnung von unbekannten, im geheimen sich regenden Kräften" (Cahan) geht durch die Gebildeten, eine Erwartung des alleserlösenden Genius, eines künstlerischen Messias. Ihren Höhepunkt erreichte sie in der Feuersbrunst der Sturm- und Drangperiode: die Geniebewegung als geistig-sittliche Revolution. Gleichsam eine Religion der befreiten „freien" Geister.

Das 18. Jahrhundert legt auch sogleich die beiden Schienenstränge fest, auf deren Bahn die zwei Hauptrichtungen der Genietheorien nebeneinander herlaufen oder sich überschneiden sollten. Damals begann schon der Glaubenskrieg, der heute noch weitergeführt wird. Die eine Richtung besagt: Das Genie ist ein Mysterium, eine Offenbarung des Metaphysischen, Göttlichen. Dieser Weg führt von der naiven Antike über die Renaissance unmittelbar zu Shaftesbury, der das Genie eine Offenbarung des Allgeistes, eine zweite Gottheit nannte. Von ihm aus zweigt ein Schienenstrang nach Frankreich und seinen Denkern ab, der andere führt nach Deutschland (direkt oder über Frankreich). Er läuft weiter über Klassizismus, Romantiker, Schelling, Schopenhauer zu Carlyle und Emerson, deren Geniekultus als

ausgesprochene moderne Religion nicht mehr übertroffen werden konnte; er feiert noch im Übermenschen des späten Nietzsche seinen heimlichen Triumph. — Die zweite Bahnrichtung hält sich teils neben der ersten, teils sucht sie an einem Kreuzungspunkt deren Zug zum Entgleisen zu bringen: es ist die Richtung des kritischen Verstandes, der aufkommenden Soziologie, Naturwissenschaft und Medizin — wenn man will, eine Art Atheismus in der Genieauffassung. Das Genie wird seines mystischen Gewandes entkleidet. Man will es „erklären", will es wie ein trügerisches Medium „entlarven". Dieser Weg kommt her von der französischen materialistischen Schule (Genie ist Fleiß) und von Helvétius [20] (Genie ist Geduld: „le génie c'est une longue patience"; Genie ist künstlich anzuerziehen). Er geht weiter über Gottsched, die Milieu-Theoretiker (Genie ein Produkt der Konstellation), über die medizinisch-psychiatrische Schule der Franzosen und Italiener (Lélut, Moreau, Lombroso) ebenfalls zu Nietzsche, diesmal aber zu dem jungen, positivistischen Nietzsche, der Wort und Begriff Genie ja vollständig verwarf. Sie mündet endlich aus in dem Werk des Philosophen Zilsel [92] 1918, der gegen die „Geniereligion" eifert und dem das Genie nichts anderes ist als „wie ein Charlatan dem Bauern erscheint".

Daß beide Richtungen schon im 18. Jahrhundert aufeinander prallten, war nicht zu verwundern. Gegen die „Originalgenies" der Sturm- und Drangperiode wandte sich die rationalistische Richtung mit ihrem Spott: Gottsched, Nicolai; auch Kant [29] spricht von „Genieaffen" (allerdings etwas unsicher und vermittelnd, innerlich widerspruchsvoll). Aus diesem theoretischen Kampf des 18. Jahrhunderts und seiner Kritik des Geniebegriffs sind später die zahlreichen Theorien vom Wesen des Genies hervorgegangen, deren Literatur heute kaum zu übersehen ist (siehe Literaturverzeichnis: Die Lehre vom Genie, ab 1800).

Religiöses Genie-Erleben. Um den Zusammenhang nicht zu verlieren, wollen wir gleich jetzt schon hervorheben, daß, ganz unabhängig von allen Theorien über das Genie, das lebendige Erlebnis des Genies heute noch ungefähr das gleiche ist wie in der Antike und durch die Jahrtausende: ein Mensch als eine Art Halbgott geheiligt und verehrt. „... die allgemeinen Grundmotive der religiösen Vorstellungen überhaupt" sind „noch jetzt im Verhältnis zum Geniephänomen wahrzunehmen (Cahan [82] S. 36), namentlich beim Geniebegriff höchster Fassung. (Bei dem weiter ausgedehnten Begriff gleich „Talent" erscheint das religiöse Motiv sehr abgeschwächt oder kaum noch erkennbar.) Der Geniebegriff ist dem Gottesbegriff ganz nahe verwandt; darum grenzt auch das moderne Verhältnis des Verehrers zum Genie sehr oft an religiöse Inbrunst, Schwärmerei und Ekstase. Noch heute hat das Genie seinen Religionskultus, seine geweihten Stätten, seine Priester und Anbeter, seinen Totenkultus mit Denkmälern, Stiftungen, Reliquien, Kränzen und Huldigungen. Dieser mystische Geniebegriff ist für viele sonst

„Aufgeklärte“ wie ein letztes Asyl des Gotteskultes, eben ihre Religion, ihr „Sinn“ des Daseins oder wenigstens der Menschheit. Daher die Errichtung von Tempeln des Genies: Westminsterabtei, Pantheon, Walhalla mit ihren Büsten, daher die Wallfahrten nach Weimar, Stratford on Avon, Bayreuth. Werke wie etwa Gundolfs [98] „Dichter und Helden“ oder Emil Ludwigs [103] „Genie und Charakter“ sind bezeichnend als eine Art religiöser Erbauungsbücher in ihrer leisen Verschwommenheit der Begriffsbildung und dem unbestimmten Schweben und Schwelgen ihres Stils.

Das mystische Erleben der Genies kann sich auch philosophisch einkleiden; Genie wird dann etwas Übernatürliches, es fällt aus den Gesetzen der gewohnten Erfahrung heraus, ist eine Offenbarung des metaphysischen Weltgeistes, des Absoluten (Jaspers [736]), wird schlechthin zu einem „absoluten Wert“.

Unmittelbar aus dem religiösen Erleben heraus wird uns nun auch verständlich, wieso es so ganz verschiedene Anschauungen über den Unterschied von Talent und Genie geben kann. Talent ist immer „nur“ ein Talent. Genie bedeutet der Menschheit niemals etwa ein gesteigertes Talent, sondern es hat, abgesehen von der „bloß formalen Begabung“, immer auch noch etwas Rätselhaftes, Vulkanisches, Dämonisches, Mystisches. Die Unbegreiflichkeit und leise Unheimlichkeit gehört zu seinem übernatürlichen Wesen, ebenso seine Regellosigkeit, Wildheit, Urwüchsigkeit. Gern wird, um das Genie möglichst hoch zu heben, das Nur-Talent in allen Tonarten herabgesetzt; sein Werk gilt als schablonenhaft, schulmäßig, trivial, rational und erlernbar, als bewußt berechnetes „Machwerk“. Die Menschheit zeigt geradezu ein Verlangen nach solchem grundsätzlichen Unterschied.

So führt von vornherein die jeweilige religiös-philosophische Weltanschauung zu ganz verschiedenen Theorien über das Wesen des Genies. Götterbildung hängt immer eng zusammen mit Idealbildung. Jede Charakteranlage, jedes Volk, jede Zeit bildet sich ihre Götter, sucht ihre Götter nach ihrem eigenen Ideal. Auch die Anschauungen vom Wesen des Genies sind oft ein Produkt der Ideal-Bildung ihres Zeitgeistes. Der Antike war der unerschütterliche Weise, wie wir sahen, das Ideal; den Dichter und namentlich den bildenden Künstler beachtete man überhaupt nicht als Persönlichkeit, ja man verachtete ihn sogar. Das 18. Jahrhundert in Deutschland erlebte am Genie aber gerade die entgegengesetzten Eigenschaften als Wert: nicht die Ruhe, sondern den Sturm und die Leidenschaft, das Titanenhafte, Prometheische, Aufgewühlte (Michelangelo, der junge Goethe und Schiller, später Beethoven, Byron). Sogar am selben Genie schätzen andere Zeitalter ganz andere Eigenschaften, so beim alten Goethe die erhabene Ruhe des unbewegten Olympiers. Die eine Idealbildung brauchte den jungen, wilden Goethe, die andere suchte den abgeklärten.

Genau wie das religiöse Leben Anfechtungen, Zweifel, Enttäu-

schungen kennt, so auch das Genie-Erleben. Wie viele Besucher waren von Goethe persönlich enttäuscht; sie hatten ihn sich ganz anders vorgestellt, und nun sah er aus „nur" wie ein Amtmann.

Aus dem Erleben des Genies als Heiliger, als Halbgott begreift man ohne weiteres die Entrüstung, das Entsetzen der Genie-Gläubigen, als mit dem Aufblühen von Naturwissenschaft und Medizin auf einmal auch Seziermesser und Mikroskop sich an die Idealstatue heranwagten. Das wurde und wird als Gotteslästerung empfunden. Verehrungstrieb und Erkenntnistrieb sind eben oft einander vollkommen entgegengesetzt in ihren Zielen.

DIE THEORIEN. „Eine befriedigende Antwort auf die Frage, was das Wesen des Genies ausmacht, ist trotz jahrhundertelanger Versuche nicht gegeben worden und wird niemals gegeben werden können", erklärt resigniert Rahmer [646] (S. 5). Ein Blick auf die Unzahl von Theorien scheint ihm recht zu geben. Wir stellen im folgenden eine Reihe davon zusammen; sie sind alle seit etwa 1700 entstanden, nachdem sich der moderne Geniebegriff endgültig ausgebildet hatte. — Wo die Theorien zusammengehören, ergab die Anordnung nach Schulen und gegenseitiger Abhängigkeit eine bessere Übersicht. Sonst sind sie einfach zeitlich geordnet. Der Kürze halber wurde der Telegrammstil gewählt. Einige Vererbungstheoretiker werden an anderer Stelle gebracht. Vollständigkeit zu erreichen, war der Arbeitskraft eines Einzelnen ganz unmöglich.

Die englischen Ästhetiker des 18. Jahrhunderts.

Shaftesbury [10] 1711: Die schöpferische Persönlichkeit mit Schöpferkraft der Seele steht im Mittelpunkt seiner Weltanschauung. Ein schöpferisches Prinzip gestaltet die Welt als Organismus. Genie eine Offenbarung des Allgeistes. Der Künstler der Gottheit gleich, „eine zweite Gottheit". Dafür das [berühmte] Symbol des Prometheus: „a juste Prometheus under Jove". Genie schöpferisch, durchaus original, zum Unterschied vom bloß nachahmenden Künstler. Schaffen durch „Enthusiasmus". Unterscheidung natürlicher und gebildeter Genies (n. Wolf [102]).

Addison [11] 1711—12: Das Natürliche und die Einbildungskraft (Phantasie) am Genie das Wesentliche; muß original sein. Genie hat „something like creation". Zwei Arten Genies: 1. große Genies. „There appears something noble wild and extravagant in these great natural Genius's, that is infinitely more beautiful than all the Turn and Polishing of what the French call a „Bel esprit" . . . (Spectator 3. 9. 1711, Nr. 160). So Homer, Altes Testament, Shakespeare. 2. Ebensogroße, aber geordnetere Genies: Plato, Aristoteles, Vergil, Tully, Milton, Bacon (n. Wolf [102]).

Young [22] 1759: „A Genius differs from a good Understanding, as a Magician from a good Architect." Genie angeboren, etwas Göttliches, von göttlichem Geist erfüllt. Originalität, Verachtung aller Gelehrsamkeit, aller Regeln. „Die Regeln sind die Krücken." Das Genie frei und irrationell. (Young war tiefreligiöser Theist. Erfolg durch glühende Begeisterung, Stil und Sprache) (n. Wolf [102]).

Gerard [26] 1774: in England der Erste, der Genie wissenschaftlich psychologisch untersucht. Hauptsache: Erfindung, schöpferische Einbildungskraft. (Schon bei Fielding „invention and judgment".) Es gibt Genies in Künsten und Wissenschaften. Phantasie und Urteilskraft. „Enthusiasmus" rein psychologisch erklärbar [nicht mystisch]. Besondere Kraft der Assoziation (n. Wolf [102]).

Die französischen Ästhetiker des 18. Jahrhunderts.

Bouhours [7] 1687: Genie eine interessante Naturerscheinung. Nicht das Klare, Distinkte erregt das Schönheitsgefühl, sondern das „Undeutliche".

Schon bei Montesquieu macht das „je ne sais quoi", das Unbegreifliche den Reiz des Kunstwerks aus (n. Wolf [102]).

Dubos [13] 1719: Sensualist, Gegner der Rationalisten. Positivist, Relativist, Historiker. Genie auch ohne Regeln möglich. Angeborene Anlage zu Leistungen, die andere nie erlernen. Begreifliche und erklärbare Naturerscheinung. Inspiration und Enthusiasmus rein naturalistisch und materialistisch zu erklären. Wesentlichstes: die Erfindung. Milieu wichtig (n. Wolf [102]).

Batteux [16] 1746: Genie ahmt schöne Natur nach. Enthusiasmus ohne allen göttlichen Einfluß erklärbar als gesteigerte Phantasie. Betont als erster Genie und Geschmack der Aufnehmenden (n. Wolf [102]).

Helvétius [20] 1758: Genie nichts Geheimnisvolles, keine irrationale Größe. Ohne göttlichen Einfluß, kein intuitives Vermögen, sondern eine allgemeinmenschliche Eigenschaft, d. h. kombinierendes Vermögen. Das Wesentliche die Erfindung (invention). Wer Genie hat, hat noch nicht diesen Titel. Titel, wenn Erfindung allgemeine und nützliche Sachen betrifft, wenn zum richtigen Zeitpunkt geboren und wenn Zufall günstig. Viele arbeiten an einer Sache, die Vollender erhalten Namen und Ruhm. [Noch sehr lesenswert.]

Diderot [23] 1759 (Encyclopédie, Artikel Génie, Enthousiasme, Goût. Art. Génie von Saint Lambert): gegen Helvétius. Genie ist Umfang des Geistes, Einbildungskraft, Aktivität der Seele, eine ganz besondere Organisation, Instinkt, eine Art Inspiration, eine schöpferische Kraft (wie die des Allmächtigen in der Natur), hat etwas Dämonisches, oft gerade anders als Zeitgeschmack. Kluft zwischen Talent und Génie. Regeln nützen dem Talent, schaden dem Genie (n. Wolf [102]).

Demnach die Engländer: Genie original, irrational, magisch, göttlich. Die Franzosen: Genie psychologisch naturalistisch erklärbar.

Die deutschen Ästhetiker des 18. Jahrhunderts.

Leibniz 1646—1716: Seele hat schöpferische Kraft, die Natur nachzuahmen. Jeder besondere (schöpferische) Mensch ein „kleiner Gott" in seiner Sphäre. Betonung des Subjektiven, Individuellen, des Unbewußten. Seele ein aktives Prinzip, immerwährend wirksam, immer denkend: wogender „fundus animi". Großer Einfluß L. auf Ästhetiker (n. Wolf [102]).

Gottsched [12] 1717: erster deutscher Versuch, Wesen des Genies zu bestimmen. Wie Boileau, gegen Young. Ärger über das Wort „Genie". Genie eine Mischung sämtlicher geistiger Fähigkeiten, „gesunde Vernunft" (n. Wolf [102]).

Bodmer, um 1745: sucht Rationalismus zu überwinden. Genie göttlich, sich selbst Regel. Wert der Phantasie, der Begeisterung (n. Wolf [102]).

Baumgarten [14], [15], [17] 1735—50: begründet deutsche Ästhetik. „Dichter eine zweite Gottheit." Erste deutsche begriffliche Geniebestimmung: harmonisches Verhältnis der psychischen Kräfte zueinander. Natürliche Anlage: Kopf, Herz, Sinne, starkes Gefühl, Selbsterkenntnis, Gedächtnis. Vor allem Originalität der Erfindung, starke Einbildungskraft, um Neues zu schaffen. Muß „gerührt" sein, um andere zu rühren, sonst bleiben Anlagen „tote Kräfte" (n. Wolf [102]).

Trescho [18] 1754: Erste deutsche Abhandlung über Genie. Göttlich, eine Gabe Gottes, eine allgemeine Eigenschaft der Menschen. Verschiedenheit durch „Weisheit Gottes". Also Anlage zu etwas (n. Wolf [102]).

Wieland 1733—1813: Genie „etwas Colossalisches"; Freiheit der Seele, oft ungelehrig, das Joch zu tragen, überspringt Schranken.

Resewitz [21] 1759: Genie „anschauende Erkenntnis". [Bedeutende Arbeit, ohne Einfluß, weil in Zeitschriften versteckt] (n. Wolf [102]).

Flögel [24] 1762 (Schüler von Dubos, Helvétius, Baumgarten): Wesentlich: Erfindung und Epoche machen. Bloße Fähigkeiten aus dem Schlummer gerissen, wie Feder zu einer „Fertigkeit" gespannt. Glühende Einbildungs-

kraft. Scheinbare Dummheiten, Leidenschaften, Sittenlosigkeiten des Genies (n. Wolf [102]).

Sulzer [19], [25] 1757, 1771: Genie und Werke originell wie eine Naturkraft. Regeln nur als „Wegweiser". Fähigkeit gesteigerter Vorstellungskraft, intuitive Erfindung. Begeisterung psychologisch zu erklären aus dem Unbewußten oder Traum. Durch schöpferische Kraft neue Formen von idealem Gepräge geschaffen (n. Wolf [102]).

Lessing 1729—1781: Genie der schaffende Künstler mit subjektivem Vermögen im ästhet. Gebiet, ein Schöpfer. Gegensatz zum Schulwissen. Schaffen aus genialem Gefühl, aber mit Zweck und Absicht. Fordert vom Genie Absicht zu belehren (n. Sommer [757]).

Die Anschauungen von Herder, Wieland, Goethe, Schiller über das Genie findet man sehr gut zusammengestellt in Grimm's deutschem Wörterbuch [57]. Alle bringen nichts grundsätzlich Neues.

Außerhalb von Schulen:

Huarte [4] 1575: betont die angeborene natürliche Begabung, eine Anlage des Gehirns. Vorschriften zur absichtlichen Erzeugung guter Begabungen. [Viel Scholastisches. Sehr ergötzlich!]

Voltaire 1694—1778: An Diderot: „Alle Handlungen des Genies sind die Werke des Instinkts . . . Corneille schrieb die Szenen der Horazier, wie ein Vogel sein Nest baut" (c. n. Hirsch [185] S. 36). Faßte aber sonst Genie als ausdauernde Geduld eines Talentes auf.

J. G. Zimmermann [27] (S. 337) 1786: Genie ist Einbildungskraft und Verstand in höchster Ausbildung.

Kant [28] 1790: § 46. „Genie ist die angeborene Gemütslage (ingenium), durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt." (Kant wendet den Geniebegriff nur auf Künstler an.) Auch: „Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt." § 49. „Von den Vermögen des Gemüts, welche das Genie ausmachen" — nämlich „Einbildungskraft (als produktives Erkenntnisvermögen)", d. h. schöpferische Phantasie, Hinausgehen über die Natur, Loslösung vom Gesetz der Assoziation bei der Neuschöpfung von Vorstellungen — also Ideen ganz im Sinne der Ästhetiker des 18. Jahrhunderts nach Leibniz. Kant fordert vom Genie Unbewußtheit des Schaffens, Originalität und Mustergültigkeit. Kant ist in der Genielehre nicht originell; in seiner Ästhetik subjektivistisch und dann wieder in radikaler Opposition gegen die subjektivistischen Übertreibungen der Ästhetiker (n. Sommer [757]). Kant [29] 1798: „Nun heißt das Talent zum Erfinden das Genie." „... die musterhafte Originalität seines Talents." Genie ein mystischer Name, weil es sich selbst und anderen nicht begreiflich. Unsichtbarkeit (der Ursache zu einer Wirkung) „ist ein Nebenbegriff vom Geiste (einem genius . . .)", dessen Eingebung gleichsam er nur folgt. — Kant erörtert, ob Genies besonders nützlich wären; sie brächten „Unordnung".

Schopenhauer [32], [40] 1819, 1851: Genie ist höchster Intellekt mit vollkommener Objektivität, Wahrheitsliebe, Hingabe an die Sache und Fähigkeit zur Kontemplation.

Weise [33] 1821: Genie ist höchster Grad der „Erkenntniskraft", die aus „Aufmerksamkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Verstand, reflektierender Urteilskraft und Vernunft" zusammengesetzt ist. Das Wesentliche die „Erfindung". Zwischen den verschiedenen Genies kein wesentlicher Unterschied.

Carlyle [35] 1841: „Heldenanbetung" ist „überschwengliche Bewunderung eines großen Menschen". Religion auf der Heldenanbetung begründet. Jesus der größte Held. Voltaire der Gott der Franzosen. Heldenverehrung als Religion.

Emerson [39] 1849: schildert „typische Größen", die „vorbildlich für ganze Klassen von Menschen geworden sind und als deren Vertreter gelten können". Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe. Aber der Größte, „der Dichterfürst", noch nicht erschienen. „Unsere

Frömmigkeit besteht in der Verehrung und der Lobpreisung dieser unserer Schutzheiligen." „Unser Gottesglaube ist die Verklärung der menschlichen Seele." [Genie deutlich als höchstes Ideal und Heiliger zugleich.]

Türck [48] 1877: „Der Mensch das geniale Tier." Tier: Mensch = Mensch: Genie. Höher entwickelte Menschstufe. Interesse, Fleiß, Geduld, Sinn für das Wesentliche, schöpferisch; in der Hauptsache: der sittliche Mensch.

J. B. Meyer [49] 1880: Gott ergreift vielleicht wirklich, wie die Alten meinten, die schöpferischen Geister und führt durch sie die Welt ihren hohen Zielen zu. Genie ist schöpferische Einbildungskraft, gibt Allgemeines, schafft Neues. Auch außerhalb der Kunst gibt es Genies. Genie immer „seinem Temperament nach eine reizbare Natur", hat „die Fehler seiner Tugenden". Genie schafft mehr unbewußt, Talent bewußter.

H. Joly [50] 1882: Genie ist „le don de créer" (durch Inspiration). Ergebnis langer Entwicklungsreihe und Vererbung mit Selektion. Je nach Geschmack und Mode der Zeit bald in der Richtung große Männer, bald in jener. Wer Zeitgeschmack trifft, der große Mann. Genie der Gipfelpunkt seines Stammes; drückt sein Milieu aus. Gegen Moreau: Schwächen der großen Männer sekundär; Kraft ist nicht Schwäche. Viele Kandidaten „au génie"; nicht groß genannt, weil es an ihnen fehlte. Genie etwas Anthropologisches; das Gehirn seiner Epoche, seines Vaterlandes.

Joly [50] lehnt Odin ab, der 6382 französische hommes de lettres von 1300—1850 untersucht hat. Die großen Männer machen die Geschichte.

Brentano [52] 1892: Künstler-Genie schafft unbewußt, wissenschaftliches Genie bewußt (nur graduell vom Durchschnitt verschieden). Allgemeine psychische Gesetze walten auch beim Genie. Unbewußtes Denken beim Genie gibt es nicht. „...kein fremdes X hat spukend alles Große in ihren Werken gewirkt", keine Eingebung eines höheren Geistes.

Falck [54] 1894: Genie entwickelt sich allmählich im Kampf gegen Autorität, wird frei im Stoff, in der Form, wird sich selbst Autorität. So Beethoven, Shakespeare, Wagner. Aber Mozart bleibt in Schulweisheit stecken.

Falckenberg [55] 1896: Dieses Sammelreferat über die Anschauungen von Schelling, Hegel, Weiße, Jean Paul, Vischer, Lotze beweist, daß seit Kant und Schopenhauer wenig Originelles mehr über das Genie im Allgemeinen geschrieben worden ist. (Siehe Lit.-Verzeichnis.)

Chamberlain [64] 1898: Genie „die Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz" — „das höchste Phänomen der Natur" [schwärmerische Verehrung]. Christus ein Genie. Genie scharf zu unterscheiden von dem „bedeutendsten Talent".

Gystrow (Hellpach) [689] 1900: Genie 1. etwas Biologisches, „bestimmte biologische Organisation"; diese nicht beweisbar als erworbenes soziologisches Erbe der Vorfahren. Genie kein zufälliger Konstellationsknotenpunkt in der Geschichte (Lamprecht). Denn bald neugestaltend am Anfang, bald vollendend am Ende, bald in der Mitte einer Bewegung. Biologisch: das intuitive, ahnende und das explosive, momentane Erfassen einer großen Idee. 2. etwas Soziologisches, durch Vorfahren und Umwelt gestaltet, durch Suggestion auf Mitwelt wirkend. „Auch die Soziologie des Genies, wie seine Biologie, wird zum Range einer Wissenschaft aufsteigen." Geschichte wäre ohne Genies ganz anders.

Weininger [65] 1903: Genie und Talent scharf zu scheiden. Genie die bei allen Tonarten (Talentanlagen) gleiche neuschöpferische Fähigkeit. Genialität das eigentlich Göttliche im Menschen. Ein irrsinniges Genie kann und will die Verantwortung nicht mehr tragen.

Dahlke [67] 1905: „Genie ist etwas Höchstes." „Genie ist, was auf uns genial wirkt", z. B. Eindruck einer Buddha-Statue, eines Sonnenaufgangs am Futjama, Beethovens Symph. IX. [Journalistisch-humoristische Einkleidung.]

Isserlin [68] 1905: Genie ist Phantasie, Gabe zu originaler Kombination. Gegen Lombroso.

Rahmer [646] 1906: Genie nichts psychologisch Mystisches, nur ungewöhnliche Energie usw. der Geistesprozesse.

Gerhardi [70] 1907: „Genie ist schöpferischer Geist." Fließende Grenze zwischen Durchschnitt und Genie. Schöpferische Kraft gleich Leidenschaft + Phantasie + Urteilskraft. Aus Unbewußtem. Gegen Lombroso. Genie kann durch Überanstrengung krank werden. Krankhafter labiler Gleichgewichtszustand kann Phantasie befördern. „Gesunde Genies höchsten Ranges" [nennt lauter Psychopathen]. „Genie ist möglich trotz Entartung. Genie mit Entartung ist ein mißlungener Anlauf zum reinen Genie." Das tragische Moment (Bekämpfung, Armut, Elend) wächst mit der Größe.

Paul [71] 1907: Begriff: geistiges Schaffen von Neuem und Wichtigem. Wesen: Altertum und Mittelalter meinen, eine Gottheit spricht. Moderne scheitern an Worterklärung. Grundbedingungen: Objektivität, Originalität, Wissen, Fleiß, Liebe zur Sache, schöpferische, d. h. aktive, wählende Phantasie und Urteilskraft. „Bewußtlosigkeit" beim Schaffen eine Selbsttäuschung, vielmehr Verschmelzung der Auswahl feinster Kleinigkeiten. Fließende Übergänge zwischen Talent und Genie. Oft Milieu von Not, oft gute Erziehung (Mutter), oft vererbtes Talent. Kampf gegen Beschränktheit das tragische Moment. Nur äußere Ähnlichkeit von Genie und Irrsinn. Genie im Kern gesund.

Erber [72] 1908: Genie „höchster Titel, den die Menschheit als Gesamtheit zu vergeben hat". Schafft neue Gedanken, Werke von hervorragendem und bleibendem Einfluß. Fortschritt. Hauptsache: Phantasie, die verschieden von der des Träumenden oder Geisteskranken. Fleiß ein inneres Muß. Gehirnqualität.

Reibmayr [73] 1908: Schöpferische Originalität auf irgend einem Gebiet des Kulturlebens. Talentanlage vererbbar. Nie Vererbung von Genie. „Talentierte Anlage von einer der elterlichen Seite und Kreuzung mit etwas in den gezüchteten Charakteren verschiedenem Blute." Oft sehr unruhige, gefährliche Individuen. Größere geistige Beweglichkeit durch stärker fermentierende Wirkung der Keimfeindschaft [e A]. Kind seiner Zeit. Oft schlechte Schüler. Wichtig Milieu oder Kontrastmilieu. Oft frühreif. Nutzen für Menschheit. Intuitive Auffassung, Sinn für Wesentliches, Fleiß, Inspiration aus Unbewußtem, Phantasie, universeller als Talent, brennendes Interesse, urwüchsige Wahrhaftigkeit, Kindlichkeit. Am Gehirn nicht erkennbar. „Chamäleon." Überwiegen des Unbewußten; wenn bewußt: Brücke zum Talent. Zum Durchdringen wichtig, wie Ideen dargeboten und ob sofort Nutzen. Wirkung auf Menge langsam, durch Zwischenstufen. Genie stört die Kreise der Talente. Unpraktisch, Intelligenz oft zu scharf fürs Leben, Gefühl überwiegt. Ruhm sehr relativ [e A]. Ehe: gar nicht oder meist unglücklich; Kinder mißraten. Aussterben der männlichen Linie. In Grenzländern die meisten Genies, durch Blutmischung. [Vergl. Original!]

Wendel [77] 1909: Genial gleich objektiv. Originalität. Echtes Genie international, nicht bedingt durch Zeit und Nation. Immer etwas Geistiges. Intuitives Schauen. Viele Zwischenstufen zwischen Talent und Genie.

Poehlmann [78] 1910: Neues erfinden durch schöpferische Kraft der Phantasie. Gibt Anleitung und Übungen zur Entwicklung der Phantasie. Anweisung („Genie im Geschäftsleben"), wie man ein kleines Manufakturwarengeschäft durch Annoncen hochbringt!!

Hauser [74, 80, 81, 84, 90] 1909—1917: Schöpfertum. Zugleich „psychische Anomalie", mit Absonderlichkeiten. Selten Wahnsinn, öfter Hysterie, gelegentlich Epilepsie. Oft sexuell anomal. Außergewöhnliche Reizsamkeit. „Verfeinerung" . . . nicht „Krankheit". Genie und Wahnsinn hängen nicht ursächlich zusammen. Versuch zu beweisen, daß überall „die genialen Persönlichkeiten zum Hauptteil der lichten Rasse angehören". Auch in Asien hat die germanische Rasse das Genie hervorgebracht. [Katathymie!]

Horst [86] 1913: Beim Genie das „aktive Psychoplasma", d. h. Gehirnprotoplasma von erhöhter Reizbarkeit, daher Schnelligkeit der Gedanken,

Kombinationsvermögen usw. Gibt naturwissenschaftliche Rassenethik zur Produktion von Genies.

Behn [88] 1914: Dem religiösen Genie eigentümlich 1. der ekstatische Zustand, 2. der „friedvolle" Zustand, 3. die Exaltation.

Brischar [89] 1914: Früher göttliches Wesen angenommen, jetzt Übermensch, Idealmensch. Es bleibt aber Geheimnisvolles. Verschieden vom Talent. Unpraktisch, weltabgewandt, vereinsamt, schließt keine Kompromisse, viel Leid, Tragödie. Ein „genialer" Mensch ohne Werke. Genie und Irrsinn haben „nichts miteinander gemeinsam als das Außergewöhnliche ihrer Erscheinung". Wert kann nie veralten. Ehelosigkeit, ohne Nachkommen, ein Ende; „ein weibliches Genie ein Unding" (Fehlen von Mut und Unpersönlichkeit). „Eine unüberbrückbare Kluft trennt das Genie von allen übrigen Menschen und wären es die Höchsten der Erde." „. . . etwas Göttlich-Gewaltiges wohnt in ihm", „sein Gehirn das über alle Maßen vollkommen ausgebildete Kunstwerk der Natur", „Träger der göttlichen Kraft", „Vollzieher des göttlichen Willens".

Rauschenberger [94, 95, 99, 100, 101] 1922—1923: „Genie ist derjenige, dessen Wirken ein Jahrtausend umspannt." Wesensverschieden vom Talent. Revolutionär. Beweglichkeit von Intellekt und Phantasie. Günstige Kreuzung verschiedenen Blutes. Beweglich, ungleichmäßig, übergroße Sensibilität, exzentrisch. Privatleben unklug. Genie beginnt erst nach dem Tode. Bleibt jung. Nicht vererbt als Genie. Nachkommen minderwertig. Meist ledig oder kinderlos. Aussprechende, plastische Kraft. Dämonischer Zwang zum Schaffen. — Sensibilität und Irritabilität eines Einzelnen und eines Volkes direkt proportional seiner Genialität. — Genie unter Herrschern oft verhängnisvoll, Talent segensreicher. —

Diese etwas wirre Fülle von Meinungen über das Genie läßt sich außerordentlich knapp zusammenfassen. Das Genie wird entweder aufgefaßt als göttlich inspiriert, als Mundstück oder Werkzeug der Gottheit, als selber göttlich; diese Auffassung ist halb oder ganz religionsartig. Oder es gilt als eine überragende Begabung, als eine biologisch-psychisch höhere Stufe der Menschheit, die vielleicht züchtbar wäre. Jeder Verfasser zeichnet sein Ideal von Persönlichkeit, sein Ideal-Ich, seinen Wunschtraum. In ganz seltenen Fällen (Helvétius, Joly, Hellpach) wird auf die soziologischen Faktoren hingewiesen. Helvétius bereitet wohl die späteren Milieu-Theoretiker unter den Historikern vor; ihm ist das Genie lediglich ein soziologisch-konstellatorischer, zufälliger Knotenpunkt, an dem sich Erfinder und Massenbedürfnis treffen.

Daß diese sämtlichen Auffassungen irrtümlich sind, suchen wir später zu beweisen.

GENIE UND IRRSINN

„. . . il est toujours une heure dans la vie,
Où le génie humain rencontre la folie,
Ils luttent corps à corps sur un rocher glissant,
Tous deux y sont montés . . . mais un seul redescent."
Musset.

Die Literatur. Die Literatur über das Thema des Psychopathologischen bei Propheten, Heiligen, Dichtern, Künstlern und Denkern läßt sich, soviel uns bekannt, bis etwa 450 vor Chr. zurückverfolgen. Zwischen den griechischen Denkern und etwa 1700 klafft allerdings,

wie in so vielem Kulturellen, eine große Lücke, die höchstens ausgefüllt ist mit dem Nachsprechen der Antike. Sobald Naturwissenschaft und moderne Medizin erwachen, regt sich unser Problem sofort wieder bei einzelnen Denkern, ein Zeichen dafür, daß es nie ganz einschlummern konnte. Aber erst die französische psychiatrische Schule zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat das große Verdienst, die Frage endlich ernsthaft und wissenschaftlich in Angriff genommen zu haben, nachdem Schopenhauer sie 1819 philosophisch zu lösen versucht hatte.

Erst im Anschluß an die Franzosen (Lélut, Moreau u. a.) beginnt L o m b r o s o seine allgemeinen Erforschungen; seinem leidenschaftlichen Eifer, vor allem seinen Übertreibungen ist es zu verdanken, daß sich eine Riesenliteratur entwickelt hat, namentlich in den Hauptkulturländern Italien, Frankreich, Deutschland und England; Amerika bleibt abhängig von Europa.

Aber diese Literatur, so ausgebreitet und international sie auch ist, scheint doch noch niemals und nirgends gesammelt und zusammengestellt worden zu sein. Jede Wissenschaft hat sonst ihre Bibliographie; die Pathographie aber n i c h t. Nirgends ist sie als besonderer Wissenschaftszweig zentralisiert, nirgends akademisch sanktioniert und vertreten. Es gibt keine Zeitschrift für Pathographie, keinen Verein, keine Bibliothek, kein einziges Lehrbuch. Sie ist nicht bloß ein Stiefkind der Menschheit, was ja kein Wunder wäre, sie ist auch ein Stiefkind der Wissenschaft und der Denker. Glaubenskrieg . . . Der Forscher erntet Undank, ja Haß, und seine Arbeiten bleiben verfemt, sie verlieren sich, sinken unbeachtet sogleich oder bald in die Vergessenheit. Allein schon das S a m m e l n dieses Materials ist deshalb mit endlosen Mühen verknüpft. (Näheres siehe in der Einleitung zum Literaturverzeichnis.)

Die folgenden Seiten sind ein erster Versuch, den historischen Überblick über die Entwicklung des Problems zu geben. Aber es sind nur die Grundzüge. Die Geschichte mit v ö l l i g e r Gründlichkeit aufzurollen, würde z a h l r e i c h e Arbeitskräfte erfordern. Spätere Forscher mögen an unsere Sammlung anknüpfen, die immerhin wirklich g a n z Wesentliches nicht übersehen zu haben glaubt.

DIE ANTIKE. Die wissenschaftliche Erörterung des Problems beginnt schon in der Antike, bei Griechen und Römern. Weit vor dieser philosophischen Fixierung des Problems aber liegt, als tatsächliches E r l e b e n bei den Völkern der Urzeit (wie noch heut bei den Primitiven) eine Verehrung des seelisch Abnormen als h e i l i g (Besessenheit, Ekstase, Epilepsie, Psychose). Im Minnghoth (Talmud) der alten Juden heißt es: „Der Rabbi sagte (von Eleazar): er ist ein Genius, kommt und seht, er ist ein Genius, denn auch seine Vorfahren waren es. Und die Rabbi kamen zu schauen und fanden einen Geistesgestörten (Zionistische Rundschau, Jan. 1899) (z. n. Lombroso [223] S. 23). Auch in alten S p r a c h e n drückt sich Ähnliches aus. In manchen Wörtern v e r s c h m e l z e n beide Bedeutungen, Irrsinn und Prophetengabe: nigrata (Sanskrit), nava, mesugan (hebräisch), *μανία* (griechisch) (Lombroso [161]). Über den altgriechischen religiösen Kult-Wahnsinn unterrichtet Rohde [1041], Bd. 2. *μανία* war Besessenheit; von *μαίνω*, ich rase, stammt *μάντις*, der Wahrsager oder Dichter.

Schon Euripides (480—406 v. Chr.) macht auf die nahen Beziehungen zwischen Rausch, Wahnsinn und künstlerischer Verzückung aufmerksam (Schilling [137]).

Sokrates (470—399 v. Chr.) meinte, der Wahnsinn sei kein Übel schlechthin, sondern durch ihn seien die größten Güter über Hellas gekommen (Schilling [137]).

Von Demokrit [105] (460—370 v. Chr.) sind uns zwei Aussprüche überliefert:

> Ingenium misera quia fortunatio arte
> Credit et excludit sanos Helicone poetas
> Democritus — (Horaz [109]).

Frei übersetzt: Das Genie ist durch kranke Kunst erfolgreicher; Dichter wären nicht gesund. — Zweitens: Negat enim sine furore Democritus quemquam poetam magnum esse posse (Cicero [108] De div.). Frei: Ohne Wahnsinn kein großer Dichter.

Über Plato [106] (427—347 v. Chr.) hält es schwer, eine ganz klare Anschauung in unserer Frage zu gewinnen. Denn teils scheint er seine Ansichten gewechselt zu haben, teils soll er von dem göttlichen Wahnsinn (*θεία μανία*) ironisch gesprochen haben, im Sinne der Masse (Ed. Müller und Vischer [106]). Anfangs hatte er mehr Achtung vor dem Dichter, später verlangte er die Vormundschaft des Philosophen für ihn. Nach Plato (Leges IV, 719 c) „war es schon ein alter Spruch, daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuß der Muse sitzt, „*οὐκ ἔμφρων ἐστίν*“ (Radestock [151] Anm. 1). Frei: nicht bei Verstand. Im Phädrus meint Plato, „daß der Irrsinn durchaus kein Übel, sondern eine der höchsten Wohltaten sei, wenn er eine Gabe der guten Geister ist; im Delirium leisteten die Prophetinnen von Delphi und Dodon den Griechen unzählige wichtige Dienste, während sie, frei von Aufregung, wenig oder gar nichts nützten. Mehr denn einmal schlugen die Götter die Menschen mit ansteckenden, tödlichen Krankheiten, und mehr denn einmal ward ein Sterblicher zum Retter, indem er, hingerissen von heiligem Feuer, mit erweitertem Geistesblicke Mittel und Wege entdeckte, das Übel wieder abzuwenden. Eine andere Art von Irrsinn, die zur Belehrung der kommenden Geschlechter nicht wenig beiträgt, ist das in einem reinen und kindlichen Gemüte von den Musen entzündete Feuer, in schöner Dichtung die Taten der Helden zu besingen“ (z. n. Lombroso [101] S. 4). Weiterhin spricht Plato von der „Raserei oder Besessenheit, die die Musen senden“. „Aber wer ohne den Taumel der Musen zur Poesie gelangen wollte und glaubt, die Dichtkunst erlernen zu können, wäre auf falschem Wege, das Lied des nichts als Vernünftigen verklingt neben dem des Verzückten“ (Apol. 22, Jone 33) (z. n. Lombroso [223] S. 22).

Aristoteles [107] (384—322 v. Chr.) äußert sich schon wissenschaftlicher. Ihm wird der Gedanke zugeschrieben: „nullum magnum ingenium nisi insania quadam mixtum“ oder „nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ (kein großer Geist ohne Beimischung von Wahnsinn) (n. Seneca [110]). Ferner der Gedanke, die Gabe der „Ahnung“ wäre häufig nicht an große Geistesstärke, sondern an eine besondere Körperschwäche gebunden: „qui valetudinis vitio fuerunt et melancholici dicerentur“ (Cicero, De divin. per somn. II). In De pronost. 1 führt Aristoteles aus, daß „viele Menschen infolge heftigen Zuströmens des Blutes nach dem Kopfe zu Dichtern, Propheten und Sibyllen werden, wie Marakus von Syrakus, der in Anfällen des Wahnsinns schöne Verse verfaßte, bei ruhigem Geiste aber ohne jede dichterische Begabung war“ (Lombroso [161] S. 4). Von Aristoteles berichtet Lombroso weiterhin: „Und an einer anderen Stelle wiederholt er, man habe nicht selten beobachtet, daß ausgezeichnete Dichter, Staatsmänner und Künstler melancholisch und wahnsinnig waren, wie Ajax, oder menschenscheu wie Bellerophon. In der jüngsten Vergangenheit sahen wir Sokrates, Empedokles, Plato und andere, besonders Dichter, welche alle von der Natur ein derartiges Gemüt erhalten hatten. Leute mit vieler

und kalter Galle zeigten sich wenig begabt und feige, während solche mit heißer Galle frech, klug oder geschwätzig (λαλος) waren" (Problemata, Sect. XXX)[1].

Cicero [108] (106—43 v. Chr.) dagegen eifert heftig gegen die Ansichten von Demokrit und Aristoteles „im Namen des Vorurteils, des gesunden Menschenverstandes und der Religion". Nicht körperlich oder geistig Ungesunden käme die Gabe der göttlichen Ahnung zu, sondern erhabenen und erlesenen Geistern.

Ähnlich rational eingestellt war Horaz [109] (65—8 v. Chr.). Er spricht zwar von der „amabilis insania" (holder Wahnsinn) (Od. III, 4), spottet aber doch stark ironisch an anderer Stelle (Ep. 2. 3. 295) über die „Verrücktheit", wie wir sagen würden, der anderen Dichter und ruft aus: wäre ich nur kränker, dann würde ich auch bessere Gedichte machen.

Viel tiefer ist Seneca [110] (4. v. bis 65 n. Chr.). „Frustra poeticas fores compos sui pepulit" (vergebens klopfe der Vernünftige, Beherrschte an die Pforten der Poesie). Vor allem aber erscheint uns wichtig De tranquill. c. 17, wo er nach dem Zitat des Aristoteles, selbständig nachdenkend, fortfährt: „Non potest grande aliquid et super ceteros loqui nisi mota mens; cum vulgaria et solita contempsit instinctuque sacro surrexit excelsior, tunc demum aliquid cecinit grandius ore mortali. Non potest sublime quicquam et in arduo positum contingere, quamdiu apud se est; desciscat oportet a solito et efferatur et mordeat frenos et rectorem rapiat suum eoque ferat, quo per se timuisset escendere." Kurz und frei: nur der bewegte Geist, der nicht bei sich ist, leistet etwas Außergewöhnliches.

Zum Schluß noch eine Feststellung, keine Theorie. Daß auch im Altertum eine Verbindung von hervorragender Begabung mit psychopathischen Eigenschaften vorkam, beweist ein Bericht des Aulus Gellius [111] († 163 n. Chr.). Dieser erzählt von dem berühmten Grammatiker Domitius, daß er den Beinamen Insanus, der Verrückte, führte; er hatte einen unverträglichen Charakter, ein moroses, melancholisches Temperament und beklagte sich dauernd über die Dummheit und den Verfall der Zeiten.

Die Anschauungen der alten Denker mögen für uns keine allzu große Bedeutung mehr haben. Immerhin beweisen sie Beobachtungsgabe, Tatsachensinn und Scharfblick. Bei der Mehrzahl von Aussprüchen handelt es sich übrigens nicht um unsern, rein psychiatrischen Begriff der Psychose, sondern um den der Besessenheit (von einer Gottheit), den der Erregtheit, Entrücktheit, Ekstase oder Inspiration. Auch der Dichter kam ja sozial von den Priestern, den Propheten und Sehern her; seine μανία oder dementia war „heiliger" Wahnsinn. — Nur Aristoteles bildet eine Ausnahme; die Feststellung eines melancholischen Temperaments bei den bedeutenden Männern hatte schon wissenschaftlichen Charakter.

BAROCK UND 18. JAHRHUNDERT. Als in der Renaissance durch die Humanisten antike Gedanken wiederbelebt wurden und man begann, über die Art großer Begabungen nachzudenken, und als sich allmählich der Begriff Genie entwickelte, da tauchte auch das antike Problem von Ingenium und Dementia wieder auf. Eine wissenschaftliche Lösung der Frage war aber weder möglich noch angestrebt. Darum haben wir aus jener Zeit nur einzelne mehr oder weniger treffende Aperçus. Es seien hier einige zusammengestellt, um zu zeigen, daß das Problem nie ganz geschlummert hat.

Zur Zeit der Spätrenaissance sagte man in Italien vom Talente: „Ogni talento matto" (alle Talente krank) (Reibmayr [73] I. S. 306).

Auch bei Shakespeare (1564—1616) finden wir mehrfache Anspielungen: „des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend . . ." (Sommernachtstraum V. Sz. 1). Oder: „Den Wahnsinn und den großen Geist trennt eine dünne Wand."

[1] Regnard [206] meint zwar, die Probl. wären nicht von Aristoteles verfaßt; dies wäre aber für uns unwichtig.

Der Philosoph Campanella (1568—1639) meint in seiner Città del so'a, es wäre ein Zeichen des Fortschritts, wie etwa im Jahre 2000, wenn wir vom Morbus sacer [Epilepsie] ausnehmend geplagt wären, einem Zeichen nicht gewöhnlichen Geistes, an dem die bedeutendsten Männer gelitten, wie Herkules, Sixtus, Sokrates, Kallimachus, Mohamed (Lombroso [223] S. 23).

Gazzoni [112] (vor 1620) sammelte viele merkwürdige Beispiele von „Genie und Irrsinn" (Lombroso [161] S. 5).

Auch Pascal (1623—1662) tat den Ausspruch: „L'extrême esprit est voisin de l'extrême folie" (Moreau [132] S. 488).

Der bedeutende Psychiater „Felix Plater [113] [1641] behauptete, Personen gekannt zu haben, die, obgleich sie sich in irgendeiner Kunst auszeichneten, dennoch Narren waren und dies verrieten, indem sie, buhlend um das Lob ihrer Mitmenschen, zu den absonderlichsten und verwerflichsten Mitteln griffen; unter anderen war er am Hofe sowohl einem berühmten Baumeister und Bildhauer als einem mit Recht gepriesenen Musiker begegnet, welche beide Narren waren" (Lombroso [161] S. 5).

Der große Kliniker Boerhaave (1668—1738) war der Ansicht: „Est aliquid delirii in omni magno ingenio." (Vgl. auch Moreau [132] S. 468).

Damit sind wir schon beim 18. Jahrhundert angelangt, das aber im allgemeinen auch noch nicht ernstlich auf das Problem lossteuerte. Nur Quadrio [114] (1739) macht vielleicht eine Ausnahme; es würde uns zu weit führen, auf seine Ansichten im einzelnen einzugehen. Vieles ist aber noch heute richtig. Von den Genies sagt er: „Ihr Naturell endlich ist sehr schlimm, sie erscheinen oft eher geisteskrank als geistesstark . . ." (Vgl. ausführl. Lombroso [223] S. 24.)

Diderot [115], der große Skeptiker, behauptet 1751: „Die Naturen von grüblerischer und melancholischer Anlage verdanken die zeitweise bei ihnen sich eröffnende wunderbare Tiefe, die sie bald zu sublimen, bald zu wahnhaften Gedanken führt, einer Gleichgewichtsstörung ihres Automatischen" (Lombroso [222] S. 23); „dérangement de leur machine". — Und zuletzt ruft Diderot aus: „Hélas! que le génie et la folie se touchent donc de près!"

Bettinelli [116] (1769), „ein italienischer Jesuit, dessen Name heute vollständig vergessen ist", sagt Lombroso [161] (S. 6), aber auch, ohne ihn zu nennen, kam zu ähnlichen Ergebnissen wie Hagen und Jürgen Meyer, „weniger durch strenge und wissenschaftliche Beobachtung als durch geistigen Scharfblick."

Muratori [117] (1785) findet die Dichter leicht erregbar, bis zum Wahn, und „manchmal nicht weit von Narrheit und Raserei", wie Tasso, Marakus u. a. (Lombroso [223] S. 24).

J. G. Zimmermann [118] (1786) nimmt beim Genie Überanstrengung an. „Leute von Genie den Nervenkrankheiten am meisten unterworfen . . ." (S. 694).

Noch einige Stellen von Männern, die schon in das 19. Jahrhundert hineinragen. Schiller (1759—1805) spricht von dem „vorübergehenden Wahnwitz", der sich „bei allen eigenen Schöpfern" findet (z. n. Dilthey [158] S. 7.) — Nicht wissenschaftlich, aber der Beobachtung im Leben entnommen ist, was der geistreiche Florentiner Schuhmacher und Dichter G. G. Belli (1791 bis 1863) eine Person sagen läßt: „Weißt du, Just, jeder Mensch hat einen Sparren . . . ich will sogar noch mehr sagen: du wirst wenige Menschen von großem Ruf auf der Welt finden, bei denen zu ihren Lebzeiten nicht irgendwann der Sparren zu sehen gewesen wäre: aber da es gut dabei abgegangen ist, haben sie Ruhm und Ehre davon gehabt" (z. n. Lombroso [223] S. 23). — Lamartine (1790—1869) sagt unumwunden: „cette maladie mentale qu'on appelle génie." Ferner: „Le génie porte au lui un principe de destruction, de mort, de folie, comme le fruit porte le ver." — Und Tegnér (1782—1846) behauptete von sich selbst: „Es geht eine Ader von

Wahnsinn durch mein Geschlecht, bei mir kam er zum Ausbruch in der Poesie, welche eine Art mi der Wahnsinn ist" (z. n. Binder [171]). — Schließen wir mit dem hübschen Wort der Marquise de Créquy: „Quand la nature forma Rousseau, la sagesse pétrit la pâte, mais la folie y jeta son levain" (Moreau [132] S. 485). Doch erst das wissenschaftliche Jahrhundert konnte die Aufrollung des Problems gründlicher in Angriff nehmen.

VON 1800 BIS MOREAU. Die Literatur des 19. Jahrhunderts gliedern wir am besten in vor und nach Moreau [132] 1859. Bald nach ihm setzt Lombroso ein.

Moreau hatte verschiedene Vorläufer in Frankreich, Italien, Deutschland, auch einen Autor englischer Sprache (Stuart). Die Vorläufer sind teils mehr oder weniger philosophisch, teils aber auch, in den ersten Pathographien, schon strenger; die erwachende Psychiatrie rückt dem Problem zu Leibe.

Bereits Schopenhauer [119], von Hause aus Mediziner, rang mit der Streitfrage. Er stellt seine Anschauungen im Hauptwerk 1819 Bd. I § 36 dar, während Bd. II Kap. 31 seine Meinung vom Genie, Kap. 32 die vom Wahnsinn im allgemeinen wiedergibt. Er faßt das Genie ganz als eine biologische Abart des Menschen auf. Es wären „geniale Individuen oft heftigen Affekten und unvernünftigen Leidenschaften unterworfen". Sie „können überhaupt mehrere Schwächen zeigen, die sich wirklich dem Wahnsinn nähern". Genialität und Wahnsinn haben eine Seite, „wo sie aneinander grenzen, ja ineinander übergehen". Jede Steigerung des Intellekts über das gewöhnliche Maß hinaus disponiert, als Abnormität, zum Wahnsinn. Dieses ist hauptsächlich Gedächtnis-Störung; es wird der „Faden des Gedächtnisses zerrissen", „der fortlaufende Zusammenhang desselben aufgehoben". Die Verwandtschaft mit dem Genie wäre: beide schauen nur auf einen Punkt und lassen den Zusammenhang aus dem Auge.

Gleichzeitig 1819 will Stuart [120] die Krankheiten beschreiben, von denen das Genie am häufigsten befallen wird. Genies sind zur Krankheit disponiert durch: 1. inactivity (Versagen der Kraft durch Alter, Milieu usw.). 2. imperfection (hauptsächlich Ängstlichkeit und Mangel an Ausdauer; übermäßige Phantasie würde in folly und insanity enden). 3. artificial means of excitement (künstliche Anregungsmittel: Alkohol, Opium). 4. excessive exercise (Überanstrengung).

Weitere Vorläufer sind dann Hécart [121] 1823, der auf seine Genossen hinwies, „die närrisch und gelehrt waren wie er" (Lombroso [161] S. 5), Forgues [122] 1826, der Beiträge zum Thema lieferte, und Renaudin, der „behauptete, mehr als ein Genie habe der Halluzination seine schönsten Inspirationen verdankt" (z. n. Dilthey [158] S. 8). Blumröder [123] 1831 freilich lieferte nur wertloses Geschwätz: zwischen Narrheit und Genie stände der Humor usw.

Endlich beginnt in den dreißiger Jahren wissenschaftliche Arbeit. Réveillé-Parise [124], [125] 1833 meint, „die exceptionellen Fähigkeiten der höher Talentierten" veranlassen diese zu „geistigen Anstrengungen", „welche die Reizbarkeit ihres Gehirns stetig steigern und dadurch allmählich zu krankhaften Erscheinungen führen" (z. n. Loewenfeld [238] S. 23). Reveillé liest sich teilweise noch ganz modern, so z. B. S. 272 bei der Schilderung des hyperästhetischen Psychopathen; angeborene Psychopathie führe, durch Lebensschicksal verstärkt, zur Melancholie (jeden Grades). Die Névrose wäre also die Folge der Genietätigkeit.

Lélut [1484] schreibt 1836 die erste Pathographie (über Sokrates), ein sehr gediegenes, gründliches Werk von 359 Seiten. 1846 folgt seine Arbeit über Pascal (L. [1322]). 1850 gibt Verga [1520] seine Pathographie über Tasso heraus, 1856 Lombroso [916] die seine über Cardano.

Zwei Deutsche wären noch zu erwähnen: Droste [128], der 1852 einzelne Absonderlichkeiten (Zerstreutheit, Versunkenheit) berühmter Männer aufzählt,

und 1855 [im Anschluß an ein französisches Original [129]?] den Satz aufstellte, melancholische Verstimmungen gäben „oft die günstige Zeit" ab zur Produktion bewunderter Leistungen, und der dann auf einige Einzelfälle eingeht, namentlich Mozart (D. [130]).

Zweitens Noack [131], der hochbegabte Theologe, der 1859 an Einzelfällen (Byron, Hölderlin, Lenau) zur „Überzeugung" kommt (S. 263), „daß die Geistesstörung der wahnsinnigen Dichter schon in ihren ersten Anfängen während des scheinbar noch gesunden Geisteslebens auf einem krankhaften Zustand, auf einer leiblich bedingten Störung des Innenlebens beruht", und zwar auf einer überwuchernden Phantasie.

Moreau [132] hat nun das bleibende Verdienst einer ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Frage. Über dem Geschrei um Lombroso hat man ihn anscheinend ganz vergessen; in vielen wichtigen Arbeiten wird er nicht einmal genannt. „Moreau, qu'on semble ignorer aujourd'hui", bemerkte schon Regnard [206] (7, S. 10). Und an anderer Stelle (S. 195) weist Regnard darauf hin: „En dépit de Platon, d'Aulu-Gelle et Schopenhauer, Moreau (de Tours) est bien l'inventeur de la théorie du génie = névrose: c'est lui le Dieu et Lombroso est son prophète." In der Tat war Lombroso, wenn seine erste Pathographie auch schon 1856 herauskam, im wesentlichen der Apostel und Agitator der Ideen von Moreau. Aber Moreau hatte sich sehr vorsichtig und fein ausgedrückt — darum vergaß man ihn. Für den Psychiater ist er jedoch heute noch interessant; wie anschaulich schildert er z. B. (S. 156) die Psychopathen, die er als Mestizen, als Mulatten in die Mitte zwischen Gesund (weiß) und Geisteskrank (schwarz) stellt („métits intellectuels, mulâtres de l'intelligence"). Leider ist Moreau zu breit und in den Einzelbeispielen etwas verwirrend und kritiklos, und da auch wieder zu kurz. — Das Genie ist eine Neurose, ein halb krankhafter Zustand des Gehirns [Moreau meint nicht die Psycho-Neurose, sondern eine organische Veränderung]. Eine gesteigerte Reizbarkeit des Nervensystems ist die gemeinsame Quelle entweder für eine größere geistige Energie (Genie) oder für geistige Krankheit. In der Inspiration berühren sich beide. Ein völlig normaler Zustand des Organismus verträgt sich niemals mit einer höheren Begabung des Geistes; fast alle bedeutenden Menschen waren angeboren nervös. Wegen der nervösen Anlage des Genies liegt auch die Gefahr der Psychose näher. „Les dispositions d'esprit, qui font qu'un homme se distingue des autres hommes par l'originalité de ses pensées et ses conceptions, par son excentricité ou l'énergie de ses facultés affectives, par la transcendance de ses facultés intellectuelles, prennent leur source dans les mêmes conditions organiques que les divers troubles moraux dont la folie et l'idiotie sont l'expression la plus complète." — Moreau blieb nicht ganz unbeachtet, eine gewisse Diskussion setzte ein, versiegte aber bald; sein dickes Buch war wohl auch formal etwas ungeschickt geschrieben.

Viel schwächer als Moreau [ob von ihm angeregt?] war Delepierre [134] 1860; ihm fehlt eine scharfe Fragestellung und eine klare Antwort. Er behandelte Religiöse, Philosophen, Dichter, Politiker.

Sehr heftig wandte sich Flourens [136] 1861 in einem gut geschriebenen Werk gegen Moreau. Wenn Genie ein Fall von Idiotie oder Folie wäre, dann wäre die „dignité humaine" „perdu". Genie wäre der höchste Ausdruck der Vernunft, Folie stifte nur Unordnung. — Auch der Engländer Reason [135] wandte sich 1861 mit billigem Spott gegen Moreau, indem er Flourens ausspielte, ohne selbst Originales beizutragen.

Noch vor Lombroso und anscheinend ganz unabhängig von Moreau weist der deutsche Psychiater Schilling [137] 1863 auf die Nähe von Begabung und Wahnsinn hin. Künstlerische Entzückung wäre „noch keine Manie", „obgleich es ein alter, vielgeprüfter Satz ist, daß scharf denkende und angestrengt tief und schwärmerisch fühlende Geister mit weicher Phantasie, Männer, die ihre Seelentätigkeiten einseitig heftig auf einzelne Punkte konzentrieren, leicht zum wirklichen Wahnsinn sich hinneigen". „Sehr be-

gabte Geister werden gar nicht selten wahnsinnig." Neben der Einseitigkeit des Denkers, Künstlers, Helden, Gelehrten „liegt die entsprechende Karikatur oft in sehr gefährlicher Nähe". Ferner könnten diese eher wahnsinnig werden, weil immer ein Temperament scharf ausgebildet wäre. „Haben die größten Männer ihrer Zeit oft nicht Bizarrerien, Capricen, Launen, Äußerlichkeiten an sich, die manchmal auf große Einseitigkeiten und Verwirrungen schließen lassen!?" Also kurz: das extreme, einseitige Temperament führt zu Leistungen, aber auch leichter zum Wahnsinn. — Klingt dies nicht vernünftiger als Lombrosos ganze Lehre?

LOMBROSO. Über Lombroso (1836—1909) fassen wir uns absichtlich recht kurz. Es ist heute Mode geworden, namentlich bei den psychiatrischen Reaktionären, über Lombroso die Nase zu rümpfen. Aber seine Werke werden noch leben, wenn die ihrigen längst verstaubt sind. Ihn zu lesen, kann kritischen Psychiatern (nicht Laien) heute noch sehr empfohlen werden. Nicht als ob wir blind wären gegen seine Fehler — man stolpert ja darüber, und wie leicht ist er vielfach zu widerlegen. Sein Mangel an systematischer Ordnung, seine Hastigkeit, die oft kritiklose Flüchtigkeit und voreilige Theorienbildung — sind sie nicht bloß die Kehrseite seiner erstaunlichen Vorzüge? Seines leidenschaftlichen Feuereifers, seines wild vorwärtsstürmenden Forschertums, seines fast religiösen Wahrheitsfanatismus? Lombroso war, obwohl er die Menschheit durch seine rationale Aufklärung tief erregt hat, dennoch ein Mystiker, ein seltsam gläubiger Mensch: Spiritist und beinahe Astrologe.

Wir wagen die Behauptung, daß man Lombroso in Deutschland meist gar nicht genau kennt; auch die Psychiater kennen ihn nicht. Allerdings ist es recht schwierig und umständlich, sich über seine Werke und die deutschen Übersetzungen klaren Überblick zu verschaffen. Die Titel sind einander verwirrend ähnlich, und die besten Arbeiten sind in Zeitschriften (diesen Massengräbern) versteckt.

Während Lombrosos erstes Werk „Genie und Irrsinn" noch ziemlich vorsichtig war, übersteigerte er sich in den zeitlich mittleren Werken [162] bis zur Unmöglichkeit. Aber wer kennt denn wirklich seine letzten, reifsten Arbeiten, wo er oft nur noch von Entartung spricht statt von Irrsinn? Und wo er vor allem schon auf gediegenen Studien seiner Schüler fußen konnte, statt, wie zu Anfang allein, sich überstürzen zu müssen?

Wir haben (nach Nr. 137 des Literaturverzeichnisses) seine Werke und die deutschen Übersetzungen übersichtlich zusammengestellt. Außerdem wird man bei den Pathographien einer Reihe von Einzelarbeiten begegnen. Es folge eine kurze Charakteristik und Inhaltsangabe der sechs Hauptwerke.

L. [161]: Aufzählung von lauter Eigenheiten des Genies. Höhere Feinfühligkeit und Reizbarkeit, eventuell bis zum Krankhaften gesteigert; Ungleichmäßigkeit. Viele Sonderbarkeiten während des Schaffens (Zerstreutheit, Erregung usw.). Besprechung günstiger Umweltsbedingungen für Abstammung und Schaffen. Eine Psychose oft günstig für künstlerische Produktion, denn sie setze die Vernunft herab und mache die Phantasie frei. Sehr wichtig das Kapitel über: „Propheten und Revolutionäre": die Wirkung des Wahnsinns auf die Masse genau wie bei Primitiven, bei denen auf der ganzen Erde der Kranke halb gefürchtet, halb angebetet würde. „Heilige Narren." Die Gründe dafür z. T. treffend gesehen. — Das psychotische Genie kennzeichnet innere Unruhe, Widersprüchlichkeit, krankhaftes Selbstbewußtsein, krankhafte Energie, Originalität. Viele Gemeinsamkeiten zwischen Genies und Kranken; auch Verrückte durch Krankheit aufblitzend genial. Daraus aber nun „folgern zu wollen, daß alle Menschen von Genie wahnsinnig sein müssen, ist eine allzu summarische Fassung des Urteils und eine Wiederholung des Irrtums jener Wilden, welche alle Irrsinnigen anbeten als von Gott begeisterte Wesen", sagt Lombroso schließlich selbst (S. 339).

L. [162]: Veränderte Ausgabe des ersten Werks. Genie eine Neurose. Ausgleich der Natur zwischen Geisteskraft und Entartung. Richets Vorrede zur französischen Übersetzung [sehr lesenswert]. Zahlreiche Belege für die Entartung vieler Genies und für den Einfluß der Umwelt auf sie. Das „geniale Schaffen Ausfluß einer degenerativen Form von Psychose, die zur Familie der Epilepsie gehört". Da das „moralische Irresein eine Abart der Epilepsie" wäre, so wäre auch das Genie „eine wirkliche Degenerations-Psychose aus der Gruppe des moralischen Irrseins". Die Inspiration erscheint als psychisches, epileptisches Äquivalent. [Epilepsie war damals die psychiatrische Mode-Diagnose.]

L. [186]: Zahlreiche Belege für die psychopathische Entartung vieler Genies; viele Analogien mit dem Irresein. Genialität eine Psychose. Das Genie epileptisch.

L. [222]: Gute Einleitung mit ausgezeichneten Zitaten zur allgemeinen Frage der Pathographie und ihrer Gegner. Genie eine Neurose. „Degeneration ist die erste und hauptsächlichste Ursache dafür und häufig gerade der Entwicklungsanstoß, vermöge dessen ein gewöhnlicher Geist zur Genialität fortschreitet." Es finde eine unbewußte Verklärung der Genies und eine Verschleierung der Tatsachen statt, aber Lombroso will den Autor, nicht das Werk betrachten. Es folgen 16 pathographische Skizzen; Diagnosen teilweise veraltet, sonst aber brauchbar.

L. [223]: Eine der besten Arbeiten Lombrosos, daher wenig bekannt. Die geniale Anlage ist etwas Einheitliches (für die verschiedenen Gebiete). Heredität, Milieu und Kontrast-Milieu wichtig, erklären aber das Genie nicht. Sehr wichtig Zeitumstände und Gelegenheit zum Wirken. Viele finden keinen Zeitwiderhall. Wichtig: politische Freiheit, Geschlechtsliebe, sinnesphysiologische Anlage, tiefe Eindrücke in der Pubertät, günstige Zufälle, Traum, Unbewußtes. Genial wird hauptsächlich die „epileptoide Degenerationsform"; auf dieser Basis die Assoziationsvorgänge emotiver, das Unterbewußtsein reger. Durch besondere Veranlassung (Shock usw.) entsteht die epileptoide Form der „überwertigen Idee" und die zwangsmäßige Inspiration. An Schädel und Hirn viele degenerative Merkmale. Sehr interessante Abschnitte über die antiken Gedanken, über die Auffassung des Psychopathologischen bei Primitiven (als heilig, göttlich) und über die künstliche Herbeiführung solcher Zustände, um Heilige und Propheten zu schaffen. Denn der Zauberer ist das Genie der Primitiven.

L. [255]: Nachtrag zum „genialen Menschen"; nichts grundsätzlich Neues. Das Genie eine Neurose. Interessanter Einblick in den Kampf für und wider Lombroso. Viele pathographischen Einzelbeiträge; davon gut: Leopardi, Byron, Napoleon, Zola, Poe. Ein Abschnitt über das Hervortreten der geistigen Störung am genialen Werk.

Lombrosos Lebenswerk und Bedeutung sind unter anderm von Kurella [277] und vor allem von Jentsch [263], [255] gewürdigt worden. Den warmen Worten von Jentsch schließen wir uns vollkommen an. Lombroso bleibt in der Geniefrage einer der größten Anreger aller Zeiten. Sein Grundgedanke (das Geniale krank) war nicht neu; wo er aber im engeren Sinne originell sein wollte (Genie eine epileptische Neurose oder Psychose), da hat er unbestreitbar schwer geirrt. Eine Ironie des Schicksals will, daß tatsächlich gerade die echten genuinen Epileptiker unter Genialen zu den allerseltensten Fällen gehören, wenn sie überhaupt vorkommen. Schon 1909 schrieben wir in einer Kritik über L. [223]: „Nur durch soziologische Forschung kann man an den Geniebegriff herankommen. Wie ist man dazu gelangt, einen bestimmten Menschen ein Genie zu nennen?" (W. Lange, Cbl N Pt, 1909. S. 177.) Aber Lombroso hat an seinem Lieblingsgedanken „Genie ist Epilepsie" bis zuletzt ungemein hartnäckig festgehalten (Zurukzoglu [376]).

FÜR UND WIDER LOMBROSO. Der Kampf um Lombroso ist heute immer noch nicht ganz beendigt, wenn auch der Epilepsiegedanke als endgültig

abgelehnt gelten kann. Um in die wirre Fülle der Literatur (die übrigens in Deutschland sehr schwer zu beschaffen ist), einigermaßen Ordnung zu bringen, teilen wir die Autoren in drei Klassen: 1. Für ihn (und für die Entartungslehre überhaupt); 2. gegen ihn; 3. die Verteidiger eines mittleren, elektiven Standpunkts. Wir ordnen zeitlich; wo angängig, Telegrammstil.

Für Lombroso:

Carrara: „Betrachtet und bewundert immerhin das Schöne, wo ihr es findet, und lehrt das der Jugend, aber erlaubt anderen, auch ihrerseits ein großes Schönes zu pflegen, die Wahrheit" (z. n. Lombroso [222] S. 24).

Griesinger (1817—68): „Wo ich von einem Genie in einer Familie höre, frage ich gleich nach, ob sich nicht auch ein Blödsinniger in ihr finde" (z. n. Arndt [150]).

Arndt [150] 1883: Genie höchst verfeinerte Organisation. Verfeinerung auf Kosten der Stärke und Widerstandskraft. Daher die Eigentümlichkeiten und die Gefahr, psychisch zu erkranken; daher so viele Genies geisteskrank geworden. Keine Vererbung oder nur seine Entartung. Geschwister oft unbedeutend oder schwachsinnig.

Nisbet [108] 1891: die epileptischen Genies sehr häufig. [Wertlos.]

Kirchhoff [174] 1892: Geniale oft 1. aus belasteter Familie; 2. selber krank; 3. schwachsinnige Geschwister oder Kinder; 4. Aussterben mit Genie. „ . . . ungeheure Zahl hochbegabter Menschen, die zugrunde gehen als verkannte Genies; die Ungunst der Verhältnisse erlaubt ihnen keine Entfaltung ihrer Fähigkeiten."

Bianchi [170] 1892: für Lombroso. [Hochinteressante Umfrage über Genie aus Anlaß des Falles Maupassant. Die meisten eher gegen L.]

MacDonald [175] 1892: folgt Moreau und Lombroso. [Nichts Originales.]

Weir [187] 1894: Genies meist entartet. Für Lombroso. [Viele Irrtümer.]

Arndt [189] 1895: Der Intellekt bei Degenerierten kann Genie sein; dies an sich ein Stigma degenerationis. Genie-Träger ein Degenerierter. Viele Psychosen in den Familien. Die Genies „mitsamt ihren Philistern, selten fehlenden Lumpen und Lüderracks" sind alle „paranoitisch". Oft kommt die Degeneration in den Nachkommen überraschend zutage. Genie: „Leiden und Qualen über sich selbst", ein „Fluch", „eine Art Kainszeichen" — es haben „wenige Genies Freude an ihrem Genie" — „sich selbst nur zum Unglück geboren" — Genie wird bewundert und „so oder so zu Tode gemartert". Leiden, Verwundbarkeit, Veränderlichkeit, verminderte Widerstandsfähigkeit. Die morphologischen Stigm. degen. des Genies sind die gewöhnlichen wie bei andern Degenerierten [wertvoll].

Babcock [191] 1895: gewisse Formen von Insanity Bedingung des Genius. Anhänger Lombrosos [veraltet].

Greco [192] 1896: Genie eine epileptoide Neurose.

Laurent [195], [199] 1897: in der modernen Poesie Zeichen von Altersschwäche (wie bei Alexandrinern), in den Versen „débilité ou d'aliénation".

Marandon de Montyel [200] 1897: Über die Zola-Untersuchung von Toulouse (es fehle als große Lücke die Sexualität). Fast alle großen Talente und Genies dégénérés, auch unter Zeitgenossen. Degeneration aber kein Einwand gegen Leistung. Neuropathie unerläßliche Bedingung für Genie [wertvoll].

Forel [215], [216] 1900: „Ernst in Betracht kommt beim Genie nur die konstitutionelle erbliche Psychopathie." Viele erblich degenerierte Familien, wo Genie, Talent, Geistesstörung, Psychopathie, sogar Idiotismus vielfach abwechseln. Genie teilweise krank durch geniale Betätigung selbst (Überarbeitung, Aufregung). Genie ist plastische Phantasie, verschieden vom Talent. Nicht alles, was berühmt ist, ist Genie. Viele Genies bleiben unbekannt. — Mit Genialität gelegentlich verwoben „die pathologische Dissoziabilität oder Suggestibilität resp. Autosuggestibilität" wie bei Hysterie; diese kann zur Triebkraft des Genies werden. Genie wird Hypnotiseur im-

mer weiterer Kreise. „ . . . ungeheure geschichtliche Wirkung einzelner, mehr oder weniger pathologischer Genies“ [wertvoll].

Roncoroni 1900: „... wir wollen jetzt sehen, wie das Wunder entstanden ist, ebenso wie der Meteorologe wissen will, wie das Nordlicht entsteht, ohne daß er dieses deshalb seines Zaubers berauben will“ (z. n. Lombroso [222]).

Del Greco [258] 1908: der Geniale gemischt aus Kraft und Mangelhaftigkeit.

Blaschke [589] 1909: „Die Zahl der geisteskranken Tonkünstler ist . . verhältnismäßig recht bedeutend.“ [Nennt, als Nicht-Mediziner und nur nach Musiklexikon, 47 Psychotische.]

Feis [270] 1910: viel Psychopathie, auch Psychosen bei großen Musikern.

Sadger [274] 1910: Nennt „Belastung“ jede neuropathische Konstitution [Psychopathie]. Fand überall bei Produktiven und Genies diese Belastung. Die nämlichen Zeichen beim dégénéré inférieur, nur ohne besondere Talente, nämlich 1. chronische Schwermut; 2. „Assoziationswiderwillen“ [Unstetheit, Unruhe]; 3. allgemeine Maßlosigkeit in Fühlen und Handeln; 4. (weniger konstant) „abnorme zerebrale Reaktion“ (gesteigerte Reizbarkeit und Eindrucksfähigkeit); 5. abnorme sexuelle Konstitution. „Soweit es mir nachzuprüfen möglich, fand ich das Genie ganz ausnahmslos mit der Belastung verknüpft . . .“ (S. 71) [wertvoll].

Clarke [297] 1922: sucht noch epileptoide Züge bei Dostojewski, Napoleon, Cäsar nachzuweisen.

Schilder [301] 1924: Genie gleich Entdecker neuer Sachstrukturen. Große Männer haben deutliche Abweichungen von den Zügen der sogenannten Normalen. „... immerhin taucht dringend die Frage auf, wie sich denn Geisteskrankheit und bedeutsame wertvolle Leistungen vertragen.“ Geisteskrank heißt nicht wertlos. Geisteskranker kann wertvolle Werke schaffen; Psychose könnte Vorbedingung dafür sein, weil sie einschmilzt und neu sehen läßt.

Gegen Lombroso.

Mingazzini: Genie ist höhere Entwicklung und Vermehrung der Anzahl der Hirnwindungen (n. Lombroso [255]).

Bovio: Viele der von Lombroso analysierten Genialen sind „keine echten, sondern sogenannte verrückte Genies“ gewesen (n. Lombroso [222] S. 22).

Tamburini: Lombroso nähme nur die einseitigen Genies vor, aber nicht die mit höchstem Gleichgewicht wie Leonardo. (Lombroso [222] S. 22).

Mantegazza: Genie oft von Degeneration begleitet, diese aber nicht sein Wesen. „Genie und Epilepsie ist eine leere Formel, ebenso gut könnte es heißen: Genie und Kropf oder Dyspepsie“ (Z Pt, 58. S. 1*).

Hagen [146] 1877: Hagen will Moreau widerlegen. Genies oft hochgradig nervös (Neurose). „Manche Ähnlichkeit“ zwischen Genie und Irrsinn. Aber Werk nie durch Psychose. Genie nicht gleich Begabung, sondern dämonisch [sehr zwiespältig].

Joly [50] 1883: Unnötig, die Hypothese vom Irrsinn des Genies zurückzuweisen. Kraft nicht Schwäche; Gesundheit nicht Krankheit.

Dilthey [158] 1886: „Das Genie ist keine pathologische Erscheinung, sondern der gesunde, der vollkommene Mensch.“ In Traum, Wahnsinn, Hypnose: „die Minderung [eS] in der Energie des erworbenen psychischen Zusammenhangs.“

Morselli 1892: Neuropathische Heredität bei vielen Genies. Die Psychopathie begleitet das Genie, sie ist es nicht. Genies persönlich verschieden, auch ihre Krankheiten ganz verschieden. Genie keine epileptische Neurose. [Einer der feinsten Gegner Lombrosos. Ebenso sein Schüler Tanzi] (n. Bianchi [170] S. 37).

Fioretti [172] 1892: lobt Morselli; Genie nicht identisch mit follia. Spottet über Lombroso.

Kiernan [173] 1892: Es gibt moralische und körperliche Degenerationszeichen bei Genies. Genie ist Gesundheit, nicht Produkt von Krankheit.

Nordau [177] 1892: [Das Werk ist Lombroso zugeeignet, will Entartung an modernen Künstlern und Literaten nachweisen.] „Ich bin nicht der Ansicht Lombrosos, daß die genialen Degenerierten eine treibende Kraft des Fortschritts der Menschheit sind." Das Genie ist gesund, aber die Modernen entartet und deswegen keine Genies, und deswegen sind ihre Werke verwerflich. [Der 1. Band heute noch sehr lesenswert, Band 2 weit schwächer.] Lombroso [255] (S. 201) gegen Nordau: Das Pathologische kein Einwand gegen Genie, sondern gerade dadurch originell.

Binder [171], [179], [184] 1892—94: für „Genie und Irrsinn", aber gegen Lombrosos Übertreibungen und Widersprüche. Psychose kann fördern, meist aber setzt sie herab. Genie keine epileptische Psychose. „Genie und Irrsinn ist nahe beisammen, das ist sicher." Binder findet über 350 Geniale im engsten Verhältnis zur Psychose; dazu Nervenkranke, deren „Zahl ins Unendliche" geht. Alle Formen von Psychosen kommen vor. Degeneration des Genies nicht vererbt, sondern Irresein ist die „Gewerbekrankheit des Genies". Genie an sich gesund, höchste Geistesorganisation [als Material wertvoll].

Hirsch [185] 1894: Genie kein bestimmter psychologischer Begriff; alle psychologisch verschieden. Das Gemeinsame aller Genies nur die Idee des Mystischen. Psychologisch und quantitativ vom Durchschnitt verschieden; sein Instrument, das Talent, etwas Anatomisches. Zwischen Genie und Krankheit nur Ähnlichkeiten [ausgezeichnete Schilderung alles Psychopathischen]. Genie nur scheinbar gleich, nur ähnlich der Entartung, der Psychopathie und Psychose. Verwechslung der entarteten Pseudogenialität mit dem Genie. [Einer der glänzendsten Gegner Lombrosos, noch sehr lesenswert, obwohl Grundidee falsch.]

Auerbach [190] 1895: „Das Genie die höchste Blüte und nicht eine Entartung des Menschen."

Flechsig [194] 1896: „Das Genie ist stets gepaart mit einem besonderen Bau, einer besonderen Organisation des Gehirns." „Fortschritt zu einem höheren Typus." „Anlauf" zur „Weiterbildung des Menschengeschlechts."

Nordau [58] 1897: Das echte Genie niemals krank oder entartet. Zwei Hirnzentren, Urteil und Wille, in besonderer Entwicklung [wertlos].

Toulouse [202] 1897: Neuropathie sehr oft mit intellektueller Superiorität verbunden. Die Neuropathie disponiert 1. zu exzeptionellen Werken; 2. zu psychopathologischen Störungen; ist aber keine notwendige Vorbedingung des Genies. [Toulouse wollte Lombroso widerlegen und untersuchte Zola; fand aber bei ihm eine Zwangsneurose. Darüber freute sich Zola, denn nun könne er nicht mehr „Arbeitspferd" heißen!]

Regnard [206] 1898: [Leidenschaftlicher Gegner] Genie höchster Grad von Gesundheit und Vollkommenheit; Genie ist sehr selten, ist das Höchste. Vom Talent zu unterscheiden. Sondert viele als Nicht-Genies aus. Findet unter 146 Philosophen und Gelehrten nur 4 Kranke, unter 92 Staatsmännern nur 1, unter Religiösen nur 3, unter 172 Künstlern nur 3. Bei den Kranken schaffen die gesunden Hirnzellen: „la coexistence du génie et de la folie" [trotz allem wertvoll].

Mantegazza [209] 1899: Lombroso eine Karikatur des Positivismus. Lobt Bovio.

Morselli 1899: Anomalie des Genies ist größere Differenzierung, weiter fortgeschrittene Spezifizierung des Typus Mensch, nicht aber Verringerung oder Verlust der besonderen Merkmale des Typus Mensch (n. Lombroso [222] S. 23).

Grasset [218], [254] 1900, 1907: gegen Moreau und Lombroso. — Intelligenz nicht aus der Krankheit. Krankheit nicht durch Überanstrengung. Genie und Krankheit oft rein nebeneinander; gemeinsamer Ausgangspunkt ist

das nervöse Temperament (lebhaft und verwundbar). Das Genie muß nicht krank sein.

Loewenfeld [228] 1903: Psychologisch gibt es nichts spezifisch Geniales. Keine scharfe Grenze zwischen Talent und Genie. Genie wurzelt im Gesunden. Gesunde Genies aber selten; häufig pathologische Beimischung, meist aber nur Psychopathie, nicht Psychose. — Findet unter großen Bildnern wenig Krankes. [Grober methodischer Fehler: arbeitet nach Auszügen, die eine Dame, Laiin, aus Biographien gemacht.]

Voivenel [260] 1908: Génie littéraire ein anatomischer und funktioneller Fortschritt des Gehirns. Beschleunigte Entwicklung, daher desequilibriert, noch nicht stabilisiert.

Stadelmann [670] 1908: Solange einer schafft, ist er gesund. [Polemik W. Lange Cbl N Pt, 1908.]

Pelman [267] 1909: Genie eine besondere Art der Begabung, mit dem Begriffe des Dämonischen, eine höchste geistige Befähigung. Aber Genie kein wissenschaftlicher Begriff. Durch die Einseitigkeit der Meisterschaft die Disharmonie. Kein Kausalnexus zwischen Genie und Psychose. Genie ein Anlauf zu einem höheren Typus des Menschengeschlechts.

Stekel [268] 1909: gegen Lombroso und Nordau (S. 7). Traum und Dichtung fast identische psychische Mechanismen. Jeder Dichter ein Neurotiker, d. h. kein Kranker, denn fast jeder Mensch neurotisch (und Dichter im Traum). Neurose die Grundlage alles Fortschritts. Neurotiker nur seelenkrank [psychogen], Hysterie die typische Neurose aller Dichter. Alle Dichter, Künstler, „alle Propheten, Philosophen, Erfinder sind Neurotiker". [Es fehlt der Begriff der konstitutionellen Psychopathie.]

Kräpelin [264] 1909: Bei Genies „oft unbegreifliche Schwächen". Krankhafte Veranlagung und höchste Begabung in den gleichen Familien, Verkümmerung durch Einseitigkeit; sehr weite Veredelung setzt Lebenstüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit herab. Kräpelin grenzt darum ein „wirkliches", „echtes" Genie ab. [Lediglich Schilderung eines Ideals.]

Vlavianos [280] 1911: Genie ist außergewöhnliche Entwicklung aller geistigen Fähigkeiten. Genie und Psychose können koexistieren, sind sich aber feindlich.

Rémond [284] 1912: Mängel des Genies (Psychopathie usw.) haben nur geschädigt. Genie ist Fortschritt der Eigenschaften.

Hinrichsen [298] 1922: Genie eine Höherentwicklung des Menschentypus. Die bloße Eigenart ist pathologisch steigerbar, die „eigentlich" geniale Leistung nicht.

Mittlere Stellungnahme.

Galton [79] 1869: kann nicht so weit gehen wie Lombroso. — „Doch findet sich ein großes Residuum von Evidenz, das auf eine schmerzlich nahe Beziehung dieser beiden Erscheinungen hindeutet . . ." „. . . ich war überrascht, wie häufig Irrsinn oder Idiotie unter den nahen Verwandten außerordentlich befähigter Menschen auftaucht."

Radestock [151] 1884: [Nicht-Mediziner, aber selbständig in den Grundgedanken; fußt sonst auf Moreau.] Sondert die verschiedenen Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn in Gruppen. Das Genie „steht auf der Grenze zwischen dem normalen, gesunden und abnormen, krankhaften Zustande: es hat zweifellos mit der Geisteskrankheit viele Berührungspunkte, und zwar mehr als der gewöhnliche Mensch" (S. 49). Physiologische Grundlage: höhere zentrale Reizbarkeit. Ursache zu geistiger Zerstörung: Überanstrengung.

Colonna d'Istria [163] 1889: Der Mattoide, erfolgreich in Religion und Politik, besticht die Menge; er ist die „caricature du génie", eine Illusion des Genies. — Folie und génie derselbe état nerveux von zwei Seiten gesehen, aber im Bewußtsein verschieden. Folie kann auch etwas Genie-Ähnliches produzieren. Das wahre Genie untrennbar von klarem Bewußtsein und Denkkraft [wertvoll].

Huxley um 1890: Genius ist gleich „sport“ [Spielart] unter Tieren (JMS, 38. S. 609).

Roncoroni 1896 [über Tasso]: Genie hat oft mit Paranoia Ähnlichkeit. Aber nicht bloß Beziehung zu einer Psychosenart. Genie nicht der höchste Ausdruck der Spezies Mensch (n. Lombroso [255]).

Schüle [176] 1896: Psychotischer Verfall genialer Männer eine Tatsache. Ebenso Abwechslung von Genie und Psychose in einer Familie. Unterscheidendes Merkmal: Wert der Tat, des Werks.

Zini [198] 1896: Genie und Geschlecht. Genie unfruchtbar, asexuell. Genies die asexuellen, neutralen Wesen der Art wie bei Ameisen und Bienen.

Myers [201] 1897: Geniale Geistestätigkeit aus dem Unterbewußtsein heraus. Ähnlichkeit mit Hysterie (n. Lombroso [255]).

Sergi [210] 1899: Genies qualitativ verschieden. Nicht immer epileptisch. Nur einige degenerative Stigmata, durch Kräftemißbrauch.

Rapisardi [220] 1900: infermità des Genies stammt aus Rasse, Klima, sozialen Umständen, außerordentlicher Übung der Denk- und Fühlorgane.

Hellpach [689] 1902: „Lediglich durch den Erfolg seiner historischen Leistung wird der Mensch als Genie erkennbar“. — Wir nennen eine Persönlichkeit genial wegen ihrer sozialpsychischen Einwirkung. Genie aber nicht etwa erfolgreiches Talent. Genie hat das Intuitive, das Impulsive, das Suggestive. „...nicht recht möglich..., eine psychologische Definition des Genialen zu geben.“ „Es soll gar nicht bestritten werden, daß unter den Genies auffallend viel Neuropathen sich befinden.“ — Die rein soziologische Theorie von Simmel stehe „auf tönernen Füßen“.

Bruns [226] 1903: Genie hat Dandy-Stolz des Andersseins gegenüber der Masse (wie der Verbrecher auch).

Gould [230] 1903—04: [behandelt nur Augen-Anomalien und Krankheiten, die aber zur Frage angeborener Entartung wichtig sein könnten. Vgl. auch G. M. Gould, Bibliography, Andrus, Ithaca N. Y. 1909, wo sich noch mehr Literatur findet über Taine, Balzac, Tschaikowsky, Flaubert, Berlioz, Swift.]

Ellis [232] [Genius wie bei Galton gleich angeborenes Talent] Genie keine Form des Irreseins. Leichte nervöse Störungen extrem häufig. Genie weder normale Variation noch eine Form von Psychose. Nervosität ist mehr Überanstrengung. Psychopathie sehr häufig der Antrieb zum Schaffen, als fermentatives Element. Lobt Moreau.

Allara [231] 1904: Genie eine höhere angeborene physiologische Begabung, modifiziert durch pathologische Erscheinungen.

Bjerre [240] 1905: Die zerstorende Degeneration lockert, löst Hemmungen, löst Rationales auf. Wert dieser Auflösung für Kulturwerke; nicht „Dekadenz“, sondern Neuformung (S. 99).

Reibmayr [73] 1908: Genie als extreme geistige Züchtung der pathologischen Grenze näher als der Durchschnitt. Unterscheidet gesunde und pathologische („verkommene“) Genies.

Antheaume [257] 1908: Genie und Neurose gemeinsam ist das Temperament. Genie nicht essentiell krank, entwickelt sich aber aus denselben Bedingungen wie die Krankheit. Diese allein (in den Anstalten) leistet wenig oder nichts. „Genie und Irrsinn“ kann nicht „en bloc“ gelöst werden. Krankheit kann Phantasie und Affektives fördern, den Intellekt schädigen; kann individueller machen. Nicht entweder krank oder gesund; oft gemischt [wertvoll].

Aschaffenburg [261] 1909: Zusammentreffen nervöser Erscheinungen mit höherer Begabung nichts Seltenes und nichts Zufälliges. Oft ausgeprägte Talente aller Art. Nicht selten „als die genialen Pfadfinder der Kultur“ voranschreitend. „Die Nervosität und Genialität sind zwei Erscheinungsformen derselben psychopathischen Prädisposition.“ Durch Empfindsamkeit und Empfänglichkeit die Möglichkeit zu ungeahnten und kühnen Kombinationen; Fühlen und Denken tiefer und nachhaltiger: Schwung des Künstlers und Dichters, die Tatkraft des Genies. Endogene

Veranlagung, zur Nervosität; auch wo Schädigungen des Lebens fehlen, doch die nervösen Begleitsymptome [wertvoll].

Voivenelle [281] 1911: Inspiration gelegentlich eine Exzitation durch Krankheit.

Bleuler [294] 1920: Definition von „Krankheit" unmöglich. Psychopathie eine Aberration. Auch Genie eine Aberration, in seinen Eigenschaften „besonders hoch ausgebildet" wie feine Pfirsichsorte (nicht samenecht, zufällige Züchtung). „Die Neigung zu Aberrationen trifft gewöhnlich den ganzen Organismus." „Bei der genialen Aberration finden wir schon deshalb in der Regel verhältnismäßig häufig auch andere abnorme Eigenschaften, die wir aber meist negativ werten müssen (Empfindlichkeit, Nervosität usw.)" Außerdem Zusammenhang zwischen Genie und Geistesabnormität: Der Psychopath paßt sich schwerer an die Umwelt an, möchte sie ändern; kann derart leichter Neues finden. Oft bei ihm innere Zwiespältigkeit; Befriedigung nach außen als Dichter und Künstler. (Die innere Zwiespältigkeit stammt oft von der Verschiedenartigkeit der Eltern.) Künstler müßten feiner empfinden als andere, und dies bekäme im alltäglichen Leben „oft geradezu die Bedeutung einer Krankheit". —

Segalin [302a] 1925: alle Talentierten mehr oder weniger psychopathisch belastet. Daher: „Europathologie" = „Erfindungskrankheit". Biogenet. Gesetz der Genialität: Genie ist Resultat zweier sich kreuzender, vererbter Komponenten 1. potentielle Begabung; 2. das Psychopathische. Genialität durch Symbiose beider. Die dissoziierende Psychopathie löst aus und befreit die erblich angesammelten, im Unterbewußtsein ruhenden geistigen Fähigkeiten. —

Fassen wir das Ergebnis des Kampfes um Lombroso oder um die Entartungslehre zusammen. Vorweg: in der Epilepsie-Hypothese hat L. nur sehr wenige Anhänger gefunden. Aber fast alle Autoren sind sich darüber einig (auch die Gegner), daß irgendwelche und zwar nahe Beziehungen zwischen Psychopathologischem und Genie in der Wirklichkeit vorhanden sind, mehr als beim Durchschnitt; gewöhnlich nur in Form der Psychopathie, aber diese bei weitaus den meisten Genies und ihren Verwandten. Außerdem werden aber auch recht häufig Psychosen gefunden. Zur Erklärung des Zusammenhangs sagen dann manche: Das Psychopathologische kann ein Talent fördern, kann es erregen, kann Fermentwirkung haben, oder es kann auflockern — jedenfalls, es kann, als solches, Werte schaffen.

Die Gegner sind psychologisch am interessantesten. Sie sagen: Kraft ist nicht Schwäche; die Werke entstehen nicht durch die Psychose, denn diese mindert die Leistung. Genie ist Gesundheit, ist Höherentwicklung des Typus Mensch, auch biologisch, Genie ist keine Entartung. Nun schaut allerdings die Wirklichkeit anders aus, das sehen auch die Gegner. So geraten sie in einen inneren Zwiespalt und unterscheiden das „echte", d. h. gesunde Genie von den kranken Pseudogenies. Demnach haben wir nicht Wissenschaft, Feststellung von Tatsachen, vor uns, sondern Idealbildung.

Manche suchen auf andere Weise aus dem Dilemma herauszukommen. Genie ist nur von Degeneration begleitet, ist nicht sein Wesen. Oder es bestände nur Ähnlichkeit zwischen beidem (Hirsch). Oder: Psychopathie und höhere Intelligenz wären oft ver-

bunden, daher teils die Leistung (aus der Superiorität), teils die Psychose (aus der Psychopathie) (Toulouse). Oder: die Disharmonie entstände durch die Einseitigkeit als Genie (Pelman, auch Möbius). Oder: Genie eine Aberration, eine Veredelung und als extreme Züchtung dem Pathologischen näher (Bleuler). Schließlich: die Anomalie des Genies wäre eine größere Differenzierung, eine fortgeschrittene Spezifizierung des Typus Mensch (Morselli).

All diese Ansichten treffen irgendwie etwas Richtiges, aber sie leiden doch sämtlich an einem Grundirrtum. Erst eine viel höhere Abstraktion kann den Kern der Sache finden.

MÖBIUS UND DIE DEUTSCHE PATHOGRAPHIE. Es gilt noch ein paar Worte zu sagen über einen Mann, der weder für noch gegen Lombroso gestritten, sondern der selbständig und unabhängig seine Straße gezogen. Das war der Leipziger Nervenarzt Möbius (1853—1907), ein Nachkomme Martin Luthers. Sein Wesen und Werk sind von Hellpach [774], von Jentsch [775], von Gaupp [769a] und in überaus klarer, sehr objektiver Weise namentlich von Kräpelin [778] gewürdigt worden. Wir haben hier mit ihm nur zu tun, soweit es unser Problem angeht.

Möbius ging nicht von Lombroso oder Moreau aus, sondern war ein Schüler Charcots und Magnans; dessen Entartungslehre nahm er auf. Er schuf den Begriff der „Entartung von oben", in dem noch Magnans Prägung „dégénéré supérieur" zu stecken scheint. Möbius [274] faßte das Genie als einen höchsten Grad von Talent auf; zwischen Talent und Genie fand er keine scharfe Grenze. „Es gibt nicht Ein Genie, sondern ebenso viele Geniearten wie Talente." Talent ist angeboren, organartig. Das Genie ist nicht pathologisch nach Auffassung wie Lombroso, sondern durch die Einseitigkeit des Talents. Höchstes wäre nur durch ein Minus zu erreichen. Das große Talent wird „mit der Krankheit bezahlt", die Disharmonie entstände demnach durch das große, einseitige Talent. So erklärte sich Möbius die Tatsache, daß hohe Grade der Begabung oft mit tiefgreifenden allgemeinen Störungen verbunden erscheinen.

Diese Grundanschauung von Möbius in der Streitfrage „Genie und Irrsinn" ist ganz bestimmt falsch. Denn gerade die Riesentalente, die oft mehr Talentbegabung hatten als manches „Genie" (mit anderen Vorzügen), sind noch die gesündesten unter den Genialen; so etwa Raffael, Tizian, Rubens, Sarto, Verdi.

Das Hauptverdienst von Möbius bestand für uns vielmehr darin, daß er immer wieder gründliche Einzeluntersuchungen forderte, Pathographien. Dieser Ausdruck ist von Möbius geprägt worden, aber es wäre sehr verkehrt, ihn den Vater der Pathographie zu nennen. Die Tatsache der Pathographie stammt aus Frankreich (und Italien): Lélut, Verga, Lombroso. Auch in Deutschland ist Möbius keineswegs etwa der Erste, der Pathographien verfaßt hätte, wie unser Literaturverzeichnis mannigfach beweist. Sogar seiner ersten Pathographie, der über Rousseau, ging eine solche (auch über Rousseau) von Hildebrandt [1403] um 5 Jahre voraus. Aber Möbius ist der erste deutsche Klassiker der Pathographie; noch heute bleibt er ein Vorbild, das von den Pathographen gewöhnlich nicht erreicht wird, geschweige denn übertroffen. Er hätte, meint Kräpelin, „ganz ausgezeichnete Arbeit" geleistet. Und das will viel sagen auf solchem Gebiet des heftigsten Glaubenskrieges. Da wiegt jeder kleinste Mangel zehnfach. Und wer hätte keine Mängel! Wir sehen ganz gewiß die Grenzen oder Fehler der Möbiusschen Pathographien. Auch wir halten z. B. Scheffel für völlig verfehlt. Aber einen „Goethe" oder selbst „Nietzsche" soll einer erst einmal nachmachen, was man auch gegen das Theologenhaft-Magistrale im „Nietzsche" einwenden mag. Jedenfalls haben sie

Anregung in Hülle und Fülle geschaffen. Möbius' Mängel sind zum Teil die Klippen des Gebiets überhaupt.

Wenn man von einer deutschen pathographischen Schule reden wollte, so wäre Möbius ihr Begründer. Alle, die etwas auf diesem Gebiete geleistet haben, sind in gewissem Sinne seine Schüler. Deutsche Gründlichkeit und Gediegenheit haben wir von ihm, wenn nicht gelernt, so doch als Ideal übernommen.

Von dieser deutschen Schule schon ausführlicher zu sprechen, wäre wohl noch historisch verfrüht. Birnbaum [295] (S. 310) nennt als Hauptvertreter bis 1920: Vleuten, Jentsch und W. Lange. Hier scheint uns allermindestens Lomer noch zu fehlen; aber auch Heß, Rahmer u. a. wären zu erwähnen, auch Sadger in einzelnen Arbeiten (z. B. Hebbel). Seit 1920 sind weiterhin recht gediegene Pathographien erschienen: von Jaspers, Storch, Heidenhain, Hentig usw., so daß einem um die deutsche Überlieferung nicht angst zu sein braucht.

DIE PSYCHOANALYTIKER. Die? Welche Abzweigung oder Seitenschule sollen wir meinen? Man muß aus jeder Blüte Honig saugen. Über den Zusammenhang der Psychoanalyse mit unserm Problem ließen sich vielleicht Bände schreiben: es hieße eine Kritik der Psychoanalyse überhaupt liefern; denn gerade Pathographien sind ein sehr feines Reagens auf den Wert einer psychiatrischen Schule. Wir wollen uns lieber an dieser Stelle ganz kurz fassen und verweisen auf manches kritische Wort im Verlauf unserer Untersuchung.

Zum allgemeinen Problem „Genie und Irrsinn" hat unseres Wissens die Psychoanalyse wenig Neues und Brauchbares beigesteuert. Höchstens vielleicht den einen Gedanken, daß die Menge ihre verdrängten Wünsche (vor allem sexuelle) genußreich abreagiert, wenn sie die Werke der Künstler und Dichter betrachtet; diese haben ebenfalls unter dem Antrieb ihrer geheimen (vorwiegend sexuellen) Komplexe die Werke geschaffen. Das mag oft stimmen, erfaßt aber durchaus nicht das Problem im Ganzen.

Es rächt sich eben, daß die PA die organisch angeborene, erbliche Konstitution (eventuell die Psychopathie) allzusehr vernachlässigt. Dazu kommt, daß die PA eine Untersuchungsmethode ist, und zwar eines tief Subjektiven, und daß sich eine solche auf Historisches nur teilweise anwenden läßt.

Schon 1910 warnte Bleuler [407] (S. 697) vor manchen Pathographien der PA: „Einen großen Teil der schon in Freudschem Sinne publizierten Pathographien halte ich für sehr, sehr unreif, aber als tastende Versuche in einem neuen Gebiet scheinen sie mir dennoch nicht wertlos." — Das Material reiche nicht aus, und Mißverständnisse beim großen Publikum wären unvermeidlich (Bleuler [406] S. 683). Freuds Leonardo nennt Bleuler [406] (S. 681) eine „hübsche Arbeit" und läßt sie als Hypothese gelten, zu der jeder sich seine Meinung bilden könne.

Das Verdienst mancher Einzelpathographien der PA bleibt, daß sie eine gewisse psychologische Verfeinerung und Vertiefung erreicht haben, und daß sie die Bearbeitung der Sexualprobleme großer Männer energisch in Angriff nehmen, daß sie das Allzumenschliche an den Idealgöttern aufzeigen.

Es gibt nicht viel gute psychoanalytische Pathographien; aber die finden sich auch sonst nicht. Für wertvoll halten wir, um nur ein paar Beispiele zu nennen: Leonardo von Freud (in der zweiten Auflage), Alexander von Boven, Amenhotep IV. von Abraham, Böhme von Kielholz, Hebbel von Sadger, Schopenhauer von Hitschmann.

Auch andern als Bleuler gefallen die meisten pa Pathographien nicht recht. 1912 meinte Furtmüller [790], daß, im Gegensatz zu Sadgers Anschauung, „in Wirklichkeit gerade diese Schriften, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, bis weit in den Kreis der Freud-Schüler hinein mehr Beklemmung als Bewunderung hervorriefen". 1925 faßt sich Raimann [422]

(dem wir sonst keineswegs allgemein zustimmen) noch schärfer: „Freilich lernt man so [durch Freud] Leonardo da Vinci ganz und gar nicht kennen." Und von den Pathographien der Freud-Schüler: „Die reine Deutung ermangelt jeder zustimmenden oder ablehnenden Reaktion ihrer Objekte. Sie sind stumm und wehrlos, wenn Menschliches, allzu Menschliches vom Psychoanalytiker ans Tageslicht gefördert werden will."

Jedenfalls sind die Gefahren der Einseitigkeit und die der willkürlichen Deutelei recht groß. Psychoanalytische Pathographien sind daher gewöhnlich nur als Ergänzungen zu wirklich psychologischen und psychiatrischen Arbeiten brauchbar und wollen auch dann noch mit kritischen Augen angesehen werden. Als Entgleisungen und Auswüchse könnte man etwa nennen: C. F. Meyer von Sadger, Keller von Hitschmann, vor allem die Arbeiten von Imre Hermann (Fechner, Goethe).

Daß uns die Anschauungen von Adler in der Geniefrage ganz und gar nicht gefallen, wollen wir nicht verschweigen. Adler [514] vertritt folgende Lehre: aus Degeneration wird Neurose und daraus Genie durch Kompensation einer Organminderwertigkeit; so käme es zur Entstehung einer Überwertigkeit des psychomotorischen Überbaus. Dies ließen wir uns wohl gefallen, wenn eine psychogene Dynamik gemeint wäre (wie sie etwa Wexberg bei Rousseau aufgezeigt hat); aber Adler scheint es anders zu meinen. Die Halluzinationen in der Psychose Schumanns waren eine Überkompensation im psychischen Überbau des Ohres. Bei Malern fände man in 70 Prozent Augenanomalien. „Dies die Ergebnisse bei Betrachtung der gelungenen Überkompensation, die offenbar auch ausreichen, die Irrtümer Lombrosos zu erklären und richtig zu stellen." Also weil Mozart eine verbildete Ohrmuschel, Beethoven [spät] ein Gehörleiden, Bruckner ein Muttermal am Ohr hatte, wurden sie große Musiker. — Ob man Lombroso auf diese Art wirklich widerlegt . . . ?

Die Reaktion der Psychiater. Wenn Psychiater, die sich jahraus jahrein wissenschaftlich und ärztlich mit Psychopathologischem beschäftigen, plötzlich anfangen, ihre Wissenschaft zu verleugnen, wenn sie, unter dem Druck der öffentlichen Meinung und jener Gelehrten, die von einer psychiatrischen Betrachtung der Genialen überhaupt nichts wissen wollen, unwillkürlich sich ergeben, ins Horn der Gegner stoßen und zum Feind übergehen, so bezeichnen wir dies als eine Reaktion der Psychiater. Man sollte lieber froh sein, daß nach jahrtausendelanger Mystik und Scholastik endlich eine Wissenschaft aus der Psychiatrie geworden ist. Und warum sollte diese Wissenschaft nicht anwendbar sein auf Persönlichkeiten und ihre Werke, die der Menschheit als genial erscheinen?

Wenn ein Arzt wie Bilharz [767] etwa der Ansicht ist, an der Pathographie wäre die „Richtung unerfreulich", denn sie „heftet sich an die erklärten Lieblinge der Menschheit" — darum sei er „gegen die Insinuation, als ob zwischen Genie und Entartung eine Wesensverwandtschaft bestehe!" — dann nennen wir dies Reaktion, Rückschritt auf längst Überwundenes.

Oder wenn ein Psychiater, der zeitlebens psychiatrische Kategorien auf Kranke und ihre literarischen Produkte angewandt hat, auf einmal bei den geisteskranken Gedichten eines Berühmten haltmacht und erklärt, die psychiatrischen Kategorien wären „viel zu grob", um auf ihn angewandt zu werden, so ist auch das — Reaktion.

Niemand wird etwas dagegen haben, wenn Übertreibung eingedämmt und schärfste Kritik geübt wird. Aber ein katathymes, halbreligiös verursachtes Vorbeisehen an dem Kern des Problems bringt die Forschung nicht weiter.

Viele Beispiele aus den letzten zehn Jahren ließen sich aufzählen. Wir begnügen uns aber, einen Autor auszuwählen, der auf einer höheren Stufe steht und darum den ganzen Standpunkt besonders klar aufzeigt: nämlich Hildebrandt [296] (S. 188 f.). Er erörtert das Problem „Genie und Irrsinn" und meint, es gäbe vielleicht eine Überfeinerung, ohne echte Entartung; er findet „auffallend" die „Bedeutung, die frühe Entwicklungsstufen der Menschen der Epilepsie beilegen." [Man vermutete im Epileptiker eben das Wirken einer Gottheit.] Bei den echten Epileptikern heute kann man doch trotz religiöser Neigungen schwerlich eine heilige Krankheit finden." [Dies hatte aber schon der alte Hippokrates festgestellt, weil er ein freier Geist war.] Daß „von mehreren unbezweifelten Heroen Krämpfe berichtet" werden, findet Hildebrandt ebenfalls „auffallend". Vielleicht führe eine Steigerung der Rasse [im Genie] zur Disposition von „gewissen Krämpfen", die schwer von epileptischen zu unterscheiden wären. [Diesen Trugschluß hatte schon Thomas Campanella gemacht. Genie wird von vornherein als biologische Steigerung des Menschen gesetzt, und seine Mängel dann ebenfalls!] Man habe behauptet: „... Genie sei Entartung. Wir brauchen diese erniedrigende [eS] Auffassung ... nicht zu widerlegen." Anmerkung 65 wendet sich gegen Aschaffenburg, der, wie wir oben gesehen haben, Genialität und psychopathische Prädisposition gleichsetzt. „Das mag alles gelten, wenn man das schöpferische Genie für das Kaffeehaus reservieren will und die Cäsar und Napoleon mit diesem Begriffe verschont." [Wenn Cäsar und namentlich Napoleon keine ausgesprochenen Psychopathen waren, dann gibt es überhaupt noch keine Psychiatrie.] Genie sei vielmehr die Norm, ein höchster Wert, die höchste lebendige Kraft, nämlich die schöpferische. [Ein Postulat, ein Ideal, wie man sieht.] Man beobachte nun, wie Hildebrandt dem Problem ausweicht. Wenn man unter Genie das von der Norm Abweichende verstehe (das Exzentrische, Blendende, Hysterisch-Überreizte), so könne man unter diesen Abnormitäten allerdings viele Entartete finden. Oder wenn man unter Genie etwa Produktivität auf jedem Gebiet (auch technische Erfinder und Entdecker) verstehe, so könnten unter diesen wohl Entartete sein. [Werden vielleicht Galilei oder Kolumbus nicht als Genies gefeiert?] Hildebrandt sieht sehr wohl die Veränderlichkeit des Geniebegriffs. Die Sturm- und Drangzeit, unsere Klassiker, Kant, Schopenhauer, Nietzsche — alle hätten einen anderen Geniebegriff; und in der Gegenwart fänden wir ein „wirres Schwanken zwischen verwässertem Nachbild des Sturm und Drang (Kaffeehausliteraten), und zwischen dem rein utilistischen Begriff des Erfinders und Entdeckers (Ostwald)". Hildebrandt scheint gar nicht zu bemerken, daß jeder eben den Geniebegriff nach seinem eigenen Ideal formt, und daß er selbst auch unter diese Kategorie fällt. Sein schöpferisches Genie ist ein Ideal, und dies nennt er die Norm des Menschen. Norm einer Art aber kann immer nur die Mehrzahl sein. So wird sogar Hildebrandts Normbegriff zu einem Ideal. Also Religion und Gesetzgebung statt Wissenschaft. Die Welt der Tatsachen sieht nämlich ganz anders aus. Hildebrandt spricht dann verächtlich von „Lombrosos kritikloser Zusammenlese Genio e follia, die mit Wissenschaft wenig zu tun hat". Immerhin, es wäre „denkbar, daß in einzelnen Fällen der Entartungscharakter die geniale Leistung fördert" (Einseitigkeit, Fanatismus). „Einseitig-geniale" Leistungen wären möglich durch „verschrobene und paranoische Menschen". [Gerade dies hatte Lombroso immer behauptet.] Schöpferische Vorgänge könnten pathologische zur Folge haben. Beim Genie verliefen „die seelischen Prozesse in einer höheren Ebene der Bewußtheit"; dies begünstige die Entwicklung psychogener Störungen, mache psychopathologische Erscheinungen deutlicher. Damit wäre denn „erklärt", wenn wirklich psychopathologische Erscheinungen beim Genie häufiger als beim Durchschnitt vorkämen. [Dies sieht der Laienmeinung von der „Überanstrengung" des Genies verzweifelt ähnlich.]

Klingt dies alles nicht äußerst künstlich, geschraubt und gewunden? Man w i l l, man m a g nicht sehen, und k a n n ' s darum auch nicht. Katathymie, Glaubenskrieg — bunte Scheiben von Kirchenfenstern stören den Blick in die freie Natur.

Die Zwiespältigkeit der Modernen. Von den deutlich reaktionären Psychiatern, die das Problem der „Entartung" am Genie überhaupt nicht sehen w o l l e n und es geschickt hinwegeskamotieren, sind w o h l zu unterscheiden die Zwiespältigen. Diese sind viel zu gescheit und haben viel zu viel gelernt, um die Tatsachen n i c h t zu sehen. Aber auf das Geschrei der Gegner hin und vielleicht auch aus affektiven Restbeständen heraus werden sie allzu vorsichtig, werden zweifelnd, unsicher, unentschieden. Man möchte wohl, aber man s o l l doch nicht, d a r f doch nicht . . .

Ein Musterbeispiel wäre etwa H i n r i c h s e n [275]. Er beweist in seiner sonst feinsinnigen Arbeit durchaus Blick für das Psychopathische zahlreicher Dichter, aber gerade Goethe gilt ihm nicht psychopathischer als der Durchschnitt der Menschen. H i n r i c h s e n sieht alles, gibt halb zu, nimmt wieder zurück, fragt, ob man denn ü b e r h a u p t Psychopathie von Gesundheit abgrenzen könne usw. — Ganz ähnlich zeigt sich J a c o b i [1018] in seiner hübschen Studie über Goethe. — Auch im Lager der Ästhetiker fehlt es übrigens nicht an solchen Zwiespältigen, so z. B. Müller-Freienfels [634] (S. 189); er ahnt die Probleme gleichfalls sehr wohl, aber — der Zeitgeschmack ist nicht dafür . . .

Ebenfalls unsicher in der Nähe der Geniestreitfrage wird Birnbaum [293, 300]. Bei ihm gewinnt man ganz unmittelbar den Eindruck des Bipolaren, Ambivalenten. „Eigentlich" möchte dieser verdiente Forscher den Wert des Pathologischen für die Kultur nicht bloß aufzeigen, sondern sogar lobpreisen. Ohne das Kranke würde das Leben an Lebenswert verlieren. Aber — das Problem „Genie und Irrsinn" ist ihm „heikel". Und nun hilft er sich mit dem Kautschukbegriff „pathologisch". K r a n k h e i t nennt er eine Leiden schaffende Lebensäußerung, die Abhilfe erfordere. Aber pathologisch wäre nicht identisch mit krank, sondern nur „abnorm". Pathologisch wäre auch nicht etwa grundsätzlich gleich biologisch minderwertig, denn es gehöre ja das Übernormale (Schöpferische) dazu. Auf diese verzwickte Art bringt er also krank und schöpferisch unter den einen Hut „pathologisch" und weicht einem scharfen Entweder-Oder aus.

Ganz besonders deutlich wird dies, wo B i r n b a u m [300] (S. 44) das Problem Genie und Entartung durchaus nicht umgehen konnte. Er unterscheidet (a u c h von v o r n h e r e i n) Genie und Entartung als V e r s c h i e d e n e s. Genie ist n i c h t Entartung, n i c h t Psychopathie; sein Wesen wäre noch nicht erfaßt. Entartung ist eine „ungünstige, erbliche, biologische Abartung". Das Genie hat auch eine „Wesensnähe zum Pathologischen", nämlich: seine Erblichkeitsbeziehungen, seine psychische Konstitutionsschwäche und Vulnerabilität, seine Dämonie, die Unebenmäßigkeit der Gesamtanlage und Entwicklung, seine abnorme Reaktion auf Belastungsproben des Schicksals. Entartung und Genie haben b e i d e ihre Wurzeln im Biologischen, sind b e i d e E n d g l i e d e r einer hereditären Folge, einer biologisch minderwertigen Keimanlage und Keimmischung oder eines Erbgangs, der sich biologischer Minderwertigkeit zuneigt. — Man beachte: so spricht kein Reaktionär, sondern e i n e r, der die Dinge ganz klar sieht, aber nicht weiß, wie er sie darstellen soll, ohne zu verletzen. Denn w o r i n bestände denn nun nach Birnbaum der Unterschied zwischen Psychopathie und Genie, wenn er doch beide in ihren biologischen Symptomen als völlig

gleich schildert? Unwillkürlich wird man an das Abschwören des Galilei erinnert. Wie damals, ist auch unsere Zeit noch nicht reif, die Wahrheit zu hören.

DIE GRUNDFRAGEN

Schöpfen wir Atem und gönnen wir uns einen Rückblick, der das Wesentliche überschaut.

Das Genie-Problem erscheint so besonders wichtig für die Menschheit, weil viele das Genie für einen höher entwickelten Menschentypus halten und schon von künftiger Geniezüchtung sprechen.

Aber Genie-Erleben ist zunächst einmal religiöses Erleben. Das Genie bedeutet für seine Verehrer einen Heiligen und Heros, einen Halbgott, ja eine Art Gott. Solche Vergöttlichung von Menschen wäre kein Ausnahmefall; es hat sie zu allen Zeiten und bei zahllosen Völkern der Erde gegeben. Das Genie wird um so mehr verehrt, weil es eine geistige Leistung aufzuweisen hat, weil es der Menschheit eine Gabe überreicht. (Die Heiligen der Kirche haben dafür die sittliche Leistung.)

Vergöttlichung und Idealbildung hängen ja eng zusammen. In die Gottheit geht vielfach das eigene Ich-Ideal mit ein, namentlich in späten, rationalen, ethisierenden Zeiten. Genie als Halbgott, Genie als Ideal. Andere Zeiten, andere Völker, andere Menschentypen: darum auch andere Götter, andere Ideale, andere Genietypen, andere Menschentypen als Genies.

Erstes Problem: bedeutet Genie psychologisch immer denselben seelischen Typus? Ist es eine Varietät der Gattung Mensch? Etwas Psycho-Biologisches? Ganz, oder wenigstens in einer bestimmten spezifischen Fähigkeit?

Weiter. Genie-Verehrung hat es seit Jahrtausenden gegeben. Die Benennung „Genie" stammt aber erst aus der Renaissance- und Barockzeit. Der Name will besagen: eine besondere Gottheit, eine mystische Zauberkraft, ein Ausströmen des Göttlichen wirkt im Genie und schafft eigentlich seine Leistungen. Genius wäre eine Verdinglichung, eine Personifikation der verschiedensten Faktoren, die die Leistung zustande gebracht haben. Renaissance und Barock meinten vorwiegend den Künstler und Dichter. Und zahllose Theorien von Ästhetikern und Philosophen haben bis heute mit der rationalen Festlegung und Erklärung dieser zauberhaften Schöpferkraft des Genius gerungen. Aber ohne jeden Erfolg einer Einigung.

Zweites Problem: da die Genies (dies versteht sich beinahe von selbst) eigentlich immer psychologisch ganz verschiedene Menschentypen darstellen — gibt es doch vielleicht (psychologisch) etwas Gemeinsames in all diesen verschiedenen Typen? Eine schöpferische Anlage als etwas ganz spezifisch Geniales, das sie von allen anderen Menschen grundsätzlich unterschiede? Oder setzt man vielleicht in vielen Fällen, wo eine Leistung der Menschheit besonders behagt, eine spezifische Schöpferkraft als Ursache ein, in verdinglichter Form (genius)? Kann der Wert

einer Leistung für die Menschheit die Annahme einer höheren (genialen) Schöpferkraft zum Ausgangspunkt haben?

Weiter. Seit 450 v. Chr. erscheint das Genieproblem mit dem von „Genie und Irrsinn" verknüpft. Was die Einen als göttlich oder als Mundstück der Gottheit verehrten, daran fanden die Andern irgendeinen „Wahnsinn". Diese Anderen waren immer die Grübler, die Philosophen, die Wissenschaftler, jene Menschentypen, die „dahinter kommen" möchten. Nie hat das Problem geruht. Immer wieder hat der Erkenntnis- und Forschertrieb auf die Tatsachen hingewiesen: eure Heiligen, eure Genies sind ja seelisch Kranke. Ganz allmählich, in unendlich mühsamer, undankbarer Arbeit hat sich zu diesem Problem eine pathographische Wissenschaft heraufentwickelt, überall verfolgt vom heiligen Krieg, dem fanatischen Glaubenskrieg gegen die Psychiatrie und den Irrenarzt. Die Pathographie hatte gewiß manche Fehler begangen, aber sie hatte streng, mit ausgesprochenem Wahrheitstrieb, den historischen Menschen (nicht die Heiligenstatue) untersucht. Und sie hatte gefunden, die meisten Genies sind psychopathisch, sind bionegativ.

Drittes Problem: Stimmt dies wirklich? Sind die Heiligen der Menschheit tatsächlich zum allergrößten Teil Nervöse, Kränkliche, „Entartete", Geisteskranke?

Weiter. Genie ist Ideal, ist Halbgott. Da aber kein historischer Mensch ein Halbgott oder Ideal sein kann, so wird vielleicht gar nicht der historische, biologische Mensch verehrt, sondern eine Umformung.

Viertes Problem: ist überhaupt der historische Mensch, an dem unter Umständen Bionegatives aufgefunden wurde, wissenschaftlich genau zugesehen, das gleiche Objekt wie das heilig verehrte, verklärte Idealbild? Und wenn etwa nicht, was von vornherein sehr wahrscheinlich — wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Genie das höchste Heilige und das traurigste „Kranke"?

Es gibt in der Geschichte der Wissenschaften einen merkwürdigen Parallelfall. Wie war es doch in der Physik mit der Lichttheorie? Da war (vgl. Kirchberger[738]) zuerst der Fizeau-Versuch, der über das Licht eine Tatsache feststellte. Und da war der Michelson-Versuch, der unwiderleglich eine andere Tatsache bewies. Beide Tatsachen aber widersprachen sich, ja sie schienen sogar jede das Gegenteil der andern zu besagen. Daraufhin versuchte Lorentz in seiner Deutung, seiner Formel die Gegensätze zu versöhnen, zu vereinen — etwas künstlich und gezwungen, wie man sich wohl sagen mußte. Schließlich kam Einstein und fand, unter vorsichtiger Benützung aller gegebenen Tatsachen, doch etwas Neues, etwas, das die Gegensätze versöhnte, das sie zu Unterfällen eines Dritten machte, was man bisher nicht beachtet, ja nicht einmal gedacht hatte.

Also selbst auf dem strengen, hart logischen Gebiet der Mathematik und Physik finden sich Beispiele, wo ausgesprochene Gegensätze sich wissenschaftlich zu einer neuen Theorie widerspruchslos vereinigen lassen.

Auch das Problem „Genie und Irrsinn" hat seinen Fizeau- und seinen Michelson-Versuch. Und es hat ebenso eine ganze Reihe von Lösungsversuchen, die alle der Lorentz-Formel ungemein ähnlich sehen, und die auch alle das Problem immer aus einem Prinzip heraus lösen möchten. Aber „aus einem Prinzip" — das ist beinahe immer verdächtig auf Irrtum. So sind denn die Lösungsversuche des Genieproblems bisher alle gescheitert. Sehr treffend drückt dies Binswanger [319] (S. 35) aus: „Das Verständnis des genialen Individuums trotzte und trotzt noch heute am sichtbarsten der Anwendung der naturwissenschaftlichen Begriffskategorien, so sehr auch prinzipiell für jedes menschliche Individuum dasselbe gilt."

Zählen wir die Lösungsversuche und Lorentz-Formeln noch einmal in Kürze auf.

Die erste besagt: Das Genie ist heilig, ist „tabu", unantastbar; es kann unmöglich „krank" sein, denn Krankheit ist des Teufels, das Genie aber ist göttlich, folglich gesund.

Die zweite Formel lautet: Die Genieleistung hat ihre biologische Grundlage gerade in der Krankheit. Genie ist sogar eine besondere Form, eine Unterart von Geisteskrankheit.

Die dritte: das Genie ist nur halb krank; es ist eine Form der Entartung, aber nur der Psychopathie, es ist eine späte, überfeine Kulturfrucht.

Die vierte meint: das Genie ist als Genie und als Psychopathie in gleicher Weise disponiert zur Leistung wie zur (späteren) Psychose.

Die fünfte Formel: Genie ist Neurose, entweder in Form einer biologisch-materiellen Übererregtheit oder in Form einer Spannungs-, einer Konflikts-Nervosität.

Die sechste: das Genie ist nur durch seine Genietätigkeit, durch Überanstrengung nervös und bricht nur darum eher seelisch zusammen.

Ein einziger unbefangener, besser: unerschrockener Blick auf die harte Tatsachenwelt belehrt uns, daß jede einzelne dieser Formeln für sich allein falsch sein muß. Ein Prinzip kann unmöglich die ganze Verwickeltheit lösen. Aber auch nicht die Summe all dieser Formeln; es muß noch übergeordnete Begriffe geben.

Letztes Problem: Ist Genie überhaupt etwas naturwissenschaftlich Organisches, etwas biologisch Greifbares, etwas Objektives und Absolutes? Oder spielt, wie beim Licht, auch beim Genie irgendeine Relativität die entscheidende Rolle? Ist Genie vielleicht ein Relationsbegriff soziologischer Wertung? — Aber was hätte dann gerade „Krankheit" oder „Irrsinn" mit ihm zu schaffen?

ZWEITER ABSCHNITT

RÜSTZEUG

HILFSWISSENSCHAFTEN

Nach dem langen Gang durch die Geschichte und durch den verzwickten Irrgarten unseres Problems sind wir von der Lösung weiter entfernt denn je. Aber irgendwie muß Genie und „Irrsinn" zusammenhängen; dafür spricht die Welt der Tatsachen, wie wir Psychiater sie sehen und wissenschaftlich sehen müssen. Kein Historiker, kein Philosoph kommt uns zu Hilfe. So sind wir gezwungen, uns allein hindurchzuwinden und auf diesem Wege viele Teilfragen selber zu Ende zu denken, selbst zu beantworten, so gut es geht.

Suchen wir also unser Rüstzeug zusammen. Eine ganze Reihe von Wissenschaftszweigen muß uns dabei unterstützen. Ohne eine ziemlich breite Grundlage an Allgemeinbildung, ohne einen größeren Schatz allgemeiner Kenntnisse, aus Geschichte und Philosophie, aus historischer Biographie, Ästhetik und Naturwissenschaften geht es natürlich nicht ab.

Im besonderen nehmen wir alles an Psychologie mit auf den Weg, was brauchbar erscheint, aber ohne den Zwang und die Enge einer bestimmten Schule. Nur daß wir immer Anhänger einer genetischen Psychologie verbleiben[1].

Vor allem aber nehmen wir eine lebendige, blutwarme Psychologie mit auf den Weg. Und die neuere medizinische Psychologie (Kretschmer [503], Schilder [511] u. a.) soll uns ganz besonders unterstützen. Zu ihr

---

[1] Die reine Phänomenologie eignet sich nicht für unser Problem. Jedenfalls nicht in der Form der Husserlschen Schule. Schon Wundt faßte Husserls Lehren als neubelebte Scholastik auf (Schulz [349]). Und auch H. Maier [342] (S. 52—61, 57—58) hat „schwere Bedenken" gegen die „reine Grammatik" bei Husserl. — Die Phänomenologie der „Logischen Untersuchungen" war vielleicht noch deskriptive Psychologie, und so wurde sie auch von Jaspers aufgefaßt (Binswanger [319] S. 97, 156). Husserls späterer Standpunkt, der in reiner Phänomenologie „metaphysische Wesenserkenntnis" trieb, ist genau das, was wir hier nicht treiben wollen. Wir sind vielmehr der Ansicht von Selz [663] (S. 272): „Bei den psychischen Erscheinungen bedeutet dies die doppelte methodische Forderung, die deskriptive (phänomenologische) Analyse 1. durch die genetische Analyse und 2. durch die Funktionsanalyse [d. h. den Nachweis der Verlaufsgesetze] zu ergänzen." Was Krüger [337] 1915 so verdienstvoll programmatisch festlegte, indem er den genetischen und den soziologischen Gesichtspunkt forderte, das kommt uns heute fast selbstverständlich vor.

rechnen wir natürlich auch die Ergebnisse der Psychoanalyse, soweit sie gesichert erscheinen[2].

Freuds Traumpsychologie finden wir wesentlich ergänzt durch die ausgezeichnete Arbeit von Sanctis [401].

Auch die Lehre vom Unbewußten wird uns zeitweise dienen müssen (besonders Bleuler [378—382] und Roffenstein [392, 393]).

Mehr noch haben wir, um die Geniefrage voll zu begreifen, phylogenetisch auszuholen und uns von der Tierpsychologie (Köhler [429, 430]) und namentlich von der Psychologie der Primitiven belehren zu lassen (Levy-Brühl [435], Preuß [436], Thurnwald [437], auch Freud [434]). Etwas weniger kann uns zur Geniefrage die Psychologie des Kindes fördern (Gaupp [438], Giese [439]). Mehr dagegen die ganze neuere Lehre von Konstitution, Körperbau, Vererbung und ihren Zusammenhängen mit dem Psychischen (besonders Galton, Rüdin, Kahn, Kretschmer, Hoffmann u. a. (Lit. [356—376]).

Zur Beurteilung des kranken Schaffenden müssen wir mit den modernsten Waffen gerüstet sein: mit der allgemeinen Psychopathologie (Jaspers, Gruhle, Schilder, Birnbaum, Kronfeld, Binswanger u. a. Lit. [488—512]) und natürlich der ganzen Psychiatrie, auch der noch ungeschriebenen. Das Einzelmaterial werden wir uns in dem Riesenstoff von über 800 biologisch gerichteten Biographien (Bio-Graphien) zusammensuchen (Lit. [705—1597]).

Zur Psychologie des produktiven Schaffens steht uns eine kaum übersehbare Literatur zur Verfügung (Lit. [580—678]). Leider in viel geringerem Maße eine solche über das Schaffen des Seelenkranken.

Das Genie ist ein Heiliger der Menschheit. Wir haben daher auch die Religionspsychologie zu Rate zu ziehen, insbesondere die Psychologie des Heiligen (vor allem R. Otto [458]). Der mystische Trieb des Menschen zwingt uns, in die Dunkelkammern des Okkultismus und der „Parapsychologie" ebenfalls einen Blick zu werfen.

Eines unserer wichtigsten Hilfsmittel soll uns aber die Soziologie sein. Weniger ihre Ergebnisse, denn diese streifen (merkwürdigerweise) selten unser Problem, als vielmehr die soziologische Methode und Betrachtungsweise. Dabei machen wir der Einfachheit halber die feine Unterscheidung Simmels [709] zwischen Soziologie und Sozialpsychologie nicht mit[3].

---

[2] Wir sind weder Gegner der PA noch gläubige Jünger der Sekte, sondern vielmehr Forscher. Unser Standpunkt ist ungefähr der von Bleuler [406, 407], Roffenstein [392, 393], Kronfeld [505], Kretschmer [503]. Wir sind gewiß nicht blind gegen die offensichtlichen Schwächen der PA und haben ihre Kritiker wohlbeachtet (Hoche [416], Hellpach [387], S. 329—30 „kabbalistische Mystik", Allers [404], Raimann [422], Plaut [420], auch Schohaus [425]). Wir sehen sehr wohl die scholastische Starrheit, die Glaubensdogmatik, den typischen kabbalistischen Rationalismus, in den sich die neuere PA immer mehr verrennt, ihren Mangel gerade an weitsichtiger, umfassender, tief einfühlender und schmiegsamer Psychologie. Vor allem die nichtgeborenen Psychologen können ihren Halt finden an diesem Spiel mit den festen Bauklötzchen. Aber andererseits nehmen wir für unsere Frage gern so manches aus den Händen der PA entgegen: die Symbolbildungslehre, die Traumlehre und ihre Beziehungen zum Kunstschaffen usw.

[3] Sozialpsychologie wäre die Lehre von den Erlebnissen einzelner, die irgendwelche Wirkungen erfahren oder ausüben im Kreise anderer; die Soziologie würde Gebilde erforschen, die in der Gesellschaft entstanden sind, aber nicht Erlebnisinhalt ihrer Glieder ausmachen. Wir stimmen aber Jaspers [501] S. 402 vollkommen bei, wenn er betont, in der tatsächlichen Forschung ist diese Unterscheidung nicht durchgeführt; denn Psychologie und Soziologie gehen praktisch ineinander über.

Unsere Probleme würden nach Simmel wohl meist in die Sozialpsychologie fallen, oder, nach Vierkandt [415], wohl zur philosophischen Soziologie gehören — noch richtiger vielleicht: zur philosophischen Patho-Soziologie oder Sozio-Pathologie.

Da unser Problem ohne Werttheorie nicht zu lösen wäre, so müssen wir uns auch darum bemühen und im Notfall eine eigene aufbauen.

Haben wir unser Rüstzeug nun beieinander? Und keine Hilfskraft vergessen? Ja, eine fehlt uns noch, und sie heißt: Erfahrung in all diesen Dingen und Fragen. Jahrzehntelang im heißen, harten Leben gerade in dieser Problemrichtung beobachtet, nachgedacht und geforscht zu haben — erst solche Erfahrung kann den Mörtel schaffen, der die Bausteine der einzelnen Hilfswissenschaften verbindet und ihre Lücken ausfüllt. So kann manches von unseren Ergebnissen nur belegt werden durch die Offensichtlichkeit ureigenster Erfahrung, und andere mögen mit derselben Evidenz dasselbe erkennen, wenn nur ihr Blick in die Richtung gelenkt wird. Wir haben immer gefunden: der Nur-Gelehrte steht all unseren Hauptproblemen gewöhnlich wie ein Kind gegenüber, wie ein gläubiges, unschuldiges Kind, rührend und verehrungsvoll zugleich. Aber ein Theaterdirektor oder ein Politiker hätten am Ende mehr Einblick in diese Welt schwankender Wertungen. Wer dürfte unser Problem auch nur anpacken, ohne das bunte Jahrmarktsgetümmel des Lebens ausgekostet zu haben in seiner ganzen lärmenden Grellheit und kindlichen Lächerlichkeit, vor den Kulissen und hinter den bekleckstен Leinwandfetzen — still zuschauend oder mitschreiend, mitspielend.

So wird denn der hochgelahrte Leser freundlichst gebeten, nicht gleich zu erschrecken oder die Nase zu rümpfen, wenn eine Frage urplötzlich auf dem Kopf steht. Es ist ein uralter Fehler der Menschheit, daß sie immer wieder Ursache und Folge verwechselt. Der Leser richte mit uns den Blick ganz unbefangen auf das reiche, farbige Leben selber. Denn unsere Lehre ist dem Leben entnommen und fürs Leben geschaffen.

DAS WERTPROBLEM

Wir weichen jetzt für kurze Zeit von unserer allgemeinen psychologischen Einstellung ab und begeben uns auf das philosophische Gebiet der Werttheorie. Wenn je etwas der Lösung des Genieproblems hinderlich gewesen, so war es die Lehre von den „absoluten" Werten. Genie war ein absoluter Wert. Nie ist etwas verkehrter gewesen; es gibt keine absoluten Werte, denn Wert ist ganz essentiell ein Relationsbegriff.

Nur allein in der Betonung der Relativität der Werte haben uns die bisherigen Werttheorien fördern können. Sonst sind die meisten für unser Problem wenig brauchbar. Keinerlei Nutzen hatten wir von Ostwald [315], Cohn [304] (der sonst auf Ehrenfels fußt), Eisler [306] (der den Wertbegriff „unabhängig von jeder psychologischen Voraussetzung ableiten will" und sich in Begriffsspielereien ergeht), noch weniger von Münsterberg [314] oder Rickert [316]. Besser schon Kreibig [308], der die gefühlsmäßige Bedeutung des Wertes betont, die Gefühlsgrundlage des Wertens, und der keine absoluten Werte anerkennt, nur relative. Recht gut ist noch Meinong [311], wohl der Vater einer psychologisch gerichteten Werttheorie; auch er lehnt schon absolute Werte ab. Wert wäre nicht gleich Wertgefühl, aber dieses doch das ausschließlich Erfahrbare am Werte. Wert existiere nur für jemand und wäre die „Fähigkeit zum Wertgehalten werden". Meinong wird übertroffen von Ehrenfels [305]. Dieser kennzeichnet sehr fein das „Vorurteil von der objektiven Bedeutung des

Wertbegriffes“ (S. 2) — als ob „der Wert eine Eigenschaft oder gar ein Bestandteil der äußeren Dinge sei, etwa wie ein ideeller Feingehalt oder eine übersinnliche Essenz der Dinge“. — [In der Tat haben die absoluten Werte stark etwas von dem Mana oder Orenda der Primitiven.] Ehrenfels erkennt mit Recht keine „mystische, unfaßbare Essenz Wert“, keine absoluten Wertbegriffe an. Wert ist eine Relation zwischen Objekt und psychischem Subjekt, „der Wert eines Dinges ist seine Begehrbarkeit“. Treffend spricht er (S. 146) von einem „Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen Wertungen“. — Ähnlich auch Külpe [741]: „Alle Wertbestimmung beruht im letzten Grunde auf subjektiven Zuständen . . .“

Einen mittleren Standpunkt scheint Haering [307] einzunehmen. Haering betont mit Recht, daß eine Werttheorie nicht rein psychologisch begründet werden kann. Bei aller psychologisch-phänomenologischen Analyse von Wertungen komme man immer wieder auf vorausgesetzte Werte, es wären Subsumptionswerte [bei seinen Laboratoriumsexperimenten mit Gelehrten allerdings]. Die Psychologie könne nur die Wertung feiner analysieren, nicht aber zeigen, wie ein Wert entsteht. Werte wären „kein Produkt psychischer Prozesse“, keine psychologischen Größen. Die ersten Werte wären vor aller psychischen Tätigkeit, wären „unverbrüchliche Normen“ [nämlich psycho-biologische Dispositionen und ihre Relation zur Umwelt]. Absolute Werte wären vom genetischen Standpunkt aus „verabsolutierte“ Werte. „Die psychologische Absolutheit ist jedenfalls vom logischen Standpunkt aus nur eine „relative“ (27, S. 321).

Ein wenig zwiespältig mutet uns William Stern [317] an. Er lehnt zwar das „Substantialisieren“ der Werte (wie bei vielen modernen Theoretikern) ab, er faßt zwar den Wert als „Bedeutungsakzent“ auf, „Bedeutung aber ist ein Relationsbegriff“. Trotzdem sind die Werte im Grunde nicht relativ, sondern durch eine „vorzeichenlose Urbejahung“ metaphysisch gesetzt. [Was heißt das . . .?]

Viel einfacher sagt Müller-Freienfels [312], [313], [750], dem wir im ganzen wohl noch am meisten verdanken: „. . . Wert ist stets ein Relationsbegriff“ —.

Manche Forscher wollen streng und grundsätzlich eine Trennung von Werten und Gütern vornehmen. So unterscheidet Oesterreich [751] (S. 255 f. 16. Kap.), der sonst das Relative, z. B. der ästhetischen Werte, gut sieht, die eigentlichen, „höheren“ Werte (eth., ästh., relig., Erkenntnis-W.) von den nationalökonomischen Werten. Wert hat, was „den Menschen auf eine höhere Stufe emporhebt“. Die nationalökonomischen Werte [die Güter], „alles, was begehrt wird“, wären davon ganz verschieden. [Aber — wird die „Erhebung“ etwa nicht „begehrt“? Oder vielleicht nicht bezahlt? Andererseits: kann „Begehrtes“ nicht auch sehr erheben?]

Heinrich Maier [310], einer der bedeutendsten modernen Denker auch im Wertproblem, macht ebenfalls diese scharfe Trennung zwischen Werten und Gütern nicht mit. Die Begriffe Wert und Gut decken sich nach Umfang „so ziemlich“. Werte haben Relation zum Wertfühlen (sind aber nebenher begehrbar), Güter haben Relation zum Begehren (sind aber nebenher fühlbar). „Auch die Güterurteile fallen unter den Allgemeinbegriff des Werturteils“ (S. 669)[4].

Wir stellen nun im folgenden eine Werttheorie auf, die für unsere Zwecke geeignet erscheint und vollkommen ausreicht. Wo sie etwas ausführlicher wird, will sie nicht etwa abschweifen, sondern den Geist, die Auffassung der ganzen Sachlage möglichst deutlich machen.

[4] Wir haben uns gefreut, mit H. Maier, den wir erst nach Abfassung unserer Werttheorie kennenlernten, in allem Grundsätzlichen vollkommen übereinzustimmen — so ganz verschieden auch unsere Zwecke und Darstellung sein mögen.

Denn lediglich aus diesem Geiste heraus kann schließlich unsere Lösung des Genieproblems verstanden werden.

Von vornherein soll stark betont sein, daß für uns im Grunde nur eine „Phänomenologie" der Wertungswelt in Frage kommt. Denn das Problem, warum im Einzelfall so oder so gewertet wird, ist zwar bis zu einem gewissen Grade biologisch oder psychologisch analysierbar, bleibt aber doch schließlich, streng genommen, ewig unlösbar. Denn es geht auf die Beziehung tiefster, verborgenster bio-psychischer Tatsachen zur Umwelt zurück.

Was heißt Wert? Beginnen wir mit einem Beispiel. Ein Dürstender trinkt Wasser und löscht damit seinen Durst. Der Trank war köstlich, denkt oder sagt er, und gibt damit ein Werturteil ab. Was ist geschehen?

Um die Darstellung zu erleichtern, führen wir ein paar Abkürzungen ein. (Der Leser habe keine Angst vor Mathematik; es handelt sich nicht um mathematische Formeln.)

Der Dürstende, das Subjekt, heiße V (Verbraucher). Das Wasser, das Objekt, heiße T (Träger). V hat den Durst mit T gelöscht. T ist für V ich-positiv (durstlöschend) geworden, gleich i-p.

(Wenn sich V mit dem T Feuer verbrennt, so wäre T für V ich-negativ gleich i-n.)

Unter positiv und negativ ist nicht etwa lustvoll oder unlustvoll zu verstehen, sondern nur ganz allgemein fördernd oder hemmend (schadend), und zwar hinsichtlich der ganzen Lebensfunktion überhaupt.

Ist T (Wasser) als Gesamterscheinung für V ip geworden, nämlich durstlöschend? Mit allen seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften? Mit der Eigenschaft, bei 0° zu gefrieren, bei 100° zu sieden, aus Wasserstoff und Sauerstoff zu bestehen? Nein. Sondern nur mit seiner Eigenschaft, den Durst zu löschen, d. h. Mund und Rachen zu netzen, ins Blut aufgenommen zu werden, den ganzen Organismus zu durchtränken. Ein bestimmtes Flüssigsein des Wassers T ist für V zu einem Ich-Positiven, I-P, geworden. T hat an V eine Gabe, eine Genußgröße G (als ip) abgegeben, hier ein bestimmtes Flüssigsein. — Wäre V ein Badender, so wäre G das abspülende Flüssigsein des T, das dann für V in ganz anderm Sinne ip würde. Und wäre V ein Mühlenbesitzer oder ein Ingenieur, so wäre das G des Wassers seine treibende Kraft, sein wuchtiges, schweres, arbeitsleistendes Flüssigsein, das ein Mühlrad drehen oder sich in elektrischen Strom umwandeln kann. Aber für den, der einen Fluß überschreiten wollte, wäre G jene Eigenschaft des T, bei 0° zu gefrieren und eine feste Fläche zu bilden, die ihn über den Fluß trägt.

Alle diese Verbraucher erleben, kurz gesagt, das Wasser als wertvoll. Stecken nun aber diese „Werte" im Wasser? Die Erde, gänzlich ohne Lebewesen gedacht, würde strömendes oder gefrorenes Wasser in Menge tragen, niemand jedoch löscht seinen Durst, niemand badet,

kein Mühlrad knarrt, kein Schlittschuh zieht auf dem Eis seine Kreise: es wird kein Wert am Wasser erlebt.

Aber Möglichkeiten stecken im Wasser, daß ein V an ihm Werterlebnisse haben kann. Diese Möglichkeiten, als Eigenschaften oder Kräfte des Wassers, nennen wir die potentiellen Werte. Sie sind also vollkommen identisch mit den Genußgrößen G. Immer, wo bei einem Träger die Möglichkeit besteht, daß eine seiner Genußgrößen für einen Verbraucher ip wird, ist diese Genußgröße G ein potentieller Wert (p W). (Der physikalische Begriff der potentiellen Energie ist ganz ähnlich. „Das Vermögen eines Körpers, Arbeit zu leisten, oder seine Wirkungsfähigkeit nennt man ganz allgemein Energie." Man nennt die „im ruhenden Körper gleichsam aufgespeicherte Arbeitsfähigkeit" . . . „Energie der Lage, ruhende oder potentielle Energie." Ein Stein, der auf dem Dache liegt, besitzt potentielle Energie, denn er kann, durch Herabfallen, Arbeit leisten. Lommel, Physik.)

Je nach dem Gesichtspunkt kann es nun heißen:

Das G des T ist potentiell ip für V.

Oder: T trägt die Möglichkeit (die potentielle Wert-Energie) G in sich, ein Verlangen des V nach einem J P zu befriedigen.

Oder: Für V besteht eine Möglichkeit, einen p W des T als ip zu erleben.

Oder: Als ip kann ein T nur erlebt werden, wenn ein V seinen p W genießt.

Was heißt nun Wert? Hat Wasser, allein betrachtet, an und für sich, einen Wert? Es kann sehr ich-negativ werden, wenn ich Wasser im Stiefel habe oder gar in beiden Lungen; es wird dann mehr als wertlos, es wird Unwert. Also Wasser an sich hat weder Wert noch Unwert. Aber potentielle Werte oder Unwerte hat es in Menge, und zwar immer nur in einer ganz bestimmten Hinsicht und für einen Verbraucher. G allein für sich ist also überhaupt kein Wert; dies sei mit aller äußersten wissenschaftlichen Schärfe festgehalten.

Wert ist die Beziehung zwischen G und J P. Die eventuell durstlöschende Eigenschaft des Wassers ist noch kein Wert. Eine Quelle, die zehn Meilen von dem verschmachtenden Wüstenwanderer entfernt fließt, ist kein Wert, sondern wäre ein Wert für ihn. Wäre, also potentiell. Erst wenn die Quelle wirklich die Zunge netzt, entsteht ein Werterlebnis. Wert ist immer eine Wirkung, von Etwas auf Etwas, in einer bestimmten Hinsicht. Wert ist Wirksamkeit, ist Funktion. Wert ist die Funktion eines potentiellen Wertes (an einem Träger) als ich-positiv für einen Verbraucher.

W = F des p W (G eines T) als ip für V.

Diese Formel gilt für das gesamte Leben. Für biologische Dinge, für materielle Güter genau wie für die feinsten, abstraktesten, geistigsten oder ethischsten Werte, für das Durstlöschen genau wie für das Erfüllen einer Sehnsucht, für das Genießen eines Kunstwerks oder sittlicher Eigenschaften.

Wert ist immer nur ein Spiegelbild, ist nur real vorhanden, wenn wirklich erlebt. Werte gibt es darum nur für Lebewesen, und in der Hauptsache ist es ein Gefühlserleben. Das gesamte Leben ist ein fortwährendes Funktionieren unserer Wertformel. Alles Materielle, alles Geistige läßt sich betrachten als positive oder negative Genußgröße f ü r jemand oder als Träger von potentiellen Werten.

Und aufs allernachdrücklichste ist zu betonen, daß ein und dasselbe Objekt nie etwas Einfaches, etwas Absolutes bedeutet. Sondern jedes Objekt ist ein S y s t e m zahlloser M ö g l i c h k e i t e n, was Werterleben anlangt; es hat ungezählte potentielle Wert-F a c e t t e n. D i e s e l b e Facette muß sogar (wie oben das Flüssigsein des Wassers) noch vielfach u n t e r t e i l t werden; denn sie kann bald plus, bald minus werden, je nach den verschiedenen Verbrauchern und je nach der Richtung, der Hinsicht des Verbrauches. Niemals ist ein Etwas, ein Objekt g a n z positiv für a l l e Verbraucher, oder g a n z negativ. Sind etwa Licht und Sonnenwärme nicht etwas absolut Wertvolles? Nein. Den Lappländern z. B. ist die Sonne ein Werkzeug der Dämonen, des Teufels, und die D u n k e l h e i t gerade das Verehrungswürdige. Denn s i e bringt Schnee, Trockenheit, Gesundheit. Die sonnige Zeit dagegen bringt Mangel an Schnee für die Schlitten, bringt Schlamm und Seuchen (Querschnitt, 4. S. 381. 1924).

Wert ist immer nur Spiegelbild; aber dieses Bild läßt sich festlegen, photographieren, so daß es auch andern sichtbar wird. Wert läßt sich o b j e k t i v i e r e n.

Objektivation von Werten. Das einzelne Werterlebnis ist zunächst vollkommen subjektiv und im letzten Grunde irrational, d. h. nie ganz genau in Begriffe und Worte zu fassen, niemals genau so an andere weiterzugeben; seine tiefsten Gründe ruhen im Blute und im Gefühl. Die allermeisten Werterlebnisse gehen vor sich, ohne daß der Verbraucher einen pot. Wert als solchen kennte und mit Bewußtsein auffaßte oder genösse. Er kennt gewöhnlich nur den T r ä g e r im Ganzen als positiv oder negativ. Was weiß die Kuh vom Nährwert des Grases? Es schmeckt nur und sättigt. Erst spät hat der Mensch begriffen, daß an dem Träger „Luft" nur der S a u e r s t o f f als p. Wert für sein Atembedürfnis zu gelten hat. — Ebensowenig braucht der Träger seinen p. W. für irgendein IP zu kennen. Was weiß der Ochse von seinem p. W. als Braten für den Menschen?

Die e r s t e Stufe der Objektivation wird beschritten, sobald ein p. W. als solcher mit Bewußtsein erkannt wird, vom Beobachter oder vom Verbraucher selbst. Erst das E r kennen macht ein A n erkennen möglich. Wenn Hühner ihre Stallmagd als ständige Futtergeberin erkannt und behalten haben, ist sie von ihnen als p. W. a n erkannt und damit objektiv gewertet.

Die z w e i t e Stufe der Objektivation wird erreicht, wenn das Anerkennen irgendwie geformt, festgelegt wird, übertragbar gemacht wird für andere; damit wäre ein Wert g e p r ä g t. Jeder Warnungsschrei aus der Tierherde bedeutet geprägtes Angstgefühl. Dabei

findet eine Einfühlung in einen späteren Zustand des eigenen Ich oder in fremde Iche statt. Jedes Zeichen, jedes Aussprechen oder Niederschreiben kann solche Prägung bedeuten. Titel, Uniformen, Preise zeigen geprägte Werte an; alles Lobpreisen, jede Empfehlung ist Prägung, d. h. Hinweis auf die Möglichkeit eines Werterlebens.

Die dritte Stufe haben wir vor uns, wenn eine Wertprägung von vielen anerkannt wird, wenn sie Geltung bekommt. Etwas gilt aber natürlich nur bei denen, die den p. W. als solchen anerkennen. Eine Münze gilt hier zu Lande nicht; ein Prophet „gilt" nichts in seinem Vaterlande, denn er ist ja „nicht weit her".

Der Mensch hat die Neigung, seine Prägungen, die bei ihm gelten, auch andern aufzudrängen. Noch größer wird diese Neigung, wenn es sich um größere Gruppen von Menschen handelt. Deren geltende pot. Werte sollen auch für andere gelten: Mission bei den Heiden. In jedem Gelten liegt eine gewisse Forderung, übermomentan und überindividuell zu bleiben.

Damit haben wir die vierte Stufe erreicht. Große Gruppen setzen ihre geltenden Werte in die Tat um, sie verschaffen ihnen unter Umständen Geltung. So entstehen Gebote, d. h. Normen, die der objektive Geist großer Gruppen seinen Mitgliedern auferlegt. Der Träger solchen objektiven Geistes ist „der Strom der wechselnden Individuen" (Vierkandt [715] S. 342). Ein p. W. ist damit unabhängig von einem einzelnen Individuum und dessen Anerkennung geworden; je größer die Gruppe, desto höher der Grad von Objektivation. Aber nie kann potentieller Wert absolut werden, bloß für sich allein bestehen.

Erst wenn man in der Wertformel die Größen G, V und ip wegstreicht, so daß Wert = T übrigbleibt, gelangt man zu „absoluten" Werten, in denen aber die Wirklichkeit fehlt. Nur so käme man zu Sätzen wie etwa: Napoleon ist ein absoluter Wert, das Genie ist ein absoluter Wert. Freilich, der halbreligiöse Glaube an absolute Werte kann ein intensives Werterleben bedeuten; solcher Glaube gibt intellektuellen Halt und ein Gefühl von Sicherheit, so daß in dem Glauben an absolute Werte relative potentielle Werte genossen würden.

Entstehung und Schaffen von Werten. Von grundsätzlicher Wichtigkeit ist, daß p. Werte durchaus nicht immer auf einem bewußten Schaffen zu beruhen brauchen. Sie können einfach da sein in der Natur, an stets vorhandenen Trägern (Metalle, Wasser, Luft), oder sie können durch bestimmte Konstellationen entstehen: Form und Farbenverteilung einer Landschaft als p. W. für einen Ästhetiker, eine brausende Brandung für den Naturschwärmer. Sie können weiterhin durch biologisches Wachstum entstehen: Blätter für die Pflanzenfresser, fast jede Art Tier als Beute für andere; die Mutter schenkt dem Staate Soldaten. Biologisches Wachstum wird zu pot. Werten für Raubtier, Mensch und Staat.

Genau so auch seelische Eigenschaften. Ein Mensch kann, ganz ohne sein Zutun, ohne irgendeine schöpferische Tätigkeit, sondern bloß durch sein D a sein anderen einen Genuß pot. Werte verschaffen. Es kann durch eine E i g e n s c h a f t geschehen: Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Heldenmut. Es kann durch sein biographisches S c h i c k s a l geschehen. Die Struktur seiner Lebenslinie, die einer sich selber ganz a n d e r s geschaffen hätte, wenn er nur gekonnt, gerade d i e s e Struktur, wie sie g e g e n seinen schaffenden Willen entstanden ist, kann für viele h ö c h s t eindrucksvoll, hochinteressant werden und ihnen somit, als ich-positiv, ästhetische, religiöse, ethische p. Werte vermitteln. Man denke an die Lebenslinie von Jesus, von Giordano Bruno, von Napoleon.

Ähnlich kann es auch mit W e r k e n ergehen, die ein Mensch geschaffen: viel spätere Verbraucher in ganz anderen Zeitaltern können diese Werke gänzlich anders genießen, als sie ursprünglich bewußt geschaffen und gemeint waren. Solche später genossenen Wert-Facetten sind demnach gar nicht geschaffen, sondern wie ein Naturprodukt e n t s t a n d e n. Ein Geisteskranker kann seine abstrusesten Gedanken in ornamentaler Weise ausdrücken wollen, in farbigen Dreiecken, Kreisen usw., der späte Betrachter genießt keineswegs seine wirren G e d a n k e n dahinter, er sieht vielmehr ein originelles Ornament, ein reizvolles Teppichmuster. — Ein anderer Geisteskranker kann Verse hinkritzeln, verworren und zerfahren; ein Deuter kann 100 Jahre später die Verworrenheit geistvoll e r g ä n z e n, und plötzlich wird von vielen das Versegewirr als „Offenbarung" aufgefaßt. Sie merken nicht, daß sie niemals die Verse a l l e i n, sondern nur mit der Deutung z u s a m m e n genießen. So läßt eine konstellatorische E n t s t e h u n g auf einmal einen „genialen" S c h ö p f e r erscheinen.

Anders das bewußte S c h a f f e n von Trägern pot. Werte. Man kann nationalökonomische oder biologische p. Werte produzieren, man kann höhere Kulturwerte echt schöpferisch schaffen. Sehr häufig aber kommt es vor, daß auch auf d i e s e Weise gänzlich andere Wertmöglichkeiten e n t s t e h e n, als gemeint oder geschaffen waren. Es findet eine Verschiebung der Zwecke statt, eine a n d e r e Facette an einem Werk springt plötzlich als p. W. heraus. Columbus wollte etwas ganz, ganz anderes, als Amerika entdecken, ja er w o l l t e sogar etwas ä u ß e r s t Törichtes, Irrtümliches. Und doch gilt er als „genialer Schöpfer". Swifts Gulliver erwarb seinen Weltruhm als amüsantes Kinderbuch; g e s c h a f f e n war es als äußerst giftig gemeinte politische Satire.

Wer wertet? Alles Leben ist ein beständiges Werten, bewußt oder unbewußt. Eigentlich müßte es heißen: W a s wertet da im Grunde? Nur der Naive kann glauben, daß immer ein bewußtes Ich oder überhaupt ein Individuum selber wertet. Das wertende Subjekt ist keineswegs eine klar und sofort erkennbare Instanz. Es kann eine tiefbiologische Forderung des Organismus sein, ein Verlangen des

Blutes, irgendwie gestillt zu werden. Das Ich braucht davon überhaupt nichts zu wissen, es formt sein bewußtes Werturteil vielleicht ganz anders.

Beim Tier, beim Kind und Primitiven, bei manchen Geisteskranken oder manchen Verbrechern wird das Werturteil vom Augenblicks-Ich gefällt. Aber das Moment-Ich ist trügerisch und gefährlich; oft wertet ein späteres Ich um und bereut. Wird nun das spätere Ich vorausgedacht, so bildet sich ein Dauer-Ich aus, ein Ideal-Ich: so solltest du immer sein. Aber ein großer Teil solchen Ichs besteht aus objektivem Gruppengeist; dieser wertet, mit seinen Normen, und nicht das einzelne Ich. Gewöhnlich wertet im Parallelogramm der Kräfte eine Art Diagonale, zwischen Augenblicks-Ich und Ideal-Ich. Fremde Prägung, Rationalisiertes wertet oft im realen Einzelfall, vieles, was aus Tradition und Erziehung, als Grundsatz, als Ratschlag zufließt.

So steckt in all unserm Werten sehr viel mehr Gruppengeist, als wir ahnen. Und nicht bloß unsere Gruppe (als Stand, Kaste, Volk, Nation, Weltteil, Zeitgeist) bestimmt unser Werten entscheidend, sondern oft auch irgendeine fremde Gruppe mit ihren Prägungen. Dies geschieht regelmäßig, wenn ein fremder Gruppengeist zum Ideal genommen wird, etwa die Antike oder die Renaissance. Winckelmann, Goethe, Schiller werteten viele Jahre ihres Lebens aus dem Geist der Antike heraus, richtiger: aus einem miß verstandenen Geist.

Durchaus nicht immer ist es eigenes Werterleben an einem Werte, was ihm allgemeine Geltung verschafft, sondern das Nachsprechen fremder Prägungen. Die Vielen werten durch die Brille der Autoritäten.

Was wird gewertet? Aufs allerschärfste haben wir begrifflich zu trennen den Träger und den potentiellen Wert an ihm. Denn immer lautet das Problem: welcher von beiden wird eigentlich gewertet? Und was an einem Objekt ist im Grunde Träger, was p. Wert?

Bei genauerer Analyse ist man bereits gezwungen, primäre und sekundäre Träger zu differenzieren. Nehmen wir Faust als Dichtung. Primärer T wäre das bedruckte Papier; sekundärer T der rein sprachlich verstandene Sinn. Tertiärer T wäre der tiefer gemeinte Sinn, die adäquate Auffassung, das Verständnis für die ideelle Struktur des Werkes. Erst auf diesem Träger kann sich, negativ oder positiv, der pot. Wert des ästhetischen, ethischen, künstlerischen, religiösen Genusses aufbauen.

Jeder T ist fast immer ein System von Facetten mehrerer p. Werte gleichzeitig. Diese p. W. können, ohne inneren Zusammenhang, lose nebeneinander liegen, bald als ip, bald als i-n. Ein Professor kann ein guter Denker, ein schlechter Redner, ein mittelmäßiger Liebhaber, ein sehr schlechter Politiker, ein ganz schlechter Erzieher, aber doch ein vorzüglicher Tänzer sein; man betrachtet ihn mit „gemischten" Gefühlen.

Ein T kann auch in derselben Hinsicht zugleich positiv und negativ, also bipolar oder ambivalent, gewertet werden. Der prügelnde Vater wird in seiner Überkraft bewundert, aber gefürchtet, weil er Schmerz zufügt. Der Geliebte zieht sexuell an und stößt zugleich ab.

Auch Mischwerte aus Positiv und Negativ können am selben T erlebt werden: schöne, aber vergangene Zeiten; prachtvolle, aber gefährliche Dinge (Gewitter, Sturm, Tiger, Vulkan, Bergsteigen).

Wichtig sind jene Fälle, wo teilweise das eigene Ich zum T von p. WW. wird. Ein Teil des Ich wird positiv für einen anderen Teil, wird als p. W. genossen von jener Gefühlsinstanz, die über plus oder minus entscheidet. So können alle Arten starker Affekte, so können energisches Wollen, ein leichter Gedankenablauf, Verliebtheit, Ekstase und Rausch vom Kernpunkt des Ich als positiv gewertet, mit Glücksgefühlen genossen werden.

Das Ich kann oft unbewußt den T abgeben. Wenn ein Teil des Ich nach außen projiziert wird auf ein konkretes Objekt, so kann er als p. Wert des Objektes erscheinen, aber in Wirklichkeit wird jener nach außen geworfene Ich-Teil selber zum p. W. — Glaubt ein Neger an die Zauberkraft seines Fetisch, so wäre diese Kraft keineswegs ein p. W. des Trägers Holzklotz oder Stein; vielmehr bildet ein Teil des Neger-Ich, seine Annahme der Zauberkraft, den pot. Wert. Ebenso in negativer Weise. Ein Handtuch kann als Gespenst gefürchtet werden. Negativ ist aber nicht das harmlose Tuch, sondern war das Schauende aus sich selbst hineinprojiziert, nämlich Teile seines Ich in Form von Wahrnehmungstäuschung, Unheimlichkeitsstimmung, Weltanschauungsirrtum.

Das Ich vermag aus sich selbst heraus Gefühlswerte zu produzieren: Phantasien, Wunschträume. Auf ganz abstrakte Begriffe (Teile des Ich als Träger) können (unbewußt) eigene Gefühlswünsche projiziert werden; solche Begriffe bekommen dann eine Art verfeinerter „Substanz", sie werden verdinglicht, wozu insbesondere noch die Namengebung beiträgt. Die „Seele" nach dem Tode ist solch ein Begriff; aber auch Jenseits, ewiges Leben, jede Art Gott, alle „absoluten" Werte.

Wenn viele pot. Werte in der gleichen Richtung, in ähnlicher Hinsicht positiv genossen werden können, so neigt der Mensch dazu, sie auf einen substanziierten Begriff zu projizieren; er spricht dann von „der" Kunst, „der" Religion; in Wirklichkeit gibt es natürlich „die" Kunst überhaupt nicht, sondern nur ungeheuer verwickelte Tatbestände.

Daß ebenso der Geniebegriff vielleicht in diese Kategorie gehört, soll hier nur gestreift werden.

Der wissenschaftlichen Betrachtung, die doch die Realität zu erfassen sucht, wird die Neigung des Menschen zum Vereinheitlichen, zum Substanziieren oder gar Personifizieren, zum Absolutsetzen oft höchst verhängnisvoll. Aber freilich: solche Vereinfachung erleichtert das Denken und verschafft dem Gefühl einen Halt; eigene Ich-Teile werden als Wert genossen.

Wenn die Möglichkeit besteht, daß sehr viele ähnliche p. Werte an einem T erscheinen, z. B. an einer Dichtung, einer Religionslehre, so sichert dies dem T eine sehr umfangreiche Aufnahme. Die Menschen sind alle etwas verschieden voneinander, und jeder trägt seine Auffassung, seine Wünsche an das Werk heran. Das ganz und gar Eindeutige kann darum nur wenige Freunde finden. Um so mehr aber die vieldeutigen, etwas unscharfen, unklaren Werke und Lehren; sie müssen die weiteste Verbreitung finden, weil jeder gerade seine gewünschten p. Werte daran genießen kann. (Gleich große Talentprobe natürlich bei dem klaren und dem verschwommenen Werke vorausgesetzt.)

Von größter Wichtigkeit ist ferner, daß der Träger den Menschen im allgemeinen recht gleichgültig ist im Verhältnis zu seinen pot. Werten. Denn diese könnten ja auch von einem anderen T ebensogut bezogen werden. Ob Wertheim oder Tietz den Mantel hergibt, bleibt dem Käufer gleichgültig, wenn der Mantel nur gut ist. Welcher Arzt heilt, welcher Richter freispricht, welcher Kunde das Geld in die Kasse bringt, welcher Autor die Operette geschrieben oder „die schöne Geschichte" unterm Strich — das ist der Menge gänzlich unwichtig.

Besonderes Interesse weckt ein Träger immer nur dann, wenn er noch andere Wert-Facetten herzeigen kann, etwa persönliche Eigenschaften. Der schmeichelnde Verkäufer fügt der Ware noch einen p. Wert hinzu, aber was er sonst für ein Mensch ist, läßt den Kunden ganz kalt. Die Persönlichkeit eines schöpferischen Menschen wird der Masse erst interessant, wenn sie auch reizvolle Eigenschaften oder merkwürdige Schicksale zum Genuß anbietet.

Zwischen den Träger und den Verbraucher kann sich manchmal noch ein anderer Träger einschieben, ein Zwischenträger, der erst den T samt seinen p. Werten herbeischafft. (Die Nationalökonomie nennt unsern p. Wert den Gebrauchswert, den Zwischenträger aber den Tauschwert.) Beispiele von Zwischenträgern: Geld, Vermittler, Reisende, Dienstboten, alle Art Unterbeamten des Staates. Solches Zwischenglied bekommt leicht eine Klangfarbe von einem gewissen Minus. Aber gerade in diesem Minus verbirgt sich das Minus des Trägers überhaupt, im Verhältnis zu den Genußgrößen oder p. Werten, die er uns bringt.

Veränderlichkeit der Werte. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß der Wertbegriff ein Funktionsbegriff ist. W = f (p. W.). In der Wertformel ändert die leiseste Umformung eines der vier Faktoren den ganzen Betrag. Die Genußgröße ist eine Funktion ihres Trägers; mit T ändert sich auch G. Schlammiges Wasser löscht den Durst schlechter. Mit dem Verbraucher kann sich auch ändern, was ihm ich-positiv wäre; wenn V am Verdursten ist, so vermag ihm auch schlammiges Wasser ip zu werden. — Zum Verbraucher gehört weiterhin seine Erfahrung mit etwas; wenn er durch Anleitung, Verführung, Anpreisung, Nachahmung

etwas als ip kennenlernt (Morphium oder Moden oder Kunstrichtungen), so ist er eben ein anderer als vorher, seine Wertformel hat sich mit ihm selber geändert.

Da nun an den Größen T und V auch je die Summe aller ihrer Bedingungen hängt, so können wir die ungeheure Bedeutung der Gesamtkonstellation ermessen, die diese für jegliche Wertformel besitzt. Die Umstände, die Situation sind von höchster Wichtigkeit für ein Werterleben. Pot. Werte können durch örtliche oder zeitliche Nähe oder Ferne vollkommen anders erscheinen; materielle Genußgrößen werden als solche durch greifbare Nähe gesteigert. Aber geistige Werte oder die Vorstellungen von Gütern (als p. W.) werden gewöhnlich durch die Ferne gesteigert. Das Nicht-Haben oder Nicht-mehr-haben läßt erst den p. W. einer Sache, einer Person besonders deutlich erkennen. Die Sehnsucht des V (sein IP) steigert in der Wertformel auch zugleich funktionell den p. W. des nichtgegenwärtigen T. Überhaupt ändert sich jeder p. W. immer nach dem Gesamtzustand des V (seinem Alter, seinem Gesundheitszustand, seinen Erfahrungen usw.). Die Höhe des erlebten Wertes wäre stets auch zugleich eine Funktion der Gesamtkonstellation. Wert kann demnach nie eine „objektive" Eigenschaft eines Objektes sein, sondern er bleibt eine Struktur der Wechselbeziehungen zwischen allen Faktoren der Wertformel. „Das hängt ganz von den Umständen ab", sagt der Volksmund und hat damit vollkommen recht.

Rangordnungen von Werten. Ergibt nun die Relativität aller Werte etwa ein kunterbuntes Chaos? Keineswegs. Es lassen sich sehr wohl gewisse Stufen, Reihen, Ordnungen und eine gewisse Konstanz solcher Stufen nachweisen. Nur muß man von vornherein darauf verzichten, nach einer „absoluten" Rangordnung suchen zu wollen. Jedes Individuum oder jede Gruppe hat für eine Spanne Zeit und für eine Spanne Gesamtkonstellation meist auch eine bestimmte Rangordnung von Werten. Andere Zeiten, andere Situationen ergeben wieder eine Umordnung solcher Wertstufen.

Eine Rangordnung von Verbrauchern läßt sich nur aufstellen, wenn man die übrigen Größen der Wertformel ungefähr unverändert denkt. Für eine bestimmte Klasse von p. Werten steht im allgemeinen der Kenner und Fachmann über dem Unerfahrenen und Laien, der Geschulte über dem Ungeschulten. Dies gilt aber nur von der Beurteilung bereits geprägter Werte. Sowie es sich um die Begutachtung ganz neuer Werte handelt, wird der Fachmann, der an seinen rationalen Prägungen festhält, eher ein Hindernis für den Fortschritt, eine Quelle von Fehlurteilen.

Vergleicht man die Träger untereinander allein, so werden jene höher im Rang stehen, die die meisten Wertfacetten darbieten. Das gilt von Gütern (Kohle, Eisen) genau wie von geistigen Gütern (Klassiker, Sittengesetze, Religionen). Auch die Träger sehr lebenswichtiger p. W. werden hochgestellt, jedoch nur, wenn sie knapp werden: Luft, Wasser, Nahrung.

Aber betrachten wir lieber die p. Werte selber in ihrer Rangordnung. Obenan stehen in der Wirklichkeit (nicht bei den Philosophen) die groben Daseinswerte: alles, was Leib und Leben gewährleistet. Dazu gehören bei großen Gruppen auch die sittlichen Normen und Gesetze; ohne sie bliebe die Gruppe nicht lebensfähig. Weiterhin alles, was die Art zu erhalten vermag: Kraft, Sexualgenuß, Kindersegen, Vererbung des eigenen Ich. — Diesen Daseinswerten gliedern sich noch jene Wunschträume an, die über das irdische Schicksal hinauszugreifen suchen: bessere Welt, Jenseits, ewiges Leben, absolute Behauptung eines verklärten, verbesserten Ich.

Im praktischen Leben steht alles Zweckmäßige ziemlich hoch; was einen, besonders technischen Zweck schneller, besser, dauernder erfüllt, wird rasch als nützlich erkannt.

Je weiter man sich von den gröberen Daseinswerten entfernt, desto subjektiver wird die Rangordnung der Wertungen; denn es finden sich nur wenige p. Werte, die für alle Wesen oder Menschen in gleicher Höhe positiv wären. Geschätzt wird z. B. alles Seltene, alles Dauerhafte (bis zum Ewigkeitswert hinauf), alles Massenhafte, Aufregende, Mitreißende, alles Geheimnisvolle, Rätselhafte, Schöne, alles affektiv Lockende.

Damit haben wir uns schon mitten in die Rangordnung des Ich-Positiven begeben. Soviel menschliche Typen, soviel verschiedene Rangordnungen. Im allgemeinen wird alles, was mit der Ich-Tiefe, mit der Daseinswichtigkeit für ein Ich, mit seinem Lebensernst verknüpft erscheint, höher stehen, als was nur an der Oberfläche kräuselt. Die Tragödie wird sich immer über die „Possen" des Lebens erheben. Möglichst große „Lust" gibt überhaupt keinen Maßstab für die Rangordnung ab.

Sondert man jene Gefühle aus, die für die allermeisten Menschen stark positiv sind, so stößt man auf alles, was eine Ichvergrößerung, Icherhöhung herbeiführt: Machtgefühl, Ichbereicherung, Erhöhung des allgemeinen Lebensgefühls überhaupt; Süßigkeit oder Intensität der Gefühle, die Affekte des Staunens, des Hingerissenseins, der Ehrfurcht, der Liebe sind hochgeschätzt bei der Menschheit. Und sie werden um so mehr genossen, wenn der p. Wert irgendwie bedroht erscheint, wenn ihm eine unheimliche Gefahr doppelten Reiz verleiht: höchste Ich-Bejahung, sobald eine Ich-Verneinung über dem Horizont auftaucht. Wer den Wunschträumen im Phantasiespiel der Menschheit nachgeht, wird am ehesten die höchsten Rangstufen ihrer Wertungen erklimmen. Nicht umsonst werden Propheten und Dichter so hoch geschätzt, denn sie gestalten die Wunschwelt der andern, sie verschaffen ihnen die Gefühlswelt, nach der es sie dürstet.

Kehren wir noch einmal zurück zu dem, was der objektive Geist großer Gruppen besonders hochstellt, hochstellen muß, weil es um seine eigenen Daseinswerte geht. Es werden die moralischen Normen sein; wer sie verletzt, gefährdet das Leben der Gruppe.

Diese bindet daher gern ihre ethischen Normen an jene p. Werte, die den zentralsten, tiefsten seelischen Lebensinstinkten des Men-

schen am meisten entgegenkommen: an seine Wunschträume. Und diese wiederum sind bei den meisten Völkern in den religiösen Wertprägungen am monumentalsten objektiviert; sehr oft und wohlweislich verknüpft mit der schmeichlerischen Welt alles Ästhetischen. So läßt die Gruppe oft ihre Ethik in den religiösen Kunstwerken aussprechen, von den primitivsten Kulten an über religiöse Weihe- und Mysterienspiele bis zur attischen Tragödie hinauf.

Die ethischen Normen des Menschen sind weit davon entfernt, „absolute" Werte darzustellen; sie spiegeln lediglich die Tatsache, daß der Mensch eben ein hochentwickeltes Herden- und Gruppentier ist. Ein Philosoph darf aber nicht beim Anthropomorphen haltmachen. Wenn einsam lebende Raubtiere, ein Hai oder ein Tiger, ihre „absolute" Ethik zu philosophischen Systemen und kategorischen Imperativen formen würden, so bekäme die Ethik einen wesentlich verschiedenen Ausdruck: frißt den andern, oder du gehst elend zu Grunde.

Die Rangordnungen, wie sie in der Wirklichkeit der Menschheit gelebt werden, bilden ein leidlich festes Gefüge von Werten. Kein loser, wilder Wirbel fliegender Gasatome, sondern eher wie die Moleküle einer dicklichen Flüssigkeit, die sich langsam zueinander verschieben. Jeder Einzelne hat für eine gewisse Spanne Zeit seine Rangordnung, wie sie ihm die „Diagonale" von Anlage, Alter, Tradition, Umwelt vorschreibt (Goethes „Forderung des Tages"). Sehr einfache Menschen haben nur wenige Stufen; die breite Masse erlebt Durchschnittsstufen, die einander auch im Lauf von Jahrtausenden noch ähnlich sehen werden, wenn auch immer mit anderen Obertönen, anderer Klangfarbe. Innerhalb derselben Gruppe, die beieinander haust, werden große Ähnlichkeiten herrschen. Daraus gewinnt der objektive Geist der Gruppe seine eigene Rangordnung. Es kommt kein Chaos zustande, weil die einzelnen Träger und Verbraucher sich nur allmählich wandeln im Laufe der Zeit; den Relationen eignet eine gewisse Konstanz.

Ist Genie wirklich eine objektive Form „höchster" Begabung? Oder formt sich eine Gruppe nach dem, was ihr positiv, was ihr wertvoll ist, am Ende ihre Heiligen, ihre Genies . . . ?

Schicksal von Werten. Die Funktion einer Genußgröße als ich-positiv hat meist auch eine Art von Lebenslinie, hat ein Schicksal. Der p. Wert taucht auf, die Linie beginnt; sie kann steigen, kann Kurven beschreiben, kann fallen, im Sande verlaufen oder abbrechen: der p. Wert ist nicht mehr.

Amerika wird entdeckt, die Kartoffel, der Tabak kommt nach Europa. Ein Maler ruft eine neue Kunstmode ins Leben, ein Prophet eine neue Religion. Für den Ruhm und die Schätzung einer geistigen Größe, für ihr Lebensschicksal ist durchaus nicht gleichgültig, ob sich eine Gabe für die Menschheit gleichsam in deren Strom leise einschleicht (wie bei vielen bedeutsamen Erfindungen, die allmählich und von vielen verbessert wurden), oder ob die Genuß-

größe plötzlich, gewaltsam oder strahlend, vor die Menschheit hintritt. Das Plötzliche ruft S t a u n e n hervor, und die Kunde von dem Wertbringer verbreitet sich rasch. Die Kunde von Eindrucksvollem aber heißt Ruhm. Dagegen wird der erste Finder einer Idee, die erst a l l m ä h l i c h ausgebaut worden ist, häufig und leicht vergessen; der Ruhm ist somit abhängig von einem Eindrucksquantum, und dieses wieder vom Tempo.

Überhaupt kommt in der Wertewelt viel auf das Tempo an. Wenn sich der Verbraucher r a s c h e r wandelt als ein Träger, so erlebt dessen p. Wert im Erleben des V ein S c h i c k s a l. Der Verbraucher hat sich nur gelangweilt, überdrüssig von einem p. W. a b zuwenden, und das Schicksal einer Liebe, einer Freundschaft, eines Buches, einer Weltanschauung ist bei ihm besiegelt. Alles was „veraltet", fällt in diese Klasse; aber „e s" veraltet oft gar nicht, sondern die Verbraucher wandeln sich; jüngere, andere Individuen füllen den Strom der Geschichte. Der „veraltete" Wert kann nach 100 Jahren wieder neuen Gruppen schmackhaft werden, oder der gleiche Träger kann ihnen neue Wertfacetten darbieten.

Ähnliche Schicksale formen sich, wenn der T r ä g e r sich rascher wandelt als der Verbraucher. Was s c h n e l l e r verblüht, zeigt sinkende Kurve. Eine Schicksalslinie hört gänzlich auf, wenn sich ein Träger erschöpft: eine Quelle, ein Bergwerk, eine Hypothese, ein religiöses Dogma. Sie geben nichts mehr her, es ist aus.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das Schicksal, das ein Träger durch U m formung erlebt. Die Verbraucher starren nur immer begierig auf die Genußgröße des an sich unwichtigen Trägers; dessen Gabe versperrt überall die Aussicht auf die wahre Form des Trägers; sie schiebt sich wie eine schöne bunte Scheibe zwischen V und T. Ist die Genußgröße s t a r k positiv, so wird ihr Träger in diesem Sinne m i t umgefärbt und erscheint dem Verbraucher in günstiger Umformung.

Ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben. Ein Kranker in Lebensgefahr wird während einer ärztlichen Behandlung gesund. Der Arzt hat aber vielleicht nur ganz mechanisch einen Kunstgriff angewendet, ohne jedes eigene produktive Nachdenken. Er hat vielleicht sogar ein Mittel gegeben, das seine früheren Lehrer ihm gerade verboten hatten. Der Kranke gesundet t r o t z eines Kunstfehlers. Und er formt das Bild des Arztes nach der H e i l u n g, nach der vermeintlichen Genußgröße u m ; dieser steht verehrungswürdig, als ein Heiliger vor ihm zeitlebens.

Eine wertvolle Gabe muß auch einen wertvollen Urheber haben; so denkt, so f ü h l t vor allem die Menschheit. Gewiß, es k a n n so sein; aber es m u ß nicht so sein. Wachsen nicht Blumen aus dem Mistbeet? Nährt sich nicht alles Leben von Leichen? Jeder Wertbringer wird als solcher verschönt, katathym gehoben und verklärt, vom Gefühl vergoldet.

Auch die sogenannten Kulturwerte haben ihr Schicksal: Kunstwerke, Denksysteme, Erfindungen, Staaten, Religionen. Anfang, Aufstieg, Abstieg, Abbrechen oder Versanden. Ein solcher Kulturwert

beginnt vielleicht als Erlebnis eines Einzelnen, vielleicht aus einem ungeheuer schmerzlichen Affekt, einem tiefen Leid heraus, das zur Abhilfe drängt, zur Gestaltung, zur Mitteilung, zur Tat. So entsteht ein Werk, eine Schöpfung; das ursprüngliche, ganz irrationale Erleben erscheint darin bereits umgeformt, in Mitteilbarkeit gemodelt, oft schon weitgehend rationalisiert. Nun könnte es übergehen als Gabe auf viele Verbraucher. Aber t a u s e n d e „Schöpfungen" entstehen, und nur e i n e davon trifft in einer geeigneten Gesamtkonstellation auf die günstige Relation $\frac{G}{T} : \frac{JP}{VVV}$. Bloß in d i e s e m Falle wird die Bezeichnung Genie verliehen.

Die Verbraucher sowohl wie die genußbereitenden Wertfacetten eines Werks sind in ständiger Wandlung begriffen. Jeder Mensch, jedes Zeitalter, jedes Volk hat s e i n e n Faust, hat s e i n e n Christus. Niemals kann ein menschliches Werk etwas g a n z Ewiges, etwas a b s o l u t Zwingendes, etwas gänzlich Objektives bedeuten.

Schon jeder Apostel, der für eine Schöpfung ersteht, wandelt sie um nach seiner eigenen subjektiven Eigenart. Gewöhnlich wird ein Kulturwert allmählich immer rationaler, mitteilbarer, lehrbarer, teils immer gewohnter und abgegriffener; er verlangt nach Auffrischung oder Verbesserung, nach „Fortschritt". Die Münze müßte neu geprägt werden. Aber intelligente, rationale Talente hüten sorgsam und eifersüchtig den Schatz; aus i h r e r Mitte stammen nur ganz selten die Umprägungen. W i e v i e l Neues, Wertvolles gerade n i c h t von den Fachleuten, sondern von Outsidern oder sogenannten Dilettanten geschaffen worden ist, hat K e m m e r i c h [737] Bd. 2, [697] S. 68 f. überzeugend zusammengestellt. Das Laufen auf immer denselben geraden Schienen verhindert eben, daß man sich junge, lebensgrüne Zweige aus dem Gebüsche daneben bricht. Aber die Rationalen halten zu allen Zeiten am Alten fest. Jeder Schrei nach n e u e r Prägung wird unterdrückt und erstickt, der Schrei erstirbt am Kreuz oder in den Flammen des Scheiterhaufens.

Doch keine Macht der Erde kann schließlich das Absterben, das langsame Hinsiechen von geprägten Werten verhindern. Die Zeit wandelt ja die Verbraucher. Die Verteidigung durch die rationalen Talente bekommt etwas Steifes, Unechtes, Bissiges, Krampfhaftes; sie kämpfen auf verlorenem Posten, sie verteidigen einen König ohne Land, eine Leiche. Wie tote Hülsen klappern noch die starren Regeln, die überlebten Gesetze, die versandeten Kunstformen, die abgegriffenen Worte.

Es hilft nichts. Schon gärt es allerorten. Die Zeit selbst als Ganzes oder einer ihrer Rufer im Streit, oder ein ganz Einsamer, auch ein Apostel vielleicht dieses Einsamen steht plötzlich auf und wirft den Stein in die Scheiben. In die Scheiben der Schlösser, der Kirchen, der Kunsttempel, daß es klirrt — er zerbricht die Tafeln und stürzt die Throne um. Die Talente schüren den Scheiterhaufen: der Stürzler stirbt. Aber hinter ihm her lärmt die neue Zeit herein mit ihren jungen Kindern. Sie feiern den Rufer im Streit und bauen ihm neue

Tempel. Er ist ein Wertbringer gewesen, er hat neue Möglichkeiten gezeigt, das Leben zu bereichern. Mit ihm hat eine neue Schicksalslinie begonnen. — Und nun wiederholt sich, in Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden das gleiche Spiel. Welle folgt auf Welle in ewigem Rhythmus.

Geprägte Werte führen ein Leben wie in der Natur die Arten. Dieser Vergleich ist treffend. (Schon Ehrenfels [305] S. 146 sprach von einem „Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen Wertungen", und Müller-Freienfels hat wohl von ihm den Gedanken aufgegriffen.) Millionen von Formen, überall eine gewisse Konstanz — überall ein Ruck, eine Abwandlung, wiederum eine Zeitlang Konstanz — neue Wandlung — Komplizierung, Differenzierung, „Höher"-Entwicklung — alles in der Natur wie im Werterleben. Überall auch Verwandtschaftsgrade oder das Nicht-Verwandtsein ganzer Reihen — im Laufe der Zeiten die Ähnlichkeit benachbarter Konstellationen und Formkomplexe — die untereinander so verschiedene Schicksalslinie — das Neuauftauchen und Aussterben — lauter Parallelen zwischen Artentstehung und Werteweit. Sogar die veraltete Lehre von der K o n s t a n z der Arten hat ihr Spiegelbild in der Lehre von den „absoluten" Werten; aber eine neue Zeitwelle wird auch diese hinwegspülen.

Als Genie wird von der Menschheit gefeiert, wer eine neue Mutation gebracht hat. (Freilich gibt es auch noch a n d e r e Formen von Genie-Werdung. Davon später.)

Schluß. Suchen wir zu begreifen, welchen Gewinn uns unsere einfache Werttheorie eingebracht hat und welche Fehler wir in der Geniefrage zu meiden haben.

1. Wir dürfen, wenn wir wissenschaftlich und streng das Genie als historischen Menschen untersuchen, diesen nicht als etwas Einfaches, als N u r - Genie, als I m m e r - Genie auffassen; wir dürfen ihn nicht vereinheitlichen, ihn nicht verabsolutieren. Genie k a n n als historischer Mensch nicht ausschließlich ein höchster, absoluter Wert sein, k a n n nicht durch und durch weiß oder heilig sein. Er ist, wie alle andern Objekte und Wesen, ein System von v e r s c h i e d e n e n, bald positiven, bald negativen potentiellen Wertfacetten. Genie ist nicht n u r Genius, nicht n u r der Urheber eines Menschheitswertes.

2. Wir dürfen ebensowenig den Begriff der K r a n k h e i t, der bionegativen Abartung verabsolutieren als n u r und als a b s o l u t Negatives. Krankheit ist, genau zugesehen, durchaus kein absoluter Unwert. Auch Krankheit kann p o s i t i v e potentielle Wertfacetten in irgendeiner Hinsicht und für irgendwen aufzeigen; sie kann z. B. einen Menschen durch Leiden und Leid v e r t i e f e n, kann ihn hellsehend machen, oder sie kann ihn m i l d e r gestalten, gütiger, reifer, großzügiger, weitherziger usw. (Man denke an Nietzsche.) Sie vermag aber auch a n d e r n positive Facetten zuzukehren; so macht sie vielleicht einen Arzt (durch Heilung) berühmt, so daß er

noch viele andere heilt. Oder sie hilft einem Sargfabrikanten, einem Totengräber, einem Friedhofssteinmetzen, seine sieben Kinder zu ernähren. Krankheit ist nicht nur Dämon.

3. Ein Genie als historischer Mensch ist nicht ein einziges System, ist nichts durch und durch Einheitliches. Grundsätzlich kann er nach Körperkraft und Lebensdauer, nach Vitalität seines Herzens und seiner Lungen ein Athlet an Gesundheit und Unverwüstlichkeit sein; trotzdem kann sein Zentralnervensystem ungünstig, bionegativ geartet sein. Auch geistig kann er als Facetten-System grundsätzlich negative und positive Wertseiten darbieten; er kann grundsätzlich weit über normal für Malerei begabt sein und doch als Gefühlsmensch aus dem Gleichgewicht sein. Er kann ein recht reizbares, bionegatives Nervensystem auf die Nachkommen vererben und dennoch ein ungeheures Talent für Musik besitzen. Das widerspricht sich in der Wirklichkeit ebensowenig wie die Tatsache, daß uralte Häuserviertel außerordentlich reizvoll und malerisch aussehen können, und daß doch niemand gern jahraus, jahrein in dem verfallenen, engen Schmutz wohnen möchte. Die Entstehung sogar eines pot. Wertes aus einem System, das auch negative Facetten darbietet, ist die alltäglichste Sache von der Welt: Getreide wächst aus gedüngtem Samen am besten, Tiere nähren sich vom Schmerz und Fleische der anderen.

4. Wir dürfen auf keinen Fall die Verbraucher und gerade ihr Ichpositives vergessen. Genie ist zweifellos ein Wert erleben; folglich etwas Relatives. Die Verbraucher treffen, je nach ihrer Rangordnung von Genußgrößen, je nach ihrem Ichpositiven, unter den Werken und den Schaffenden eine Auswahl. Wer ihnen ein Wertbringer ist, wird als Genie gefeiert. Es kann einer dieselbe Quantität und Qualität an Begabung aufwenden; wenn er aber der Menschheit die Entstehungsgeschichte der Spulwürmer als Genußgröße anbietet oder gar die geistvolle Entdeckung einer sehr harten, unangenehmen Wahrheit, so wird sie sich abwenden und ihn niemals als Genie feiern und verehren. Sondern sie wird jene hochheben, die ihr, als Dichter ihrer Wunschträume, als Maler von Jenseits und „Erlösung", doch ganz andere Gefühlswerte verschaffen. Nie dürfen wir vergessen, daß nicht immer das Genie ein Werk schafft, sondern daß die Verbraucher das Genie (als solches) schaffen, daß das Werk das Genie schafft.

5. Denn dasselbe Werk, das dem Heute noch gar nichts Geniales zu sagen hat, kann dem Morgen, kann gewandelter Gemeinde auch andere Wertfacetten anbieten, und diesen Verbrauchern wird vielleicht erst der Schöpfer zum „Genie". Der Begriff „späte Anerkennung" oder „verkanntes Genie" ist darum ganz und gar irrtümlich. Genie ist eben nichts anderes als Anerkennung. Ja, ein Apostel kann durch Propaganda den Verbrauchern ein neues Ichpositives anerziehen, kann sie dadurch umwandeln, so daß sie nun erst seine Genußgröße als Geniewerk betrachten. Auch ein Apostel kann das Genie als solches erst schaffen.

6. Wir müssen uns hüten, Schaffen und Entstehung eines Werkes zu verwechseln. Die Entdeckung von Amerika ist niemals von Columbus als Werk „geschaffen" worden; sie ist aus tausend Faktoren entstanden. Wir dürfen nicht, wie der Naive es tut, aus Freude an einer höchst positiven Genußgröße die tausend Bedingungen ihrer Entstehung in eins verdinglichen, wir dürfen ihre Entstehung nicht als schöpferische Kraftzentrale setzen, womöglich noch personifiziert in einem göttlichen Genius.

7. Niemals auch haben wir die Umformung eines Trägers zu vergessen. Er wird um so mehr umgeformt (instinktiv-affektiv), je größer seine Gabe erscheint, je mehr sie für viele Verbraucher ichpositiv wird. Die ganze (oben betrachtete) Dynamik des Ich und seiner eigenen Wert-Projektionen darf nie unbeachtet gelassen werden. Nur so kann es wissenschaftlich gelingen, die Heiligenstatue, die der Trieb der Masse nach Verehrung und Mystik selber geschaffen, also den transformierten Träger zu unterscheiden von dem echten historischen Menschen, wie er geleibt und gelebt hat. Und wenn wir am historischen Menschen auch Bionegatives finden sollten, so ist er eben überhaupt gar nicht identisch mit jenem Heiligenbild; er ist in seiner wahren Gestalt der verehrenden Gemeinde ganz gleichgültig (ja vielleicht sogar verhaßt).

8. Wir müssen endlich aufs strengste bedacht sein, aus einer bloßen Riesensumme von Tatsachen keine falsche Abstraktion zu ziehen. Wenn da und dort auf der Erde, wenn gerade von dieser oder jener Gruppe von Menschen ein Mann als Heiliger, als Genie auf den Schild gehoben wurde, weil er gerade ihnen und ihrem Zeitgeist eine wertvolle Gabe geboten, und wenn sich dies hundertfach da und dort wiederholt hat — wer sagt denn, daß nun all diese Verehrten nach ihrer Begabung immer bio-psychologisch denselben Typus als Mensch darstellen? Daß es womöglich ein Typus wäre mit einer bestimmten Konstitution? Nein. Die nächstliegende Abstraktion, die man allerdings noch niemals gezogen hat, wäre doch die: Genie ist vor allem ein heilig verehrter Wertbringer — weiter nichts. Bisher wurde aber die ganz falsche Abstraktion vorgenommen: bei all diesen heilig Verehrten muß „schöpferische" Kraft vorliegen. Man hat dann fälschlich solche Schöpferkraft bei allen als gleich angenommen, und diese Abstraktion (bei allen die gleiche Fähigkeit) hat man dann substanziiert, gleichsam zu einer greifbaren, untersuchbaren Zauberkraft verdinglicht, ja zu gewissen Zeiten und von seiten gewisser Apostel sogar personifiziert zu einem göttlichen „genius", einem kleinen Gott in jenen Menschen. So entstand der Geniebegriff als „das" Genie. Und nun wurde dieser zu guter Letzt auch noch verabsolutiert, als höchster Wert, und der arme historische Mensch in solchen absoluten Halbgott umgeformt. Denkfehler über Denkfehler, katathym diktiert von der Macht der Gefühlswelt. Wollen wir einen Fortschritt in der Erkenntnis, so gilt es, gerade diese Gefühlsmacht unters Messer zu nehmen.

DRITTER ABSCHNITT

SCHÖPFER UND WERK

DIE BEGRIFFE WERK UND SCHÖPFER

Wenn der Schaffende oder der Schöpfer eines Werkes auch nur einer der vier Faktoren in der Wertformel ist, und wenn wir gesehen haben, daß er bisher als solcher stets überschätzt worden ist, so enthebt uns dies natürlich keineswegs der Mühe, uns den Wertbringer nun auch anthropologisch-biopsychologisch näher anzusehen. Da wir die Geniegemeinde und gerade ihre Wertungen und Bedürfnisse unter keinen Umständen vernachlässigen dürfen, so müssen wir durchaus von folgendem grundlegenden Satze ausgehen: niemand wird als Genie geboren, er mag noch soviel Talent oder Begabung mitbringen; sondern er wird erst bei der Menschheit allmählich zum Genie. Besser: bei größeren Menschengruppen, eben bei einer Gemeinde. — Durch diese Auffassung kommen wir mit einem Schlage plötzlich aus ungezählten Schwierigkeiten und Verlegenheiten der ganzen Geniefrage heraus. Man hat nicht „das" Genie zu betrachten, als biologische Gegebenheit, sondern die Genie - Werdung. Man hat Statik in Dynamik aufzulösen.

Trotzdem bleibt freilich zu untersuchen, ob nicht immer ganz bestimmte Menschentypen von vornherein dazu bestimmt sind, später einmal Genie zu werden, ob es sich stets um dieselben schöpferischen Fähigkeiten handelt, die zum Genie prädisponieren. Läßt sich ein Menschtypus ohne weiteres psychologisch als Genie oder doch als Genialer bezeichnen? Oder gibt es vielleicht etwas Gemeinsames, etwas „Schöpferisches" als psychologisch beschreibbare Fähigkeit und Begabungsform, die notwendig zum Geniewerden führte?

Aufs engste mit dieser Frage hängt das Problem zusammen, welche Beziehungen sich gesetzmäßig zwischen dem Schöpfer und seinem Werke feststellen lassen. Sind Schöpfer und Werk wie Baum und Frucht, wie Kuh und Milch, wie Mutter und Kind? Kann man aus der Frucht schließen, naturwissenschaftlich und gesetzlich, von welchem Baume sie stammt?

Zur Lösung all solcher Fragen müssen wir uns erst einmal die Begriffe Schöpfer und Werk etwas genauer betrachten. Daß das Werk, eben als die Genußgröße, seiner Gemeinde erheblich wichtiger sein muß als der Träger, ward bereits gezeigt. Welche Art

Werke ermöglichen es nun überhaupt, durch sie als Genie anerkannt zu werden? Das Werk muß eine geistige Leistung bedeuten. Da ist die Welt praktischer Zwecke: Beherrschung der Natur, Nützlichkeiten, technische Erfindungen oder Entdeckungen, geographische Eroberungen. Da ist das Schlachtfeld und sein Herrscher, da ist der politische Neubau oder Ausbau des Staatsmannes. In eine feinere Welt führt uns Religionsstifter und Reformator, der Künstler, der Denker und Forscher. Selten wird die Kunst des Schauspielers als Genie-Werk gewertet, noch seltener die des Architekten. Bauwerke sind meist Kollektivwerke; die Menge fragt kaum, wer das gebaut. Ziemlich kühl steht sie auch gewöhnlich dem Werke des Bildhauers gegenüber. Plastik ist stets die Kunst einer jungen Kultur. Hochdifferenzierten Kulturmenschen sprüht sie zu wenig zündende Funken (es sei denn, sie stammte gleich von einem Michelangelo). Man verlangt Affektiveres, Subjektiveres. Malerei und Zeichnung geben schon mehr davon, am meisten jedoch Dichtung und Tonkunst.

Also je affektiver ein Gebiet, je mehr es sich an das ganz Subjektive, Innerlichste des Genießenden wendet, desto eher kann es dem Könner, der jenes Affektive befriedigt, den Genie-Orden einbringen. Viele haben sich oft gefragt, wieso es doch komme, daß zahlreiche und oft die allerwichtigsten Erfinder und Entdecker nicht als Genie verehrt werden; gerade sie sind doch „neuschöpferisch". Es liegt daran, daß ihre Erfindung wohl Genußgrößen verschafft, daß sie Kraft und Zeit erspart und Unlust in allen Formen beseitigt. Aber — sie greift nicht ans Herz. Wer auf einem Gebiete arbeitet, das die Verbraucher im tiefsten affektiv aufrührt, der gewinnt viel eher das Rennen nach dem Genieruhm. Das Affektive der Verbraucher, das, was ihnen ichpositiv heißt, dieses wählt in hohem Grade die Menschentypen aus, denen es die Palme überreicht. Bei gleicher Höhe, bei gleicher Qualität und Quantität der Begabung, des „angeborenen Genies", wird ein Dichter oder Musiker eher zum Genie als ein Erfinder. Der geographische Entdecker befriedigt nur auf kurze Zeit das Staunen der Menschen; bald wird sein Werk ihnen etwas Altes, und nur ganz wenige erlangen den Lorbeer. Nicht gar so viel anders steht es mit dem Feldherrn, ja oft sogar mit dem Staatsmann. Sie rühren mit ihrem Sieg oder ihrem staatlichen Bau nur auf kürzere Zeit und vor allem nur für kleinere Gruppen die Herzen auf. Die allermeisten Schlachtenlenker vergißt die Menschheit recht bald, und ihr „Genie" wird zum leeren Namen. Dem Feldherrn haftet etwas vom Zwischenträger an; er vermittelt, als praktischer Techniker, zwischen den Verbrauchern und dem Staatsmann. Dieser schenkt mehr Affektives: ein Gefühl der Beruhigung, der Geborgenheit, der Macht über andere Völker, ein Gefühl von Ruhm und Glanz und Selbstgröße. — Und wieviel mehr noch bedeutet die Gabe einer Religion für ihre Gemeinde; sie schenkt nicht bloß im Diesseits ein Gefühl des Behütetseins, leiht eine Richtschnur fürs sittliche Handeln und Seligwerden, nein, sogar Hoffnung auf ewige Behauptung des

lieben Ich in eitel Lust und Wonne. Kein Zufall, daß, wer derart die tiefsten Herzenstiefen befriedigt, von der Menschheit nicht bloß zum Genie erhoben, sondern buchstäblich vergöttert und vergottet wird; die affektive Befriedigung der Gemeinde erhebt ihn zum Gott, nicht aber etwa irgendeine spezifische Begabungsform.

Etwas Ähnliches, aber in viel blasserer Form, vermag der P h i l o s o p h zu leisten; und dies auch n u r für die rationaleren, intellektuell entwickelteren Typen unter den Verbrauchern. Sein „Absatzgebiet" ist demnach von vornherein wesentlich kleiner. Nur d e n e n schenkt er etwas, die voll bohrender Zweifel und Fragen vor den Rätseln des Daseins stehen und die sein Werk b e r u h i g t, indem es Klarheit und Einsicht, Ordnung und Übersicht gewährt, indem es mit seiner Metaphysik ebenfalls eine Art Glauben vermittelt. — Warum der stille, feine Gelehrte mit seiner hochwertigen Forscherarbeit so s e l t e n von großen Menschheitsgruppen zum Genie erhoben wird, braucht man es noch auszuführen? Er gibt der Mehrzahl der Menschen nichts Affektives, nichts stark Subjektives; denn d i e Menschen, denen Erkenntnis wirklich eine Herzenssache ist, lassen sich zählen, um wieviel mehr, wenn es sich um Erkenntnis auf einem eng begrenzten Gebiete handelt, das zum Verständnis womöglich noch Fachschulung verlangt.

Bei modernen, hochdifferenzierten, rational geschulten Menschen vertritt die Stelle der Religion vielfach die K u n s t. Es wäre völlig kurzsichtig, wollte man Religion und Kunst als zwei ganz getrennte Gebiete betrachten. Mit wieviel Ästhetischem ist a l l e Religion verknüpft, und zwar essentiell untrennbar verbunden (wir kommen darauf ausführlich zurück). Und wieviel „religiöse" Werte vermittelt die Kunst; auch s i e verleiht Icherhöhung, Ichstreichelung, Ichverewigung. Dazu kommt, daß Kunstwerk u n d Kunstgenuß in ihrem innersten Wesen psychologisch außerordentlich schwer zu überschauen, u n g e m e i n schwierig rational zu fassen sind; sie bleiben für die Mehrzahl vollkommen irrational. Der Forscher kann wohl manches, sogar vieles herausanalysieren (wie es etwa Müller-Freienfels [627–634] erfolgreich getan hat); aber beim realen Genuß bleibt doch alles irrational verschmolzen. Gerade die große Quantität und Intensität an Geistigem und Affektivem, die das Kunstwerk aufrührt, macht seine fast religiöse Bedeutung aus; nur ein kleiner Teil davon ist rein „ästhetisch". Die Mischung und Verflechtung von Sensorischem, Intellektuellem und Affektivem ist derart innig, daß sie wie ein unbegreifliches Wunder wirken m u ß. Und was leistet das Kunstwerk nicht alles: es belebt die Motorik, es umschmeichelt mit Farben und Klängen die Sinne, es erlöst vom Zwange der praktischen Alltagsforderung, vom quälenden, sorgenden Zweckdenken, es erlöst vom gewöhnlichen Ich in Masken und Rollen und Mummenschanz, in das alles der Genießende eintaucht. Das Ich lebt mit seinem Helden ein stark konzentriertes, ein gesteigertes Leben, das Kraftgefühl schwillt, das Dasein bekommt rauschenden Fluß, alles Große und Schöne, alles E r t r ä u m t e erfüllt sich, nie Befriedigtes darf

sich ausleben in Bildern der Phantasie. Sympathie-Gefühle quellen über, Erotik schwingt mit, alles Persönlichste beginnt in seinen Saiten zu klingen und mitzusingen. Der Reiz des nur Angedeuteten, des Unbestimmten, kaum noch Verständlichen und Geheimnisvollen läßt in den Winkeln der Seele ein A h n e n entstehen und schweben, wie Halbdunkel und Dämmerung in gotischen Domen huscht und geistert. Phantasie und Traumleben spielen entfesselt, wenn ein großes Tonwerk das Blut der Seele zum Rauschen bringt.

Ist es ein Wunder, daß man den, der solches vermag, fast göttlich verehrt? Mehr als den „Entdecker" des Südpols oder den Sieger in einem Völkergemetzel? Das Erlebnis eines großen Kunstwerks ist das Erleben von etwas Heiligem; daher wird denn auch auf seinen Schöpfer der r e l i g i ö s e Begriff des Genius angewandt.

Was von der Menschheit als G e n i e - Werk aufgenommen wird unter a b e r t a u s e n d Leistungen u n g e z ä h l t e r (und oft s e h r h o h e r) Begabungen, darüber entscheidet ausschlaggebend die Art des s u b j e k t i v e n Akkords, den es bei den Genießenden anschlägt. — Gegenüber den oft rasch vergänglichen „Werken" der praktischen Welt hat das Kunst- oder Denkwerk den großen Vorzug, daß es w i e d e r h o l b a r bleibt als Genußgröße, für immer neue Generationen; seine Gemeinde vermag sich stets aufs neue zu verjüngen oder gewinnt Mitglieder hinzu.

Aber es läßt sich vielleicht noch ein a n d e r e r, rein intellektueller Grund aufzeigen, weshalb Erfinder, Entdecker, Feldherren und Staatsmänner, auch Architekten viel seltener zum Genie erhoben werden als große Denker und Künstler. Auch die Masse hat eine Ahnung davon, daß beim Denker und Künstler es gerade d i e s e r ist, der das Werk geschaffen, dieser a l l e i n. Bei den andern können auch glückliche Umstände mitgespielt haben. Oder sie haben so zahlreiche M i t helfer, daß es schwer hält, zu sagen, w e s s e n Werk man eigentlich vor sich hat. W e r ist der Schöpfer eines Schlachtensieges? Der „Lenker" lenkt durchaus nicht i m m e r die Schlacht, und nicht immer a l l e i n ; der opferwillige Geist der Truppen, auch jener Fleiß, der den Soldaten lange Jahre vorher geschult, sind oft ebenso entscheidend wie der strategische Plan. Manchmal lenkt sogar das W e t t e r die Schlacht, Regen oder Nebel oder Frost, und entscheidet den Feldzug. Kurzum: das „Werk" des Schlachtensieges ist in hohem Maße ein Werk v i e l e r Schöpfer, die in ihrer Gesamtheit eben Konstellation heißen. — Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Grade, vom „Werk" des Staatsmannes. Ob sein sogenanntes „Genie" Erfolg hat, hängt von ungezählten Mitarbeitern ab, von hundert Faktoren, deren Fäden er niemals aktiv „schaffend" allein in der Hand haben kann. Auch ihm muß das „Glück", d. h. die günstige Konstellation die Hand zum Bunde reichen. Weiterhin verklingt auch s e i n Werk, wie das des Feldherrn, sehr bald; in 20, in 50, in 100 Jahren i s t es gar kein Werk mehr als G e n u ß größe für viele Verbraucher. Der Sieg weckt keinen Nutzen, kein Ruhmgefühl mehr, seine Trompeten sind verhallt; das Staatsgebäude ist

vielleicht schon verfallen, oder die politischen Erfolge bedeuten den späten Verbrauchern nichts mehr. Nur noch Persönlichkeit und Schicksal können Genußgröße werden, und das ist s e h r selten der Fall. — Entdeckungen und Erfindungen rühren ebenfalls nur für kurze Zeit die Affektivität der Menschheit auf; hier spielt auch wirklich der „Zufall" oder das Reifwerden einer Gesamtkonstellation eine ungeheure Rolle. Man denke nur an Galvanismus, an Fernrohr oder Röntgenstrahlen. Ein schlagendes Beispiel wird immer die Entdeckung von Amerika bleiben. Wer war ihr geistiger „Schöpfer"? Columbus nie und nimmer. Eher schon Toscanelli. Im Grunde aber eine unsagbar verwickelte Konstellation. Wer in der Geniefrage mitsprechen will, der studiere tiefgehend den Fall des Columbus. Von seinem „neuschöpferischen", „spezifischen" „Entdecker - Genie" strömten in die Gesamtkonstellation ein: Abhängigkeit von Autoritäten, Ehrsucht, Goldgier, fanatischer Aberglaube, ethische Minderwertigkeit, Größenwahn und vor allen Dingen Beschränktheit und I r r t u m. Aber die Verbraucher projizieren ihre (s p ä t e r e !) Genußgröße und deren vermeintliche, vereinheitlichte, substanziierte, verabsolutierte U r s a c h e in Columbus hinein, in Form von schöpferischem „Genie". Den Spaniern gilt Columbus als Nationalheiliger. Hier haben aber die Verbraucher und das „W e r k" den Schöpfer geschaffen, a l s Genie, als Heiligenbild. (Belege ausführlich später.)

Die Begriffe Werk und Schöpfer sind demnach gar nicht so einfach zu fassen, wie man gemeiniglich denkt. Am ehesten sind sie noch bei dem großen Denker und Künstler klar zu isolieren. Bei ihnen hat man jedenfalls am unanfechtbarsten den Eindruck, daß das Werk von diesem Einen a l l e i n stammt. Daher sei bei der folgenden Untersuchung vor allem der Denker und Künstler zugrunde gelegt. Auch bei ihnen kommt der Annahme einer besonderen Schöpferkraft freilich ein großer Teil Umweltskonstellation zugute; immerhin erscheint die Frage berechtigt: Läßt sich eine s p e z i f i s c h e, schöpferische, geniale Begabungsform oder Fähigkeit ausfindig machen?

Wir untersuchen zuerst den Schöpfer psychologisch, zergliedern seine verschiedenen Schichten und Schaltungen, bevor wir auf sein Schaffen eingehen.

DER SCHÖPFER UND SEINE SCHALTUNGEN.

Ziel unserer Betrachtung sei vorläufig n u r die gesunde, normale Persönlichkeit des Schaffenden; von allem Pathologischen sehen wir noch vollkommen ab. Es versteht sich für uns von selbst, daß auch der völlig Gesunde durch seine übernormale Begabung und Leistung bei der Menschheit zum Genie werden kann.

Wie ist nun die Seele des Schaffenden gebaut und geschichtet, was für Schaltungen sind möglich in ihr? Die psychologische Frage nach dem Schöpferischen berührt sich nämlich mit zwei allgemeinen

Problemkreisen der Psychologie. Der erste heißt: Bewußtsein und „Unbewußtes"; das Genie soll mehr unbewußt schaffen. Der zweite Kreis nennt sich: waches, zielgerichtetes, entwickeltes, logisches Denken und andererseits unentwickeltes, archaisches, mehr traumartiges Denken. Diese beiden Schaltungen können sich überschneiden, können nebeneinander herlaufen, können sich mischen in allen Übergängen und Graden. Und zwar in beiden Systempaaren: bewußt-unbewußt, rational-archaisch.

Heftige gelehrte Streitigkeiten haben sich in den letzten Jahrzehnten gerade um diese Probleme abgespielt, zum Teil auf dem Schlachtfeld der Psychoanalyse. Traum, Neurose, psychotisches Erleben, Seelenleben des Primitiven wurden in Parallele gesetzt, und der Kampf um „das" Unbewußte hat noch nicht ausgetobt. Besonders den r a t i o n a l e n Typen unter den Forschern, die ja gewöhnlich an die leitenden Talentstellen gelangen, erschien dies alles sehr mystisch. Aber es sind Gedanken, die bereits Jahrhunderte zurückgehen. Wie oft hat man Traum und Wahnsinn verglichen (Kant, Schopenhauer, Moreau), wie oft auch das Schaffen des Dichters bald mit Traumleben, bald mit „holdem Wahnsinn" in Beziehung gesetzt. In der Tat lassen sich wichtige Parallelen aufweisen. Wir untersuchen zuerst für sich das Problem des Archaischen.

Das Archaische. Zeichnen wir einmal seinen Gegensatz: die rationale Schaltung oder kurz die Ratio. Alles Seelische ganz klar und hell, wie bei Tagesbeleuchtung, dabei kräftig, mit Turgor — das Ich ein aktiver, gespannter, in sich geballter und geformter Mittelpunkt der Psyche. Das Denken läuft unter Leitideen ab, konsequent, zusammenhängend; die Vorstellungsbilder sind scharf differenziert, nicht allzu zahlreich und dienen gewissermaßen als Stütze, zur Illustration des (sonst unanschaulichen) Denkens. Alle Gesetze der Logik haben Geltung, vor allem das Gesetz vom Widerspruch: A kann nicht zugleich ein Nicht-A sein. Die Affektivität ist gebändigt, beherrscht, gedämpft, nicht zu heiß, sondern wohltemperiert; ein bestimmter Vorstellungskomplex schwebt als Dauer-Ich darüber. Das Triebleben ist maßvoll, an die Kette gelegt, „ethisch"; alles Wollen folgerichtig, intellektuell begründet, sinnvoll, geradlinig, von Vernunft und Logik geleitet, und alles Motorische läuft streng geordnet ab.

Von allem beinahe das Gegenteil die archaische Schaltung. Wir finden sie noch vorwiegend bei vielen Primitiven[1].

Für den heutigen, stark rationalen, hochentwickelten Kulturmenschen mag es schwer sein, sich in Denken und Erleben früherer Entwicklungsstufen hineinzuversetzen. Von den Tieren her wird es leichter sein.

---

[1] Im wesentlichen folgen wir, unter Umgruppierung, anderer Fassung usw., den Autoren Preuß [436], Levy-Brühl [435], Freud [434], Storch [576], Bychowski [494], Thurnwald [437] (S. 296 f.), Volkelt [433], Kretschmer [503] und nicht zuletzt Schilder [511], [569].

Die Gesamtwahrnehmung der Tiere, nehmen wir etwa Volkelts Spinne, ist nicht in einzelne dinghafte Komplexe gegliedert, obwohl sie doch entscheidend ist für das Verhalten. Die Vorstellungen der Tiere haben wohl relative Klarheit und Deutlichkeit, aber keine absolute Gegliedertheit und Abgegrenztheit, mit einem Wort: noch keine Geformtheit. (Klarheitsgrad ist nicht der Unterschied zwischen tierischem und menschlichem Bewußtsein.) Im primitiven Bewußtsein herrscht die Komplex-Qualität vor. Diese ungegliederte und diffuse, dabei aber doch spezifische Komplexqualität umspannt ein weites Feld von einer Qualität; der absolut ungegliederte, absolut diffuse Inhalt kann nur gefühlsartig gedacht werden. Dabei herrschen die Komplexqualitäten relativ vor, die Teilqualitäten weichen relativ zurück. Im menschlichen Bewußtsein verschwinden später allmählich die ursprünglichen Komplexqualitäten (n. Volkelt [433]).

Beim niederen Primitiven sind sie aber noch stark vorhanden; alles ist weniger gegliedert, weniger differenziert. Das Ich ist noch nicht so scharf abgegrenzt, hat sich noch nicht zur vollen Einheit geballt und abgeschlossen; es ist noch nicht die starke, zentrale Kraft, die als Reiter die Zügel fest in der Hand hielte. Das Ich besteht noch aus Teilkomponenten: einzelne Körperteile, Organe, seelische Kräfte können als Selbständigkeiten, gleichsam als besondere Personen erlebt werden. Das Ich ist zerflossener in sich und strömt leichter zur Umgebung hinüber. Ich und Außenwelt trennen sich viel weniger scharf als Gegensätze. Die ich-nahe, subjektive, bloß intrapsychische Vorstellung unterscheidet sich noch nicht durchaus von der objektiven Wahrnehmung; Phantasie und Wirklichkeit sind (ähnlich wie beim Tagträumen) keine absoluten Gegensätze. Die Ichgrenzen zur Außenwelt verschwimmen dergestalt, daß Welt gleich Ich, Ich gleich Welt, Subjekt gleich Objekt werden kann. Dies hat folgende Ursachen.

Es werden zwar aus Sinnesempfindungen Bilder geformt, d. h. gruppenmäßige Zusammenfassungen von Sinneseindrücken mit dem Bewußtsein einer Bedeutung; aber es sind noch keine rechten Gegenstände, nämlich Bilder von scharf umrissener Form und räumlich-zeitlicher Einordnung. So verschmelzen die an sich unscharfen Teilkomponenten des Ich mit der Umwelt zu einem Gesamtkomplex. Dadurch kann sich das Ich mit dem Kosmos eins fühlen oder gar gleichsetzen. Will es die Dinge der Welt „begreifen", so tut es dies teils ganz wörtlich, in motorischer Weise. Es lebt die Dinge anteilnehmend mit oder mimisch nach, um sie zu erfassen oder auszudrücken; sie können ins Ich eingehen und wieder aus ihm herausleben (so wie Kinder dynamisch-motorisch eine Lokomotive oder einen springenden Ball erleben oder beschreiben).

Dabei müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß alles Denken viel anschaulicher, bilderreicher, traumähnlicher abläuft. Zahlen werden noch als Gruppengebilde geschaut. Bild reiht sich an Bild, sinnlich deutlicher als bei uns, aber doch unbestimmt um-

grenzt; „gefühlsartige“ Gesamteindrücke herrschen vor. Dieses komplexe Denken sieht den Himmel als G a n z e s, ohne die Gestirne etwa davon trennen zu können. Alle Tiere sind e i n Wesen. Der Schmetterling ist ein Vogel. Schatten, Spiegelbild, Name, Abbildung eines Menschen sind Teile von ihm, gehören zu ihm, sind identisch mit ihm. Der Satz, daß der Teil nicht das Ganze, das Ganze nicht der Teil ist, hat keine unbedingte Gültigkeit. Haare, Nägel, Fußtapfen vertreten den g a n z e n Menschen; werden s i e geschädigt, so auch der ganze, gar nicht anwesende Mensch. Die Vogelfeder, die Tierkralle, das Fell vermag an Kraft d a s s e l b e, was das g a n z e Tier vermag. Ein B i l d vertritt das Objekt selber; durch Vernichtung seiner Abbildung wird ein Wesen geschädigt, das Bild hat auch die K r a f t des Objektes. Bloße Ähnlichkeit gilt schon als Gleichheit; Baumwolle wird zur Wolke. Was sich e n t s p r i c h t, irgendwie, nach Reihenfolge, oder nach oben und unten, nach nebeneinander, rechts oder links, irgendwie in einer Abbildungsstruktur, das gilt als g l e i c h. Hirsch und Stern sind d a s s e l b e, denn Hirsche werden gejagt, Sterne ebenfalls; denn auch s i e werden (das Hinschwinden ist die mystische Entsprechung) mit Tagesbeginn e r l e g t. In diesem prälogischen Denken gilt n i c h t der Satz von der Identität (A gleich A) oder der Satz vom Widerspruch. Hirsch ist n i c h t bloß gleich Hirsch, sondern auch gleich Stern oder Kaktus. Ein Indianer ist g l e i c h z e i t i g Mensch u n d auch Papagei.

Wir weisen schon jetzt auf einige Gesetze des Traum- und Symboldenkens hin, die ohne weiteres in diesem archaisch-komplexen Denken enthalten sind. Erstens die Tatsache der V e r d i c h t u n g: zwei oder mehr Bilder können in eins verschmelzen. Oder umgekehrt: ein Bild kann in eine Mehrheit von Bedeutungen zerfallen. — Zweitens die V e r s c h i e b u n g: eins kann für das andere eintreten, A für B, ein Teil von A für A. Auch die a f f e k t i v e Betonung des A kann sich auf B verschieben, „übertragen“. Immer i s t dabei A auch B (n i c h t etwa wie bei unsern Gleichnissen und Symbolen: A b e d e u t e t nur B).

Der Primitive sieht und denkt bedeutsame, also affektiv wichtige Zusammenhänge nach Art nur der p s y c h i s c h e n Kausalität (aus dem Erlebnis: Wollen wird Handeln). Dies überträgt er auch aufs Reale; Wollen und Wünschen genügt schon als Ursache.

Seine Logik wird viel stärker durch die Affektivität gelenkt wie überhaupt sein ganzes Erleben. Handeln geht vor. (Darum sind auch die Tätigkeitswörter phylogenetisch älter als die konkreten Substantiva; sie haften tiefer und erlöschen s p ä t e r in pathologischen Fällen.) Die Welt der Gegenstände zu u n t e r s c h e i d e n, kommt viel später. Zunächst heißt es, die Forderung der Gegenwart und des Augenblicks zu erfüllen. Vergangenheit und Zukunft sind ja fern, nicht so dringlich; das Zeitgefühl ist noch nicht entwickelt. Was not tut, regiert. Ein schrankenloser, naiver Egoismus herrscht vor, kindhaft, tierhaft. Die Triebe reißen mit sich, Wollen und Begehren sind

heftiger, aber auch sprunghafter, unsteter. Um Geschlechtstrieb und Hunger, um Machttrieb und Lebensangst dreht sich die Welt. Liebe und Kampf, Nahrungssorge und Furcht vor Krankheit und Tod — sie sind es, die die Bilder der Umwelt verknüpfen, die ihre Abbilder affektiv umfärben und umformen; das ganze Weltbild ist katathym durchtränkt.

Auf dieser Grundlage entsteht nun das m a g i s c h e Denken und Erleben. Es wäre nicht möglich ohne das „Gesetz der Anteilnahme", das aus allem obigen ohne weiteres folgt. Die Dinge haben Teil an einander, gehen in einander über, können sich gegenseitig vertreten, der Teil das Ganze, das Ganze den Teil eines zweiten. Die Objekte, die zugleich sie selbst und etwas anderes sind, entsenden oder empfangen magische Wirkungen, die außerhalb fühlbar werden und d o c h bleiben, wo sie sind. Das komplexe Denken ist zugleich ein motorisches, affektives, katathymes, magisches Denken. Wunsch und Wirklichkeit, Traum und Realität, Angst und Außenwelt sind eins (wie im Märchen). Wunschträume erfüllen sich sofort, erwachen zum Leben, dinghaft, personenhaft, sie sind zaubergleich d a. Das Wollen kennt nicht die Schranken strenger Gesetze; denn die ganze Natur besteht ja aus personifizierten, menschähnlichen Zauberkräften und Zaubersubstanzen oder Wesen. Alles steht unter dem Einfluß dieser unsichtbaren, geheimnisvollen Kräfte, der Dämonen; trotzdem sind diese sehr wirklich und wirksam (und keineswegs rein geistig zu denken, wie einst der Animismus lehrte).

Eine katathyme, prälogische Kausalität lenkt die Welt. Katathymie und komplexes Denken begünstigen sich gegenseitig. Was g l e i c h zeitig wahrgenommen, hängt auch ursächlich zusammen. Die Nacht erscheint mit Wolken — Wolken sind ähnlich dem Tabaksqualm — folglich kommt die Nacht aus der Tabakspfeife des Sonnengottes. Da Teil, Name, Ähnlichkeit, Entsprechung, Abbildung sofort auch G l e i c h h e i t bedeuten, ist der Boden für magisches H a n d e l n gegeben. Man will Regen. Regen und Wolke sind e i n s. So bildet man Wolken aus Baumwolle. Dann muß auch der Regen kommen. Oder man qualmt aus Tabakspfeifen Wolken, und dann wird es bald regnen. Oder man b e s c h r e i b t bloß in endlosen Worten das Heraufziehen von Wolken; dann müssen sie kommen.

Die Wurzeln des magischen Erlebens beobachten wir schon deutlich beim Schimpansen. Wenn bei Köhlers [429] (S. 90) Intelligenzprüfungen ein Schimpanse mit seinem Stöckchen die begehrte Frucht außerhalb des Gitters nicht erreichen kann, so schiebt er mit einem zweiten Stöckchen den ersten wenigstens so weit vor, bis er die Frucht berührt. D a s ist magisches Erleben. Die Verbindung mit dem Begehrten wird wenigstens o p t i s c h hergestellt; schon d a s befriedigt affektiv. Ebenso (S. 139), wenn ein Stöckchen, das nicht zureicht, in der Richtung der Frucht g e w o r f e n wird. Das Tier muß etwas t u n in der Richtung des Gewünschten, der Affekt muß sich in Motorik umsetzen, sich ausleben, wenn auch ohnmächtig. Genau wie beim Primitiven: „der Affekt und die Nötigung zur Tätig-

keit bei mangelhafter Beherrschung der Situation" (Bychowsky [494] S. 105).

Das magische Denken, die Annahme einer „Zauberkausalität" (Wundt) läßt sich nun niemals durch Erfahrung korrigieren oder widerlegen („Undurchdringlichkeit der Erfahrung", „imperméabilité à l'expérience" nach Levy-Brühl). Die mystischen, bloß angenommenen Zusammenhänge bekommen „höchsten Wirklichkeitswert"; die Überzeugung davon wird zäh festgehalten.

Auch die Affekte sind weniger differenziert und komplexer. Ähnlich wie sich das Plasmodium noch nicht zu einzelnen Zellen gesondert hat, hängen die Affekte selbst in ihren Gegensätzen zusammen. Dieselbe Person kann zugleich verehrt und verabscheut werden (Ambivalenz).

Im Motorischen können sich bei archaischer Schaltung Gesetz und Ordnung leichter lösen: Zappeln, Flattern, Starrwerden treten erleichtert auf.

Das Archaische hat im ganzen große Ähnlichkeit mit dem, was von Schilder [511] (S. 208) als „Sphäre" bezeichnet wird. Danach müßte auch unser vollentwickeltes rationales Denken fortwährend die phylo- und ontogenetischen Vorstufen primitiver Denkweise durchlaufen, als „unformuliertes" Denken: Auch diesem fehlt die volle Richtung auf die Wirklichkeit, mangelt der Tatsachensinn. Eine Sphäre der Unfertigkeit, eine Mittelstufe zwischen archaischem und rationalem Denken.

Solcher Mittelstufen gibt es viele, bis in die modernste Kultur hinein. Mittelalterlicher Kabbalismus ist nichts anderes. Der Mensch muß, ob er es schon sachlich vermag oder nicht, das verwirrende Chaos der Welt irgendwie abstrakt o r d n e n. Kabbalismus versteinert archaisches Denken, Wünschen, Träumen und spielt dann ordnend mit solchen erstarrten Lavabrocken. — Ganz ebenso die ganze Astrologie, alle Arten von Weissagungen, jede Art Kartenlegen und Aberglauben; sie sind nichts als magisches Denken. Der größte Teil des Okkultismus und der „Parapsychologie" gehört in dieselbe Kategorie. Desgleichen ein Teil der Mythenbildung, ein Teil der Kunst (Märchen usw.) (Maeder [618]). Auch archaistische Philosophie z. B. indische (Bychowsky [494]). Daß auch in vieles wissenschaftliche Denken noch ähnliche Dynamik hineinspielt, darauf hat Bleuler [492] den Finger gelegt. (Sein „Autistisches" wäre etwa primitiv-magisch, sein „Undisziplin iertes" etwa Mangel an aufmerksamem, scharfem, realistischem, eben rein rationalem Denken.) Wir brauchen wohl nicht auszuführen, daß ein großer Teil des religiösen Lebens auf archaischer Grundlage ruht. Man überdenke nur einmal Begriffe wie Dreieinigkeit, Abendmahl, Erlösung, und man wird ganz evident darauf geführt.

Manche Forscher wollen für das Archaische auch eine besondere b i o l o g i s c h e „Schicht" annehmen, etwa ähnlich alten geologischen Schichten, die ebenfalls bloßgelegt werden könnten. In der Tat sinken Kranke nach mancher Hirnverletzung auf einen seelischen

Zustand zurück, der in vielem sehr große Ähnlichkeit hat mit dem archaischen Dauerzustand bei Naturvölkern (Eliasberger-Feuchtwanger [537]). „Schicht" dürfte natürlich nicht buchstäblich genommen werden. Besser klingt zweifellos die Bezeichnung „Schaltung". Denn die Ratio des Kulturmenschen ist sicherlich nicht bloß etwa anatomische Weiterentwicklung, sondern auch soziologisches Übungsprodukt, wie Levy-Brühl ebenfalls annimmt. Der Intellekt war ursprünglich den Trieben nur Handwerkszeug, um Not und Angst zu überwinden. Je wahrheits- und wirklichkeitstreuer der Verstand die Welt abbildete, je höher er sich langsam emporschraubte, indem er auf der Erfahrung vieler Generationen und gegenseitiger Unterstützung aufbaute und so die Logik soziologisch entwickelte, desto mehr sank die Angst vor den Unbegreiflichkeiten und Unheimlichkeiten der Welt in sich zusammen. Ratio beruhigt. Sie ist zum Teil Bildung, Wissen, Schulung, sie ist Übung und geistige Athletik. Der dauernde Wettkampf, ein hartes Training unter den oberen zehntausend Spitzenkämpfern der Menschheit hat unsere Ratio so stark gemacht.

Ein Teilmoment der Ratio ist die Bewußtheit. So schließt sich nun das Problem des Bewußtseins an.

DAS BEWUSSTSEIN. Das Ich ist ein (relativ) fixer Intentionskomplex (vielleicht sogar mit besonderer, funktionaler organischer Grundlage, wie Berze [519] S. 91 f., 125 f., annimmt). Dieses Ich kann sich als Kraft in Denken und Zielsetzen betätigen. Damit ist ein Gefühl der Aktivität verbunden. Äußere Eindrücke oder innenpsychische Inhalte (Erinnerungen. Phantasien) können das Ich zu einer Reaktion anregen; das Ich hat dabei das Gefühl von Passivität. Aber meist setzt aktive Ichkraft ein, um das Fremde zu ergreifen.

Je einheitlich geformter und fester, je aktiver, gespannter und kräftiger ein Ich, desto bewußter ist es zugleich. Jeder psychische Inhalt, den es ergreift, wird damit ebenfalls bewußt; um so bewußter, je gespannter das Ich selber. Bewußtsein ist also erstens: ein Tonus des Ich selbst; zweitens aber auch eine Eigenschaft all jener psychischen Inhalte, die von dem Ich (durch „Apperzeption") ergriffen werden, die in seinen Bereich eintauchen[2].

Äußere Eindrücke oder Intrapsychisches von großer Intensität können das Ich noch weiter anspannen oder ein geschwächtes Ich zu einem höheren Grad von Bewußtsein hochstacheln. Je stärker etwas ein Ich erregt, desto bewußter wird es dadurch selber im Ich. So kann ein erhöhtes Bewußtsein auch manches vorher Unbemerkte bewußt, bemerkbar machen; es kann mehr, einen weiteren Kreis erfassen.

Das archaische Ich des Primitiven ist durchaus bei „klarem" Bewußtsein. Aber es ist entschieden schwächer als ein rationales Ich, verschwommener, dumpfer, weniger geballt und geformt, weniger aktiv und trainiert. Sein Ich wäre einer breiigen Lehmkugel vergleichbar, die leichter mit der Umwelt verklebt und ihre „Gegen"-Stände nicht so bemerkt. Das rationale Ich wäre eine Metallkugel,

[2] Die bekannten Bilder von der „Helligkeit" oder „Trübung" des Bewußtseins werden besser ersetzt durch Intensität, Kraft, Höhe oder Schwächung, Herabsetzung.

die magnetisch anzieht und dabei den Anprall der g e g e n stehenden Dinge ganz anders spürt.

Wird das Ich irgendwie geschwächt, so sinkt es etwas in sich zusammen, sagen wir das Manometer steht auf „halbe Kraft". Dabei wird natürlich zuerst das Produkt der äußersten, höchsten Anspannung, die Ratio, herabsinken. Mit dem herabsinkenden Abbau wird auch das Bewußtsein schwächer. Aber dies bedeutet keine einfache Subtraktion, denn die rationale Schaltung hat außerdem noch die Aufgabe, das Archaische (das „Hypophrene Berzes") n i e d e r zuhalten. Werden also Ich und Ratio schwächer, so federt das Archaische elastisch herauf; dumpfe Triebfedern drücken es aus seiner Unterwelt nach oben. Die Ratio verschwindet aber damit nicht gleich v ö l l i g, das Archaische ist nicht a l l e i n da (wie es etwa Nietzsche oder Duprat vom Traum meinten). Sondern das K r ä f t e verhältnis zwischen Ratio und Archaicum hat sich verschoben. Solche Verschiebung tritt ein im Traum, bei Erschöpfung, bei Vergiftungen, Dämmerzuständen, beim Tagträumen und zahlreichen psychopathologischen Zuständen. Zum Verständnis sei ein anderes Bild gewählt. Gießt man eine dichtere und eine dünnere Flüssigkeit zusammen, etwa Wasser und eine sehr gesättigte Zuckerlösung, so entsteht da, wo sie zusammenstoßen, ein „S c h l i e r e n". Es bilden sich kleine Wirbel, Strudel und Strömungen, Zapfen der einen Lösung ragen in die andere hinein, Strudel der einen wollen nach oben, die der andern nach unten, teils lagern sie übereinander, teils laufen sie parallel, teils mischen sie sich vollkommen. So „schlieren" Ratio und Archaicum beispielsweise im Traum.

Das Unbewußte. Die ganze Literatur betont die „Unbewußtheit" des Schaffens beim Genie. Wir haben daher auch d i e s e s Problem zu beleuchten. Die Lehre vom Unbewußten geht auf Leibniz zurück: der Grund der Seele ist immer in Bewegung und Wirksamkeit, es gibt darin dunkle Vorstellungen. Auf Leibniz fußt die Ästhetik des 18. Jahrhunderts und ihre Lehre vom unbewußten Schaffen des Künstlers.

Alles Lebendige muß irgendwie beseelt sein. Darum sind Seele und Körper nicht wie ein Entweder-Oder, u n d darum kann auch Bewußtsein nicht i d e n t i s c h sein mit psychisch überhaupt. Schon Nietzsche behauptete, Bewußtsein ist nur ein Akzidens. Auch L i p p s [339a] (S. 41) betonte streng, es wäre ein Fehler, Bewußtsein gleich Psyche zu setzen, dies hieße, das Bewußtsein verdinglichen; Bewußtsein wäre vielmehr eine Zuständlichkeit des Ich. Diesen Gedanken hebt K r o n f e l d [504] (S. 160—179) als ein Hauptverdienst von Lipps hervor. Psychisches könne akzidentell entweder bewußt oder unbewußt sein. Nach Herbart war das Bewußtsein eine Funktion der Vorstellungsintensität. Auch Husserl nimmt an, daß nicht jedes psychische Vorkommnis von Bewußtsein begleitet sei (B i n s w a n g e r [319] S. 157, 188). Binswanger selbst steht auf dem gleichen Standpunkt (S. 192). Ähnlich die ausgezeichneten Arbeiten von R o f f e n s t e i n [392, 393].

Bewußtsein ist uns also ein Zustand, eine bestimmte Färbung, ein Tonus des Ich und seiner Inhalte. Es finden sich natürlich alle Grade und Abstufungen von Bewußtheit. Bei Sinneseindrücken liegt diese bald jenseits,

bald diesseits der Reizschwelle. Auf alle Fälle hat man „rein" somatische Vorgänge von solchen zu unterscheiden, die potentiell psychisch sind, die eventuell als bewußt erscheinen können (vgl. die schönen Traumexperimente von Pötzl [389]). Eine deutliche Grenze zwischen bewußt und unbewußt läßt sich nicht erkennen. Manche seelischen Brocken und Bruchstücke erscheinen allerdings nur als unbewußt, waren aber „schwach bewußt" oder sind „nicht-mehr-gewußt". Aber es gibt doch viele unbewußte seelische Teilvorgänge. Beim Suchen eines Namens ist dieser noch nicht bewußt, aber er ist doch bereits psychisch wirksam, er bestimmt schon die Richtung des Suchens. Bei Assoziationsexperimenten ist Unbewußtes deutlich wirksam. Jedes psychische Teilstück hat seinen Grad von Bewußtheit oder Unbewußtheit; der Unterschied liegt in dem Grad der Verknüpftheit mit seinem Ich.

Beim Fühldenken, bei allem außersprachlichen, asymbolischen, intuitiven, vorlogischen Denken überwiegt das Unbewußte; es entspricht der „Sphäre" Schilders. Die Mechanismen solchen Denkens sind auf alle Fälle unbewußt. So etwa das Symboldenken im Traum; dieses ist gewiß kein Ergebnis bewußter Tätigkeit, aber ebensowenig „rein somatisch" wie ein Kniesehnenreflex. Ein hübsches Beispiel für unbewußte Symbolbildung bei einem Dichter wäre Mörikes „Erstes Liebeslied eines Mädchens" (Müller-Freienfels [634] S. 186). Bei solcher Symbolbildung muß ein uralter Zwang vorliegen, anders als rational zu denken (Jung [388]); in solchem „ursprünglichen Fühldenken", solchen „urtümlichen" Bildern kommt überindividuelles Erbgut zum Vorschein.

Vieles, was vom Ich selbst nicht erlebt wird, kann Fremden, kann Beobachtern darum doch als psychisch vorhanden auffallen: Triebe, Affekte, Motive. Später kann auch das Ich, rückblickend, sich darüber klar werden; es kommt ihm „zum Bewußtsein", daß es damals aus unbewußtem Neid oder Machttrieb usw. gehandelt. Erwachsene können an Kindern viel Unbewußtes und doch Seelisches deutlich erkennen (z. B. versteckte Erotik). Wie dunkel verkleiden sich oft Motive im Traum, in einer Dichtung und sind doch herauszufinden als psychisch. Bei jedem Menschen wirken all seine Erfahrungen, sein Gedächtnis, zu großem Teil unbewußt, mitbestimmend auf seine Handlungen; in ähnlichem Sinne auch, was man den objektiven Geist einer Gruppe heißt (Vierkandt [715] S. 346, 433), Stand, Kaste, Zeitgeist.

Wie das Ich einen Inhalt an sich heranziehen kann, kann es aber auch abstoßen, abspalten, unwillkürlich verdrängen. Seelisches kann wieder unbewußt werden (Freud [386]).

Die Lehre vom Unbewußten hat eine große Rolle gespielt bei Betrachtung der Inspiration. Hat jemand sich Tage, Wochen, Jahre mit all seinem aktiven Denken vergeblich um ein Problem, eine Gestaltungsform bemüht, so ist er darüber vielleicht nervös, innerlich gespannt, neurotisch geworden. Immer wieder haben sich Vorurteile, Irrtümer, Irrwege zwischen ihn und die richtige Lösung gedrängt; er hat hundert Vorarbeiten geleistet, brockenweise, teils aktiv bewußt, teils Erfahrungen mit intuitivem Fühldenken unbewußt aufnehmend, und all die vorläufig unnützen Bruchstücke wieder halb oder ganz vergessend; aber schon schwebt ihm die Richtung vor, in der die Lösung wohl liegen müßte. Da räumt eine innere Entspannung im Schlaf, im Traum rationale Hindernisse aus dem Wege, die Bahn wird frei — oder ein Sinneseindruck verhilft dem unanschaulichen Denken zu einem Sinnfälligen, Anschaulichen, Optisch-Bewußten — und urplötzlich kristallisiert der geformte Gedanke aus, der Einfall, die Lösung ist da. Oft wird er begleitet von

einem Gefühl der Befreiung, der Erlösung von innerer Spannung, einem Affekt rauschartigen Glücks. Und zugleich, das ist wichtig, von einem Gefühl der Passivität. Als ob ein anderer, als ob ein Geist aus ihm gesprochen hätte; daher Be-Geist-erung. Der Ursachentrieb aber, der so gern vereinheitlicht, substantiiert, personifiziert, er setzt für einen psychischen Vorgang, der ungeheuer verwickelt und sehr schwer oder gar nicht zu überschauen war, eine substantiierte Ursache. Archaische Zeiten sagten: ein Daimonion, ein Genius, ein Gott hat aus ihm gesprochen. Modernere Denker begehen genau denselben Fehler der Verdinglichung und sagen: nicht etwa „Unbewußtes" (was richtig wäre), sondern „das" Unbewußte. Als ob ein zweites Ich, ein leistungsfähigeres Ich in jenem Menschen säße, noch unter seinem gewöhnlichen Ich. Auch „das" „Unterbewußtsein" wird solcher Vorgang genannt; aber dies gibt es ebensowenig. Es ist immer das gleiche Ich, was arbeitet, nur eben in manchen Zuständen (Hypnose, Traum, Dämmerzustand, Schaffensrausch) verändert, geschwächt, der rationalen, bewußten, intensiven Ichkraft beraubt. Wenn ein Forscher in dieser Weise substantiiert, so handelt er genau wie der Primitive, der auch anthropomorph überall dynamisiert, verdinglicht, personifiziert, Zauberkräfte am Werk sieht (vgl. Vierkandt [466]). Und gegen diese Form vorlogischen Denkens scheint sich, wenn wir recht verstehen, der Zorn der rationalen Forscher zu wenden. Schon Lipps [339a] spielte allen Hohn dagegen aus; aber es gäbe kein Ober- und Unterbewußtsein, keine Spaltung des (verdinglichten) Bewußtseins in zwei gleichzeitige Bewußtseine. —

Ähnliches haben neuerdings Kretschmer [389] und Bumke [383–385] wieder betont. Kretschmer widerlegt sehr gut diesen Begriff des Unbewußten als den einer mystischen Unterwelt (S. 378). Auch Berze [519] (Anm. X) hat wohl, ebenso wie Hellpach, dieses Unbewußte zum gegnerischen Ziel, obwohl er (wie Bumke, Kretschmer, Schilder) das Unbewußte gänzlich ins Somatische verweist. Das „Doppel-Ich" von Dessoir [322], das Unterbewußtsein von Loewenfeld [391] ist, wenn es nicht einfach verändertes Ich bedeutet, ebenfalls solche Verdinglichung.

Also es gibt sehr viel unbewußtes psychisches Geschehen, aber stets nur als Teilstück, als Brocken, als Einzeltendenz, als Undifferenziertes, dem Bewußtseins-Ich noch nicht Angegliedertes oder nicht mehr Greifbares. Aber es gibt neben dem kräftig-aktiven oder, ein andermal, neben dem abgewandelten, entkräfteten Ich kein zweites, gleichzeitig, keine selbständig denkende, zweite Ichzentrale mit längeren, zusammenhängenden Denkakten und Denkergebnissen[3].

[3] Nachträglich finden wir in dem trefflichen Werk von B. Schulz [349] völlige Übereinstimmung mit unseren Hauptsätzen. Dagegen bei Maeder [419] wirkt noch „eine höhere Instanz" im Unbewußten und gäbe die Richtung der Fortentwickelung an. Auch „das" Unbewußte Freuds, soweit es nicht heuristische Arbeitshypothese bleibt, hat namentlich bei vielen seiner Schüler etwas von einer substantiierten, mystischen Zauberkraft des Primitiven.

In der Geniefrage meint man, wenn man von seinem „unbewußten" Schaffen spricht, oft Dinge, die psychologisch ganz Verschiedenes bedeuten. Erstens meint man damit die Tatsache des psychologisch Undurchsichtigen, Rätselhaften, Geheimnisvollen, daß ein Mensch überhaupt schöpferisch hochwertige Werke zustande bringt. Sodann den besprochenen Vorgang der Inspiration, der dem Schaffenden selber rätselhaft und erklärungsbedürftig erscheint. In beiden Fällen wird das Schwerverständliche als mystische Zauberkraft substantiiert (bald als Genius, bald als „das" Unbewußte). Weiterhin bedeutet aber „unbewußt" beim Schaffen soviel wie unbekümmert, instinktsicher, naiv, ohne viel Überlegung, ohne viel Nachdenken, ohne Anwendung von rationalen Regeln, ohne streng zielsichere Absichtlichkeit. Bei solchem Schaffen mischt sich (wissenschaftlich psychologisch betrachtet) bewußt und unbewußt unentwirrbar durcheinander. Viele Mechanismen werden, sobald formale Meisterschaft erreicht ist, auch wieder „unbewußt", d. h. sie werden automatischer, eingeübter, sie gehen „wie geölt". Also nur als Gegensatz zu rationaler, bewußter Absichtlichkeit „unbewußt".

Daß, wer so arbeitet, im allgemeinen auch mehr leistet, liegt auf der Hand. Man wird nicht zum Genie geboren, sondern man wird zum Genie. Jene Typen, die im obigen Sinne „unbewußt" arbeiten, haben häufiger und eher Aussicht, etwas zu leisten und anerkannt zu werden als die rationaleren, ganz bewußt arbeitenden Typen. Nun finden sich mit solcher „unbewußten" Schaffensweise natürlich auch viele schwächer Begabte, die niemals durchdringen. Dieses „Unbewußte" ist also durchaus kein Spezifikum „des" Genies, sondern: unter den Genie-Gewordenen wird man eben mehr solche Typen auffinden und hat daher gesagt, das Genie arbeite mehr unbewußt. Diese Typen geben aber auch noch Gelegenheit, ihr schwer überschaubares Schaffen mystisch zu substantiieren zu einer Zauberkraft „Genius". Nicht „das" Genie schafft unbewußt, sondern die „unbewußt" Schaffenden werden eher als Genies anerkannt und angestaunt.

Der Traum. Manches produktive Schaffen gemahnt lebhaft an die Denktätigkeit im Traum. Diese hat von jeher für die Menschheit, eben als etwas psychologisch schwer Durchschaubares, den Charakter des Unbegreiflichen, des Mystischen gehabt. Bis zu Freuds [395] „Traumdeutung" blieb wissenschaftlich alles nur Versuch; sein Werk wird ein monumentum aere perennius in der Geschichte der Psychologie darstellen[4].

[4] Was an seiner Lehre zu hart, zu einseitig, zu rationalistisch und konstruktiv erscheint, hat die weitere Forschung bereits wieder dem lebendigen Leben nähergebracht. So bei Jung, Mäder, Adler, auch Klages [398]. Sehr übersichtliche Darstellungen geben Kretschmer [503] und Jaspers [501] S. 98. Recht gut auch Kiewiet de Jong [332], der den Traum, wie wir, als Erscheinung eines erniedrigten Bewußtseins auffaßt.

Als bedeutendster biopsychologischer Traumforscher unserer Zeit soll uns Sanctis [401] in Rom gelten, dessen Werk als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden muß.

Freuds Grundgedanke, wie ihn Sanctis [401] S. 303 formuliert, wäre etwa: „Der Traum ist die maskierte Erfüllung eines im frühen Kindesalter verdrängten unbewußten Wunsches sexueller Natur." Der Kritik einer solchen Einseitigkeit durch Sanctis (S. 306 f.) schließen wir uns durchaus an.

Im Traumleben spricht jedenfalls die archaische Schaltung ein gewichtiges Wort mit. Das unformulierte, komplexe Denken, vollkommen katathym und in nächster Beziehung zur gesamten Affektivität, ist ein Grundfaktor des Traumlebens. Die Affektivität ist der Motor, die stärksten Instinkte sind bestimmend: Machttrieb, Geschlechtstrieb, Goldhunger (imperium, libido, panis (auri sacra fames), wie Sanctis sie nennt). Der Traum ist das Reich des befreiten Individuums, befreit von Sokrates und Apollo, das Reich des wilden Dionysos (Sanctis). Wenn „Vernunft und Wille" zusammengehören, so auch „Gefühl und Traum" (Klages [398]).

Im Schlaf ist das organische Ratio-Substrat gehemmt. Das aktive Ich, das intentionale Funktionszentrum der Ratio ist aber nicht etwa vollkommen eingeschläfert, sondern nur abgeschwächt, entkräftet. Traumbewußtsein bedeutet nichts durchaus Neues, kein Heraufkommen eines anderen, etwa archaischen Ich, sondern es ist das veränderte Wachbewußtsein des ursprünglichen Ich, durch die Ichschwächung nur umgewandelt zum Traumbewußtsein. Es fehlt die Schaltung der Ratio in ihrer Vollständigkeit, es fehlt das Hemmungsvermögen, die Überlegung, Verknüpfung, Kontinuität, die Herrschaft des persönlichen Ich. Die Traumhaftigkeit kommt durch den „Mangel an sinnlicher Nahrung für die Autopsyche" (Sanctis) zustande; denn träumen heißt: sich außerhalb der Wirklichkeit stellen.

Von den physiologischen Traumbedingungen nur soviel: das „Hypnotoxin", ein Stoffwechselgift, lähmt einen Teil des Hirns, vermindert seine aktive Energie, wenn nicht schon vorher durch Ermüdung und Schlafenwollen der Erfolg eingetreten ist. Der Schlaf hemmt das am Hirn, was der Ratio entspricht. Infolgedessen werden „tiefe" Schichten lebendig, das sonst niedergehaltene unformulierte Denken wird vom Druck befreit und strebt nach seiner Art von Gestaltung. Beide Schaltungen, jede für sich verändert, flechten sich durcheinander. Das unformulierte Denken findet aber eine neue Welt vor, die Traumwelt, d. h. eine vorwiegend visuelle und kinästhetische Welt. (Woran man wieder die große phylo- und ontogenetische Bedeutung des Gesichtssinnes erkennt.) Die Traumbilder schwanken zwischen Vorstellungen und Wahrnehmungen; sie würden damit nicht den echten, sondern den Pseudo-Halluzinationen entsprechen. Sie stehen nicht im äußeren, objektiven, sondern im inneren, subjektiven Raum, sind ohne alle Leibhaftigkeit, schattenspielartige Erscheinungen, eine „Welt entkernter Scheine" (Klages [398]). Daher das Geisterhafte; denn das entkräftete Ich hat für sich selbst etwas Fernes, Entkörpertes bekommen, ist ohne empfindungsfähige Leiblichkeit, ist teilweise narkotisiert. So verwandeln sich die Bilder fortwährend in magischer Weise. Das vorlogische Denken bedient sich nun, da die Wirklichkeit fehlt, dieser visuell gefärbten Umgebung, benützt ihre Bilder, so, wie sie unmittelbar gegeben sind oder wie sie den gegebenen assoziiert werden (nach Berührung oder Ähnlichkeit). Daher kommt das Symboldenken im Traum. Obwohl Annahme und Beschreibung des Symboldenkens bei vielen, die es nicht evident an sich selbst erleben können, auf Mißtrauen stößt, ist die Tatsache doch über jeden Zweifel erhaben. Von größter Bedeutung erscheint auch der experimentelle Beweis durch Roffenstein [400]. (Kaum irgendwie untersucht sind verschiedene Typen von Träumenden. Warum haben Nero, Lessing, Friedrich der Große überhaupt niemals geträumt? J Ps N, 27. S. 115).

Das Traumreich kennt nicht Vergangenheit, nicht Zukunft. Wie bei Tier,

Kind, Primitivem herrscht die Gegenwart und der Augenblick. Das Jetzt und Hier ist unbegrenzt; das Dort und Einst kann gegenwärtig werden. Die primitivsten Instinkte sind wach, die ganze Affektivität wogt und wühlt: Liebe und Hunger, Durst und Triebsehnsucht, Wunschtraum und Angst, Stolz und Wollust. Jeder Träumer ist hochgradig egozentrisch, egoistisch. Neben dem Visuellen und Affektiven treffen wir auch Sprachliches, Urteile, Überlegungen, Willensgefühl, aber kein echtes Wollen (kommt es zum Wollen, so erwacht man).

Das Material des Traumes entstammt aus inneren und äußeren Reizen, hat direkte oder indirekte psychische Herkunft (Sanctis). Den Inhalt entnimmt der Traum den Tagesresten der letzten vier Tage; aber auch uraltem Gedächtnisgut: atavistische, besonders geschlechtliche Triebe erwachen. Das „aktive latente Unbewußte", sehr frühe, verdrängte Erfahrungen befreien sich und können die anderen Komponenten umbilden.

Denn die Traumdynamik bildet alles fortwährend um. Sie lagert, darin sehr ähnlich dem Archaischen, die Bilder bald nebeneinander, in unverbundener Filmkette, bald übereinander, bald verschmilzt sie zwei oder mehr Dinge zu einer „Verdichtung". Aber der Traum zerreißt auch ebenso leicht, was sonst zusammengehört, er dissoziiert Empfindung und Gefühlston, Idee und affektiven Zustand; daher die affektive „Verschiebung", die „Übertragung" auf ganz andere Objekte, genau wie im magischen Denken. Er zerreißt auch höhere Verknüpfungen, Urteil, Willen und Urteilselemente. Eine seiner Haupttätigkeiten aber bleibt, alles nach Möglichkeit ins Optische zu übersetzen, in Gesichtsvorstellungen, in Symbole, in Personifikationen.

Traum ist demnach kein sinnloses Chaos. Auch nichts bloß Archaisches, sondern „schlierend" durchsetzt mit (abgeschwächt) rationaler Tätigkeit. Er ist, alles in allem, ein „psychophysiologischer Vorgang, in dem der Träumer die eigenen aktuellen, jüngeren oder älteren Erlebnisse unter dem Antrieb mächtiger affektiver Zustände in Form von Fabel, Legende und Symbolik erzählt, als ob es sich um historische Wirklichkeit handelt" (Sanctis [401] S. 316).

Diese Formel enthält bereits die Tatsache, daß viele sonst nicht schöpferische Menschen, ja vielleicht die allermeisten Alltagsmenschen in gewisser Weise künstlerisch produktiv sind. Es fehlt ihnen nur das (sensorisch - intellektuell - motorische) Form - Talent, um sich auszudrücken und mitzuteilen. Sollen wir darum diese Alltagsmenschen alle „Genies" nennen? Manche ihrer Träume sind einem kleinen Kunstwerke, einer Dichtung vollkommen gleichzusetzen. Oder sollen wir lieber sagen: solche traumartige Produktivität ist nichts spezifisch Geniales? Sondern etwas allgemein Menschliches, nur in verschieden hoher Stufe?

Zweifellos hat das Traumleben zum Produktiven, namentlich in manchen Künsten, enge Beziehung. Wir dürfen aber nicht sagen: das Genie ist ein wacher Träumer, wie man dies wohl getan hat (sogar Sanctis). Sondern man muß sagen: Wer am schönsten zu träumen versteht, wer nicht streng rational schafft, wer traumgleiche Phantasie besitzt, wer Wunschträume, Wachträume zu gestalten vermag, wer über Mechanismen verfügt, die die schönsten Symbolkompositionen schaffen, der wird Genie; der wird zum Genie bei den Menschen, die es immer nach herrlichen Träumen hungert. Tatsächlich findet man unter den späteren Genies

zahlreiche Typen, die, in irgendeiner Weise, wie wir weiter unten sehen werden, zum Traumleben besonders nahe Beziehungen besitzen.

SCHÖPFER UND SCHAFFEN

Im folgenden sei vorläufig immer nur der schöpferische Denker und Künstler betrachtet, unter Vernachlässigung aller Konstellations-„Genies", auch aller, die die Leistungen v i e l e r auf ihren e i n e n Namen als Genie gesammelt haben.

TALENT. Als einer der ersten versuchte Galton [358] die Talentanlage zu bestimmen, um ihre Vererbung untersuchen zu können. Er ging von der (echt englischen) Voraussetzung aus, Ruf oder Ruhm eines Menschen entsprächen immer seiner angeborenen Begabung. Es ist nun für uns soziologisch Geschulte fast ergötzlich anzusehen, wie er sofort in Schwierigkeiten gerät. Bei Staatsmännern und Feldherren und Herrschern wäre „hervorragende Bedeutung" kein Beweis für hohes Talent (d. h. Intelligenz, Fleiß, Arbeitskraft). Es sprächen Geburt, Adel, Besitz, die Umstände mit, bei Feldherren früher sogar die Körperkleinheit (sie wurden seltener getroffen); auch gäbe es mehr gute Feldherren, als man dächte, wie unruhige Zeiten bewiesen. Auch bei Naturwissenschaftlern und Mathematikern sieht er oft unverdienten Ruf, weist auf den „Zufall" mancher Entdeckung oder auf das Reifsein der Zeit hin. Ebenso gäbe es bei den Literaten viel Zufalls- und Zeitruhm; wer wäre da „hervorragend"?

Da wir das Soziologische gesondert betrachten, so untersuchen wir jetzt nur die wirklich echte, angeborene, übernormale Begabung in irgendeiner Richtung. Für bestimmte Leistungen bekommt jeder Mensch nur eine ganz bestimmte Summe von Begabung mit auf die Welt, die durch keinen Fleiß, keine Anstrengung über eine angeborene potentielle Höhe hinaufgetrieben werden kann; andererseits ist sie in hohem Grade der Entwicklung und Ausbildung fähig. Solche Gemeinplätze waren noch vor 50 Jahren heiß umstritten. Sie gelten für jede Art von Begabung, für Reiten und Schwimmen, für Klavierspiel oder Mathematik.

Höhere Begabung für besonders bewertete geistige Leistung nennt man im engeren Sinne T a l e n t (*τάλαντον*, Wagschale, Pfund, das Zugewogene). Es gibt kein Talent an sich, sondern immer nur z u Etwas, f ü r Etwas.

Talent ist unter allen Umständen als etwas Organisches, Biologisches in der Anlage zu denken, denn es ist ausgesprochen vererbbar. Man hat sich aber, namentlich für verwickelte, sehr differenzierte, höhere Leistungen, sehr davor zu hüten, sich solche Anlage im Gehirn klumpenförmig lokalisiert vorzustellen. Diesen schweren Fehler beging G a l l [372] und seine Phrenologie; diese ist nur „„„noch einmal zu einer vergeblichen Auferstehung durch Möbius gebracht, der das „mathematische Organ" in einer Vorwölbung der seitlichen Stirn [besonders links] durch empirischen Vergleich erkennen wollte"" (Jaspers [501] S. 173). Die Arbeit von Möbius [370] über das „Organ für mathematisches Talent" (2. und 3. Stirnwindung) wurde gleich von vornherein abgelehnt (Weygandt [370], Ahrens [356]). Noch

kürzlich hat Pfeifer [374] die temporale Querwindung (namentlich links) als Organ der Musikbegabung angenommen, ist aber auch auf Widerstand gestoßen (ZNPt, R, 27. JPsN, 27). So naiv wie Gall sind wir also nicht mehr (vgl. auch Monakow, Die Lokalisation im Großhirn, Bergmann, Wiesbaden, 1914. S. 879 f.).

Man überlege dazu auch einmal folgendes: Kann man sich im Gehirn einen lokalisierten Begabungs-Klumpen für Schachspiel vorstellen? Es finden sich nachweislich ganz verschiedene Typen von Schachspielern; der eine gewinnt durch Phantasie, der andere durch kaltes Ausrechnen, der Dritte durch Zähigkeit, durch optisches Gedächtnis, durch Fleiß usw. Erst eine bestimmte Höhe von einer Kombination von Eigenschaften ergibt das Schachtalent, aber die Eigenschaften können teilweise durch andere ersetzt werden, oder können prozentual sich ganz verschieden mischen. Schachspiel ist außerdem eine ausgedachte, ständig verbesserte Konvention. Wenn nun neue Spiele erdacht würden, irgendein gänzlich nagelneues Brettspiel, so würde es auch in diesem bald, falls Interesse dafür geweckt, Meistertalente und „Geniale" geben. Aber glaubt man, daß der liebe Gott ihnen einen Gehirnklumpen gerade für dieses Brettspiel an dieser bestimmten Stelle mit auf den Lebensweg geschenkt hat? Bei hundert neuen Brettspielen wäre das ganze Gehirn bald ausverkauft.

Und sollte es mit „der" Musikbegabung etwa anders stehen? Musik ist Konvention, genau wie Schachspiel, genau wie Malerei. Oder wollte man einen neuen Gehirnklumpen einer Begabung für das neue Farbenklavier annehmen? — Immer wieder wird der Denkfehler begangen, höchst verwickelte Komplexe zu substantiieren: „die" Begabung für Musik, und sie dann buchstäblich nach dieser Substantiierung als Substanz im Gehirn zu suchen! —

Was ist Formtalent? Die sensorisch-intellektuell-motorische Fähigkeit, etwas Aufgefaßtes irgendwie nachzumachen. „Talent ist Fähigkeit des Wiedergebens", sagte Grillparzer lapidar. So gehört das Formtalent in den Rahmen des Intellekts, nicht aber in den der allgemeinen Intelligenz. Denn man findet Zeichen- und Maltalent bei vollständigem, angeborenem Schwachsinn, ebenso Rechentalent, Schachtalent usw. Weiterhin kann bei Geisteskrankheit die Intelligenz in schwerster Weise zerstört sein, und doch noch ein formales Zeichentalent (Porträt, einfaches Abzeichnen) dabei erhalten bleiben (Morgenthaler [626], Pfeifer [641], Prinzhorn [645]).

Wir haben demnach Formtalent mit und ohne höhere Intelligenz zu unterscheiden. Zum schöpferischen Gestalten wird es nur dann kommen, wenn „auch sonst große Geistesgaben" (Möbius) vorhanden sind. Also Formtalent allein wäre nichts spezifisch Geniales.

Nun erleben wir aber Intelligenz ohne alle besonderen Formtalente, allein für sich; und zwar bei jenen Menschen, die sich auf vielen Gebieten sofort zurechtfinden, überall Urteilskraft beweisen und „sich zu helfen wissen". Wenn eine solche Allgemein-

Intelligenz größere oder große Höhe besitzt, wollen wir sie, da bis jetzt noch kein Ausdruck dafür geprägt worden ist, „Intelligenztalent“ nennen. Es ist angeboren wie jedes andere[5].

Großes Intelligenztalent besaßen z. B. Aristoteles, Cäsar, Leibniz, Voltaire, Schopenhauer u. a. Intelligenztalent wäre demnach schon ein Komplex von Fähigkeiten als Talent; genau wie ein Komplex von technisch-virtuosem Formtalent, Phantasiebegabung und Allgemeinintelligenz, der die produktive Gestaltungskraft bei Malern, Musikern, Dichtern zusammensetzt. Auch solche produktiven Komplextalente sind noch keineswegs spezifisches „Genie“, denn sie finden sich in hundert Abarten und Abstufungen.

Schließlich wird nun noch (philologisch eigentlich zu Unrecht) der Ausdruck Talent auf die ganze Persönlichkeit übertragen: Ein Talent (meist mit dem Beigeschmack eines „Nur“-Talentes).

Welche Fähigkeiten setzen ein produktives Talent zusammen?

Form-Talent. Formtalent betätigen, heißt etwas (biopsychisch) nachmachen. Immer handelt es sich um eine möglichst adäquate Auffassung, Einprägung und motorische Wiedergabe einer Struktur. Sei es nun eine Struktur von Sinneseindrücken (Tönen, Linien, Farben, Formen, Sprachlauten), sei es eine Struktur unmittelbar erfaßter fremder Motorik (Mimik, Haltung, Sprechweise), sei es eine von Zahlen oder anderen abstrakten Größen. — Zu solchem allereinfachsten Formtalent addieren sich dann irgendwelche Einzelfaktoren der Allgemeinintelligenz hinzu, die aber bloß eine sehr niedrige Stufe beizubehalten brauchen. Berkhan [518] hat solche talentierte Schwachsinnige zusammengestellt. Einer machte ein Kriegsschiff im Modell nach, ein Mädchen konnte ausgezeichnet nach singen. Berühmt ist der „Katzenraffael“ Gottfried Mind (1768—1814); er konnte nichts anderes, als Katzen malend nachbilden, war aber sonst ein Kretin. Ein Riesengedächtnis für das Wiedergeben von Zahlen und Wörtern, auch ein Formtalent, kommt öfters bei Idioten vor. Wirklich Schwachsinnige rechnen manchmal blendend. Nach körperlicher Erkrankung (Typhus) kann die Intelligenz schwer leiden, ein Talent zum Reimen oder Rechnen aber erst zum Vorschein kommen. Ähnlich die Beobachtung von Wizel [579]: hohe Rechenfähigkeit bei stark herabgesetztem Allgemeinniveau. Baumgartens [581] Prüfung eines Schachwunderkindes ergab gleichfalls eine Kluft zwischen Spieltalent und Allgemeinhöhe der Intelligenz.

Formtalente zeigen sich oft schon in früher Kindheit, z. B. die nachahmende Musikbegabung bisweilen mit kaum einem Jahr (ZPs, 90. S. 269). Auch das berühmte Lübecker Wunderkind Heineken war wohl im wesentlichen ein frühreifes Gedächtnistalent; es hatte mit vier Jahren Universitätsbildung und starb dann.

[5] Krueger und Spearman [336] haben die „Leistungsfähigkeiten“ eines Individuums in zahlreichen Spezialtätigkeiten gemessen und mit großer Gleichmäßigkeit hohe Korrelationen dieser Fähigkeiten zueinander gefunden. Spearman nimmt daher einen „gemeinsamen Zentralfaktor“ an, der seine Wirkung auf sehr verschiedene Inhalte des Seelenlebens erstreckt.

Höheres, produktives Talent, das immer ein Komplextalent ist, läßt sich vor Ablauf der Pubertätszeit nie feststellen, manchmal erst viel später. Manches Formtalent bleibt brach liegen oder sogar ganz unentdeckt, bis irgend etwas Affektives es weckt.

Ausdrucks-Talent und Verständnis von Ausdruck. Ein Kind kann technisch virtuos Klavier spielen, aber „ohne Ausdruck". Es strömt nichts Affektives ins Spiel ein. Seelisches so in Physik übersetzen, daß es bei andern wieder das gleiche Seelische hervorruft, daß es aus dem Physikalischen verstanden wird — das heißt Ausdruck. Auch angeborene Ausdrucks-Talente hat man zu unterscheiden. Das einfachste: durch Mimik oder Körperbewegung sein Seelisches erscheinen lassen (Filmsterne); eine Art unbewußtes, unwillkürliches Übersetzungstalent. Höhere Formen treten zutage, wenn Psychisches in eine der konventionellen Symbolsprachen übersetzt wird (Musik, Malerei, Dichtung). Werke sind somit Ausdrucksbewegungen, die sich ins Material hinein verlängern. Für den Ausdruck von Affektivem oder Intellektuellem gibt es bei verschiedenen Künstlern sehr verschiedene Begabungshöhen, auch ganz verschiedene Mittel innerhalb derselben Sphäre. Michelangelo wußte sich viel besser in Bewegung und Muskelspiel der Leiber auszudrücken als in der Mimik ihrer Gesichter. Eine der höchsten Ausdrucksbegabungen war Goethe; aber auch z. B. Nietzsche ist ganz erstaunlich darin.

Ausdrucksbegabung allein kann nicht „Genie" sein (wie Klages [610] meint). Durch Eigenform die Schablone überwältigen, ein Tun bis an den Rand mit Ausdruck füllen, tun nämlich manche absonderliche Werke von Geisteskranken auch; sie quellen förmlich über von Ausdruck, aber nie würden große Menschengruppen sie als Geniewerke annehmen.

Soviel steht allerdings fest: bei sonst gleicher formaler Begabung erhält der Ausdrucksbegabte immer den Preis. Wir sehen daher, daß diese sich zahlreicher unter den späteren Genies vorfinden, denn Ausdruck ergreift, geht ans Herz. Der Ausdrucksbegabte wird eher zum Genie werden.

Mit rationalerer Entwicklung scheint die Fähigkeit zum Ausdruck überhaupt mehr verlorenzugehen. Ebenso das wichtige Verständnis von Ausdruck.

Ein Dichter, ein Künstler, ein Denker — sie müssen die Fähigkeit haben, seelischen Ausdruck unmittelbar und aufs feinste ablesen zu können. Aber wie kommen wir zu Verständnis von Ausdruck[6]?

[6] Einen sehr guten Überblick über dies schwierige Problem, auch historisch, vermittelt Binswanger [319] (S. 226—306). Vorzüglich auch Jaspers [501] (S. 163—169). Wichtig ferner und teilweise bedeutend Klages [610] und Scheler [347]. Auch Vierkandt [715] (S. 103) scheint sich dem anzuschließen. — Assoziationstheorie wie Analogieschlußtheorie haben sich überlebt, die Einfühlungstheorie nur teilweise. Tief ist die Wahrnehmungstheorie von Scheler: wir nehmen auch unser eigenes Seelenleben nicht unmittelbar psychisch wahr, sondern lesen es direkt aus den Veränderungen unseres eigenen Leibzustandes ab. Der Seelenausdruck des Fremden erzeugt

Das unmittelbare Verstehen von Ausdruck geschieht nicht durch Einfühlung, sondern durch direktes Ablesen oder Erfassen. Es hieße besser Mitfühlung.

Oft gelingt das unmittelbare Verstehen auch nicht gleich, z. B. bei Tieren, Primitiven, manchen Geisteskranken. Wir müssen uns Mühe geben, zu verstehen. Auch das ist keine Einfühlung von uns in den andern hinein, sondern umgekehrt der Versuch, den andern in uns verständlich nachzubilden. Wir suchen „ihm das nachzufühlen". Angestrengtes Verstehen sollte Nachfühlung heißen.

Wie für Ausdruck, so kennt die Natur auch für Verständnis von Ausdruck ein besonderes Talent, für Mitfühlung wie für Nachfühlung. Frauen haben dafür meist eine viel höhere Fähigkeit als Männer. Sie fühlen gleichsam körperlich-sensitiver den Zustand des andern. Unter Schauspielern und Dichtern mit feiner Mitfühlungsgabe sehen wir oft femininere Typen. Rationale Ausbildung schwächt auch diese Form von Begabung: Starrheit, feste Vorurteile, Eingelerntes fälschen das unmittelbare Bild.

Feinstes Mitfühlen und Nachfühlen kann einen Dichter turmhoch über seinesgleichen emporheben. Auch Talent zum Verständnis von Ausdruck läßt eher zum Genie werden.

Gestaltung, Ausdruck und Darstellung. Gestalten im strengen Sinne heißt lediglich: Gestalt geben, Form geben. Gestaltungsgabe hängt demnach von vornherein enger zusammen mit dem einfachen Formtalent als mit dem Ausdruckstalent. Die Fähigkeit, ein lebhaft vorschwebendes Phantasiegebilde (z. B. einen Zentauren, einen Engel) zu malen oder in Worten zu schildern, wäre Gestaltungsgabe; ebenso die Abbildung von Naturvorgängen. Nötig dazu wäre Nachahmungstalent, aber entwickelt und geschult in einer bestimmten konventionellen Symbolsprache, ferner erweitert durch alle möglichen Faktoren von Intelligenz und Bildung. Ein Kretin kann Katzen malen, aber keine Fabelwesen. Jenes Affektive, das während des Gestaltens vom Künstler für das Gestalten selbst aufgewendet wird („Glut" der Phantasie, Intensität von Gefühlen, Energie), erscheint als solches nicht im Gestalteten. Große Maler, große Epiker brauchen sehr hohe Gestaltungs-Kraft.

Abgesehen von der Form hat die Kunst aber auch Gedanken und namentlich Affektives auszudrücken. Dieses Seelische kann sie natürlich niemals unmittelbar geben, sondern sie muß es, wie die Form, ebenfalls durch Physikalisches wiedergeben: durch Mimik, Farben, Flächen, Töne, Laute. Es gilt demnach, in derselben physikalischen Symbolsprache zu gleicher Zeit Form zu ge-

---

in uns ähnliche Leibzustände, folglich können wir sie unmittelbar ablesen, genau wie eben sonst unseren eigenen Seelenzustand. Diese Theorie ist sehr bestechend und würde auch gut mit der Einheitlichkeit von Bios und Psyche übereinstimmen.

stalten und Seelisches auszudrücken; dabei gehen die Äußerungen der Gestaltungskraft und die der Ausdruckskraft eine unlösbare Verbindung ein. Sie mengen sich, wie verschiedenfarbiges Glas in noch flüssigem Zustand, um untrennbar in Form zu erstarren[7]. Bei großen Lyrikern (Goethe, C. F. Meyer) fließen Gestaltung und Ausdruck vollkommen in eins; dagegen fehlt z. B. in vielen Balladen Fontanes die innerste Einheit von Form und Ausdruckswillen. Damit solche Einheit entsteht, muß die Formsprache in einzelnen Elementen leicht ab gewandelt werden. Denn die Formelemente sind gewöhnlich so „abgeklappert", daß man entweder nur noch ganz Bestimmtes dabei fühlen kann (also zu fest geworden für den neuen seelischen Ausdruck) oder daß sie nicht mehr erregen, nicht mehr packen und zum Mitfühlen zwingen (also zu gewohnt geworden). Jeder traditionelle Kitsch hat diesen Mangel an Wirkung. Die Abwandlung darf aber nur verhältnismäßig leicht sein, weil eine völlig neue Formsprache zu Anfang überhaupt nicht verständlich wäre, Fremdsprache bliebe, die erst erlernt werden müßte (Expressionismus).

Die organische Verwachsung wird daran erkennbar, daß der gemeinte seelische Inhalt durch Umschreibungen, Übersetzungen, andere „Ausdrücke" nicht so vollkommen wiedergegeben werden kann wie durch das Original.

Die Abwandlung kann in Verschiedenem bestehen: in einer Neuanordnung der Formelemente — in der Benützung eines Formelements (Wort) in ungewohntem Sinne, an ungewohntem Platz — in leichter Abwandlung des einzelnen Formelements (extrem: Wortneubildung) — in einer derartigen symbolischen Anordnung, daß assoziativ Seelisches in größerer Breite mitschwingen muß und so das gemeinte Seelische durch dieses Seelische ausgedrückt wird. In van Goghs späten Landschaften erregen die ornamentartigen Formen Assoziationen an züngelnde Flammen, an Feuersbrunst; solche weckt Unruhe, Aufregung und drückt daher feurige, entflammte Affektivität unmittelbar aus. — So kann man auch menschliche Gestalt abwandeln, um eine seelische Eigenschaft auszudrücken: Stolz, Seelenadel durch Hochrecken usw.

Zum Gestaltungstalent gehört auch die Fähigkeit, ein Ganzes zu komponieren. Nicht immer halten sich Ausdrucksgabe und Gestaltkraft beim selben Künstler die Wage. Goethes höchste Kunst ist

[7] Daher wohl die Verwirrung der Bezeichnungen bei den Theoretikern. So meint etwa Prinzhorn [645] (S. 11), daß „alles Gestaltete Ausdrucksbewegungen des Gestalters verkörpert"; freilich spricht auch er (Anm. 7) von der Vieldeutigkeit des „Ausdrucks"begriffes. Bei Klages [610] ist Gestaltungskraft vornehmlich die Fähigkeit zu übergewöhnlicher Verstärkung des Ausdrucks und identisch mit „Begabung" überhaupt oder mit der Fähigkeit zu bedeutenden Werken. Aber — — es findet sich hohe Gestaltungskraft mit wenig seelischem Ausdruck, z. B. Andrea del Sarto. Was Klages meint, ist Gestaltungskraft zum Zweck des seelischen Ausdrucks, also lieber einfach Ausdruckskraft. Theoretisch läßt sich beides sehr wohl auseinanderhalten.

vor allem Ausdruckskunst: die Lyrik, Werther, Faust I. Faust ist ein Ausdruckswerk allerersten Ranges; aber in der Kompositionsgestaltung hat es durch ein gewisses Fehlen von Einheit, innerer Geschlossenheit und Ausgeglichenheit „so offenbare Mängel" (Müller-Freienfels), daß kein ernster Kritiker darüber hinwegsehen kann. Man tut es aber dennoch gern, weil der Ausdruck so stark ist. Das Umgekehrte, wohlgestaltete Formung ohne viel Ausdruck, verzeihen wir heute ungleich schwerer; manches antike Bildwerk hat diesen „Mangel". Wir lieben heute Michelangelo mehr als Raffael, Goethe mehr als Schiller, Rembrandt mehr als Rubens, Beethoven mehr als Mozart, wir lieben Ausdruck von Affektivität mehr als Form. Andere Zeiten, andere Ideale, andere Genies. Heute haben große Ausdruckskünstler mehr Aussicht darauf, Genie zu werden; wir wollen durch Seelisches ergriffen sein, und dies ist kaum möglich ohne neue, abgewandelte Form. Sie zu finden, heißt auch, schöpferischer sein; denn reine Gestaltung ist viel eher lehrbar, übertragbar, ist rationaler und intellektueller. Die ruhigen Formkünstler, die sich und ihr gelerntes Handwerk in der Gewalt behalten, die sich niemals vergessen, die alles vollkommen gestalten, allzu vollkommen, sie werden heute im Rennen verlieren gegen die tief erregten Gefühlsmenschen, deren inneres Wogen mit ungestümer Gewalt zum Ausdrucke drängt. Nur diese nennt man heute genial. Ihre triebhafte, unwillkürliche Ausdrucksbetätigung hat dazu beigetragen, das geniale Schaffen „unbewußt" zu nennen. Sie müssen schaffen, sie wollen es nicht zweckbewußt.

Ganz im Gegensatz zu denen, die etwas formen und zeigen wollen, um Eindruck zu erwecken, die etwas darstellen wollen. Darstellung geschieht mit Rücksicht auf bestimmte Abnehmer, auf die gewirkt werden soll. Unwillkürlicher Ausdruck ist darum auch viel echter, ehrlicher als alle bloße Darstellung. Andererseits verrät jede Darstellung doch immer etwas vom wirklichen Wesen (in Handschrift wie Geste, in Mienenspiel und Haltung, Sprechton und Betragen, in Handwerk, Schrifttum und Kunst, wie Klages [610] hervorhebt). Somit hat der Genießende den Eindruck von Zwiespältigkeit, er merkt Absicht und wird verstimmt. Künstler, die darstellen wollen, was nicht aus ihrem innersten Wesen stammt, werden daher gern als „Macher" gebrandmarkt. Auch sie stehen hinter dem echten Ausdruckskünstler zurück, wenn sie auch eine Weile die Masse zu blenden vermögen.

TALENTE ALS KOMPLEX. Erst sehr viele Einzelbegabungen zusammen ergeben ein großes Talent für irgendeine höhere Kulturleistung. Man hat nicht Talent für „die" Musik schlechthin, sondern mindestens für fünf ihrer Komponenten; nach Haecker und Ziehen [359] weist die musikalische Veranlagung fünf Teilbegabungen auf: 1. eine sensorielle Komponente (Differenzierung und Unterscheidung von Tönen); 2. eine retentive Komponente (Gedächtnis für Musikalisches); 3. eine synthetische Komponente („Gestaltswahrnehmung" von Melodie, Motiv, Thema usw. und rhythmische Gliederung); 4. eine motorische Komponente (Übertragung des Klangbildes auf Stimme oder Instrument); 5. eine ideative Komponente (Verknüpfung

von Tongebilde und einer nichtakustischen Idee). Wichtig wäre auch die begleitende Gefühlsbetonung, und ob es sich um Rezeption, Reproduktion oder Produktion handelte.

Von der produktiven Begabung zur Musik unterscheidet Révész[653] noch die „Musikalität", d. h. die Fähigkeit zum Genießen, Erleben, Verstehen von Musik sowie die musikalische Betätigung. Sie kommt in höchster Form vor ohne Fähigkeit zur Produktion, sie ist „eine angeborene und fundamentale Eigenschaft", aber „nicht eine so allgemeine, bei allen Menschen nachweisbare Eigenschaft . . ." „wie z. B. die Intelligenz oder der Sinn für den Wert der Sittlichkeit".

Beim Talent für Malerei wären zu unterscheiden: die Fähigkeiten, Linien, Tönungen, Farben, Formmodellierungen adäquat aufzufassen, zu behalten, motorisch in Darstellung umzusetzen, die Fähigkeit für Komposition (alles enorm hoch bei Andrea del Sarto), ferner Phantasie und oft eine Art dichterischer oder sonst ideologischer Begabung (Schwind, Böcklin, Klinger). Wo fängt die Dichtung an, wo hört die Malerei auf? Viele haben zwischen beidem geschwankt (Goethe, Keller, Scheffel).

Also nicht einmal für die bloße Talentanlage zur Musik oder Malerei läßt sich eine einheitliche, spezifische Begabung nachweisen. Der eine hat mehr von dieser, der andere mehr von jener Einzelanlage, genau wie beim Schachspiel. Vielleicht verhindert in Zukunft solche Überlegung, nach einem klumpenförmigen Organ für „die" Musik, „die" Mathematik im Gehirn zu suchen; auch sie sind Konventionen wie Brettspiele.

Man darf auch nicht den Fehler begehen wie Révész[652] in seiner (sonst so ausgezeichneten) Arbeit; er läßt Talent das Produktive mit enthalten. Also die Fähigkeit, Neues, Eigenartiges (inhaltlich oder formal) und gleichzeitig Wertvolles zu schaffen. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß er somit Talent bei Kindern fast gar nicht fand. Aber — Kinder hätten kein Talent? Zum Nachspielen, Abzeichnen, Rechnen, sprachlichen Ausdruck? Eben Formtalent? „Das" Produktive ist nicht immer einheitlich angeboren, sondern fließt vielfach aus Erfahrung, aus Affektivem, aus originellen Erlebnissen. Zum Produktiven gehört die ganze Persönlichkeit. Wären Formtalent und Produktives zusammen immer psychologisch das gleiche, so müßten sich ja alle Maler oder alle Musiker viel mehr gleichen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. „Maler und Komponisten bilden nicht zwei scharfumgrenzte einheitliche Typen", betont Pannenborg[639]. „Bestimmte Gruppen von Malern haben in psychologischer Hinsicht mehr gemeinschaftlich mit bestimmten Gruppen von Komponisten (und umgekehrt) als mit ihren eigenen Kunstgenossen."

Talent für Musik ist häufiger als das für Bildnerei. Ganze Volksstämme haben gerade ihre Häufigkeit von Begabungen in bestimmter Richtung: die Jonier für Plastik, Dichtung, Philosophie, die Italiener für Malerei, die Deutschen für Musik usw. Man muß sich aber sehr hüten, ein komplexes Begabungsbündel nach Berufen, nach geistigen Zwecken, nach Konventionen zu substantiieren. Die eine Begabungsfaser kann nämlich für Dichtung und Malerei zugleich tauglich sein, die andere für Musik und Dichtung. Eine einzige Begabung für „die" Dichtung anzunehmen, wäre Unsinn.

Zur Produktion in manchen Konventionen ist eine gewisse Entwicklung oder Ausbildung der ganzen Persönlichkeit unbedingt erforderlich, so in allem Dichter- und Denkertum ein Minimum an Lebenserfahrung, an affektivem, charakterlichem, intellektuellem Erwerb. Nicht notwendig sind solche Erfahrungen zur Produktion in Mathematik und Musik, die keine Wirklichkeitselemente verarbeiten, sondern autonom, apriorisch sind; daher wird auch die Begabung dafür so früh sichtbar.

Man darf niemals sagen, jemand wird mit „der" Begabung für „die" Dichtung geboren. Sondern die Erfahrung und Entwicklung gehört mit zur dichterischen Potenz; geboren wird mit dem „Dichter" sprachliche Ausdrucksfähigkeit, Talent zum Mitfühlen usw., was aber alles allein für

sich noch lange keinen Dichter, geschweige denn eine Dichtung macht. Das Begabungsbündel zur Dichtung hat also einen weit größeren Umfang als das zur Mathematik oder Musik. Nur die ziemlich einfachen Formtalente können sich daher früh zeigen, Produktivität meist erst viel später.

Aber wie komplex jede Produktivität ist, lehrt gerade wieder die Mathematik. Sie hat mindestens die Unterbegabungen für Zahlen, für Arithmetik und für Geometrie. Aber das mathematische Talent „macht noch keinen großen Mathematiker", wie Möbius [370] beweist, sondern dieser brauchte auch sonst ausgezeichnete Geistesfähigkeiten, nämlich gutes Gedächtnis, Scharfsinn, Urteilskraft, Kombinationsvermögen, ferner Tatkraft, Fleiß und endlich „Feuer". Bei großen Mathematikern „erstaunt man, wie oft . . . von Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit die Rede ist . . ." Merkwürdig ist das häufige Riesengedächtnis bei Mathematikern und die ziemlich gehäufte Verbindung mit Sprachentalent. Trotzalledem bringt es der Trieb des Menschen zum Substantiieren fertig, das „Organ" für Mathematik in die zweite und dritte Stirnwindung zu projizieren, wie es Möbius getan hat. Bei den großen Mathematikern lag offenbar gewöhnlich auch großes Intelligenztalent vor. Ganz ähnlich liegt der Fall bei dem „Rechenkünstler" und Mathematiker Rückle, den Kroh [614] untersucht hat: nicht einfach „Zahlengedächtnis", sondern eine sehr komplizierte Psychologie des Rechnens, verbunden mit hoher Allgemeinintelligenz und — Unermüdbarkeit.

Eine ganz besondere Mischung von Begabungsform erzeugt das Talent für angewandte Mathematik und Physik, für Mechanik. Watt und Edison wären gute Beispiele davon.

Nach alledem läßt sich der Satz aufstellen: die Befähigung zu einer Produktivität ist im allgemeinen um so komplexer, je später sie im Leben hervortritt. Zwar „Neues" stellen Talente auch schon in ihrer Anfangsperiode, wo sie noch rational, schulmäßig schaffen, her; aber es ist noch nichts Eigenartiges, wahrhaft Originelles.

Nach Révész [652] ist nur in der Musik das Kindesalter (bis zum 13. Jahre gerechnet) originell, aber auch nur ganz selten. Zuerst tritt bloß die technisch-virtuose Begabung auf, das Produktive frühestens im 13. bis 20. Jahre, die volle Entfaltung erst mit 20 bis 30 Jahren.

Die mathematische Begabung erscheint etwas später, entwickelt sich aber viel schneller und ist früher produktiv als jede andere Begabung. Ein originelles Lebenswerk kann schon mit 20 Jahren vollendet sein; eben weil Erfahrung und Affektives nicht unbedingt nötig sind. Die Geschichte der Menschheit zeigt ebenfalls die Mathematik sehr früh als Wissenschaft.

Das Talent für Bildnerei erscheint später. Allerfrühestens mit 13 Jahren (Dürer), und nur Van Dyck war mit 19 bis 20 Jahren schon auf seiner Höhe.

Die schöpferische Begabung für Literatur regt sich noch später. Der frühe Typus Mozart-Schubert fehlt ganz. Allerfrühestens wird einer mit 17 bis 18 Jahren originell (Rimbaud, Musset, Chatterton).

In den Wissenschaften wird selten etwas Bedeutendes vor dem 27. bis 28. Jahre geleistet.

Im allgemeinen tauchen überhaupt originelle Leistungen erst von Mitte Zwanzig an auf; die großen Werke meist erst von 30 oder später ab, vielfach erst um 40. Manche der größten Werke aller Zeiten sind erst nach dem 50. Jahre geschaffen worden. Es gehört eben nicht bloß angeborenes „Talent" zu einem Geschenk an die Menschheit, sondern auch Erfahrung, Erlebnisse, Entwicklung, Schicksal, Ausnutzung von Konstellationen und, wie wir sehen werden, noch manches andere.

Von einer spezifischen Genie-Anlage haben wir demnach bisher nichts entdecken können. Liegt sie vielleicht im hohen Intelligenz-

talent? Große, angeborene Intelligenz ist eine Talentanlage wie andere auch und ebenso komplex.

Jaspers [501] meint, „ob es eine allgemeine Intelligenz, eine allgemeine Leistungsfähigkeit, die sich in jeder Beziehung zeigen muß, gibt, ist zweifelhaft“ (S. 334). Wenn wir „jeder“ betonen, so stimmen wir bei. Sagt man aber: in den allermeisten und lebenswichtigsten Beziehungen, so bleibt Allgemeinintelligenz eine Tatsache. Schon bei Schimpansen und Hunden ist sie deutlich erkennbar. Noch mehr bei den meisten Universitätsprofessoren, hohen Beamten, Richtern, Generalstäblern. Solche Intelligenztalente sind biologische Komplexe und als solche vererbbar, wie Galton [358] nachgewiesen hat. Auch Möbius [370] kam anscheinend zu ähnlichem Ergebnis (S. 125). Er fragt, ob „Scharfsinn“ ein Einfaches wäre oder nicht. „. . . auf jeden Fall kann man im allgemeinen scharfsinnige Leute finden, die, mögen sie besondere Talente haben oder nicht, überall ihr gutes Urteil beweisen.“

Unser Begriff „Intelligenztalent“ deckt sich auch nicht etwa mit dem, was Jaspers [501] (S. 107—110) treffend als „Differenziertheit“ des Seelenlebens beschrieben hat, und das sich in der Handschrift als „Formniveau“ (Klages) ausdrückt, demnach einfach eine hohe Stufe der entwickelten Gesamtpersönlichkeit bezeichnet. — Das, was Kronfeld [335] Disposition zu Erlebnisfülle, zu Differenziertheit der Erlebnisformen, zu schöpferischer Synthese und zu „Problematisationsfähigkeit“ genannt hat, ist ebenfalls schon mehr als unser Intelligenztalent. Dieses bildet lediglich eine Art Instrument, ähnlich wie die Formtalente. Zur Differenziertheit muß noch kulturelle Ausbildung, Schulung, Verfeinerung, Verästelung der ganzen Seele hinzukommen. Wäre vielleicht Differenziertheit das spezifisch Geniale? Ein Blick auf die Geschichte lehrt: nein. Das schließt natürlich nicht aus, daß Hochdifferenzierte auch zum Genie werden können, falls sie eine starke Genußgröße für viele produzieren.

Betrachten wir noch einmal das Wesen der Intelligenz überhaupt, ohne uns in Einzelheiten einzulassen. Fischer [529], dessen Aufsatz vorzüglich orientiert, definiert Intelligenz als „die Fähigkeit, aufgabenmäßig (und richtig) zu abstrahieren und Sachverhältnisse zu erfassen (Beziehungen herzustellen) und die Fähigkeit zur selbständigen Setzung solcher Aufgaben.“ — Allgemeinverständlich gesprochen, könnte man auch sagen: „hell und findig“; dabei wäre „hell“ die Fähigkeit, etwas zu begreifen, zu übersehen (unter Erkennung des Wesentlichen), und diese erkannte Struktur richtig ins Weltbild einzuordnen, also gute Auffassung und Kritik. Und „findig“ hieße die Fähigkeit, eine Lösung „auszufinden“, durch Neu-Zusammenordnung nach Zugehörigkeit und Abhängigkeit etwas zu kombinieren.

Nun — hell und findig sind sehr viele Menschen, ohne daß sie Genie genannt würden. Und wenn Genie etwa Intelligenz in sehr hohem Grade bedeutete, so wäre sie nichts Spezifisches, sondern nur etwas graduell Verschiedenes. Daß hohe Intelligenz eher zum Genie prädestiniert als Dummheit, wenigstens im allgemeinen, braucht nicht betont zu werden; aber Beschränktheit und Irrtum oder Kritiklosigkeit finden manchmal auch etwas Wertvolles, das den Genietitel einbringt (Columbus). Die Genußgröße bleibt die Hauptsache.

Darum hat für uns auch z. B. das Problem der Korrelationen von Begabungen kein tieferes Interesse (man vergl. Möbius [370] S. 113, Miller [621]).

Daß große Vielseitigkeit von Begabung und Produktivität sich eher eine große Gemeinde erwerben kann, indem sie dem einen dies, dem andern jenes schenkt, versteht sich von selbst. Aber vielseitig hoch leistungsfähig waren doch nur sehr wenige in der Geschichte, und auch ganz Einseitige werden zum Genie. Man hat demnach kein Recht, „das" Genie „universal" zu nennen oder es zu definieren als Fähigkeit, unter Umständen auf allen Gebieten Höchstes zu leisten.

Persönlichkeiten als Talente und ihre Vererbung. Allen Forschern ist die Tatsache aufgefallen: Genie (als solches) vererbt sich nicht. Dies sollte zu denken geben und veranlaßt uns, um vollkommen klar verstanden zu werden, noch einen neuen Begriff einzuführen. Wir wollen Personen, deren Intelligenztalent und Differenziertheit sehr hoch waren (Voltaire, Goethe, Nietzsche), oder Personen, deren Begabungsbündel in bestimmter Konventionsrichtung ebenfalls sehr hoch gewesen ist (Mozart, Dürer, Raffael, Rubens, Tizian), nicht „Genie" nennen, sondern „Hochtalente". Dadurch sind abermals mit einem Schlage sehr viele Schwierigkeiten der ganzen Geniefrage aus dem Wege geräumt. „Genie" vererbt sich nicht, aber solche Hochtalente stammen teils aus nachweisbaren Erbmassen, teils können sie sich auch ganz oder teilweise wiedervererben. Zum Beweis der Vererbung seelischer Eigenschaften waren Galton [42], Candolle [45] und Ribot [44] bahnbrechend. Galton meint mit „Genius" ausdrücklich nicht Genie, sondern jede angeborene höhere geistige Anlage, also unser „Talent" als Komplex; und er beweist, daß solche komplexen Talente geerbt werden oder sich vererben. Daraus folgt der wichtige Satz, daß man jemand nicht zu einem Hochtalent etwa „erziehen" könnte.

Sehr hoch mit Talent der Vorfahren „belastet" waren Bach und Holbein d. J.; recht hoch Mozart, Tizian, Bassano. Überhaupt mit Talent belastet waren Raffael, Beethoven, Schubert, R. Wagner; zusammengesetzt belastet: Goethe, Hölderlin.

Hervorragende Menschen (aber nicht immer gerade Feldherrntalente) fanden sich auch sonst in den Familien von Pyrrhus (2), Karl d. Gr. (3—4), Karl XII., Gustav Adolph, Hannibal (je 4), Alexander, Cäsar (je 5), Scipio, Turenne, Napoleon (je 7), Napier (mehr als 7).

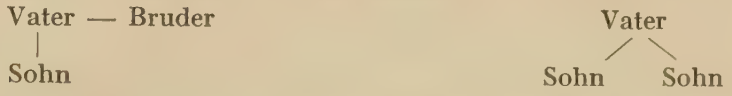
Bei „Literaten" (Romanciers, Historikern, Gelehrten, Philosophen) fand Galton mehr als die Hälfte mit Talent belastet; bei Dichtern dagegen nur eine geringe Belastung. [Weil solche Begabung eben etwas außerordentlich Komplexes vorstellt.]

Kurella [87] fand bei bildenden Künstlern (S. 111) außer der Abstammung von Bauern und Handwerkern auch eine erhebliche Menge, die wieder von Bildnern abstammte.

Mathematisches Talent ist zuweilen vererbt (Möbius [370]), musikalisches und bildnerisches sehr häufig (Feis [270], Möbius [371], [622]). Und zwar zeigt sich das Talent oft bei nahe Verwandten und sonst kaum in der Familie; also talentiert wären: Brüder, Vater und Sohn (oder Söhne), Neffe und

Onkel, Vater und Tochter, Bruder und Schwester; nur selten größere Gruppen von Verwandten (wie bei den Bachs).

So gelangen wir zu unserm Gesetz vom „Knotenpunkt der Vererbung“ (W. Lange)[8]. Ähnliche Talente treten in dem weiten Netz vieler Generationen nur an bestimmten Knotenpunkten auf: bei Eltern und Kindern oder bei Geschwistern.



Eine etwas entferntere Verwandtschaft kommt ebenfalls vor; Begabung stammt gelegentlich vom Großvater mütterlich (H. Hoffmann [360] S. 110).

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß oft gerade bei den Berühmtesten keine erbbiologische Talentnähe zu entdecken ist, so bei: Bacon, Tycho Brahe, Kopernikus, Kepler, Galen, Galvani, Giorgione, Giotto, Andrea del Sarto, Leonardo, Michelangelo. Bei Napoleon und Cromwell läßt sich keine strategische Familienbegabung nachweisen. Ebensowenig, was ihre Spezialbegabung anlangt, bei Euripides, Sophokles, Dante, Cervantes, Montaigne, Rabelais, Molière, Rousseau, Voltaire, Shakespeare und Schiller. — Hinreichende erbbiologische Überlieferung vorausgesetzt, hätten wir in solchen Fällen einen biologischen Glückstreffer anzunehmen: zahllose einzelne Begabungsfasern, die jede von irgendeinem Vorfahren stammen mögen, treffen zu einem weit übernormalen Begabungsbündel, zu einem Komplexknoten in diesem einen Menschen zusammen und bilden ein Hochtalent. Manchmal lassen sich solche Talentbündel aus den einzelnen Fasern der Familienbegabung herausanalysieren, z. B. bei Hölderlin (W. Lange [1068]), teilweise bei Goethe (Sommer [1007]) und Andern (Hoffmann [363]).

Hochtalent wäre somit eine günstige Begabungskombination, graduell oder quantitativ vom Durchschnitt verschieden, jedenfalls aber nicht Genie als etwas ganz Spezifisches.

Hochtalente haben ihre Parallele bei Tieren. Reibmayr [73] nennt die englischen Renner die „Genies“ unter den Pferden. Das ist nicht richtig; es sind Hochtalente, und zwar nur zum Schnellaufen. Wie sich beim Menschen die Höhe seiner Differenziertheit, seiner Kulturhöhe im „Formniveau“ der Handschrift ausdrückt (Goethe, Bismarck, Nietzsche), so beim Tier, das „Rasse“ hat, ebenfalls in einer Art Formniveau: im Stil der Erscheinung, der Bewegungsart, der Spezialisierung bestimmter Teile. Auch das Hochtalent der Pferde ist, wie bekannt, ausgesprochen vererbbar.

Daß man Hochtalent und „Genie“ scharf unterscheiden muß, sieht man schon daran, daß bestimmte Formen von Hochtalenten nur in bestimmten Zeitaltern verehrt werden, zu anderen Zeiten wieder andere. Die Gegenwart heute neigt dazu, die rationalen Typen

[8] Das Gesetz gilt nicht allein für geistige Talente (Galton), sondern auch für körperliche Sportbegabung, für Ruderer und Ringkämpfer (Galton). Ferner für Psychosen (Diem z. n. Jaspers [501] S. 298), insbesondere für Schizophrenie (H. Hoffmann), endlich auch für „Charakteranomalien“ [Psychopathien] (Diem). Allgemein formuliert: Abnormitäten (über oder unter der Norm der Mehrzahl) nehmen nicht fortwährend zu oder ab, sondern stehen knotenartig in einem Netz von Verwandtschaft. Der Knoten wird von nahen Verwandten gebildet; er löst sich später wieder auf, durch Mischung mit neuem Blut. Auch H. Hoffmann [362], dem unser Gesetz von mündlicher Aussprache her (Sommer 1924) bekannt war, hat auf die obigen Parallelen hingewiesen.

unter den Talenten, bei denen ein ruhiger Verstand vorwiegt und die Gestaltungskraft größer ist als die Ausdrucksfähigkeit, herabzusetzen und ihnen gerade den Genie-Titel (bei aller sonstigen Anerkennung) zu verweigern. Wie mancher Gymnasiast schimpft auf Schiller oder Lessing, wie mancher Kunstschwärmer auf Raffael; darum bleiben alle drei doch enorme Hochtalente.

Daß Hochtalent etwas Biologisches sein muß, erkennt man weiterhin daran, daß einzelne Volksstämme mehr davon aufweisen als andere; und zwar gewöhnlich nur in einer bestimmten Richtung. So hat der thüringisch-obersächsische und der bayerisch-österreichische Volksstamm fast alle ganz großen Komponisten hervorgebracht (Reibmayr [73]). Der allgemein begabteste Stamm waren bisher auf Erden die altgriechischen Jonier. Möglich, daß auch Reibmayrs [73] Hypothese recht hat, die die italienische Hochrenaissance zu erklären sucht; die Mykene-Kultur kam (nach Montelius 1905) durch Auswanderung 1200 v. Chr. nach Etrurien und mischte sich (als altgriechische, latente, potentielle Hochbegabung) mit germanischem Blut (Woltmann), und so wären Begabungen wie Michelangelo, Leonardo u. a. zu verstehen.

Unsere Überlegungen sollten zeigen, daß, wenn wir auch das soziologische Genie-Werden betonen, doch keineswegs blind sind für die Tatsache angeborener Hochbegabung. Hochtalente hätten natürlich die meiste Aussicht, Genies zu werden; aber durchaus notwendig ist Hochtalent nicht, um die Palme zu erringen. Andererseits gehen ungezählte Hochtalente zugrunde, ohne je berühmt zu werden; oder sie finden bei Lebzeiten eine gewisse Anerkennung und werden endlich bald vergessen, niemals aber als Genies verehrt und gefeiert (viele Staatsmänner, Gelehrte, rationale Kunsttalente usw.).

Produktives Denken. Läßt sich nun psychologisch irgendeine besondere Fähigkeit zum Neuschaffen aufzeigen? Ganz gewiß findet man Menschen, die in ihrem Denken produktiver sind als andere, die auch auf verschiedenen Gebieten, sofern sie nur deren Material und Technik beherrschen, Neues ausdenken. Solch produktives Denken ist notwendig vom einfachen Form- und Gestaltungstalent abzutrennen. Freilich haben lange Jahrhunderte seit Aristoteles das Wesen des Künstlers gerade in seiner Fähigkeit zur Nachahmung sehen wollen (Müller-Freienfels [634] S. 22). Andere Ästhetiker sahen in der Phantasie das Schöpferische. Man braucht Phantasie nicht gerade im metaphysischen Sinne zu meinen, als beseelende Kraft in der organischen Natur überhaupt, wie bei vielen Denkern seit Plato (Meyer [620]). Sondern als menschliche Eigenschaft wie andere auch.

Sehr hübsch hat Müller-Freienfels [634] (S. 20—22) zusammengestellt, wie ganz Verschiedenes unter „Phantasie" verstanden wird; manchmal wäre es nur ein allzu weiter Sammelname, und oft zeichneten sich gerade die größten Werke nicht durch phantasievolle Erfindung aus (die Götterstatuen der Griechen, die Madonnenbilder Raffaels oder Tizians, die größten Dramen der Weltliteratur). Viele Alltagsmenschen hätten oft mehr Phantasie. Trotzdem spielt der Begriff der Phantasie in der Geniefrage eine Rolle. Erstens verstehen wir darunter die Gabe, sich etwas besonders deutlich,

plastisch, „lebhaft" vorstellen zu können (Formen, Tonfolgen, Wortbilder). Im Optischen wären die Eidetiker das Extrem dieser Begabung (Urbantschitsch, Jaensch); sie besitzen die Fähigkeit zur Erzeugung subjektiver optischer Anschauungsbilder, d. h. Vorstellungsbilder von halluzinatorischer Deutlichkeit. Unter deutschen Dichtern waren Eidetiker: Otto Ludwig, Ludwig Tieck, E. T. A. Hoffmann, Scheffel, Goethe (Kroh [613]). Solche Eidetik kann den Werken sehr förderlich sein, aber da sie nur wenige Hochtalente besitzen, kann sie nichts Spezifisches sein. Zweitens wäre Phantasie gleich Einbildungskraft, gleich der Fähigkeit, sich etwas auszumalen, auszudenken, namentlich wenn sie noch mit starker (eidetischer) Vorstellungskraft verbunden wäre. Aber auch diese Gabe besitzen zahlreiche Alltagsmenschen, wie sich andererseits Eidetik (Kroh, ZPs, 85) vielfach bei Kindern findet. Allerdings sind manche Dichter und Künstler Tagträumer gewesen. Über das Tagträumen haben wir die wertvolle Arbeit von Varendonck [355] (psychoanalytisch: „das vorbewußte, phantasierende Denken"). Das v. ph. Denken steht dem Traumdenken nahe; es arbeitet mehr mit Bildern als mit Worten, und diese werden konkret benützt. Die visuellen Elemente sind nur die Illustrationen zum Denkprozeß. Die vbw. Gedankenketten sind die Folge kurzer halluzinatorischer Erinnerungen, die sich wie selbständige Kräfte benehmen; sie geben dem vbw. Denken das Sprunghafte. Das automatische Ablaufen der Erinnerungen unter vielfacher Richtungsänderung kann nicht unterbrochen werden. (Daher auch das Ungereimte, Unsinnige im Traum.) Das vbw. Denken ist viel affektiver, seine Aufmerksamkeit von Wünschen gelenkt. Die Affekte, in schrankenlosem Egoismus, stören das Denken. Der Augenblick herrscht. Nur immer ein Stück Gedächtnis steht im Blickfeld; kritischer Rückblick ist unmöglich. Das vbw. Denken probiert alle Möglichkeiten durch, mit Annahme und Einwendung, es läßt auftauchen, verwirft, wiederauftauchen, nimmt an. Solch vorbewußtes Denken oder Tagträumen kann nun wohl einen guten Mutterboden abgeben zu manchem Künstler-Schaffen. Es ist ein Traumdenken mit mehr Ratio, mit einem etwas stärkeren Ich (denn dies wacht ja).

Aber die schöpferische Phantasie des großen Künstlers haben wir mit solcher Fähigkeit nicht erfaßt. Dazu würde notwendig noch Allgemeinintelligenz gehören, die kritisch sichtete, aber auch Erfahrung und geschulter Kunstverstand, kurz: ein großer Komplex seelischer Fähigkeiten, der als solcher nichts Spezifisches an sich haben kann. Kombinationsgabe und Kritik: das wäre also produktives Denken; es wird zur Lösung jeder Art Aufgabe benutzt (Mathematik, Rätselraten, Technik, Kunst).

Die Kombination muß der Traumschicht, dem Tagträumen irgendwie nahe stehn, dem Archaischen oder der Sphäre; die Kritik wäre eine Gabe der Ratio, des strengen Denkens, aber einschließlich jener Erfahrung, die noch nicht rational geprägt, oder dem Material, das vom intuitiven Fühldenken unbewußt gesammelt.

Über das produktive Denken liegen uns die wertvolle Arbeit von Müller-Freienfels [627] und die ausgezeichneten experimentellen Untersuchungen von Selz [663] (auch Selz [662]) vor. Gegeben ist immer eine Aufgabe; die Lösung geschieht durch ein Mittel. Wie ergibt sich dieses? 1. Es ist bekannt und schon früher angewendet worden. Technik, Gelerntes, Routine löst die Aufgabe. Die intellektuelle Hauptleistung liegt vor der Produktion, im Erwerb der Mittel. In solcher Technik sammelt sich die Arbeit vieler Jahrhunderte, anwendbar in abgekürzten Formeln. Jeder steht auf den Schultern der Vorgänger. 2. Das Mittel muß gesucht werden. Eine Fülle wogender, sich andrängender Vorstellungen, aber nicht „freisteigend", sondern (auch Berze [519] S. 277 lehnt dies ab) be-

stimmt durch das Suchen in der Aufgabenrichtung. [Wie ein Vogel im Zimmer, der das Freie sucht, vorwiegend in der Richtung der hellen Fensterscheibe flattert und probiert, nicht aber an den dunklen Wänden.] Beim Suchen sind oft latente Vorstellungen wirksam, unbewußt. Das Lösungsmittel wird aber nicht sofort gefunden, sondern zuerst ein Zwischenglied. Wie ist dieses beschaffen?

Beim Suchen sind seelische Schichtungen gegeben: einiges liegt eher, manches später bereit; was zuerst bereit liegt, sind die allerallgemeinsten, höchst abstrakten Kennzeichen des Mittels, selbständig, ganz allein, als eine Art Schema. Es „schwebt einem vor" (wie ein gesuchter Name); denn ein allgemeiner Zusammenhang läßt sich auch ohne begriffliche Formulierung erfassen (Selz [663] S. 547). Damit sind wir am Kern des eigentlich Produktiven: ein dunkles, sehr abstraktes Vorschweben, ohne Konkretes, ohne Vorstellung, ohne Möglichkeit der begrifflichen Fassung, und doch determiniert, bestimmt, festgelegt. Dieses Zwischenglied heißt die Mittel-Abstraktion [d. h. die Abstraktion des Mittels].

Wie wird sie gefunden? Durch „Zufall" (d. h. eine streng gesetzmäßige, aber nicht beabsichtigte Konstellation von Materiellem oder Psychischem). Nicht ein absichtliches, zweckvolles „Schaffen", sondern ein Entstehen, ein Werden. Denn auch Phantasievorstellungen sind unabhängig vom Willen des Subjekts, genau wie die Bilder im Traum, trotzdem aber streng gesetzmäßig (wir sehen nur die Ursachen nicht). Also der „Zufall" hat die Mittel-Abstraktion, das Schema gebracht.

Wie finden wir die Lösung? 1. Sie ergibt sich strukturgesetzlich und notwendig von selbst, einfach aus der Richtung der Vorahnung. 2. Eine Erinnerung schlägt die Brücke: das Schema füllt sich. 3. Eine „zufällige" Beobachtung leistet denselben Dienst. [Etwas kristallisiert aus, aber der Kristall war durch die Art der chemischen Lösung bestimmt.]

So haben wir für alle technischen oder künstlerisch-phantasievollen Neu-Findungen folgendes Schema:

Aufgabe
wogende Vorstellungen
Zufall
Mittel-Abstraktion
Strukturgesetz oder Erinnerung oder Zufall
Lösung.

Auf derartige Weise fand Franklin die Theorie des Gewitters, Daguerre die Photographie, Faraday die Induktionsströme (Selz [662]).

Beim produktiven Denken erscheint an mehreren Punkten der „Zufall", d. h. es entstehen Werte, sie werden nicht willkürlich „geschaffen", nur angestrebt. Auch dies hat gewiß die Lehre vom „unbewußten" Schaffen des Genies mit verursacht. Der Zufall setzt in keiner Weise die Leistung herab, denn — hinter dem seelischen Zufall steht ja die lange Kette von Erfahrungen, Bildung, Wissen, Einzelbegabungen der Persönlichkeit, alles, was vorher gegangen, jedenfalls bei dem Zufall, der die Mittelabstraktion hervorrief, oder die Erinnerung. Oft kostet es auch sauere Arbeit, um den günstigen Zufall herbeizuführen: man probiert eben durch. Mit dem Alphabet beim Namensuchen, bisweilen auch beim Rätselraten. Erfinder und Entdecker probieren oft zahllose Möglichkeiten aus. Man denke nur an moderne Heilmittel (Salvarsan usw.). Edison hat für die Konstruktion der elektrischen Glühbirne 6000 Substanzen durchprobiert, bis er den brauchbaren Kohlefaden fand. Er hat auch den Ausspruch getan: Zu neuen Erfindungen führte nicht Inspiration, sondern — Transpiration.

Eins allerdings wird durch die psychologische Erforschung des produktiven Denkens und seiner Gesetze ein wenig herabgesetzt (scheinbar): die Bedeutung der „Inspiration". Dem Laien erscheint sie immer noch als ein Begnadungserlebnis. Aber sie ist nichts als eine innere zufallsbedingte Mittelabstraktion ohne äußeren Reiz (Selz [663] S. 575). „Sie tritt unmittelbar im Anschluß an das Wiederaufsteigen von Erlebnissen plötzlich und scheinbar völlig ursachlos ins Bewußtsein." Daher macht sie ihrem Urheber selbst „den Eindruck einer völlig unerklärlichen, ohne sein Zutun über ihn gekommenen Eingebung (Inspiration)". Kennzeichnend „das Fehlen jeder Aktivität, das die Inspiration im eigentlichen Sinne auszeichnet". Erlebnisse können lange nachwirken oder die Intention zu einer Erinnerung kann lange bestehen, bis endlich einmal günstige seelische Konstellationen entstehen, die die Mittelabstraktion oder die Lösung herbeiführen.

Der Unterschied von Tier und Mensch besteht nicht in der Einsicht. Denn auch Schimpansen (Köhler [429]) beweisen Einsicht, d. h. abstrakte Erkennung einer Sachstruktur, eine Übersicht über das Wesentliche des Sachverhalts. Ebensowenig unterscheidet den Alltagsmenschen und das „Genie" etwa die Inspirationsgabe (Selz [663] S. 678). Aber der Lösung der meisten Aufgaben fehlt die Allgemeinbedeutung. Auch Selz ist wie wir der Ansicht, daß übrigens je nach den verschiedenen Typen das produktive Schaffen in jedem Falle psychologisch verschieden ist. Es kann also nichts ganz spezifisch Geniales geben.

Der „Zufall" spielt nämlich noch eine viel größere Rolle, als man denken sollte. Er kann einen [pot.] Wert entstehen lassen nicht während der Aufgabelösung, sondern vorher und ohne jeden Zusammenhang damit. 1. Er wird sofort als Ursache oder Bedingung des p. Wertes erkannt. Die Schönheit einer Landschaftsbeleuchtung, einer Tonfolge, das Dramatische einer Gesprächsszene. Die Abstraktion eines Zusammenhangs zwischen jener Landschaftsbeleuchtung und ihrer malerischen Brauchbarkeit, ihrem pot. Wert bleibt bestehen; die Beleuchtung kann demnach später, als bekannt, hervorgeholt werden. 2. Die zufällige Konstellation wird nicht erkannt als Bedingung eines künftigen pot. Wertes. Aber trotzdem kann der Zusammenhang zwischen Zufall und Wert als eine (gar nicht anschauliche und gar nicht bewußte) Abstraktion im Gedächtnis aufbewahrt bleiben und wieder reproduziert werden; jedoch nur als Abstraktion: es schwebt dann als bekannt, als wirkungsvoll vor und wird abstrakt mit verwendet. (Ebenfalls „unbewußt".) Auf diese Weise kommt es zur Verwendung zufälliger Nebenwirkungen irgendeiner Tätigkeit (Spiel usw.). Der Zufall ist demgemäß eine Bedingung jeder geordneten Produktion, ein „regulärer Faktor im Produktionsprozeß" (Selz [663] S. 685). Selz erinnert an Wundts Begriff der Heterogenie der Zwecke. Aus ungewollten Nebenerfolgen entstehen neue Zweckvorstellungen.

Wir merken uns: „Produktivität" ist nichts, was im Augenblick etwas aus dem Nichts gleichsam „schafft" (wie Gott die Welt); sondern es ist ein psychisches Werden aus der ganzen psychologischen Konstellation des Individuums heraus, einschließ-

lich seiner ganzen (bewußten oder unbewußten) seelischen Vergangenheit.

Eine gewisse Produktivität wäre schon in dem Begriffe der Intelligenz (Fischer [529]) mit enthalten, jedenfalls aber im Wesen des Intelligenztalentes.

Produktivität im Sinne von Fähigkeit, Aufgaben zu lösen. Aber im Grunde ist nicht immer die Lösung das Wichtigste. Viel höher zu bewerten ist die Fähigkeit, Probleme zu sehen, sie richtig aufzustellen; dann findet vielleicht ein anderer (oder viele vereint oder viele nacheinander in Jahrhunderten) die Lösung. Selbständige Problemstellung aber kann hundertfach bedingt sein; man darf sie nicht einmal streng etwas „Produktives" nennen. Denn ein Problem kann affektiv, als bloße Beunruhigung, emportauchen; die einfache Beobachtung von zwiespältigen Tatsachen kann Rätsel aufgeben, die bohren und nagen. Wahrscheinlich erwachsen die meisten Probleme aus affektiver Beunruhigung. („Genie und Irrsinn"!) Eine innere Spannung treibt, bewußt oder unbewußt, heimlich zur Lösung, bis endlich die Inspiration „erlöst".

Über die Psychologie der Inspiration sind sich heute anscheinend die aufgeklärten Autoren alle einig. Ihre „konventionell gewordene Mythologie" (Müller-Freienfels [627]) kann als überwunden gelten[9].

Wir fassen uns absichtlich kurz. Keine Inspiration ohne lange Vorbereitung: lauter kleine Teilerlebnisse, eine längere technische Fachausbildung, die „Tendenz auf ein bestimmtes Werk" (M. [634] S. 139) . . . „oft als quälende Unluststimmung . . .", ein abstraktes Vorschweben, eine gewitterschwüle produktive Stimmung. Die Entladung können fördern: Schlaf, Halbschlaf, Traum, Dämmerzustand, ein äußerer Sinneseindruck, auch Gifte, alles, was entspannt, was erregt, Erotik, Musik, Kunsteindrücke, gesteigerter Blutumlauf, Fieber, manche „Spezialitäten" (durch Autosuggestion: Gerüche, Sturm, Gewitter usw.). All das liefert die notwendige Erinnerung, die zufällige innere Konstellation, die Mittelabstraktion herbeizuführen oder ihr Schema auszufüllen.

Die Inspiration selbst kennzeichnen: Plötzlichkeit, das Gefühl der Passivität, ein lustvoller Gemütszustand; manchmal auch noch das Erlebnis der Überfülle (intellektuell durch eine Flut guter Einfälle, affektiv durch eine rauschartige Steigerung des Gefühlslebens — beides als Hochgefühl genossen). Aber kein „Strömen aus dem metaphysischen Absoluten", wie Hartmann oder James meinten (Nachmansohn [635] S. 279). Das Erlebnis der Plötzlichkeit und das der Passivität haben die mystische Auffassung ermöglicht: Einhauchung, Eingebung. „Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man . . . die Vorstellung, bloß . . . Mundstück übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen" (Nietzsche). Fremdartiges, unverständliches Geschehen wird substantiiert und personifiziert (man vergl. Kant, weiter oben über das Genie). Das begleitende hohe Glücksgefühl halten wir für bedingt durch den glücklichen Einfall: Die Spannungsgefühle (oft neurotisch) sind weg, man ist „erlöst"; aber das Glücksgefühl kann anhalten und sich bis zum Rausch, bis zur Ekstase steigern; denn oft setzt fieberhaft das Weiterschaffen ein: alles

[9] Das Beste über Inspiration bei Müller-Freienfels [627], [450] (S. 68), [750] (Kap. VII), [634] (S. 132). Ihn möge man vergleichen. Recht gut auch die Arbeiten von Nachmansohn [635], Hennig [606]. Gegen Pfister [642] wäre einzuwenden, daß nicht jede Inspiration die „Manifestation eines verdrängten Komplexes" ist; da fehlt wohl künstlerische Erfahrung.

lang Aufgestaute quillt schäumend hervor, Lösung reiht sich an Lösung, ein Strom überfüllt die Seele bis zum Bersten. Und diese Gefühlsumnebelung der Ratio begünstigt, durch Entspannung und Herauffedern der Traumschicht, der Sphäre wiederum neue Einfälle, und so fort. — Solche Zustände können an pathologische Zustände, an schwere Krankheitssymptome erinnern (Hennig). Die Ähnlichkeit mit dem Wahnsinn, namentlich für naive, ältere Zeiten, ist augenscheinlich, aber auch der Eindruck der Gottbesessenheit. Richard Wagner schrieb nach Vollendung des Parsifal an Uhlig (2. 7. 1882). „Wenn ich so etwas fertig habe, so ist es mir immer, als hätte ich eine ungeheure Angst aus dem Leibe geschwitzt" (z. n. Hennig [606]).

Inspirationen kommen in Kunst, in Religion, in Wissenschaft vor; überhaupt überall, wo eine glückliche Lösung entspannt. Das Alltagsleben ist voll davon; jeder wird sich an Ähnliches, nur eben im kleinen, erinnern. Auch die Rätsel der „Illustrierten Zeitschrift" lassen Inspirationen mit Erlösungsgefühl erleben. Nur daß nicht immer gleich eine Riesengabe an die Menschheit dabei herauskommt. Weder produktives Denken noch Inspiration ist etwas spezifisch Geniales. Inspiration ist auch durchaus nicht unbedingt nötig zum Schaffen; und sie verbürgt keineswegs besondere Güte des Werks, sie kann sogar trügen: immer wieder erlebt einer sich als den echten Messias. Endlich gehört zu jedem Werk eine lange, mühsame Ausführung; mit Inspiration allein ist es nicht getan. Erfahrung, Schulung, Kenntnisse sprechen erheblich mit.

Läßt sich der Mechanismus, durch den die einen „schöpferischer" sind als die andern, psychologisch einigermaßen umreißen? Unserer Meinung nach ist es die merkwürdige Fähigkeit, Archaikum (oder Traumschicht, Sphäre) und Ratio gleichzeitig oder rasch oszillierend spielen zu lassen. Das unformulierte Denken wird in statu nascendi sogleich von der Ratio durchgesiebt, das Brauchbare gepackt und geformt. In der Ratio sind Schulung, Erfahrung, Kritik, Formtalent, Ausdrucksgabe, Gestaltungskraft gleichermaßen am Werk. Die Ähnlichkeit mit gewissen Mechanismen im Traum leuchtet ein. „. . . Ein großer Dichter, z. B. Shakespeare, ist ein Mensch, der wachend tun kann, was wir alle im Traum", sagt Schopenhauer (Neue Paralip., Reclam, S. 391) und spricht weiter mit Recht von unserm „eigenen poetischen Wirken im Traum." (!)

Und beim Schaffen genau wie im Traum haben wir zu einem großen Teil vor uns ein Werden von Werten, nicht ein aktives Aus-dem-Boden-Stampfen[10].

Ein besonders schönes Beispiel, wo man produktives Denken unmittelbar an der Arbeit beobachten kann (wenn man's nicht sonst schon kennt), wäre der Fall Pfeifers [641]; aus den Anmerkungen, die der ungenannte gesunde Künstler zu „Nocturno" (S. 122) und zu

[10] Viele Belege bei Reibmayr [73] II. S. 241—273, Lombroso [223] S. 138. Vgl. auch Hirsch [185] S. 35, der Jean Paul zitiert. Über Schaffen im Traum, das nichts Wunderbares mehr hat, siehe Radestock, P. Schlaf und Traum 1879, S. 182, 217. Über Sphäre und Ratio zu gleicher Zeit vgl. auch Hirsch [185] S. 34, Müller-Freienfels [627], Behagel [583], Berze [519] S. 345, Schilder [511], Varendonck [355].

„Orgel" (S. 125) gemacht hat, wird ganz deutlich klar: das Spielen der traumhaften Sphäre und deren Benützung durch Ratio, Kritik und Kunstverstand.

Abgesehen davon, daß solch „Schöpferisches" schon im Alltagstraum vorkommt, sehen wir es auch in allen Graden und Abstufungen, vom Dilettanten hinauf bis zum höchsten Künstler. Darum kann es nichts Spezifisches sein. Das schöpferische Talent ist biologisch keine vollkommen neuartige organische Sonderanlage (darin sind wir uns mit Müller-Freienfels [634] einig); vielmehr handelt es sich um eine graduell verschiedene Mischung, einen höchst verwickelten Anlagekomplex.

Antriebe zum Schaffen. Eine höchst wichtige Frage: Begehen die meisten Genietheorien nicht einen schweren Denkfehler? Ist „Produktion", ist „schöpferisches Schaffen" denn überhaupt eine rein intellektuelle Leistung? Ist es lediglich produktives Denken? Ein Produkt nur des „Geistes"? — Oder spricht nicht im Gegenteil ungeheuer viel Affektives mit? Darf man als Forscher die Antriebe zum Schaffen so einfach vernachlässigen? Ohne sie käme das Werk ja meist gar nicht zustande; Schaffen ist kein rein intellektueller Akt.

Manches künstlerische Erleben fällt unter den Begriff des Spiels, wie ihn etwa Groos [324], [426], [603] gefaßt hat: ein Experimentieren, Freude am Können, am Ursache-sein, auch am Schein, eine bewußte Selbsttäuschung, eine Entladung von treibenden Instinkten. Gerade die Befriedigung des Affektiven ist für den Schaffenden seine Genußgröße am eigenen Werk.

Drang nach Ausdruck, nach affektiver Selbstbefreiung, Drang, die Gestalten der Phantasie formen zu müssen, allein schon die Fähigkeit zum Formen treibt zum Werk. Bei Mozart bestand ein Zwang, fortwährend musikalisch zu denken. Auch Mitteilungstrieb, der belehren, bekehren, beweisen will, kann das Werk schaffen. Aber eher noch Stolz, Eitelkeit, Geltungsbedürfnis, Machttrieb, Geldtrieb, Ruhmsucht (eine Art religiöser Ewigkeitssuche). Nicht einmal Erkenntniswille beim Philosophen wäre rein intellektuell: Verlangen nach innerer Beruhigung führt seine Hand. Produktiv kann auch Sympathiegefühl werden, die Freude wohlzutun, einen wirklichen Fortschritt herbeizuführen; genau so ihr Gegenteil, Grausamkeit und Sadismus: „Das ganze Inferno des Dante ist recht eigentlich eine Apotheose der Grausamkeit" (Schopenhauer). Und wer zählt all die Nebenflüsse, die aus der Erotik in das Produkt miteinströmen. Sexualaffekt und Liebe bewirken eine „Auflockerung des emotiven Lebens" (Allers), sie sind ein günstiges Ferment für die Produktion. Aber ebensogut kann der Sexualwiderstand (Bleuler) schöpferisch werden.

Haben frühere Theorien das affektive Triebleben allzusehr vernachlässigt, so überschreitet die Psychoanalyse in ihrer Einseitigkeit nunmehr jede Grenze. Wäre der Nachweis irgendwelcher sexuellen Triebenergien im Schaffen eines Menschen etwa die Lösung seines ganzen Problems? Kunst wäre nichts anderes als ein Ausleben der sexuellen Libido oder ihrer verdrängten Wünsche? Alle Kultur nichts anderes als „sublimierter" Geschlechtstrieb?

Nirgends scheitert die PA so sehr wie bei der Betrachtung von Genie und Kultur (ein warnendes Beispiel Ranks [647] Werk „Der Künstler"; ungleich wertvoller Ranks [648] Inzestmotiv, obwohl Inzestmotiv allein noch keine „Psychologie des dichterischen Schaffens" abgibt). Die Psychoanalyse kann uns nur eine (manchmal sehr brauchbare) Hilfswissenschaft sein;

so ist z. B. bei Rank die steigende Verhüllung von Inzestwünschen im Ödipus, Hamlet und Don Carlos äußerst glaubwürdig gemacht. Und vielfach zwingen unbewußte Triebe zur Stoffwahl, gewiß; aber die ganze Welt besteht nicht aus Ödipuskomplexen.

Niemand leugnet auch, daß sich der Sexualtrieb verwandeln kann; es finden sich wirklich von den Tierahnen her „uralte phylogenetische Anastomosen" (Kretschmer [503]) (vgl. auch Bleuler [320] S. 238 f.). Ebenso auch sexuelle Ersatzbildungen: „bigotte Frömmelei als unmittelbare sexuelle Ersatzbildung" (Kretschmer [503]), „junge Hure, alte Betschwester".

Kein Mensch wird bezweifeln, wieviel Erotik, wieviel Sexualität in religiöses Erleben, in die meiste Kunst mit einströmt. Mit! Aber Kultur ist im wesentlichen nicht Sublimierung von Geschlechtstrieb. Dazu hat der Mensch überhaupt viel zu viel Triebe mitbekommen. Auch Bleuler [407] (S. 683), Allers [488] (S. 486 f.), Scheler [348] (S. 238) lehnen die verfehlte Einseitigkeit der PA ab. „Es ist unmöglich zu sagen: Religion ist transformierte Sexualität, Kunst ist, Wissenschaft usw. ist letzten Endes nichts wie Sexualität. Solche „Alchimie", wie sie Scheler nennt, ist — Unsinn" (Allers). Ein hartes, aber gerechtes Urteil. Und Kunst ist auch nicht bloß ein „Spielen", das „ein von Wünschen verzehrter Mensch" (Freud [434] S. 120) treibt; sondern bitterste Not und wildester Ausdrucksschrei oft genug.

Produktivität ist nichts rein Intellektuelles. Sondern die ganze Qual menschlicher Triebe, die ganze Feuersbrunst der gesamten Affektivität lodert darin. Ihre einfache Schilderung, ihr Ausdruck im Werk ist mindestens so wichtig wie etwa neue Lösungen des produktiven Denkens. Intellekt und Affektivität lassen sich weder beim Schaffen noch im Werke irgendwie streng trennen. Der ganze Mensch wirkt darin, der Mensch in seiner Gesamtheit wird produktiv. Und die Affekte des „Genies"? Sie sind im Grunde die gleichen wie die jedes anderen Menschen vom Durchschnitt, nur vielleicht intensiver.

UMWELT UND SCHAFFEN. Der ganze Mensch wird schöpferisch. Das will besagen, auch alles, was aus der Umwelt in ihn eingeströmt ist oder wogegen er sich gewehrt. Nicht als ob wir den Fehler der Milieutheoretiker mitmachen wollten, der Mensch (und das Genie) wäre nichts als ein Produkt seiner Umgebung. Sowenig wie eine Pflanze ausschließlich das Produkt ihrer Umgebung darstellt. Man setze einmal eine Eiche aus Kohlensäure und Wasser und Bodensalzen, aus Wind und Wetter zusammen; das Ureigenste fehlt: das Samenkorn. So auch der Mensch in seiner biologischen Anlage. Jeder einzelne Faktor seiner weiteren oder engeren Umwelt kann von ausschlaggebender Wichtigkeit werden für Schicksal oder Werk des späteren Genies. Solch eine Mutter, solch ein Vater oder Bruder, solche Erziehung, Vorbilder, Bücher, Lehrer, Schulen, Freunde haben auf die organische Anlage eingewirkt. Wichtig sind Klima, mehr noch die Landschaft (Hellpach [325]) der Umgebung, der soziale Stand der Eltern, ob Groß- oder Kleinstadt. Förderlich scheint ein mittlerer Wohlstand zu sein; ganz wesentlich waren zu allen Zeiten Mäzene, zum Teil für die Allergrößten (Phidias, Horaz, Raffael, Michelangelo, Leonardo, Goethe, Schiller, Beethoven, Wagner). Jede Art von Liebeserlebnis formt Erfahrung und Werk. Könnte der Faust je geschrieben sein, ohne daß Goethe die Friederike hätte sitzen lassen?

Alles aus der Umwelt, was die Inspiration irgendwie fördert, kann entscheidend werden; Meyerbeer konnte am besten bei Regen, Sturm und Gewitter komponieren (Rittershaus [510] S. 219). Man unterschätze auch

nicht, was gerade Aufträge, was äußerer Zwang aus einem Produktiven herausholen können; ohne die eiserne Energie von Julius II. hätten wir heute vielleicht die Gemälde der Sixtinischen Kapelle nicht. Michelangelo mußte erst gezwungen werden zur Ausdauer; als aber das Radwerk erst einmal in Gang kam, da arbeitete es auch gleich mit übermenschlicher Kraft.

Die Rolle des Auftrags kann eine besondere Augenblickskonstellation übernehmen; im allgemeinen Stimmungsrausch der Revolution fand, auf eine fremde Aufforderung hin, der 32jährige Pionierhauptmann Rouget de l'Isle zur Marseillaise Melodie und Text. — Und wie seltsam ein Augenblickszufall „anregen" kann, beweist das Schicksal von Eyth. Durch Verwechslung gibt ihm eine Kellnerin statt Ale, das er bestellt hatte, aber nicht kannte, eine Flasche Sherry. Nun beginnt er zu dichten im Rausch und unternimmt am nächsten Tage unter erleichtertem Entschluß eine „Studienreise" nach England. Sie währte allerdings 23 Jahre und beeinflußte sein ganzes späteres Leben und damit sein Werk (Hennig [606] S. 119).

Welches Milieu gerade für Gelehrte am günstigsten gewesen, hat Candolle [357] untersucht[11].

Bringt man sein großes Werk auf eine kurze Formel, so lautet sie: für Gelehrte günstig sind, neben vererbter guter Anlage, vor allem Freiheit und Unabhängigkeit (finanziell, geistig-religiös, beruflich, politisch), Schulung, Klima und Widerhall, ferner die Rasse. — Für Künstler und Männer der Tat wäre die vererbte Anlage, für Gelehrte aber das Milieu wichtiger. Schädlich wären „übermäßige Phantasie", Laster und Fehler.

Von ganz entscheidender Bedeutung ist der Geist der Gruppe, in der einer lebt, im weitesten Sinne der Zeitgeist. (Vgl. Vierkandt [715] S. 342.) Wie während des Lebens und Schaffens, bei Schauspielern während des Spiels, eine Wechselwirkung stattfindet zwischen Schöpfer und Masse, hinüber, herüber, hat uns Rossi [706] gezeigt (übrigens mit scharfem Blick für das Disharmonische vieler Führer). Niemand kann sich dem Geist seiner Gruppe entziehen; ob mit dem Strom, ob gegen den Strom, immer bleibt er in Abhängigkeit von ihm. Stand, Kaste, Stamm, Volk, Zeitgeist sind viel zu stark, die herrschende Ideenwelt ist zu zwingend. Wie weit und tief innerhalb einer Zeit, einer Kultur gegenseitige Abhängigkeit und Bedingtheit besteht, hat Spengler [758] gelehrt. Antike und Gotik zeigen nicht bloß in der Baukunst ihren Stil, sondern in allen Künsten und Wissenschaften, bis in die Mathematik hinein. Müller-Freienfels [631] weist auf die Einheitlichkeit der griechischen Architektur hin, ihr Zugleich mit der Homophonie der Musik, der Geschlossenheit des Dramas. Die Gotik dagegen hat polyphone Architektur, hat die Kontrapunktik und die polyphone Mysterienbühne. Schlüters Bauten laufen parallel mit Händels Musik, und Schwind, Schumann, Eichendorff sind auch stilistisch gleichzeitig.

Wer den Zeitgeist und seine Stimmung aussprechen kann, wie

[11] Ostwald nennt Candolle den Begründer der „Geniologie", d. h. der Wissenschaft vom Genie. Candolle war ein Kampfgenosse Galtons und seines „nature and nurture", „was man ist und ißt". Übrigens besaß Candolle einen sehr feinen Blick für soziologische Wirkung, z. B. S. 77, 79 der Übersetzung.

Goethe im Werther, den hebt das Zeitalter auf den Schild. In solchen Werken kristallisiert oft der Zeitgeist, der unbewußt und dunkel noch in Lösung schwamm, urplötzlich aus zur festen Prägung und Form. Empfindsame Naturen vermögen, einer empfindlichen Lichtplatte gleich, den Zeitgeist ihrer Umgebung besonders fein aufzufangen; oder sie werden von ihm wie Wachs modelliert. „Der Mensch besitzt im Unbewußten eine feine Witterung für den Geist seiner Zeit" (Jung [388] S. 31). Verdi war so volkstümlich, weil er ganz eng mit dem Zeitgeist, der „Volksseele" verbunden (Rossi [706] S. 77). Durch hundert Poren saugt der empfindliche Mensch das Zeitmilieu auf; aber er lebt es auch rascher in sich zu Ende, er „eilt seiner Zeit voraus". Er formt nicht bloß all die unausgesprochenen, kaum bewußt gewordenen Sehnsüchte der Zeit, sondern diese auch i h n im Innersten, er schreit ihr Erleben, ausdrucksgestaltend, h i n a u s, er leiht einer stummen Umwelt die Sprache, einer dumpfen Masse die Bewußtheit und Selbsterkenntnis, das Selbst g e f ü h l. Und sie jubelt Hosianna.

Ganz anders als die bildsamen Naturen, die ihre Zeit aufsaugen wie Schwämme und auch wieder „ausdrücken", geben sich die Trotznaturen. Hart, unbeugsam, ablehnend, voll Widerspruchsgeist, voll Kampflust — aus solchem Holze wachsen Fanatiker und Reformer. G e l i n g t es, ihr Werk (das e b e n f a l l s der Zeitgeist mitgeformt, nur entgegengesetzt) endgültig durchzubringen, so stehen sie noch größer da als die Weichen, man benennt sie als Helden. Aber den meisten mißlingt es; sie bleiben unerkannt am Wege liegen — „mißachtet, bespöttelt, bald vergessen" (Rank [648] S. 123).

Der Zeitgeist vermag auch aus denen zu sprechen, die eigentlich gerade w i d e r den Stachel löken möchten oder sonst einem ganz f r e m d e n Ideale nachstreben. Die italienische Renaissance ging um 1420 aus von einem kleinen Kreise erlesener Humanisten und war als etwas rein Florentinisches auch in Florenz nur das Ideal e i n e r Gesellschaftsschicht. Sie w o l l t e die Antike. Aber sie erreichte sie n i e, drückte sie niemals aus, sondern blieb teils byzantinisch-arabisch (magisch), teils war sie schon versteckt faustische Gotik, die sie im Grunde bekämpfte. Nur für Augenblicke erreichte sie einen „Traum von antikem Dasein" (Spengler [758] I, S. 302 f).

So bildet sich fast immer, positiv oder negativ, der Zeitgeist unbewußt im Schaffenden ab; erst die Ferne erkennt ihn ganz deutlich darin. Es finden sich nur wenige Naturen, die zu k e i n e m Zeitgeist recht passen, der immer auch den Geist einer Gruppe vorstellt. Sie passen zu k e i n e r Gruppe, zu keiner M a s s e. Erst wenn sie, die abseits, weder für noch gegen, wachsen, irgendeiner Autorität in ihrer Besonderheit auffallen, kann ihnen Ruhm erblühen; aber recht populär werden sie niemals (Büchner, Otto Ludwig, Grabbe, Hölderlin. Kleist, teilweise Hebbel).

Daraus folgt, daß es nicht gleichgültig ist, in welche Z e i t eine bestimmte Anlage hineingeboren wird. Genau dieselbe biopsychologische Begabung kann in der e i n e n Zeit sich voll entfalten und ihrer Um-

welt ein Werk schenken, kann in ungünstiger Zeit verkümmern oder kämpfend zugrunde gehen. So hebt ein Milieu ganz bestimmte Begabungen heraus, ein anderes wieder andere. Die eine Zeit liebt Lyrik: der empfindsame Gefühlsmensch steigt im Preis auf dem Markte. Eine andere Zeitwende schwärmt für Technik und Sport: der findige Ingenieur oder auch der Preisboxer werden zu den Heroen des Tages; der Lyriker steht belächelt, verachtet am Wegrand. Wilde, unruhige Zeiten begünstigen den Feldherrn, den glänzenden Redner, den politisch Begabten. Äußerlich trostlose oder zerrissene Zeiten haben manchmal die Kunst- oder Wissenschaft-Begabten emporgehoben: als Ersatz, als Trost, als Religion für irdisches Elend (Athen, Florenz, das Deutschland Goethes).

Genie ist eine Relation, ist das Verhältnis eines Mannes zum Zeitgeist, zur Umwelt, seine Formung und Färbung durch die Umgebung — alles geht mit ein in seine Produktion, in den späteren Komplex, der Genie heißt.

Persönlichkeit und Werk. Von grundlegender Wichtigkeit ist das Problem: welche Züge, welche Seiten des Schaffenden gehen in das Werk ein? Und welche davon sind erkennbar? Welche bleiben versteckt? Kann man nur aus dem Werk allein auch seinen Schöpfer rekonstruieren, ohne sonst etwas von ihm zu wissen? Schließlich: für wen können Züge versteckt bleiben, wem können sie sich offenbaren? Der Masse? Dem Fachmann?

Eine Lilie treibt nur Lilien als Blüten, ein Schwein bringt nur Ferkel zur Welt. Persönlichkeit und Werk sind wie Mutter und Kind; aber das Kind braucht die Züge der Mutter nicht aufzuzeigen, wenn auch, verborgen, ihr Blut in ihm strömt. Auch die Züge des Erzeugers kann das Kind sichtbar tragen; das erregende, besondere Erlebnis, die Einwirkung der Umwelt, der Auftrag, der Stoff der Aufgabe kann das Gesicht des Werkes formen. In jedem Fall wird sich die Mischung aus Vater und Mutter verschieden ausprägen. Aus dem ganzen Lebenswerk wird man aber den Mutterboden des Schaffenden deutlicher erkennen als am Antlitz eines einzelnen Kindes. Jeder Zusammenhang muß besonders untersucht werden.

Ist die Persönlichkeit aus der Überlieferung gut bekannt, so läßt mancher Zusammenhang keinen Zweifel. Niemand wird den Pessimismus Schopenhauers als etwas rein theoretisch, rein intellektuell „Geschaffenes" ansehen, der von dem chronisch-depressiven, mißtrauisch-ängstlichen und noch dazu sexualgepeitschten Charakter des Philosophen gehört hat. Bychowski [494] (S. 148) hat die Wurzeln seines Systems ausgegraben: los vom Drange des Wollens (wie Nietzsche richtig vermutete, des sexuellen Wollens), los von der Realität, denn alles bringt Leiden. Hat Schopenhauer das bewußt geschaffen? Oder ist es aus seinem ganzen Wesen gewachsen?

Ähnlich geht bei Kierkegaard sehr viel von seinem eigenen Angstgefühl, seinen Angstanfällen ins Werk ein: „Der Begriff Angst." — Und von Weininger betont Birnbaum: „. . . das weltanschauliche Werk eines Weininger, der die eigene asexuelle seelische Artung zur Grundlage

einer Philosophie radikalster Sexualablehnung macht." — Von Blake, Rossetti, van Gogh, Millet, Wiertz hebt Pannenberg [639] (S. 171) hervor, daß „. . . klar der enge Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit des Künstlers und seinen Werken an den Tag kommt".

In ausgezeichneter Weise ist es Müller-Freienfels [628] (S. 221) gelungen, an einigen Genies den Zusammenhang von Weltanschauung und psychologischer Artung des Schöpfers nachzuweisen. (Die zugrundeliegende Weltanschauung ist ja ein Teil jedes Werkes.) Wir folgen seiner Analyse, unter eigener Umformung und Ergänzung durch biologische Psychologie.

Zuerst Kant. Hinter der Objektivität, der Unpersönlichkeit und Kühle des Werkes steht eine geringe Emotionalität oder Affektivität; die Triebe dürftig, die Erotik sehr gering, die Kampflust klein. Glutvolles religiöses oder ästhetisches Erleben kennt er gar nicht. Die Ratio ist stark entwickelt: der Geist abstrakt, wenig Anschaulichkeit, kein visueller Typus, das Denken typisierend-begrifflich [schizothym]. Daraus sein Intellektualismus und Rationalismus. Kant war von Hause aus depressiv und ängstlich; sein Hang zur Schwermut ging bis zum Lebensüberdruß. (Die spätere Heiterkeit war wohl vorwiegend Kompensation und außerdem sehr labil.) Diese Ängstlichkeit und Schüchternheit oder, wie Müller-Freienfels sich ausdrückt, das Kleinbürgerliche mit dem Hang zur Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe — kurz die ängstliche Anpassung an die Umwelt stecken hinter dem kategorischen Imperativ.

Auch Dürer war in der Grundstimmung depressiv, ernst, gedrückt. Daraus die Wahl tiefernster Stoffe: Apokalypse, Passion. Daneben herrscht eine gewisse Kühle des ganzen Gefühlslebens; die Mitmenschen waren ihm weder zu Haß noch zu Liebe, sie ließen ihn gleichgültig. Große Sachlichkeit und Objekttreue der Darstellung entspringen daraus. Dürer besaß geringe Erotik; seine Idealköpfe sind fast alle nur männlich. Als Maler ein vollkommen konkreter Typ, war er zugleich „speziell-denkerisch" und pluralistisch [zyklothym]: er beachtete alle Einzelheiten, die seine Werke so mannigfaltig und kraus erscheinen lassen. D. h. dies war die ursprüngliche Begabung; er mühte sich aber (fremde Ideale?) jahrelang zum Abstrakten und Typischen hin [ähnlich Hans Thoma]. Endlich verfügte Dürer über einen Hang zu Neuem, Absonderlichem (rein sachlich) — eine Eigenschaft, die man isoliert beobachten kann [auch bei Berlioz, bei E. T. A. Hoffmann]. Gern stellt er Sonderbares, Phantastisches dar. Sein Wesen war visuell-motorisch, der Stil mehr linear-plastisch als farbig (das Motorische gehört zur skulpturellen Begabung).

Kein schärferer Gegensatz zu beiden als Richard Wagner. Sein Trieb- und Affektleben quoll leidenschaftlich, unbändig über, in äußerster Spannung. Daher die Musik sein Erregungsmittel, sein Lebenselement. Neben dem Akustischen auch ein motorischer Typ: er wollte Bewegung, war Schauspieler. Musik und Bühne vereint. Das außergewöhnlich Sinnlich-Sensorische seiner Natur (für Geruch, Farben, Töne) tritt in der Pflege der Klangfarbe, dem Sich-Berauschen am Wortklang, überhaupt in der Losung zutage: Musik, Musik ins Drama! Seine eigene starke Erotik spiegelt sich in der rauschhaft gesteigerten Erotik der Dramen (Tristan). Zudem wollte er sich durch die geliebte Person wie im Spiegel vergrößert sehen. Das maßlose Geltungsbedürfnis, der blinde Drang, alle Blicke müssen auf ihn gerichtet sein, diese extrem gesteigerte Ichsucht und Gefallsucht treten im Leben wie im Werke hervor. Luxus, auffallende Kleidung, Salonwagen, Hofstaat um sich, Villen und Paläste, rücksichtsloses Schuldenmachen, Titel „Meister", eigenes Festspielhaus als Wallfahrtsort und Heiligtum. Im Werk alles riesenhaft, überlebensgroß, aufgebläht: die Stoffe, die Gestalten, das Orchester, die Länge der Dramen. Wagner war aber zugleich ein leidender Mensch; los von der leidvollen Wirklichkeit, los von mir selbst, stöhnt und schreit es aus seinem Werk. Rausch, Rausch und Gefühlsüberschwang! Die eigene Affektsteigerung wird als Narkotikum genossen: alles muß bacchantisch, dionysisch

in immer neuen Ekstasen sich bis zur Selbstbetäubung steigern, und auch die Zuhörer müssen mit in diesen Gefühlswirbel hinein, bis sie berauscht anbetend vor ihm niedersinken. [Einer unserer Patienten, der auch sonst Morphinist war, hörte Teile des Tristan nur kniend im Parkett mit an.] Wehe dem, der wider Wagner war; Haß traf ihn und Zorn. Wagner blieb immer rücksichtsloser Egoist, die Sympathiegefühle waren bei ihm nur gering entwickelt. Seine Antipoden werden in Beckmesser sehr aggressiv verhöhnt. „Mitleid" und „Entsagung" waren ihm nur Maske, nur Darstellung und Schauspielerei, nur Mittel zu dem Zweck, daß seine Kunst zum „Lebensheiland" (Müller-Freienfels) der Menschheit würde. Seine lebhafte motorische Unruhe, seine rastlose Beweglichkeit, sein „dynamisches Temperament" drücken sich aus auch in dem Gefühl für Rhythmus, in der Vorliebe für Märsche. Daß seine Dramen den, der Logik, Konsequenz und Klarheit verlangt, sehr arg enttäuschen (z. B. Nietzsche), liegt einfach daran, daß seine Fähigkeit zum Abstrakten, zu klarer Begriffsbildung überhaupt nur gering war. Alles in allem: geringer entwickelte Ratio, sehr starkes Archaicum.

Auch die psychologische Struktur Goethes spiegelt sich im Werk. Der äußerst labile Gefühlsmensch mit seinem extremen Affektleben erscheint in den „vulkanischen Gefühlsausbrüchen" der frühen Lyrik, des Goetz, Werther und Faust I. Die „vollendete Harmonie" war schließlich Kompensation, das Ergebnis strengster Selbsterziehung und zugleich Schutzmaske: Antonio, Wilhelm Meister, Faust II. Das eigene innere Wogen sollte gebändigt werden in Form, in Stil, in „Antike": Iphigenie, Helena, Hermann und Dorothea. Überall Kompensation zur inneren und äußeren Ruhe. — Goethes starke Erotik nimmt einen breiten Raum im Werk ein und erfährt eine ungewöhnlich tiefe, innerliche Darstellung; selten hat einer das Weibliche so erfaßt, er war Spezialist darin. Goethes Gesamtstimmung schwankt in leichten Phasen; bald idealisiert er die Welt, sieht alles in Glanz getaucht und wird produktiv. Dann wieder überwiegt das Traurige: Werther, Egmont im Kerker, die Selbstvorwürfe des Faust. In leichteren Depressionen versiegt auch die Produktion auf Jahre. Goethe war im letzten Grunde eine empfindliche, etwas ängstliche Natur; in schwierigen Lagen kann er die Haltung verlieren (als die Franzosen in Weimar — oder vor dem Sterben). Goethe war stark sozial, weich (daher die Panzerschutzmaske), nicht aggressiv, durchaus unkriegerisch, er mied alles, was nach Krankheit und Elend aussah. Eine gewisse Schwäche als Dramatiker, das Fehlen der eisernen Konsequenz erscheint drum nicht sehr verwunderlich. Aber die Stärke seines konkreten Wahrnehmungsvermögens (fast Eidetiker), seiner anschauungskräftigen Phantasie verleiht den Werken die Farbenpracht. Durch und durch optischer Typus: Zeichnen, Farbenlehre, Morphologie, Mineralogie, Geologie, Anatomie, Botanik; dazu noch vielseherisch und mit Sinn für Einzelheiten. Streng begriffliches Denken war nicht seine Sache; er brauchte Anstrengung, Schulung, Kompensation, Erziehung, um einheitlich zu sehen (Iphigenie, „Idee"). Goethes große innere Unruhe und lebhafte Beweglichkeit drücken sich auch in der hohen Lebendigkeit seiner Werke aus. Das Streben nach Ausgleich, nach Ausbildung auch der geringeren Begabung ergibt endlich die Allseitigkeit, die „Harmonie". Ein eigenes Kapitel bildet an Goethe schließlich sein Sinn für eine „dritte Welt" (M. Fr.); er hatte selber Derartiges vielfach erlebt: das „Dämonische" und Ähnliches. Ahnungen, Träume, Weissagungen spielen eine bedeutende Rolle und leihen dem Werk einen geheimnisvollen Schimmer von Tiefe. Kurz: eine starke archaische Schicht.

Überlegen wir einmal, was überhaupt vom Wesen des Schöpfers ins Werk übergehen kann oder was, vermittels des Schaffensprozesses, ursächlich hinter dem Werk steht.

Der einfachste Fall: das Körperliche erscheint im Selbstporträt (Rembrandt). Oder: die Beschreibung des eigenen Körperporträts (Lermontow, Ein Held unserer Zeit). Oder die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen erscheinen im Werk: in der Handschrift des Meißelhiebes (Michelangelo) oder des Pinselstriches (rundbogig bei Raffael, spiralig bei Michelangelo, flott und breit bei Rubens und Franz Hals, tiftelnd bei Meissonier). Von Seelischem gehen zahlreiche formale Beschaffenheiten des Intellekts in das Werk mit ein: ein vorwiegend visuell gerichteter Apparat bei Dichtern und Bildnern (manche Eidetiker), ein vorwiegend akustischer bei Musikern und manchen Dichtern; dazu noch ein motorisch eingestellter Apparat bei Bildhauern, Schauspielern, Dramatikern. Die einzelnen Formtalente und Gestaltungsgaben oder die geschulte Ausdrucksfähigkeit, die Art zu denken, der „Denkdialekt" (Feldkeller), die Gabe, bunte Bilderreihen steigen zu lassen, die Phantasie — alles geht ins Werk mit ein. Großer intellektueller Besitzstand (Aristoteles, Voltaire, Goethe, Schopenhauer), Urteilskraft, kulturelle Bildung und Lebenserfahrung helfen, das Werk mit zu formen.

Auch die Grundstimmungen des Schöpfers geben den Ton an: euphorisch-ruhig bei Spitzweg, überquellend bei Rubens, elegisch-depressiv bei Lenau, Leopardi, Schopenhauer, wild depressiv bei Kleist, Michelangelo, Beethoven, ängstlich bei Manzoni, dem Gestalter der Furcht, elegisch oder pathetisch bei Hölderlin. Jede Art Temperament färbt das Werk, die Grundtriebe werden sichtbar: Machtgier bei Napoleon, Geltungsbedürfnis bei Wagner, Ausdrucksverlangen bei Goethe, Darstellungswille für ein Publikum bei Schiller. Willensstärke und Zähigkeit spricht aus dem Werk der Fanatiker oder Reformatoren. Auch die Proportion seelischer Faktoren zueinander wird erkennbar: mehr Ratio bei Voltaire oder Schiller, mehr Traumschicht bei Wagner oder E. T. A. Hoffmann.

Alles, was je seelischer Inhalt gewesen, kann im Werk wieder zutage treten, kann dem Genießenden Freude bereiten: Wissen, Erlebnisse, Schicksale, Zeitgeist, Rasse, Nation, Weltanschauung und Wunschträume, Ideale und Drang nach Selbstdarstellung. Das ganze geistige Selbstporträt kann im besten Falle plastisch vor uns erstehen (Rousseau, Strindberg).

Manches schleicht sich unerkannt, heimlich ins Werk ein. Gesundheit und Kraft, dargestellt für andere, können ihre verborgene Wurzel haben in dem Gefühl der eigenen Schwäche, in der Sehnsucht nach Kühnheit und Unbedenklichkeit (Nietzsche selbst). Schmerzliche Traurigkeit der Grundstimmung kann durch Kompensationswillen gerade als Heiterkeit und Humor erscheinen. Oft hat man bei Beethoven diesen Eindruck. „Selbst wo Beethoven jubelt und jauchzt, bleibt der Unterton des Schmerzes" (Müller-Freienfels [628] S. 112). Auch bei Wilhelm Busch ist er nicht zu verkennen, überhaupt nicht bei vielen Humoristen unter Schauspielern und Dichtern.

Unzufriedenheit mit sich selbst und dem eigenen Stil kann ein fremdes Stilideal auf den Altar heben; Goethe suchte im antiken Stil Ruhe vor der eigenen Gefühlswildheit. Nur Mangel an Menschenkenntnis schließt dann vom Werk (Iphigenie) zurück auf die „vollendete Harmonie des Schöpfers".

Gewinnsucht und Eitelkeit sind als Motor in Tätigkeit, wenn sie die Ideale der Abnehmer heuchlerisch und gleißnerisch darstellen.

Jedes Werk hat seinen Stil. Dieser kann gegeben sein 1. durch den Stil des Gegenstandes, des Stoffes, der Aufgabe (oft verschieden vom Stil des Schöpfers); 2. durch die Darstellung eigener Ideale (aus Kompensation); 3. durch die Darstellung fremder Ideale (aus Selbstsucht); 4. unbewußt durch die ganze persönliche Eigenart des Schaffenden — eben durch seinen Stil. „Le style c'est l'homme", sagte Buffon und wußte am Ende kaum, wie Gutes er damit ausdrückte. Stil ist die Projektion der Gesamtpersönlichkeit eines Menschen nach außen. Also auch eines Genies. Dabei können Einzelkomponenten derart überwiegen, daß sie dem ganzen Stil das Gepräge verleihen (vgl. z. B. die Typen bei Müller-Freienfels [628]).

Der Stil kann sein: plastisch oder verschwommen, phantastisch oder nüchtern, rational oder affektiv, schlüpfrig oder erhaben, hochtrabend oder süßlich. — Die Eigenart aber des Gesamtstils läßt sich in keiner Weise beschreiben, mit keinen Begriffen oder Worten klarmachen; sie ist gänzlich irrational-individuell und läßt sich eben nur aufzeigen. Beim Genie wie bei jedem Alltäglichen in seiner besonderen Eigentümlichkeit.

Nun kann sich der Stil aber wandeln (Hölderlin, van Gogh, Josephson, Maupassant, Nietzsche). Was besagt das? Es beweist: die ganze Persönlichkeit hat sich gewandelt. Vielleicht hat sie andere Ideale bekommen, vielleicht hat sie sich „entwickelt", vielleicht auch von Grund auf biologisch verändert. Der Fluß des Werdens hat ein anderes Genie aus ihnen entstehen lassen; mit anderen Beurteilern, mit einer ganz anderen Gemeinde. Wo ist ihr spezifisch Geniales geblieben . . .? Oder war etwas Derartiges nie vorhanden —?

Wir gehen zu der wichtigen Untersuchung über, welche seelischen Züge des Schaffenden in den einzelnen Fächern von Produktion im Werk erkennbar sind oder Ursache fürs Werk geworden[12].

Entdecker und Erfinder haben etwas Verwandtes. Der Entdecker beobachtet (oft unabsichtlich, „zufällig") eine Konstellation, die pot. Wert für viele haben könnte; er stellt dies fest und verbreitet die Kunde. Im Werk selber steckt nichts Persönliches von ihm. Von Röntgen ist nichts in den Röntgenstrahlen zu finden. Aber — die Möglichkeit der Beobachtung günstiger Konstellationen kann planmäßig herbeigeführt werden. Demnach kann ursächlich hinter dem Werk (soll man sagen: im Schaffensprozeß?) sich verstecken: Ausdauer, Zähigkeit, Mut, Kühnheit, Kenntnisse, Intelligenz und Findigkeit, technisches Geschick, Idealismus und Sympathiegefühl für die Mitmenschen. Im allgemeinen wird das Intelligenztalent beim Erfinder größer sein müssen als beim Entdecker. Beide werden von der Menschheit gern vergessen. Warum? Ihr Werk geht ganz im Sachlichen, Überindividuellen, Objektiven auf; nichts, aber auch gar nichts erinnert im Werk an die persönlichen Züge des Schöpfers. Wohlverstanden im Werk. Entsteht aber neben dem sachlichen Werk noch eine neue Genußgröße für die Menschheit, nämlich eine interessante Biographie, so kann diese das Gedächtnis des Urhebers erhalten. Werk, Persönlichkeit und Schicksal verschmelzen dann zu einem Akkord.

Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Feldherrn und Eroberer. Das „Werk", nämlich der Sieg, der für eine größere Gruppe den erlebten Wert darstellt, ist sehr bald und namentlich für andere Gruppen gar kein pot. Wert mehr, sie können ihn gar nicht mehr als solchen genießen. Im Werk erscheint höchstens noch, und auch nur für Fachkenner, die strategische Erfindungsgabe (wie in einer aufgezeichneten Schachpartie). Dafür aber hat „die Menschheit" nur wenig Interesse; sie vergißt daher schnell. — Ursächlich hinter dem Werk aber konnten stehen: Kaltblütigkeit und Umsicht, Schlagfertigkeit, Schlauheit, Mut, Ausdauer, Rücksichtslosigkeit, menschliche Härte und Eiseskälte, Selbstsucht, Gewinnsucht, Haß, Rachegelüste, Eitelkeit, Ruhmgier, natürlich oft auch Vaterlandsliebe und Idealismus. Ursächlich nicht zu vergessen aber auch die zahlreichen Mithelfer, der Geist der Truppe, das Wetter. Erst wenn die Persönlichkeit des Feldherrn oder seine Lebenslinie Gelegenheit schafft zu einer interessanten, womöglich staunenswerten Biographie, erst dann

[12] Vgl. teilweise die hübsche Arbeit von Platzhoff-Lejeune [643], die allerdings nicht immer tief genug dringt.

strengt die Menschheit ihr Gedächtnis an (Alexander, Cäsar, Napoleon). Das „Werk" eines Genies ist gar nicht immer das Werk selber, essentiell, sondern oft der Glanz der Person und ihres Schicksals.

Das gleiche gilt vom großen Staatsmann. Von ihm selbst stammend kann vom Kenner noch spät im Werk erkannt werden: das Organisationstalent, die diplomatische Schlauheit und Findigkeit, die Fähigkeit, mit Menschenmassen umzugehen, sie zu lenken. Aber unmittelbar erscheinen die Persönlichkeitszüge nicht im Werk oder höchstens für kürzere Zeit Erst das biographische Idealbild haftet im Gedächtnis der Menschen: dies ist im Grunde die Genußgröße und das „Werk".

Je sachlicher ein Gelehrter, ein Forscher arbeitet, je objektiver er darstellt, desto mehr verschwindet seine Persönlichkeit aus dem Werk. Nur wenn dieses die Menschheit affektiv aufpeitscht, behält sie den Namen (Kopernikus, Darwin). Oder wenn eine interessante Biographie ihr Gedächtnis stützt (Galilei, Giordano Bruno). So ist es gar nicht immer die geistige Leistung an sich, die zum Genie werden läßt.

Vom Gelehrten zum Philosophen lassen sich alle Übergänge beobachten. Je mehr sich das Arbeitsgebiet vom streng Objektiven entfernt, je mehr Theorie und „Ansicht", je katathymer und affektiver ein Werk oder je mehr es zu affektiver Auffassung Anlaß gibt, desto mehr nähert sich der Gelehrte dem Philosophen, desto eher fragt die Menschheit: welche Persönlichkeit hat das gesagt? Was ist das für ein Mann?

Aus dem Werke des Philosophen spricht meist ganz Persönliches, ganz Subjektives; mit Recht hat man von „Begriffsdichtung" gesprochen. Der Philosoph befriedigt das affektive Bedürfnis des Menschen nach innerem Halt an einem Gedankengebäude. Werk und Person sind untrennbar, vorausgesetzt, daß die Philosophie echte Ausdrucksgestaltung einer Persönlichkeit vorstellt (Plato, Schopenhauer).

Noch mehr verschmelzen Werk und Persönlichkeit beim Propheten und Reformator. Hier steckt der ganze Mann in dem Werk, und auch sein Schicksal, seine Biographie geht ein in den ganzen Akkord Genie (Jesus, Mohammed, Luther).

Daß vollends aus dem Werk des Künstlers seine Gesamtpersönlichkeit spricht, daß sich sein Subjektivstes an das Subjektivste der Gemeinde wendet, haben wir bereits betrachtet.

Von vornherein ist unwahrscheinlich, daß man aus einem einzelnen Werk sichere Rückschlüsse auf die subjektive Persönlichkeit ihres unbekannten Urhebers ziehen könnte. Genaue wissenschaftliche Untersuchung mahnt zur größten Vorsicht in dieser Beziehung. Im allgemeinen kann man aus einem vorliegenden Werk den Urheber nicht erschließen. Eher schon aus dem Lebenswerk. Aber meist muß die volle Biographie bekannt sein; dann freilich gelingt es oft leicht, die Züge des Urhebers in der Handschrift seines Werkes wiederzuerkennen.

Gefällt aber der Menschheit ein Werk besonders gut, so begeht sie regelmäßig den Denkfehler, aus der Güte des Werks, d. h. aus ihrer eigenen Genußgröße, auf die Güte der Persönlichkeit zu schließen, d. h. sie im Sinne eines Ideals zu verklären. Solches aus den Werken abstrahierte Bild stellt sich dann gesetzmäßig vor den realen, historischen Schöpfer und, wie auch Müller-Freienfels[749] (S. 30) richtig erkannt hat, „verdeckt dessen wahres Wesen ganz".

Typen und Werk. Ist Genie vielleicht immer ein bestimmter Typus Mensch? Manche haben es behauptet. So etwa Hauser[74, 80, 81, 84], der mit geradezu ungeheuerlicher Naivität feststellt, die Genies (auch in Asien) wären überall vom „lichten" Typus, d. h. blond und germanisch. Ein aufmerksamer und geschulter Blick auf die Geschichte lehrt, daß die allerverschiedensten Typen Genie werden können.

Was heißt denn auch Typus? Dies ist ja kein Gattungsbegriff. Ein Tier ist entweder ein Löwe oder kein Löwe. Aber zum Typus der fliegenden Tiere, der Wassertiere, der Raubtiere können mannigfaltige Gattungen gehören. Der Typenbegriff kann wohl ein Ordnungsprinzip darstellen, er kann eine gewisse Übersicht vermitteln.

Aber warum vermag er zum Kern der Geniefrage so wenig zu leisten? Weil der Geniebegriff selber ein Typenbegriff ist und kein Gattungsbegriff; Genie ist der Typus des Wertbringers, und unter diesen fallen unzählige biologische Abarten Mensch[13].

Daß dagegen, wenn man lediglich den Zusammenhang von Schöpfer und Werk (also nicht die Geniefrage) betrachtet, gerade eine biologisch gerichtete Typeneinteilung viel mehr zu leisten vermag als eine geisteswissenschaftliche, das beweist etwa die Lehre von Kretschmer [366].

Es ist Kretschmer gelungen, Häufigkeitsbeziehungen nachzuweisen zwischen gewissen Körperbau-Typen und Typen bestimmter seelischer Struktur. Nach dem allgemeinen Bau des ganzen Körpers, nach Art des Gesichtes und Schädels, der Körperoberfläche und der Biologie des Sexualtriebes unterscheidet Kretschmer vor allem die drei Haupttypen des Leptosomen, des Athleten, des Pyknikers. Dazu kommen noch die verschiedenen dysplastischen Typen: eunuchoider Hochwuchs, Hochwuchs mit Turmschädel, Maskulinismus bei Frauen, polyglandulärer Fettwuchs, endlich der infantile, hypoplastische Typus.

Es besteht nun eine deutliche „biologische Affinität" zwischen dem pyknischen Körperbautypus und dem zykloiden Temperament. Ebenso eine solche zwischen dem schizoiden Temperament und den Körperbautypen der Leptosomen, der Athletiker und gewisser Dysplastiker.

Daraus ergeben sich zwei große Formkreise: zyklothym und schizothym. Uns interessiert besonders die seelische Seite, das zyklothyme und das schizoide Temperament. Jedes stuft sich dreifach ab.

I. Zyklothym.

1. gesund = synton;
2. psychopathisch („krankhafte Abortivform" n. Kretschmer) = zykloid;
3. psychotisch = zirkulär (manisch-depressiv).

II. Schizothym.

1. gesund = schizothym;
2. psychopathisch = schizoid;
3. psychotisch = schizophren.

Zuerst das zykloide Temperament. Grundmerkmale: umgänglich, freundlich, gutherzig, gesellig, gemütlich. Allgemeine Stimmungsfarbe: entweder heiter, humorvoll, lebhaft, witzig (aber nicht gereizt oder gespannt) — oder still, ruhig, schwernehmend, weich, gemütstief, leicht

[13] Wir verzichten deshalb darauf, den Leser mit unseren Anmerkungen zu Stern [353] S. 168, Ostwald [636], Jung [330], Müller-Freienfels [628] zu behelligen.

traurig reagierend (aber nicht chronisch traurig). Soziale Einstellung: Mitschwingen mit der Umgebung, realistisches Leben in den Dingen; flüssige praktische Energie, keine starre Konsequenz aus Prinzip. Die psychische Gangart (Kretschmers „Tempo"): beschleunigt (bei Heiterkeit), oder verlangsamt (bei Depression). Die Psychomotilität: dem Reiz angepaßt (beweglich oder behäbig).

Viel verwickelter das schizoide Temperament. Seine Eigenschaften sind: 1. humorlos auf sich selbst gestellt (Autismus), d. h. ungesellig, still, zurückhaltend, ernsthaft, Sonderling; 2. einerseits: überempfindlich, d. h. schüchtern, scheu, feinfühlig, empfindlich, nervös, aufgeregt, einsame Freude an Natur und Büchern; 3. andererseits: unempfindlich, d. h. lenksam, gutmütig, brav, gleichmütig, stumpf, dumm.

Grundlegend wichtig ist, daß die Schizoiden zugleich reizbar und stumpf, überempfindlich und kühl sind. Das Verhältnis dieser gleichzeitigen Mischung verschiebt sich gewöhnlich im Laufe des Lebens, in dem Sinne, daß der Schizoide an Reizbarkeit und Überempfindlichkeit abnimmt, dagegen an Gleichgültigkeit und Kühle zunimmt. — Die soziale Einstellung: auf sich zurückgezogen, d. h. man will, bei starker Überempfindlichkeit, vom Milieu geschont sein, oder, bei vorwiegender Kühle, man klingt affektiv nicht mit, zeigt sich nicht ansprechbar. Affektiv meist Krampf und Lähmungen zugleich. Des Schizoiden Gutmütigkeit ist Scheu mit Affektstumpfheit; seine Schüchternheit ist Sperrung des Gedankenablaufs mit motorischem Steifwerden. Beim Überempfindlichen stehen sich „Ich" und „Außenwelt" oft schroff gegenüber: „Talent zum Tragischen." — Viele Schizoide sind hochgradig ausdruckslahm (Kretschmers „Affektlahmheit"); es fehlt die Unmittelbarkeit zwischen Gemütreiz und entsprechender Reaktion in Ausdruck und Bewegung. Solche Ausdruckslahmen können aber höchst überempfindlich sein. Die Depression oder Verstimmtheit des Schizoiden ist weniger Traurigkeit als nervös gespannter, reizbarer Mißmut. — Der Affektstumpfheit des Schizoiden fehlt die herzliche Unmittelbarkeit, seiner Seelenruhe die Gemütswärme. Wird seine Affektkälte aktiv, so geht sie „über Leichen". — Der Schizoide hat in seinen Ausdrucksbewegungen ebenso wie in der seelischen Verarbeitung etwas Steifes, Gedämpftes, Verhaltenes; ist er aber von Natur lebhaft, so ergibt sich nervöse, sprunghafte Hastigkeit (keine stetige, sondern stoßweise Abreaktion). — Die psychische Gangart (Kretschmers „Tempo") des Schizoiden ist grundlegend wichtig; sie schwillt nicht allmählich an und ab, wie beim Zykloiden, bewegt sich nicht auf runden Linien, sondern sie ist springend, abrupt, plötzlich, „launenhaft", unberechenbar. Seine Affektivität und sein Denken sind sprunghaft. D. h. wohlgemerkt nur sprunghaft, wenn überhaupt ein Wechsel eintritt, wenn er sich überhaupt in Gang setzt. Aber ebensogut kann vom Schizoiden der Punkt, wo er einmal steht, ungemein zäh festgehalten werden. Er springt oder er schraubt sich fest; aber er rundet nicht weiter wie der Zykloide. Ein Mensch des Entweder-Oder; entweder unstet zerrissen oder zäh, pedantisch, konsequent bei der Sache. Daher oft das Überspannte, das Verkrampfte (Pathos, elegische Schwärmerei, Fanatismus).

Nun lassen sich gewisse Denktypen in diese biologische Zugehörigkeit zu Zyklothym oder Schizothym einordnen (Kretschmer [503] S. 160). Vorwiegend zyklothym ist der anschaulich-gegenständliche Denktypus, wie wir ihn bei den realistischen Erzählern, den beschreibenden Sammlern und weltoffenen Praktikern finden. Vorwiegend schizothym sind zwei andere Denkformen. Die traumhaft-romantische (mit vielen Bildverdichtungen), wie wir sie bei den phantastischen Dichtern, den metaphysisch-symbolisierenden Theologen und Philosophen zu sehn gewohnt sind. Zweitens die abstrakt-systematische (vorwiegend rational), wie sie bei den Formkünstlern, vielen Dramatikern, ferner bei den Logikern und Dogmatikern zu beobachten ist. Der Schizothyme hat überhaupt eine größere Fähigkeit zur Abstraktion, wie Kibler [364] nachgewiesen hat.

Ergänzend könnte man zu den Kretschmerschen Typen vielleicht noch den Epileptoiden hinzugesellen (Minkowska [369]). Während der Schizoide zu viel spaltet, der Syntone in richtigem Maße, tut es der Epileptoide nicht genügend; er ist im Grunde unbeweglich.

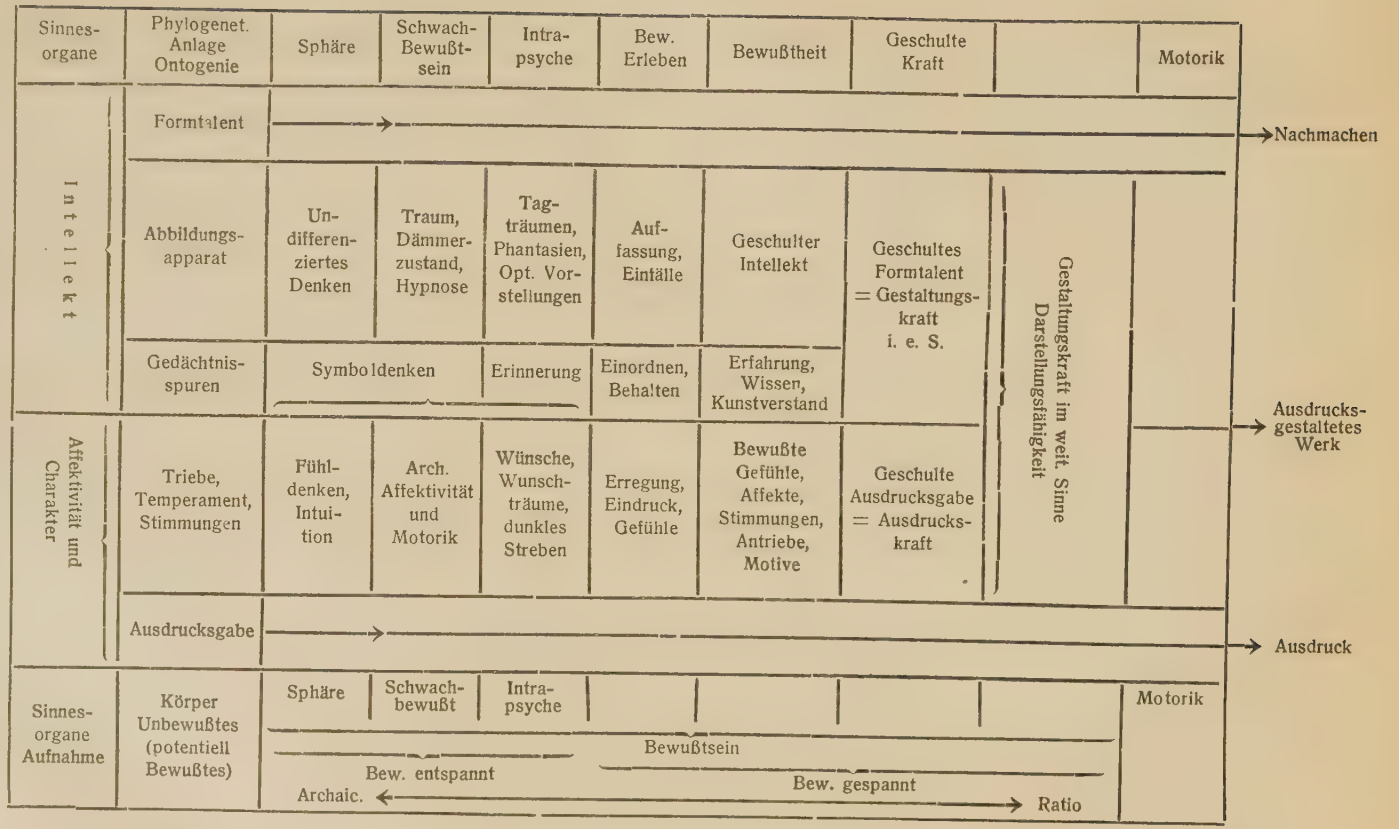
Mustert man eine größere Reihe anerkannter Genies und berühmter Talente durch, so erhält man den Eindruck, als ob die Schizothymen oder Schizoiden überwögen. (Möbius meinte umgekehrt die Zyklothymen.) Dies ist nicht verwunderlich; erstens sind sie ja überhaupt zahlreicher als die Zyklothymen. Zweitens erscheinen sie im ganzen problematischer, geheimnisvoller, undurchdringlicher, unverständlicher und damit schon im alltäglichen Leben eher als „genial". Drittens wäre ihr Denktypus mehr befähigt, Neues zu finden oder aufzubauen; und dies teils wegen des Traumhaft-Phantastischen, teils wegen der strengen, eisernen Folgerichtigkeit, teils wegen der Fähigkeit zu höherer Abstraktion. Auch eine vorwiegend zyklothyme Anlage (wie Luther oder Goethe) braucht zu besonderen Leistungen einen Zuschuß von Schizothymie.

Solche bio-psychologische Betrachtungsweise führt wesentlich weiter als die üblichen philologisch-historischen Schreibtischmethoden der alten Schule. Der Abschnitt Kretschmers [366] über „Die Genialen" löst mühelos Probleme, über die sonst Ströme von Tinte und Denkerschweiß geflossen sind. Was liest man z. B. heute noch alles über Hölderlin an Rätselraten und törichten Lösungen. Ob er Idylliker und „Romantiker", oder ob er pathetischer Heroiker wäre. Dieses Oder fällt für uns Biologen heute ganz fort; ohne Widerspruch mit der klinischen Wirklichkeit kann ein so extrem Schizoider wie Hölderlin zu gleicher Zeit Romantiker (Idylliker) und Heroiker benannt werden.

Der literarische Biograph und Historiker wird schwerlich an dieser Betrachtungsart vorübergehen können. In ganz überraschend schöner Weise tritt der biologische Typus eines Genialen in seinem Schaffen und Werk zutage, er verleiht diesem eine ganz bestimmte Farbe und Richtung. Nicht eine ganz spezifische Genieanlage liefert, einer elektrischen Zentrale gleich, das Licht fürs geniale Werk, sondern sogar der ganze körperliche, biologische Typus des Schaffenden erscheint in der Gesamtheit von Schaffen und Werk als ursächlich dafür. Die Eigenart des Werkes erwächst somit (ganz und gar nicht „geschaffen") zum Teil aus dem biologischen Spiel der Drüsensäfte, aus der endokrinen Dynamik des „Schöpfers".

So antwortet die Typenlehre, auch die beste, nur auf die Frage: wie hängt Werk und Hochbegabung zusammen. (Kretschmer [366] abstrahiert ja ebenfalls absichtlich von Zeitgeist und Masse. 1. Aufl. S. 159.) Aber den Kern der Geniefrage: wieso wird einer zum Genie, wird keine Typenlehre jemals lösen können.

„*Das*" *Schöpferische.* Vergegenwärtigen wir uns rückblickend noch einmal an einem übersichtlichen Schema den Aufbau der Gesamtpersönlichkeit eines Schaffenden. Läßt sich darin an irgendeiner Stelle das spezifisch Geniale oder Produktive entdecken?



Aufbau der Persönlichkeit

Das Schema vom Aufbau der Persönlichkeit des Schöpfers bedarf wohl nach allem Besprochenen keiner besonderen Erläuterung. Nirgends ist für den psychologischen Blick eine spezifische Geniezentrale zu entdecken. Wohl aber viele einzelne Anlagen oder Fähigkeitskomplexe, und diese genügen, wenn die eine oder andere weit übernormal beschaffen, vollkommen, um ein hochwertiges Produkt zu gestalten. Hohes Formtalent, Schulung und etwas Intelligenz dazu: und der große Porträtmaler oder Landschafter ist fertig. Oder Ausdrucksgabe, Formtalent für Sprachliches, starke Affektivität, heftige Erlebnisse: und der Lyriker steht vor uns. Hohes Intelligenztalent und maßlose Machtgier, dazu unruhige Zeiten: und der „große" Eroberer jagt durch Europa.

In dieser Art lassen sich alle Begabungen der einzelnen Geniefächer leicht zusammensetzen. Manchmal sind zahlreiche Anlagen übernormal; oder ein kleinerer Komplex ganz hoher Anlagen wird auf mehrere Fächer angewandt: so entstehen Phänomene wie Michelangelo, Leonardo oder Goethe.

Nicht einmal die Zone produktiven Denkens (im Schema etwa zwischen Sphäre und Bewußtheit) ist immer ausschlaggebend. Denn der Mechanismus des produktiven Denkens, der Kombination, der Findigkeit spielt bei zahllosen Menschen. Aber es kommt darauf an, wer produktiv denkt, was alles an Kenntnissen, Erlebnissen, Erinnerungsmöglichkeiten, Schulung, Erfahrung produktiv denkt, was dahinter steht, was die notwendigen „Zufälle" dabei entstehen läßt.

Einfache Abschilderung kann genau so originell oder produktiv wirken wie die Darstellung von Phantasiegebilden, und wird doch auch allgemein Geniewerk genannt (Porträtgemälde von Holbein oder Dürer). Wenn ein Epiker ein Erlebnis, das an sich höchste Besonderheit aufweist, ganz einfach mit großer Erzählerkunst wiedergibt, so haben wir eigentlich keine „Originalität" im Sinne von Neuschöpferisch vor uns (wie die Genietheorien wollen), sondern eben nur ein großes Formtalent zur Wiedergabe. „Originell" ist das Erlebnis.

Der irrationale Persönlichkeitskomplex als Ganzes, einzig in seiner Art und nur ein einziges Mal in dieser Weise auf der Welt, er lebt sich einfach aus in dem Werk; und solche Form von „Originalität" reicht vollkommen aus, ein Geniewerk zu schaffen. Die Hauptsache bleibt in den allermeisten Fällen das große Formtalent, das „bloß" Formale, wie die Mystiker aller Gattung verächtlich zu schelten belieben.

Aber wer ernstlich in der Geniefrage mitreden will, hat sich durchaus freizumachen von der Genie-Ästhetik des 18. Jahrhunderts; es mag schwer sein, diese Fesseln abzuschütteln, wie der Verfasser aus eigener Erfahrung weiß. Aber es muß sein. Die damalige Ästhetik war Reaktion gegen rationalistische Kunst und ebenso verzopfte Kunstlehre, es war Auflehnung gegen Verknöcherung. „Originalgenie" sein, hieß bloß: frei sein von allen Regeln. Als Organ der Originalität, als ihr psychologisch wirksames „Seelenvermögen" sah man „die" schöpferische Phantasie oder „den" Enthusiasmus (Gottbesessenheit) an. Aber das heißt ledig-

lich, einen ungeheuren Komplex psychischer Anlagen, der in jedem Einzelfall immer ein anderer ist, heißt, diese Vielheit substantiieren und personifizieren.

Aus der Gesamtpersönlichkeit und ihrem Geflecht von teilweise übernormalen Einzelbegabungen, einschließlich alles Körperlichen, aller Temperamentsanlage, all ihrer Erziehung, Vergangenheit, Schulung, all ihrer Erlebnisse — aus diesem ganzen Riesenkomplex entsteht oder wächst das Werk heraus. „Das" Schöpferische heißt nur: hier der Mensch, da sein Produkt. Eins aus dem andern. Nur so läßt sich wissenschaftlich und abstrakt, allgemein „Produktivität" definieren. Psychologisch liegt dann jeder Einzelfall immer wieder anders.

Geniewerke werden nicht „produziert" wie die „Erzeugnisse" des nationalökonomischen Marktes, wie Leder und Munition. Genie sollte nicht von gignere, zeugen, abstammen, denn Genie ist nicht Vater, sondern eine Art Mutter. Es wächst, es reift in ihm etwas aus, kraft der körperlichen und seelischen Fähigkeiten seines Gesamtorganismus. Erzeuger ist die Umwelt: affektive Eindrücke, Erlebnisse, Not, Zwang, Aufträge, Forderungen des Augenblicks.

Werke wachsen wie Früchte an einem Baum. Der eine trägt Äpfel, der andere Birnen, der dritte Datteln oder Feigen. Hochtalente sind wie Apfelbäume, wie Feigenbäume, wie Birnbäume. Alles hilft die Frucht mit bilden: die Salze aus dem Boden, die Kohlensäure aus der Luft, das Wasser, die blütenstaubtragenden Bienen usw. usw. In Raffaels Bildern lebt die ganze Malerschule seiner Zeit und seines Landes mehr noch als eine „zeugende" Originalität.

Das Werk eines Hochtalents entsteht also nie durch einen Schöpfungs-Akt im engsten Sinne des Wortes. Auch beim Künstler und Denker ist im letzten Grunde das Werk ein Konstellationsprodukt; der historische Mensch ist der Knotenpunkt der Konstellation, wie sie beim Entdecker und Feldherrn als Konstellation mit äußeren Zufallsfaktoren ohne weiteres erkennbar ist. Beim Künstler und Denker läßt sich aber die Gesamtkonstellation eher in den Menschen hinein projizieren. Man kann sie bei ihm besser als „Genius" oder „geniale Anlage", als Zauberkraft verdinglichen und als höchste Instanz „Genie" verabsolutieren, als eine Art Zaubergott. Aber nur das hochgewertete Werk und seine Gemeinde schafft den Schöpfer als Genie, als Halbgott.

Man mache sich auch folgendes ganz klar. Bei jedem Einzelwerke ist es, genau genommen, stets ein anderes „Genie", das da schafft. Denn der Schaffende hat sich ja inzwischen gewandelt, er ist eine andere Persönlichkeitskonstellation geworden mit all ihren abgeänderten Komponenten und Einzelfaktoren.

Wer nun aber in solcher Auffassung eine Herabsetzung sehen würde, beginge einen schweren Irrtum. Denn ob ein Werk so oder so zu erklären, d. h. genetisch zu verstehen — darum bleibt es doch immer das gleiche hochwertige Werk, das man anstaunen und bewundern, dessen biologische Knotenpunktsursache man verehren

kann. Nicht weil der „Urheber“ ein Gott war, sondern weil er ein ganz, ganz seltenes und glückliches Naturprodukt gewesen, das dem armen irdischen Leben eine Art Sinn verleihen könnte.

Also: Genie, psychologisch betrachtet, als eine spezifische, schöpferische Fähigkeit, gibt es überhaupt nicht. Nur Talente sind Gegenstand der Biologie und Naturwissenschaft; Genie aber ist nichts Psycho-Biologisches. Genie heißt Wertbringer — Wert als Gabe, als Leistung verstanden, oder Wert als Persönlichkeitsideal. Genie ist eine ganz spezifische Wirkung, Wertwirkung auf eine große Gemeinde.

VIERTER ABSCHNITT

DIE WIRKUNG

DER EINDRUCK

Genie als Helligkeit

Diesem Abschnitt könnte man das Motto geben: Heraklit contra Parmenides. Oder: esse est percipi (Berkeley). Oder: „Il ne suffit ... pas d'avoir du génie pour en avoir le titre" (Helvétius[20] S. 447). Oder endlich: „Allez en avant et la foi vous viendra" (d'Alembert zur Theorie der Differentialquotienten).

Was ist L i c h t? Physikalische Schwingungen, elektrische Wellenbewegung, antwortet der Physiker. Sein Begriff ist aber eine Abstraktion; die Wirklichkeit zeigt uns Licht als H e l l i g k e i t. Licht ohne Helligkeit i s t gar kein Licht; und Helligkeit kann es nicht ohne Sehapparat geben, ohne Auge. Helligkeit ist demnach eine ungeheuere Verwickeltheit von physikalischen Wellen, von Netzhaut, von Nervenbahnen und Hirnteilen, von Empfindung und Seelenleben. Helligkeit ist eine B e z i e h u n g zwischen bestimmten Wellen und Seele, ist eine Wirkung v o n Etwas a u f Etwas.

Bisher haben alle Denker gesagt: Genie ist etwas Objektives, Naturwissenschaftliches, ist die physikalische Welle. Und man hat diese Wellen erforscht, aber ohne Glück. Genie ist n i c h t Welle, Genie ist Helligkeit, und d a z u gehört das Auge der Menschheit. Genie ist Werterleben, als B e z i e h u n g zwischen Genußgröße und Gemeinde, Genie ist eine dynamische F u n k t i o n.

In allen Wissenschaften war der Funktionsbegriff bisher siegreich; überall ist man vom Statischen zum Dynamischen vorwärtsgeschritten. Die antike Mathematik der greifbaren Einzelgröße und ihre statische Physik hat sich zur abendländischen Funktionentheorie und einer dynamischen Physik weiterentwickelt. Die organischen Arten sind uns heute zum Teil eine Funktion ihrer Umwelt, jedenfalls nichts Starres und Festes mehr. Die ganze Wissenschaft der Soziologie ist eine Wissenschaft von B e z i e h u n g e n, und damit eine ganz neue Methode und Betrachtungsweise. Auch die Psychiatrie hat es aufgegeben, nur die starre Etikette einer Diagnose aufzukleben; die Psychose ist ihr heute eine „lebendige funktionelle Einheit" (Birnbaum), nämlich eine Beziehung zwischen Vererbung, Anlage, Erlebnis usw. — Genau so hat sich die Astrologie zur moder-

nen Astronomie weiterentwickelt (Cassirer [724]). Die Form der wissenschaftlichen Naturerklärung besteht wesentlich darin, alles Sein in ein W e r d e n , in räumlich-zeitliche Beziehungen aufzulösen und es in den Gesetzen dieser Beziehungen zu begründen. Wir müssen das Sein in elementare Veränderungen zerschlagen, um es begreifen zu können. „Das Wesen jeglichen Dinges bestimmt sich in seiner genetischen Definition; in seinem Aufbau aus den einzelnen Teilbedingungen, die es konstituieren" (Cassirer [724] S. 33). Wir haben heute den Begriff der F l u x i o n zur Verfügung: die Raumgröße wird in eine w e r d e n d e Größe, eine Zeitgröße aufgelöst. Wir haben Einsteins Relativitätstheorie als Vorbild.

In d i e s e r Weise zu denken, ist natürlich unendlich viel schwieriger als in der früheren Form der Statik; denn die Größen scheinen einem zwischen den Fingern zu entgleiten. Der übliche Geniebegriff ist rückständig, ist halbreligiöse, erstarrte Dogmatik. Das affektive Verlangen nach einem Halt hat die unbeweglichen Götterstatuen geschaffen, die unverändert im Tempel stehen. Aber Genie ist nichts Statisches, Genie ist etwas Dynamisches, eine F u n k t i o n.

Was heißt Ruhm?

Helligkeit heißt: g e s e h e n werden. Der Ruhm ist eine der Vorbedingungen, d a ß jemand als Genie erscheint. Nur eine große Menge von Menschen kann diesen Titel verleihen, nur so ist er echt. Wenn jemand seinen guten Freund oder gar sich selber Genie nennt, so kümmert sich niemand darum oder man lacht. U n bekannte Genies gibt es nicht; auch keine v e r kannten. Wer n o c h nicht Genie ist, ist ü b e r h a u p t keins. War Napoleon auf der Militärschule, als Unbekannter, etwa k e i n Genie? Oder Goethe, bevor er den Götz schrieb? Nein. Das ist streng festzuhalten. Napoleon und Goethe waren v o r ihrem Ruhm k e i n e Genies, sondern Hochtalente. Wären sie mit 20 Jahren gestorben, kein Mensch d ä c h t e daran, sie Genies zu nennen.

Von vielen Berühmten werden nur w e n i g e Genie benannt. Genie - heißen ist demnach eine Unterform des Ruhms. Aber was ist eigentlich R u h m ? Berühmt können nicht bloß Menschen werden, ihre Taten und Werke, sondern auch Tiere, Naturwunder, Götter, Ereignisse und Konstellationen. Was ist das Gemeinsame?

Heißt berühmt etwa, bei vielen Menschen überhaupt bekannt sein? Jeder Papst, jeder englische König ist weit über die Erde bekannt, aber durchaus nicht berühmt im engeren Sinne.

Ist berühmt etwa das, was vielen hohen Nutzen oder Genuß verschafft? Dann müßte man Wasser und Nahrung, Geld und Liebe ebenfalls Ruhm zuschreiben. Man tut es aber nicht.

Und nicht bloß Wertvolles wird berühmt. Wir sehen auch „traurige Berühmtheit". So Herostrat. Oder Cagliostro. Oder all die Verbrecher, die bei Pitaval (Causes célèbres, Paris, 1734) in 20 Bänden ihren Ruhm gefunden und weiter im „Neuen Pitaval", im „Pita-

val der Gegenwart" ihren Ruhm finden. Hat doch selbst der „Schinderhannes" (Raubmörder Bückler) in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" eine Lebensgeschichte von vier Seiten. Oder gar Kaspar Hauser (J. Hirsch [695] S. 112), ein „hergelaufener Bursche", der über „einige körperliche, einige geistige Abnormitäten" und ein „unerforschtes Vorleben" verfügte, und den man zum badischen Prinzen stempeln wollte. Die empfindsamste Teilnahme, verzehrende Neugierde und scharfsinniges Grübeln machten ihn zum Mittelpunkt einer Art von Kultus und Mythenbildung.

Oder wäre Ruhm etwa gleichbedeutend mit Aufsehenerregen bei vielen? Mit Sensation, Staunen-erwecken bei einer Masse? Auch das nicht. Aufsehenerregendes bringen die Zeitungen täglich; aber es verfliegt, wird vergessen oder als trügerisch beiseite geworfen.

Allerdings — es muß etwas ganz besonders Eindrucksvolles sein. Eindruck ist ebenfalls ein Relationsbegriff. Ob etwas für jemand stark eindrucksvoll ist, hängt ganz ab von Zeit und Nation, von Lebensalter, Bildung und Erfahrung. Immerhin — Berühmtes muß irgendwie stark auf die Affektivität gewirkt haben. Darum braucht es noch nicht in der Form von Sensation oder Aufsehen stattzufinden; mancher Ruhm beginnt ganz schleichend und langsam, und erst spät erkennt man eines Tages einen groß gewachsenen, eindrucksvollen Wert.

Affektiv stark eindrucksvoll — so lautet die erste Bedingung von Ruhm. Die zweite heißt: für viele. Es muß sich um einen objektivierten, geprägten Wert handeln, der unabhängig geworden von der Meinung und dem Gefühl eines beliebigen einzelnen. Die dritte Bedingung: eine gewisse Dauer. Das Eindrucksvolle muß haften im Gedächtnis der vielen, es muß darin wirklich lebendig bleiben. Der Ruhm von Vergessenem lebt eben nicht, er ist tot oder bestenfalls toter Name in einem toten Buch.

Das Eindrucksvolle braucht nicht persönlich von den Verbrauchern erlebt zu werden. Die Kunde genügt. Auch ein Nacherleben oder die Möglichkeit davon ist nicht notwendig. Nur: es war etwas einmal für viele höchst eindrucksvoll, merkwürdig, staunenswert. Heute mag es gewohnt, überholt, gleichgültig, veraltet sein. Aber in der Kunde vom Damaligen lebt noch der Ruhm.

Ruhm ist demnach: die lebendige Kunde bei vielen von etwas irgendwann einmal ganz besonders Eindrucksvollem; ist die Spur von Etwas, das sich tief ins Gedächtnis der Menschheit eingedrückt hat, die Spur von etwas Eindrucksvollem.

Das Eindrucksvolle

Einige Formen von Eindrucksvollem kehren besonders häufig wieder. Solche Form wird zusammengefaßt durch die gleiche oder ähnliche Art des affektiven Erlebens in seiner Gesamtheit, wie es vor dem Eindrucksvollen abläuft.

Das Überlegene. Alles Überlegene macht Eindruck. Alles, was dem eigenen Ich deutlich an Fähigkeiten und Kraft überlegen ist, was unter Umständen Zwang ausüben könnte. Mit anderen Worten: alles Übermächtige, Übergewaltige, an körperlicher Kraft oder geistigen Fähigkeiten oder sonstwie sehr Starke. Natürlich ebenfalls ein durchaus relativer Begriff. Das Ich mißt seine Kräfte im Geist an dem andern. Maßgebend ist immer nur das Gefühl des abschätzenden Ich, der Eindruck, die Wirkung. Täuschungen sind stets möglich (schon bei kämpfenden Tieren, z. B. Hühnern, die bei Ermüdung ihre Gegner überschätzen). Meist wird aber unwillkürlich ziemlich richtig gemessen. (Gemeint ist nur der Eindruck des Überlegenen, abgesehen von aller Förderung oder Schädigung.)

Alles Gigantische in der Natur, Felsblöcke, Berge, Meereswogen, gewaltige Tiere, wecken das Gefühl: das könnte dich erdrücken, dich verschlingen. Vielleicht liegt auch archaisches Erbgut zugrunde, das Gefühl, etwa Beute zu werden. Man fühlt die Überlegenheit der Masse, der Kraft. Ähnlich wirkt körperliche Überlegenheit auf Tiere und Menschen. Die ganze Tierwelt, jeder Urwald, jedes Meer ist milliardenfach voll von solchem Erleben. Jeder Hühnerhof hat seine Rang- und „Hackliste": die Tiere ordnen sich selbst in eine Reihenfolge der Überlegenheit. Die Herde hat ihr Leittier, jedes Vieh seine Feinde. Das Kind fühlt die Überlegenheit des Erwachsenen heraus. Hohe Machtstellung, äußere Würde wird so erlebt. „Majestät"! Ebenso jede Überwindung einer besonders schwierigen Leistung, körperlich oder geistig. Dasselbe gilt von jeder Talentleistung, falls der Abschätzende weniger kann, von jeder geistigen Überlegenheit an Bildung, Intelligenz, Wissen, Begabung.

Beim inneren Erlebnis der Überlegenheit des andern ist offenbar das Erste eine Wertung, eine unwillkürliche, unmittelbare richtige Abschätzung, die Feststellung einer Rangordnung, eine innere Unterordnung. Dabei braucht keinerlei Zwang vom Überlegenen auszugehen; es wirkt einfach schlechthin durch sein Dasein, wird anerkannt und geachtet. Die Unterordnung geschieht im Geiste freiwillig, bevor es zu einem Konflikt kommt. Ist die Überlegenheit sehr groß, so gesellt sich Bewunderung hinzu und das Gefühl, das möchtest du auch können, also der Neid. Neid muß nichts Feindseliges haben und kann sogar freudig ausgesprochen werden. Der Neid kann gänzlich schwinden, wenn jede Konkurrenzfähigkeit sich von vornherein absolut ausschließt. Aber das Gefühl des eigenen Nichtkönnens, der eigenen Kleinheit bleibt bestehen, das der eigenen Ohnmacht. Eine leise Furcht vor Erdrückung schwingt immer mit. Das Ich „erstirbt" in tiefer Ehrfurcht. Stets aber ist, vollkommen gleichzeitig, ein Ich-Positives nicht zu verkennen: das Erlebnis eines Größeren und damit auch eine Erhöhung und Vergrößerung des eigenen Ich, wonach es ja immer Sehnsucht fühlt. Es darf etwas Überlegenes, Höheres nach fühlen, im Geiste mit erleben, teil daran haben. So macht das Überlegene in doppelter Hinsicht Eindruck: ichnegativ und ichpositiv. Es ist die Kategorie der Quantität.

Das Zwingende. Das Überlegene macht Eindruck schon als ruhende Kraft, allein durch die Möglichkeit einer Kraftentfaltung, durch seine potentielle Energie. Gewöhnlich noch stärker wirkt Energie in Bewegung: kinetische Energie. Sie braucht sich dabei gar nicht in der Richtung auf den Erlebenden hin zu bewegen. Allein schon die Auffassung starker Dynamik hat etwas an sich, das zum Mitgehen zwingt. Wir meinen jede Art von kraftvoller Energie und nennen sie das Zwingende. Ebensogut könnte es heißen: das Hinreißende, das Mitreißende.

Brausende Brandung, ein reißender Fluß, ein stürzender Wasserfall — alles hat diese Wirkung. Mancher muß buchstäblich mit Gewalt davon zurückgehalten werden, sich nicht in den Niagara-Fall hineinzustürzen. Auch tiefe Abgründe erzeugen bei vielen die Vorstellung des Fallens, und allein schon diese Vorstellung einer starken Bewegung erzeugt dann den Trieb, sie mitzumachen, sich hinunterfallen zu lassen (und sekundär erst die Furcht und den Höhenschwindel). Der Primitive und Naive liebt an allem die Intensität: schreiende Farben, grelle Musik, Trubel und jede Art Lärm. Er liebt die bewegte Energie bei Wettrennen und Ringkämpfen, bei Stiergefechten und Autofahrten. Das reißt mit.

Jeder starke oder zähe menschliche Wille, jeder Affekt von großer Intensität, jede Glut von Leidenschaft hat etwas Zwingendes, das in ihren Bann reißt. Einst liebte in Württemberg eine Magd einen Knecht; dieser mochte sie aber nicht, und die Magd stürzt sich in einen Brunnen. Er zieht sie wieder heraus und verprügelt sie. Aber eine Frau daneben (die ihren Mann nicht liebte) rief begeistert: Es ist doch etwas Schönes um eine große Leidenschaft!

Jeder Held auf der Bühne, jedes Drama von Schiller bestätigt diese Wirkung. Oder Mucius Scävola. Jede Leidenschaft als Intensität der Seele (das Tempo kann dabei Andante sein) zwingt, vor allem jede Leidenschaft für eine Sache. Daß jemand für sich selbst etwas möchte, reißt niemand mit. Aber solche Leidenschaft, solches Interesse, daß es über die Person hinausgeht, daß es die Sache ganz voranstellt und das Ich aufopfert, das wirkt und zündet. Der Ruf zu den Fahnen fürs Vaterland — der erste Diener seines Staates — Treue zu einer Idee, jede Askese, jeder Fanatismus bis zum Tode — das zwingt und hat noch nie seine Wirkung verfehlt. Man erklärt sich für überwunden, man fügt sich dem Kommandoton, dem Befehlston aller bewegten Energie — vom niedersten „Herein, meine Herrschaften", das aus der Jahrmarktsbude tönt, bis zum stummen Niedersinken vor dem Kreuze des Märtyrers.

Das Zwingende ist ein wichtiger Faktor in allem „Suggestiven". Schon in der Tierwelt finden wir es. Man sieht Schlangen, die bei aufgerissenem Rachen ihr Opfer so lange anstarren, bis dieses von selbst in den Rachen hineinspringt. Hunde fangen, oft ganz zwecklos, an, mitzulaufen, wenn sich etwas rasch an ihnen vorbeibewegt: ein Wagen, ein Radfahrer, ein anderer Hund.

Die Hauptwirkung des Erlebnisses liegt in dem Anstoß, den das

Ich bei der Auffassung bekommt: es wird elektrisiert, erregt, aufgerührt, innerlich in Bewegung gesetzt, und es geht dann, ohne viel Überlegung, einfach mit und gehorcht. Das M i t gehen erspart erstens Kraft, spart eigene Energie. Zweitens aber wächst das Ich an Lebendigkeit, an innerer Intensität, es folgt magnetisch dem belebenden Einfluß, denn es möchte immer Energie aufsaugen. Das Alltags-Ich, meist ratlos, wo es „mit sich hin soll", fühlt g e r n ein Wohin, eine Richtung, eine Bestimmung und Führung. Und es wächst dabei selber an Lebendigkeit, Leidenschaft, Lebensintensität. Um so m e h r natürlich, je mehr es zugleich eine F ö r d e r u n g spürt. Aber gemeint ist auch hier das Folgen sogar g e g e n jeden Nutzen, selbst gegen jeden Willen des Ich.

Eine gewisse Nähe oder Verwandtschaft des Zwingenden zum Überlegenen ist unverkennbar. Das Zwingende fällt unter die Kategorie der Intensität.

Das Lockende. Das Überlegene kann uns gänzlich kalt lassen, ja erdrücken, das Zwingende uns w i d e r Willen antreiben. Ganz anders alles Lockende. Jene hatten auch eine negative Komponente, dieses umschmeichelt uns nur mit stark Positivem. Eine hohe Genußgröße winkt: Q u a l i t ä t. Es könnte auch das Wundervolle heißen, das Fesselnde, Bestrickende, Bezaubernde. Immer liegt also etwas Schmeichelndes, Streichelndes darin; in seinem Fluidum strömt etwas Sensorisches, Sinnliches, Kitzelndes; des Lebens W o h l - Lust wird gesteigert, das Gefühl mit einer Dosis Süßigkeit durchsetzt.

Alles Lockende ist außerordentlich eindrucksvoll. In den einfachsten Fällen erscheint es buchstäblich in Form der Lockspeise: Speck den Mäusen, schmackhafte Beute dem Tier oder Jäger, Nektar und Ambrosia den Göttern. Auf der ganzen Erde folgt man dem Locken berauschender Getränke. Alles Wohlige lockt: Pelze, Seide, im Winter die Wärme. Jeder einfache Nutzen, jede praktische Erfindung hat, in negativer Form, etwas Lockendes: Ersparnis an Zeit, Mühe, Arbeit und Schmerz — jeder Nutzen lockt am äußersten Ende mit „süßem" Nichtstun.

In allem Ästhetischen ist e i n e der Komponenten die Lockung (etwas Sensorisches). Der Wohllaut der Sprache, der Schmelz der Farben, der Zauber nackter Gestalten, das Schmeichelnde berauschender Klänge. Von allen Künsten wirken die m u s i s c h e n auf die Menschheit am meisten: Tanz, Musik, Schauspiel, viel stärker als die bildenden Künste. Sie haben m e h r Lockendes an sich, stehen der Tier- und Primitivenwelt noch näher, sind sensorischer, archaischer, affektiver.

In der ethischen Welt ist es Zärtlichkeit, Liebe, Sympathie, Mitleid, alles Schmeichelnde, was lockt, die Wärme von Mensch zu Mensch, das „Bezaubernde" einer Persönlichkeit.

Dichtung kann mit erfüllten Wunschträumen viel Lockendes schenken. Das Ich wird eins mit dem schönen Prinzen, der so feurig und schwermütig dreinschaut, eins mit dem Ritter, der so

unerschrocken das Schwert führt, wird eins mit Faust, der so entsetzlich klug ist.

Oft bildet Sexuelles das Lockende, oft erotische Nebenströme, die sublimiert mit e i n fließen. Die Geliebte lockt durch Schönheit, Sympathie und Sexuelles zugleich. Im religiösen Erleben lockt es, zur weiblichen Madonna zu beten oder sich als „Braut Christi" zu fühlen, und im Künstlerischen lockt alle Art von Erotik.

Auch Fähigkeiten und Kräfte vermögen zu locken, wie etwa die Zauberkraft des Orenda, des Mana beim Primitiven, wie in der mystischen Ekstase die Süßigkeit der Verschmelzung mit dem Höchsten.

Überall ein Bestreben, sich mit dem Lockenden irgendwie zu verbinden. Schon sprachlich wird in jeder Bejahung einer Person ein Streben nach Vereinigung ausgedrückt: „geneigt", „h i n gerissen", „zugeneigt", „verbindlich", „entgegenkommend" (Klages). Die Tendenz wiegt vor, das Lockende sich einzuverleiben (Abendmahl) oder mit ihm zu verschmelzen. Eine Schmeichelei „geht ihm ein", sagt man. Das Ich wird durch t r ä n k t damit, mag es sich um süßen Wein oder Mana, um das Blut Christi oder Gott selber handeln. Man verschmilzt mit dem Geliebten genau wie mit dem Helden einer schmeichelnden Dichtung.

Das Lockende imponiert nicht kalt oder zwingt gebieterisch, sondern es weckt, bis zum Feinsten hinauf, eine Art von Begehrlichkeit. Der einfache Nutzen schon hält Dornen und Nesseln fern. Der lockende Genuß aber streichelt das Ich, durchtränkt es mit Süßigkeit des Gefühls, mit Erhöhung der Lebenswollust. Es ist die Kategorie der positiven Gefühlsqualität.

Das Herrschende. Das Herrschende könnte ebensogut auch das Sanktionierte heißen, das allgemein Übliche, Gültige, Anerkannte; eine wertende Übermacht (die v i e l e n) erklärt etwas für unantastbar. Das Herrschende fordert zur unwillkürlichen, inneren Nachahmung, zur Unterordnung auf. Es ist die Kategorie der wertenden Überzahl.

Also n i c h t etwa das Überlegene oder Zwingende oder beides zugleich. Auch nicht d e r Herrscher, sondern d a s Herrschende, insofern a l l e so werten — ein soziologischer Begriff. Es ist das „Man", was unwillkürlich zur Einordnung mahnt. Nicht etwa ein herrschender, anerkannter, geprägter positiver Wert als s o l c h e r, etwa ein Lockendes selbst. Sondern daß es für v i e l e ein Lockendes bedeutet. Die Wertung der Masse, der Gruppe als eindrucksvoll. „M a n tut das" — „alle tun das" — „man kann sich nicht ausschließen" — „das ist die allgemeine Meinung". Niemand kann sich dem Einfluß des Herrschenden ganz entziehen; gerade der Revolutionär, der dem Herrschenden widerspricht, der sich auflehnt, handelt damit doch ganz unter seinem Einfluß. Aber es bleibt immer höchst gefährlich, an die Wertungen der Gruppe zu tasten.

Beispiele brauchen kaum genannt zu werden. Jede „herrschende"

Meinung, jede Tradition, jedes ungeschriebene Recht, jede Sitte und Mode fällt unter den Begriff; weiterhin alle Lehrmeinungen, Kirchen, Religionen, Sittengesetze, politischen Parteien, Kunstrichtungen, psychischen Epidemien. Als Sprecher oder Vertreter des Herrschenden erscheint manchmal ein einzelner, gleichsam eine Verdichtung, eine Abordnung der Massenwertung: das ist die (allgemein anerkannte) Autorität. Solche ist, eben a l s sanktioniertes Mundstück der Allgemeinheit, unantastbar.

Die innere Haltung des einzelnen solchem Massenwillen gegenüber ist Achtung, Respekt, bis hinauf zu heiliger Scheu. Eine innerliche, unwillkürliche Einfügung, Nachahmung — n i c h t etwa zunächst Furcht, Angst, sondern eher eine Art Ehrfurcht beim Nacherleben geprägter Wertung.

Schon die Tierwelt kennt das Herrschende in ausgeprägtem Maße. Wo der Tiger im Urwald erscheint, ist er überall d e r Herrscher (Volz [761]). Dieses Herrschertum ruht auf dem Eindruck und dem Wissen von seiner Überlegenheit. Aber d a s Herrschende ist, daß „man" vor ihm flieht. Denn a l l e s flieht, und es wäre gefährlich, sich gegen die herrschende Meinung der Tiere, gegen ihr herrschendes Fühlen aufzulehnen und stehenzubleiben. Daß a l l e fliehen und schreiend warnen, steckt eben an. — Ähnliches gilt von jeder Art Herdentrieb.

Daß die Gruppe beim Primitiven eine Riesenmacht bedeutet, kann nicht wundernehmen. Auch das Kind ist von Jugend auf in eine Welt des Herrschenden eingehüllt. „Man" tut das, „man" tut das nicht. Tabu! Unantastbar.

Das Unheimliche. Tiefsten Eindruck pflegt auf die Menschen das Unheimliche zu machen. Es könnte auch heißen alles Grauenerregende. Wohlgemerkt, n i c h t Furcht oder Angst, sondern Grauen. Furcht erfüllt uns vor einer deutlichen Gefahr, der wir ins Auge sehen. Aber Grauen läßt uns erschauern vor einer unsichtbaren, unbekannten G e f ä h r l i c h k e i t, die v i e l l e i c h t irgendwo im Hintergrund lauert. Unheimliche Situationen sind mit unberechenbaren Möglichkeiten geladen; aber man ist wehrlos, denn man w e i ß nicht, woher am Ende ein Giftpfeil geflogen kommt. Die eine Wurzel des Unheimlichen ist demnach intellektuell; die Gefahr bleibt unsichtbar, unübersehbar, daher das Unsicherheitsgefühl. Trotzdem hat man Gründe, etwas Drohendes, Erschreckendes zu ahnen; ein Gefühl von Spannung vor diesem Erschrecken, das einem eiskalt durch die Glieder rieseln k ö n n t e.

Das Grauenerregende hat alle Abstufungen. Völliges Dunkel enthält schon eine Spur von Unheimlichkeit, die Situation ist nicht zu übersehen. Auch im Zwielicht lauern geheimnisvolle Möglichkeiten. Ebenso in dunklen Höhlen, in Grotten mit Ecken und Winkeln, in zerklüfteten Bergschluchten, vor allem aber im Urwald: jeden Augenblick kann der Jaguar, der Tiger springen. Meisterhaft hat uns Volz [761] geschildert, wie auch den erfahrenen Forschungsreisenden

nachts im Urwald das Grauen umrieselt; man fühlt (in leibhaftiger Bewußtheit) unmittelbar den Tiger hinter sich.

Viele erleben auch ein Gewitter, einen Sturm auf See als unheimlich; oder kosmische Erscheinungen wie Sonnenfinsternis, Kometen, Marsnähe. Tiere, die lautlos, unberechenbar huschen und schleichen: Eulen, Katzen, auch Schlangen. Einöden, überhaupt alles Weite und Leere, weckt heimliches Grauen; es ist nichts d a , was vertraut werden, an das man sich halten, wo man heimisch werden könnte. Bei allen großen Seuchenepidemien durchläuft ein Grauen die Menschen — wer kommt n u n dran? — Alles, was an den Ablauf der Z e i t gemahnt, an Vergänglichkeit, läßt ein ganz leises Grauen mitschwingen: fallende Herbstblätter, Patina, ergrauendes Haar, Ruinen, jeder Torso, alles Memento mori auf Friedhöfen und Richtstätten. Besonderes Grauen schauert in der Vorstellung grausamer Strafen, von Folter und Rad, von Scheiterhaufen und Kreuz. Das war m ö g l i c h . . .?

Wo es wahrscheinlich wird, daß man vielleicht nie des Gefährlichen a n s i c h t i g werden könnte, wo das Gefühl auftaucht, das geht nicht mit rechten Dingen zu, da vertieft sich das Grauen. Dreimal hintereinander ist zur selben Tagesstunde ein Bild von der Wand gefallen — was hat das zu bedeuten? Steckt eine Macht dahinter? Die Absicht einer unsichtbaren Hand?

Wir kennen bereits die Neigung des Menschen, das Unfaßbare anthropomorph zu substantiieren, es als Zauberkraft zu personifizieren. Wenn es in einem alten Schlosse überall knackt und knistert — man weiß nicht, woher, man ahnt nicht, wodurch — sind es schleichende Schritte? — man sieht nichts — etwas Geisterhaftes geht um — das müssen Gespenster sein. Das Unsichtbar-Niefaßbare muß einer anderen Welt entstammen: Geister, Dämonen. Ein mystisches Schauern rinnt über den Rücken. Im Grunde entspringt dieses Setzen einer Geisterwelt dem Bedürfnis nach Schutz; das Unfaßbar-Gefährliche soll in etwas Greifbares, in eine klare, deutliche Gefahr verwandelt werden, der man begegnen, die man b a n n e n kann. Das Irrationale wird rational gemacht. Das v ö l l i g Unfaßbare wäre g a n z unerträglich. Lieber noch p e r s o n i f i z i e r t e böse Mächte.

Nahe der Welt der Dämonen steht die des Zauberers, der immer auch ein b ö s e r Zauberer sein könnte. Leises Grauen beschleicht uns. J u n g [388] (S. 119) erinnert an den Golem von Meyrink, an die Zaubererdominante im „Zarathustra"; und im „Faust" wäre sie sozusagen der Held selber.

Sogar den modernen, aufgeklärten, rationalen und naturwissenschaftlich gebildeten Denker kann ein leises Grauen überrinnen, wo es noch nicht gelingt, die Gespenster in Tatsachen umzuwandeln, oder wo sie noch unentrinnbar sind. Krankheitsvererbung im Blut — unheimlich — Gespenster (Ibsen). Oder wo eine Durchbrechung der Naturgesetze zu lauern scheint. S c h e i n t. Eine andere Welt? P a r a psychologie?

Die Haltung dem Unheimlichen gegenüber ist keineswegs die

Flucht. Denn wohin? Aus welcher Richtung kommt die Gefahr? Das Grauen lähmt; der Mensch zuckt höchstens zusammen und rührt sich nicht. „Totstellreflex" der Tiere. Man wird starr und stumm, man gleicht sich der toten Natur an, um die Gefahr zu mindern, man kriecht in sich zusammen, macht sich klein. Jeden Augenblick kann es ankommen. Eine Gänsehaut, ein Frieren läuft über den Rücken, eiskalt geht es durch alle Glieder, ein Erschauern, ein Schaudern. Kurzum: das Gefühl, Beute zu werden von etwas Unsichtbarem.

Kein Zweifel, ein primitives Gefühl, phylogenetisch uralt, archaisch aus der Tierahnenzeit. Bei höheren Tieren läßt sich deutlich das Grauen beobachten. Schimpansen fühlen Grauen vor großen, unbekannten seltsamen Tieren oder gar beim Anblick auffallend gestalteter Puppen; das Ungeheuerliche ist nicht zu fassen (vgl. Köhler [430]). Auch Hunde kennen das Grauen vor dem Unheimlichen, ganz ohne Bedrohung; so erzählt Möbius [344] (S. 31), wie er sich einmal unkenntlich verkleidet hatte. Seinen Pudel ergriff ein Grauen, er heulte auf, zitterte lange nach und konnte sich gar nicht beruhigen. Grauen beweist Unfähigkeit zur Anpassung.

Vergessen wir nicht, daß es höchstens dreißigtausend Jahre her ist, da die Menschheit noch durch die Urwälder streifte. Unheimliches umlauerte sie tausendfach: Tiere und Feinde, Krankheit und böse Zufälle. Das Unheimliche war etwas Vor-Dämonisches. Aus Grauen vor magischer Vernichtung mußte man sich später, um die Dämonen zu überlisten, bildlich, gleichnishaft, „durch die Blume" ausdrücken; so entstand die Metapher (Werner [471]). Das Tabu-Verbot und seine Übertretung erfüllte mit solchem Grauen, daß mancher Schrecktod eintrat.

Dem Kinde liegt das Grauen viel näher als dem Erwachsenen: die nie ganz erlöschende Kinderangst vor Einsamkeit, Stille und Dunkelheit, nennt es Freud. Auch Giese [439] betont, daß die „Furcht vor dem Unheimlichen", dem Ungewohnten ursprünglicher wäre als die Furcht vor dem schlechtweg Gefährlichen, z. B. dem Feuer. Unheimlich sind dem Kinde merkwürdige Geräusche, das Dunkel, unbekannte Gebrauchsgegenstände (Regenschirme), herausgefallene Puppenaugen. Von allen seelischen Funktionen bleiben die gefühlsmäßigen verhältnismäßig lange primitiv.

Daß beim Grauen die archaische Schaltung anspricht, beweist einwandfrei die richtige Bemerkung von Jentsch [329], daß im Grauen ein Unsicherheitsgefühl läge, das leichter entstehe bei Erschöpfung, Schwächung, Betäubung und Vergiftung, im Halbschlaf und bei Ausfall wichtiger Sinnesfunktionen (z. B. in Dunkelheit). Also in lauter Zuständen, in denen nach unserer Auffassung die Ratio herabgesetzt erscheint. Natürlich auch, wo sie noch wenig entwickelt ist: bei ungebildeten, abergläubischen Erwachsenen. Und wer hat nicht, im Halbschlaf und bei tiefer Dunkelheit, ein Grauen vor Mördern gefühlt, die er „leibhaft bewußt" in der Nähe wähnte? Solches Gefühl muß ganz nahe verwandt sein dem, wie der primitive

Mensch seine Geister, Dämonen und Götter sich nahe fühlt. In der Schizophrenie huscht, bei Schwächung der Ratio und des Ich, das Grauen aus uralter Zeit wieder herauf, in solchen leibhaftigen Bewußtheiten, Sinnestäuschungen und grauengeschwängerter Wahnstimmung.

Das Grauen hat einst die Geisterwelt erstehen lassen. Heute umgekehrt: was anklingt an die Vorstellung einer anderen Welt, weckt in uns, auch wider Willen, ein kühles Schaudern. Liest einer C. F. Meyers Gedicht „Schillers Bestattung", so fühlt man bei den Worten „Ein Unbekannter . . ." oder „Der Menschheit Genius" ein deutliches Schauern vor dem Geisterhaften.

Ähnlich beim Musikgenießenden, wenn rasche Anpassung an die Tonwelt unmöglich. Dringen plötzlich und sehr stark gewaltige Tonmassen auf uns ein, namentlich von Blechinstrumenten, so kann sich bei manchen das Grauen in Gänsehaut, Erschauern, Blaßwerden, krampfigem Atem und Herzklopfen äußern (Müller-Freienfels[632] Bd. 1).

Auch das Erlebnis des Tragischen (allgemein, nicht bloß im Trauerspiel) enthält als einen wichtigen Bestandteil solches Grauen vor dem Irrationalen dieser Welt. Das unsagbar unheimliche Geheimnis, die ganze Fragwürdigkeit des Daseins geistert um uns; man ahnt, an was für schaurigen Abgründen man dauernd entlang wandert.

Wird das Grauen rationaler erlebt, kommt an der seelischen Peripherie das positive Gefühl auf „noch bist du ja nicht in Gefahr", so löst es sich in ein angenehmes Gruseln auf. Schauerromane, Kinostücke, Verbrechen in Zeitungen, aber auch Trauerspiele können es wecken.

Man kann von einer Anlage zum Grauen sprechen, man findet Menschen, die eher und häufiger etwas Unheimliches fühlen als andere. So E. T. A. Hoffmann. Oder Kierkegaard (Pfeifer[641] S. 128 f.). Sehr ausgesprochen bei Luther: alles Negative wird zum Teufel. Bei modernen Schriftstellern läßt sich solche Anlage oft vermuten. So vielleicht bei Spengler[758]; schon der Titel „Untergang . . .", oder „. . . das Rätsel der Zeit unheimlich, verlockend, unlösbar" (I, S. 107), oder die Worte über das Urgefühl der Angst (I, S. 108—109), oder (I, S. 89) die über die tiefe, metaphysische Angst vor der Auflösung des Greifbar-Sinnlichen und Gegenwärtigen — vor etwas Unheimlichem hinter den Schutzmauern des Faßbaren.

Auch Goethe kennt das archaische Grauen vor dem „Dämonischen" (Jaspers[735] S. 168—172). Das „Dämonische" ist bei Goethe alles, was der Ordnung, dem Logos, der Harmonie widerspricht, aber doch ein Teil davon ist. Das Unbegreifliche, als Grauen erlebt und als anschaulich in den Manifestationen des Diesseits gesehen, aber selten als Dämon personifiziert. So spricht er vom Gemütsdruck durch dämonische Einflüsse.

Wie es eine Anlage, so gibt es auch bei Menschen einen Trieb zum Grauenhaften. Als ob jene Fähigkeit durch die Not in Jahr-

hunderttausenden eingeübt und zur Anlage ausgebildet wäre und nun, obwohl heute viel weniger nötig, triebhaft zur Betätigung drängte.

Fragen wir uns schließlich, unter welche Kategorie das Unheimliche fallen könnte, so geraten wir zuerst in Verlegenheit. Die Möglichkeit der Verneinung etwa. Ein Gefährliches, das ist und zugleich nicht ist — ein seiendes Nichtsein. Und auch darin drückt sich merkwürdig deutlich das Geisterhafte aus.

Über das Unheimliche findet sich kaum Literatur. Die etwas rationalistische kleine Arbeit von Jentsch [329] sagt nicht viel. Besser die Studie von Weidel [470]: eines der religiösen Gefühle wäre das Grauen. „Aus Urvätertagen her grinst es uns an in wahnwitzigen Spukgestalten schrecklicher Dämonen und Götter." [Eine der Wurzeln aller Religion ist jedenfalls das Grauen, und nicht die Furcht.]

Freud [412] beweist wieder tiefen Blick für die Beziehungen zum Archaischen. „Unheimlich ist irgendwie eine Art von heimlich" [d. h. heimisch, vertraut], ehemals heimisch, aber verdrängt [?]. Interessant sind jedoch seine sprachlichen Vergleiche. Unheimlich ist im Lateinischen suspectus, im Griechischen ξένος, fremdartig, im Arabischen und Hebräischen bedeuten die Ausdrücke „dämonisch, schaurig".

Das griechische „Fremdartig" führt uns zu einem Eindrucksvollen hinüber, das mit dem Unheimlichen eine gemeinsame Wurzel hat — zu dem Besonderen.

Das Besondere. Es war ungemein schwierig, einen zusammenfassenden Ausdruck für das alles zu finden, worauf wir jetzt zielen. Alles, was dem Ich noch nicht angegliedert ist oder von ihm überhaupt nicht assimiliert werden kann, weder vom Intellekt noch von der Affektivität. Alles, was vom Ich gesondert ist oder bleibt, das Be-Sondere. Es wäre auch mit dem Ausdruck das „Fremdartige" ziemlich gut bezeichnet.

Drei Abarten lassen sich unterscheiden: das Ungewohnte, das Rätselhafte, das Staunenswerte. Das Ungewohnte, Unbekannte, Merkwürdige kennzeichnet den leichtesten Grad; das Rätselhafte, Geheimnisvolle wendet sich vorwiegend an den Intellekt, das Staunenswerte, Aufsehen erregende vornehmlich an die Affektivität.

Zum Merkwürdigen, Ungewohnten, Seltsamen gehört erstens einmal alles Seltene: Abnormitäten jeglicher Art, seltene Briefmarken, Tiere, Riesen, Zwerge usw. Zwar selten, aber man kannte schon dergleichen. Zweitens alles Ferne: Länder oder Zeiten. Weiter alles Neue: von neuentdeckten Ländern, Tieren, Pflanzen bis zu den neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen oder technischen Erfindungen. Endlich alles Fremde; es kommt neu an, oder kommt selten, oder beides zugleich („Besuch von außerhalb", Völker aus fremden Erdteilen). Nie verfehlt das Fremde seinen Eindruck. G. Ferrero hat in seinem „L'Europa giovana" nachgewiesen, daß die Männer, die in den Staaten Europas den größten Einfluß übten, stets fremden Ursprungs gewesen sind (n. Loosten [1106]). Schon Jesus mußte erfahren, daß der Prophet nichts gilt im Vaterlande, denn er konnte in Nazareth keine Wunder wirken. War er

dort doch „nur“ der bekannte Zimmermannssohn — „nicht weit her“.

Die zweite Abart des Besonderen wäre das Rätselhafte, für den Verstand Geheimnisvolle und (noch) Fremdartige. In den leichtesten Graden zeigt es sich als das Erklärungsbedürftige, zur Lösung Auffordernde: jede einfache Rätselaufgabe, aber auch alles Schwererkennbare, Dunkle, Unverständliche, Mehrdeutige und Undurchsichtige; es erregt den Verstand, die Phantasie, die Instanzen der Wertungen. Kinder ruhen bei einem neuen Spielzeug nicht eher, bis sie „dahinter“ gekommen. Affen (Köhler [430] S. 35) und Kinder greifen hinter den Spiegel (miroir!). Das Rätselhafte, Verhüllte hat alle Grade: die Maskierte im Karneval, das Leben auf andern Planeten, das Geheimnisvolle der unbekannten Zukunft. Auch das Spannende des noch Unentschiedenen: was kommt dabei heraus? Spiel, Lotterie, Wettkampf, Drama. Raten als Genuß. Sehr rätselvoll erscheint auch alles Hochverwickelte, was sich nicht mit einem Blick überschauen läßt: technische Apparate oder unendlich schwieriges Kunstschaffen. Die höchsten Grade erreicht das Besondere in dem, was überhaupt vom Verstand nicht gefaßt und begriffen werden kann: Unendlichkeit von Raum und Zeit, der Bau der Atome, das Unerforschliche in der Natur, die ewigen Welträtsel, das Unbegreifliche, Unfaßbare in der ganzen „Schöpfung“.

Wenn dem Intellekt keine Zeit bleibt zum Begreifen, wenn etwas sehr plötzlich kommt, so entsteht das Starrmachende. — Bekommt das Besondere für den Verstand etwas Negatives, so haben wir das Störend-Neue oder auch das Sinnwidrige, Paradoxe oder, im Höchstfall, das Sinnlose, das Blödsinnige (manchmal höchst eindrucksvoll).

Das Aufsehenerregende, Staunenswerte spricht noch mehr zum Affektiven. Jede Reklame sucht es zu erreichen, die Zeitungen möchten voll davon sein. Über alle Formen des Sensationellen steigt es hinauf zum Wunderbaren und Bewunderungswürdigen: Heldentaten, große Kunstwerke. Etwas kann derart aufsehenerregend sein, daß es umwirft: „es schmeißt einen einfach um“, man ist „platt“, d. h. zu Boden geworfen, erdrückt. Den Gipfel des Wunderbaren bildet das „Wunder“ schlechthin: höchste Leistungen großer Geister, die Wunder der Natur, die Wunder Christi.

Wird das Besondere negativ, so entsteht das Befremdende (z. B. in den Äußerungen eines Menschen), das Widerliche, Verächtliche (Lumpen, Verbrecher), endlich das Abstoßende, Entsetzliche (Folter, Lustmorde, Massenmorde, Kriegsgreuel). Aber auch in dieser Form bleibt es eindrucksvoll und kann zum Ruhm führen.

Was bildet nun das subjektive Kern-Erlebnis, das all diese tausend Dinge wie ein Band zusammenhält? Es ist der Affekt des Staunens, die Anreizung oder Befriedigung der Neugier. Mit einem Hinsehen, einem „Aufsehen“, einem Überraschtsein beginnt es und kann über Stufen des Sich-Wunderns hinaufgehen bis zum Baffsein, zum Starrsein vor Staunen. Für den Verstand hebt nun das Erleben

des Ratens an, des Gespanntseins; die Phantasie fängt an zu spielen, alle Möglichkeiten werden erwogen, Lösungsversuche werden angestellt, der Intellekt arbeitet fieberhaft. Die Affektivität, die Neugier ist gereizt (Gier!), sie nähert sich gespannt dem Geheimnis. Die Lösung des Rätsels bedeutet Angliederung, Erklärung, Gewöhnung, Einverleibung in den seelischen Bestand. Gelingt dies nicht, so haben wir ein immer wieder neues, ein ewiges Staunen vor uns, das in den höchsten Graden eben in Be-Wunder-ung und Ehrfurcht übergeht, in ein Sich-Neigen, Sich-Beugen. Darin kommt schon eine leise Beimischung von Negativem zum Ausdruck: das Unbegreifliche weckt heilige Scheu, jene unmerkliche Furcht, die in aller Ehrfurcht enthalten. Steigert sich die Unlustkomponente, so kann, je nach Anlage, ein qualvolles Rätsel entstehen, steigert sich die Erregung, eine fiebernde, krankhafte Neugier.

Der Trieb zum Neuen, zum Staunen, zum Bewundern ist angeboren und drängt geradezu nach Befriedigung. Er kann durch Gewöhnung auch einschlafen, aber ihn bei sich selber wachzuhalten, ist eine Aufgabe des Philosophen. — Schon an Tieren kann man die Neugier sehr schön beobachten. Groos[426] (S. 210 f.) nennt sie spielende Aufmerksamkeit, ein geistiges Experimentieren. Sie ist ja auch lebensnotwendig; man muß wissen, ob etwas Fremdes ichpositiv oder negativ zu bewerten ist. Kommt da etwas Besonderes an, so schauen die Tiere auf oder nähern sich ihm, sie beriechen, belecken es, staunen es an. So bei Schafen und Ziegen, sehr ausgesprochen bei Seehunden, auch bei Mäusen, Affen und Hunden, bei sehr vielen Vögeln, sogar (Lehmann[339] S. 141) bei Ameisen.

Eine strittige Frage ist, ob der Primitive das Staunen, das Sich-Wundern wirklich kennt; bei einer „Allmacht der Gedanken" wäre ja alles möglich und nichts ein Wunder. Möglich auch, daß vor allem Unfaßbaren das Grauen überwiegt. Aber Neugier wie bei Tieren kann man jedenfalls beobachten. Levy-Brühl[435] (S. 106) bejaht es auch sonst; alles, was über seinen Horizont ginge, wäre dem Primitiven Mulunga, das Prinzip in allem Mysteriösen.

Das heranwachsende Kind lebt fast von Neugier; ihm ist alles etwas Besonderes und daher das ewige Fragen. Der Ungebildete staunt leichter als der Hochentwickelte. Aber der höchstentwickelte Forscher und Philosoph staunt wieder um so mehr, und er ruht nicht eher, als bis er (in seiner Art) die Rätsel gelöst.

Mit einem Gleichnis aus dem Körperlichen wollen wir uns das Besondere noch einmal ganz deutlich machen. Das Ich-Fremde sei vorgestellt durch einen Fremdkörper, einen Splitter oder eine Summe von Bakterien. Sobald er eindringt, strömen die weißen Blutkörperchen herzu und beginnen ihr Spiel; es kommt zur Aufsaugung oder zur Abstoßung. Gelingt beides nicht, so heilt der Fremdkörper ein, als Fremdkörper. Ebenso im Seelischen. Erscheint Fremdes, so gerät der psychische Strom ins Stocken (Lipps, Gesetz der psychischen Stauung); die Stelle des Ungewohnten erhält gestaute seelische Energie: sie ist eindrucksvoll betont, alle Kräfte

beginnen zu spielen, um mit dem Fremdkörper fertigzuwerden. Es erfolgt Angliederung (Hinzulernen) oder Abstoßung („was Altes"); gelingt beides nicht, so muß der Fremdkörper einheilen als solcher. D. h. als nicht zum eigenen Ich gehörig und dessen Erfahrungen. Ein fremdes Ich wird als Ursache gesetzt; das Unbegreifliche wird wieder einmal anthropomorph personifiziert. Im Künstler, der so unbegreiflich wunderbar schafft, muß ein fremdes Ich sitzen, ein Genius, ein kleiner Gott.

Ähnlich erscheint überall das Unerforschliche in der Natur personifiziert in Form von Göttern, das Unverständliche als Wirkung von geisthaften Wesen. Selbst Schriftzeichen können so wirken. „Die Gedankenübertragung durch Zeichen, die nicht allen verständlich waren, ließ in ihnen das Wirken geheimnisvoller, übermenschlicher Mächte vermuten" (Thurnwald [437] über Primitive). Nicht anders werden bei Spengler [758] die soziologisch unendlich verwikkelten Schicksale von Menschengruppen, die kein Forscher auflösen könnte, zu „metaphysischen Kulturseelen".

Auch die Kategorie des Besonderen ist nicht leicht mit einem Wort zu benennen; es ist etwa die des Abnormen, soweit es das Ich-Fremde darstellt.

Zum Staunen haben die Menschen verschiedene Anlage. Das Staunenswerte ist aber auch verschieden, je nach Alter, Geschlecht, Bildung, Kulturschicht, Zeitgeist. Auffallende Hinneigung zum Besonderen besaßen Dürer, E. T. A. Hoffmann, Berlioz. Geradezu eine Sucht zum Staunen beobachtet man sehr schön bei Okkultisten; sie wollen nur staunen, sie suchen das Wunder. Die natürliche Neugier des Menschen, sein Bedürfnis nach Abwechslung schlägt ins Perverse um.

Mischungen. Ein und dasselbe Objekt kann Facetten herzeigen, die in verschiedener Weise eindrucksvoll sind. Derselbe Mann kann durch Kenntnisse und Geist überlegen wirken, kann durch Beredsamkeit zwingend mitreißen, zugleich durch Schönheit von Person oder Stil anlockend bezaubern, und über dies alles könnte nur eine Meinung herrschen, d. h. er wäre allgemein anerkannt. Die vier Arten des Eindrucksvollen kombinieren sich also in Form einer einfachen Addition, die den affektiven Gesamteindruck vergrößert. Nicht immer ist eine derartige Summation nötig zum Ruhm. An Böcklin sehen wir die überlegene Maltechnik, verbunden mit dem Fremdartigen seiner Nixen, Faune, Kentauren. Raffael hat nichts derartig Besonderes; aber er malt so überlegen gut, daß diese Überlegenheit für sich allein schon, als höchster Grad, als etwas Besonderes erscheint.

Eine Mischung wird also sehr innig, wenn das eine Eindrucksvolle in Form eines anderen Eindrucksvollen hervortritt. Etwa alle höchsten Grade des Überlegenen, Lockenden usw. als etwas ganz Besonderes: ein Riesentier als staunenswert, ein Genuß als etwas ganz Seltenes usw. Eine Sportart (Segeln, Bergsteigen)

lockend a l s unheimlich und gefährlich. Oder umgekehrt: unheimliche Geschichten a l s lockend.

Namentlich die Mischung von etwas Besonderem, Fremdartigem mit etwas Unheimlichem pflegt außerordentlich eindrucksvoll zu sein. Sind diese beiden Wirkungsarten ja auch in ihren höchsten Graden die eigentlich m y s t i s c h e n Faktoren unseres Eindrucksvollen. Bei beiden scheint eine andere Welt aufzutauchen oder im Hinterhalte zu lauern. Das höchste Grauen befriedigt immer noch ein wenig die Neugier, im höchsten Staunen und Ahnen rieselt ein Hauch von Grauen.

In den alltäglichsten Erfahrungen verstärkt solche Mischung den Eindruck. Eine totale Sonnenfinsternis erregt Staunen als etwas ganz Fremdartiges und zugleich ein Grauen bei Tieren und primitiven Menschen. Ähnlich kann der S c h a t t e n einer Person unter Umständen wirken. Ferner alle okkultistischen Phänomene, wenn an sie geglaubt wird.

Halten wir fest: Kombinationen von Eindrucksfacetten am gleichen Gegenstand v e r s t ä r k e n den Eindruck, und m e h r noch, wenn sich zwei Facetten zu e i n e r vermischen. Es entstehen dann auf der subjektiven Seite des Aufnehmenden Gefühlsakkorde.

Gefühlsakkorde

Was ist das Wesen der Gefühle? Was ihre Entstehungsweise[1]?

Nicht das Erleben (Reiz-Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Erkenntnis) e r z e u g t ursächlich die Gefühle. Diese sind vielmehr die e i n e, die I c h seite des ganzen Erlebens, aus dem zentralen Hirnvorgang g l e i c h z e i t i g mit dem Intellektuellen hervorgegangen; gefühlt wird die Befriedigung oder Hemmung der biopsychischen Ichtendenzen. Die Einteilung bloß nach Lust oder Un-

[1] Von Theoretikern des Gefühlslebens nennen wir besonders L i p p s [339a, 340, 341], L e h m a n n [339] und H. M a i e r [342] S. 391 f. Vom Gefühl ist zunächst die E m p f i n d u n g begrifflich scharf abzutrennen; sie ist ein Zustand, der durch äußere Reize hervorgebracht wird und vom Reizort und der Reizart abhängig ist. — Über das kausale Verhältnis zwischen Intellektuellem und Gefühlen finden sich die verschiedensten Anschauungen. Die Kausal-Theorie von K a n t (Empfindung oder Vorstellung sind U r s a c h e der Gefühle) scheint allgemein verlassen zu sein. Auch die physiologische Theorie von R i b o t und J a m e s - L a n g e (Gefühle sind etwas Ursprüngliches für sich, unabhängig von Vorstellungen) hat nicht mehr viele Anhänger. Die übrigen Theoretiker sind sich in gewissem Sinne darüber einig, daß k e i n ursächlicher Zusammenhang zwischen Intellektuellem und Gefühlen besteht. L e h m a n n sieht beides als p a r a l l e l gehend an. L i p p s nennt die Gefühle, die n i c h t durch das Erleben e r z e u g t würden, „Weisen des Ichgefühls", sie sind ihm die gleichzeitige Ich-S e i t e der Erlebnisse, ein Ausdruck im Bewußtsein für Befriedigung oder Hemmung des bio-psychischen Ich. Auch für H. M a i e r sind Empfindung und Vorstellung n i c h t Ursache von Gefühlen. Beides sind nur verschiedene, gleichzeitige Erscheinungsweisen des s e l b e n zentralen Hirnvorganges; d i e s e r (nicht die Gefühle) verursache auch die Ausdrucksbewegungen. Gefühle sind demnach e b e n s o selbständig und ursprünglich wie Intellektuelles.

lust dürfte ganz veraltet sein, denn wir sehen qualitativ sehr verschiedene Arten von beidem.

Zwischen Stimmungen, Gefühlen und Affekten sind völlig fließende Grenzen. Stimmungen zeigen komplexer den Allgemeinzustand an, während Gefühle differenzierter sind. Affekte sind nichts als Gefühle von großer Intensität (H. Maier). Auch aus Stimmungen können Affekte werden.

Für unser Problem ist die Frage wichtig: Was geschieht, wenn verschiedenartige Gefühle gleichzeitig vorhanden sind? (Gleichzeitig nicht streng mathematisch, sondern psychologisch verstanden: ungefähr zur selben Zeit.) Teilgefühle können zu einem Totalgefühl verschmelzen. Von Bedeutung aber ist die Festigkeit der Verschmelzung.

Wenn gleichzeitige Gefühle höchst verschieden an Stärke sind, so bleibt nur das stärkere, es tritt keine Verschmelzung zu einem Totalgefühl ein: von Seekrankheitsgefühl und Schamgefühl siegt das Gefühl der Krankheit. Zwei gleichstarke Gefühle ohne innere Beziehung zueinander addieren sich zu einer größeren Masse von Lust oder Unlust, aber nicht zu einem Totalgefühl, z. B. Reue und Zahnschmerz, böse Nachricht und Hunger, blauer Himmel und gutes Essen. Sind Positiv- und Negativ-Gefühl gleichzeitig, aber ohne Beziehung (spannender Roman — Zahnweh), so wechseln die Gefühle ab, verschmelzen aber nicht.

Erst wenn eine Beziehung zu einer gemeinsamen Vorstellung besteht, tritt Verschmelzung ein. Manche Totalgefühle lassen sich aber leicht wieder zerlegen: festliche Stimmung in einem ausgeschmückten Saal bei Musik — oder ein Gang durchs Armenviertel — oder satt, ohne Sorgen im Heu liegen — oder müde, hungrig im Winter auf eisglatter Landstraße laufen. Alles sehr leicht zerlegbar.

Schwerer schon läßt sich ein Totalgefühl zerlegen, wenn die Teilgefühle durch dasselbe Objekt erregt werden. Ein Mensch mit vielerlei Eigenschaften erregt ein Totalgefühl; positiv und negativ gleicht sich dabei aus nach Addition oder Subtraktion. Es bleibt das Gefühl eines sehr sympathischen oder sehr unsympathischen Menschen, oder eines ziemlich sympathischen oder unsympathischen Mannes; er wird „mit gemischten Gefühlen" betrachtet.

Im Gegensatz dazu kennt die Affektivität nun auch noch unzerlegbare Totalgefühle; wir wollen sie mit Lipps Mischgefühle nennen[2].

Mischgefühle entstehen in höchster Verschmelzung, wenn der positive Anteil durch den negativen erst verursacht wird oder umgekehrt. Wenn also die eine Wertfacette oder Eindrucksfacette die Ursache der andern bildet. Beispiele: Wehmut, Rührung, Sehnsucht, Ehrfurcht, Erhabenheit. Bei der Wehmut läßt gerade die Entbehrung von etwas Lockendem dieses noch lockender oder überhaupt erst lockend erscheinen; zugleich ist die Tatsache des Lockenden auch die Ursache des Entbehrens. Schöne vergangene Zeiten, die Ruinen von etwas Wertvollem erwecken Wehmut. Ähnlich die Sehnsucht: Vorfreude an der bloßen Vorstellung von etwas Künftigem, aber eben noch keine Freude an

[2] Lehmann nennt unzweckmäßig gerade diese: „gemischte Gefühle", während er sonst in der Analyse der Mischgefühle tiefer dringt als Lipps.

der Verwirklichung; beides verstärkt sich gegenseitig. Rührung ist der Wehmut verwandt; Lust am Unschuldigen, Harmlosen, Kindlich-Einfachen, Vertrauensvollen, Guten, aber auch dadurch Unlust daran, weil w i r nicht so sind oder nicht m e h r.

Bei allem gefährlichen Sport erwächst die Lust gerade aus der Gefahr. „Die Lust wächst durchweg mit der Größe der Gefahren, so daß sie eigentlich erst beim tragischen Ausgang das Maximum erreicht" (B. Berlepsch, Die Alpen, 1871, z. n. Lehmann [339]). Ähnliche Mischgefühle wecken Stiergefechte und Gespenstergeschichten, Meeresbrandung und tiefe Bergschluchten, gefährliche, aber prachtvolle Raubtiere, jede „schaurig-schöne" Feuersbrunst. Überall mischt sich der Eindruck eines Überlegenen, Zwingenden, Lockenden oder Besonderen mit dem Gefühlston des Unheimlichen. O h n e die Unheimlichkeit wären die Objekte gar nicht so überlegen oder lockend; ohne ihre Lockungen gar nicht so unheimlich.

Dynamisch können wir uns dies in einem Bilde klarmachen. Nehme ich in jede Hand ein biegsames Stahllineal, das flach daliegt, und drücke ich nun, die freien Enden etwas aufrichtend, beide Lineale mit der Breitseite gegeneinander, so erheben sich die Lineale a n einander, d u r c h einander in die Höhe. Auch Wellen in der Brandung, ankommende und schon zurückströmende, springen so aneinander hoch, sich gegenseitig steigernd.

Das Erhabene in der Natur bewirkt teils Bewunderung, weil beim Anstaunen einer Quantität oder Intensität das Ich sich zugleich m i t steigert, teils das Gefühl der eigenen Ohnmacht durch eine Ichverkleinerung. Ehrfurcht vor einem überlegenen Menschen hat eine verwandte Dynamik. Auch der tragische Held weckt ein Mischgefühl: etwas stark Positives erscheint durch seine Negation n o c h positiver. Aber Lust und Unlust werden dabei, wie die geraden Wurzeln aus negativen Zahlen, imaginär; man kann sie nicht mehr fassen.

Eine der ältesten Darstellungen solcher Mischgefühle gibt uns der dänische Psychologe S i b b e r n (z. n. S t ö r r i n g [354] S. 113): „Ein gemischtes Gefühl ist ein solches, in welchem sich etwas Unangenehmes, Unbefriedigendes, Hemmendes oder Niederschlagendes findet, aber so, daß das eine nicht nur die vorausgehende Bedingung des anderen ist, sondern zugleich fortwährend mitwirkt, indem es dem anderen zu fortwährender Erhaltung und Nahrung dient, so daß es, auch wenn es sich gänzlich in demselben verliert, dennoch dergestalt darin enthalten ist, daß mit dem Aufhören des einen auch das andere aufhören würde."

A. L e h m a n n [339] (S. 277) bringt folgende Schilderung: „Eine wirkliche Verschmelzung gleichzeitiger Lust und Unlust kommt zustande, wenn die Gefühle von demselben Objekt entweder direkt erregt oder von den Wahrnehmungen reproduziert sind, und die Verschmelzung wird um so fester, d. h. das Totalgefühl läßt sich um so schwieriger in Partialgefühle zerlegen, je größer die Festigkeit der Assoziationen ist. Die höchste Verschmelzungsstufe findet man in solchen Fällen, wo ein Lustgefühl die notwendige Bedingung ist für die Entstehung einer gleichzeitigen Unlust oder umgekehrt; ein solches „gemischtes" [Misch-] Gefühl hat einen ganz eigentümlichen Charakter, indem weder die Lust noch die Unlust sich unmittelbar geltend macht."

Besonders zu beachten ist, was Mischgefühle nicht sind. Lust und Unlust sind nicht gleichzeitig „einfach nebeneinander wie besondere Gefühle"; sondern es „verschwindet eigentlich sowohl die Lust als die Unlust, und es erübrigt nur — die Wehmut" (Lehmann). Beides gleicht sich auch nicht wie Plus und Minus aus, sondern die Stimmung ist vielmehr gehoben, viel stärker als einfache Lust. Beides wechselt auch nicht etwa oszillierend ab, sondern das Mischgefühl kann lange Zeit ganz gleichmäßig verharren und klingt als einheitliche Stimmung ab. (Das Positive ist auch nicht bloß „ein vorgestelltes Gefühl", sondern wird als solches erlebt.)

Lipps [340] (S. 271) führt über Mischgefühle aus: „Diese Lust-Unlust- oder Unlust-Lustgefühle sind eigenartig neue Gefühle. Sie können Gefühlsmischungen oder Gefühlsverwebungen heißen. Sie sind einheitliche Gefühle, in denen aber, unbeschadet der Einheitlichkeit, beides, Lust und Unlust, als Partialgefühl nebeneinander steht; so etwa, wie Grün-Gelb eine einheitliche Farbe ist, die doch das Grün und Gelb in sich unterscheiden läßt." L. stellt noch als Regel auf: „Bedingungen der Unlust, in die Bedingungen der Lust aufgenommen, in sie eingeordnet und mit ihnen unmittelbar vereinheitlicht, beleben innerhalb gewisser Grenzen, soweit nämlich die Einordnung zugleich eine genügend sichere Unterordnung ist, die Lust, geben ihr aber zugleich ein eigenes Gepräge" („des Reizenden, des Gewürzten, des Scharfen, des Gepfefferten, schließlich des Quälenden"). Sehr ähnlich Geiger[323] (S. 268), der von „mehrdeutiger Gefühlsverwebung" spricht.

Schopenhauer spielt ebenfalls auf dergleichen an: „Bisweilen scheint es, daß wir etwas zugleich wollen und nicht wollen und demgemäß über dieselbe Begebenheit uns zugleich freuen und betrüben."

Moses Mendelssohn hat vom Erhabenen die Auffassung: „Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt gleichfalls eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust, aber unser Unvermögen, seine Grenzen zu umfassen, vermischt diese Lust mit einiger Bitterkeit, die sie desto reizender macht" (z. n. R. Sommer [757] S. 122; dort auch die ähnliche Meinung von Lessing S. 193).

Und schließlich drückt Schiller es unübertrefflich aus: „Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird."

Halten wir fest: Mischgefühle sind etwas Neues, weder ganz Positives noch ganz Negatives; das Positive daran ist aber sehr stark erhöht. Solche Gefühle können sich zu außerordentlicher Intensität steigern, sie besitzen gleichsam eine Federkraft in sich selbst, und man könnte geradezu das Bild einer psychischen Erektion anwenden.

Außer der Intensität haben Totalgefühle nun aber noch eine Kapazität oder Masse, die sich aus der Anzahl der Teilgefühle und ihrer Dauerhaftigkeit zusammensetzt. Je mehr mit dem Dauer-Ich und dem Ich-Ideal verbunden, desto größer und tiefer, desto ich-näher die Masse eines solchen Gefühls. Masse und Intensität ergeben vereint die Wichtigkeit einer Sache oder Person für jemand, sein Interesse an ihr, oder ihr Gewicht bei ihm.

Gefühle von großer Intensität nennen wir Affekte. Dasselbe Objekt kann gleichzeitig mehrere solcher Affekte hervorrufen, bei Verschmelzung demnach einen Mischaffekt. Auch dieser ist nichts

anderes als ein Mischgefühl, das neben der großen Intensität gewöhnlich aber auch noch eine große Gefühls-Masse darstellt. Solchen Mischaffekt wollen wir einen „Gefühlsakkord" heißen. Ein einfachster Fall: Staunen über die Leistung eines Mannes und daneben eigenes Ohnmachtsgefühl ergeben, als intensives und massiges Mischgefühl, den Akkord der Bewunderung oder Ehrfurcht.

Um zu entscheiden, auf welchem Boden solche Mischgefühle besonders leicht oder häufig wachsen, müssen wir uns mit dem Begriff der Ambivalenz vertraut machen. Bleuler [523] (S. 95) hat ihn geprägt; er ging aus von der echten Ambivalenz der schizophrenen Geisteskranken, die wir Ambivalenz im engeren Sinne nennen wollen. Bei diesen Kranken ist das gleiche Objekt oft affektiv zugleich positiv und negativ betont. Der Schizophrene liebt und haßt dieselbe Person zu gleicher Zeit, und zwar gleich feurig. Er will das Selbe und will es auch nicht (Ambitendenz). Er denkt: ich bin wie ihr, und ich bin nicht wie ihr. Gott und Teufel zerfließen zu einem Begriff.

Beim Gesunden sehen wir die Ambivalenz im weiteren Sinne, besser Bipolarität genannt. Dies wäre die Tatsache zeitlicher oder sachlicher Nähe (nur Nähe) zweier entgegengesetzter Vorstellungen (schwarzweiß), Gefühle (Liebe — Haß), Strebungen (etwas wollen — es nicht wollen); und zwar in bezug auf das gleiche Objekt (Person, Sache, Ziel). Das Objekt hat einen positiven und einen negativen Pol, es ist bipolar, aber nicht gleichzeitig und nicht nebeneinander. Durch die sachliche Nähe kann seine Betonung überhaupt von positiv zu negativ rücken, durch die zeitliche Nähe kann sie sehr rasch ins Gegenteil umschlagen. „Ambivalente Gefühlsbetonungen sind beim Gesunden die Ausnahme" (Bleuler). Er zieht, durch Subtraktion, ein Fazit aus widersprechenden Wertungen oder entschließt sich zu einer Entscheidung. Aber manche Person wird doch für jemand bipolar, besonders wenn die Sexualität mitspricht: ein Pendeln und Oszillieren zwischen Wollust und Angst, Liebe und Hemmungen (sachliche Nähe) oder ein plötzliches Umschlagen von Liebe in Haß (zeitliche Nähe der Pole)[3].

Bipolare Mechanismen setzen leichter und häufiger ein, wenn die Ratio-Schaltung noch unentwickelt oder geschwächt ist: bei Kind und Greis, in Erschöpfung und Rausch, bei Psychopathie und Hysterie, in Hypnose und mancher Psychose; auch bei sehr starken sexuellen Antrieben ließe sich von einer Überwältigung und Schwächung der Ratio sprechen. Bipolare und namentlich echt ambivalente Gefühlsweise rückt also hauptsächlich ins Gebiet der archaischen Schaltung. Beweis dafür unter anderm „der Gegensinn der Urworte": das gleiche Wort bedeutet in archaischen Sprachen zugleich sein Gegenteil (Freud [410]). Ferner im Traum die Vernachlässigung des Widerspruchs. Ungebildete Massen fühlen bipolar. Als Gilles de Rais Hunderte von Kindern seiner Bauern unter teuflischen Martern sadistisch abgewürgt hatte, streckten unter seinem Galgen die Mütter der Kinder ihre Hände nach ihm aus und — weinten um seinen Tod (Horstmann [500]). Ganz ähnlich benahmen sich die Moskauer nach dem Tode Iwans des Grausamen.

Viel wichtiger nämlich, will uns scheinen, als positive oder negative Betonung ist die starke Richtung auf das Objekt, das Angezogensein von einem Magneten, gleichviel ob + oder — (das „Prinzip der gedämpften Magnetnadel"). Auch Haß ist magnetisches Gerichtetsein, überhaupt wirkt alles tief Eindrucksvolle wie ein Magnet.

Beim primitiven Menschen können die Pole + und — an derselben Stelle

[3] Auch Zwang zur Kontrastassoziation kommt vor. Diese Dynamik der Bipolarität gut bei Horstmann [500], der allerdings die Begriffe nicht so scharf herausarbeitet und dem jener des Mischgefühls ganz fehlt.

liegen. In der Entwicklung des rationalen Gesunden rücken die Pole auseinander (sie werden sachlich und zeitlich differenziert zu einem Entweder-Oder). In den Zuständen schwacher Ratio nähern sich die Pole wieder einander; in der Psychose (Schizophrenie) fallen sie wieder ins Archaische zurück, d. h. das Objekt kann wieder gleichzeitig positiv und negativ werden (urtümlich komplex).

Das Körperliche kennt gewisse Parallelen, z. B. den Kitzel. Kitzel ist bipolar oder ambivalent: Lust-Unlust zugleich; er kann rasch und stark aus Lust in Unlust umschlagen oder zur Marter werden. — Im Sexuellen fließt derartige körperlich-seelische Ambivalenz archaisch ineinander. Eine „Gänsehaut" wird in gleichem Maße durch Wonne wie durch Grauen erzeugt; man erschauert vor Grauen oder vor Wonne.

Solches gleichzeitige ambivalente Erschauern finden wir sehr ausgesprochen im archaisch-religiösen Erlebnis. Tabu! Was schauert nicht alles in diesem Wort. Rational betrachtet wäre Tabu einfach ein Verbot, gewisse Dinge und Personen nicht zu berühren. Unantastbar. Spengler [758] (I, S. 110) führt aus, es wäre „das Wort in keine reife Kultursprache mehr übertragbar". „Ratlose Angst, heilige Scheu, tiefe Verlassenheit, Schwermut, Haß, dunkle Wünsche nach Annäherung, Vereinigung, Entfernung", dies alles verschwebt beim Primitiven zu einer dumpfen Unentschiedenheit.

Allem Tabu-Erleben liegt Bipolarität und echte Ambivalenz zugrunde: ein Hin zucken und Zurück zucken vor etwas, das man nicht antasten darf und doch nur einmal berühren möchte. Berühren, um seiner Kraft teilhaftig zu werden und — eben weil es verboten. (Abgeschwächt bei Kindern: magisch angezogen von dem verbotenen Kuchen möchten sie ihn „nur einmal" berühren, oder den gefährlichen Hund nur einmal streicheln — weil es verboten.) Hauptsache bleibt: die magnetisch-magische Anziehung; die Gefühle changieren dabei wie Seide in ihren seelischen Komplementärfarben.

Auf solchem Boden, wo ein Erleben gleichsam den eigenen Gegensatz organisch in sich pulsieren läßt, wo ständig Blut zuströmt und zugleich fortwährend abgedrosselt wird, können leichter und häufiger so pralle, tief intensive Mischgefühle voll Erregung und federnder Spannung entstehen[4].

Wenn auch Preuß [436] (S. 65) davor gewarnt hat, den Begriff des Tabu außerhalb der polynesischen Verbote zu gebrauchen, so läßt er sich doch gut verwenden als eine symbolische Bezeichnung für alles Unantastbare bei den Primitiven. Tabu ist das Vor-Heilige. Zweifellos aber überwiegt noch das Negative, die Scheu, das Grauen.

Das Tabu (Wundt z. n. Freud [434]) ist älter als alle Götter, es stammt aus den Zeiten vor jeder Religion und bedeutet ursprünglich: „Hüte dich vor dem Zorn der Dämonen." Weiter bedeutet es zu-

[4] Unsere Auffassung des Tabu als eines Mischgefühls trägt uns psychologisch viel weiter als z. B. die Auffassung Freuds [434] Abschn. II S. 25, der zwei unvereinbare Gefühle annimmt, davon das eine im Unbewußten. — Aus Raummangel verzichten wir an dieser Stelle auf die Veröffentlichung unserer ausführlichen kritischen Anmerkungen dazu.

gleich „heilig, geweiht“ und „unheimlich, gefährlich, verboten, unrein“ . . . „ein Merkmal . . .“, „das schließlich dem Heiligen wie dem Unreinen für alle Zeiten gemeinsam bleibt: die Scheu vor seiner Berührung“ (Freud).

Freud übersetzt Tabu mit „heilige Scheu“; dies wäre die Gefühlsseite. Die objektive Seite möchten wir benennen: das Unantastbare. Bei vielen Völkern in Amerika, Afrika, Asien finden sich nun „ambivalente“ Bezeichnungen für dieses Unantastbare. Das römische Sacer, das griechische ἅγος, das hebräische Kodausch erinnern gleichfalls noch daran. Der Gegensatz von Tabu heißt in Polynesien noa, d. h. gewöhnlich, allgemein zugänglich. (Auch in manchen christlichen F l ü c h e n erscheint die Ambivalenz ganz deutlich: Gott verdammt! Sakrament! Heiland!)

Das Erlebnis des V o r - Heiligen, bei dem noch die Scheu überwiegt, kann sich zum Erlebnis des Heiligen weiter entwickeln, indem sich das innere dynamische Verhältnis im Gefühlsakkord nach der positiven Seite hin verschiebt.

DAS HEILIGE

Der Gefühlsakkord. Wie sieht nun das Heilige subjektiv, als Gefühlsakkord, aus? Es sei am Heiligenbild Christi psychologisch untersucht. G e m e i n t ist im Grunde der T y p u s des Heiligen, und das Gesagte würde auch (mutatis mutandis) für jeden a n d e r e n Heiligen gelten.

Wie erlebt die gläubige Seele ihr Heiligenbild? Der Sohn Gottes tritt vor uns, voll Hoheit und Macht, voll Gewalt, zu richten über Lebendige und Tote — beim Jüngsten Gericht sitzend zur rechten Hand Gottes. Es legt sich wie feierlicher Druck auf die Seele, in tiefster Demut, in Ohnmacht und eigener Nichtigkeit zu versinken.

Aber Christus kommt a u c h daher als flammender Wille, mit dem Schwert in der Hand, feurig, mit andrängender Gewalt und mit einer verzehrenden Glut der Liebe. Die Seele fühlt sich entflammt von dieser Lohe, durchglüht bis zum Atemlosen, bis zum Zurückweichen vor dem himmlischen Feuer.

Und Christus hebt uns wieder mitleidig und hilfsbereit zu sich empor, schenkt Trost, Erbarmen und Liebe, schenkt Erlösung von Sünde und Schuldgefühl, von einsamer, tiefer Verlassenheit und aller Erdenqual. Erlösung . . . Und Liebe und Erlösung sind mit einer wundervollen Süßigkeit des Gefühls durchtränkt, die wie betörender Rausch die Seele einlullt und bezaubert. Die sie hinreißt zu seligem Verlangen, mit diesem Wundervollen einszuwerden, zu verschmelzen, sich bis an den Rand der Seele anzufüllen mit diesem Sinnberückenden, den Rausch der Seligkeit auszukosten bis zum Schwinden der Sinne, bis zur Erlösung von s i c h.

Doch n u r dem, der an ihn glaubt, bringt Christus die Liebe. Wer n i c h t an ihn glaubt, den verdammt er und schleudert ihn in den tiefsten Pfuhl der Hölle. So lagert er über uns auch wie ein

Gewittergott, wie eine Wetterwolke, heimlich und unberechenbar drohend, geladen mit verborgener Kraft, wie Herrenlaune — jeden Augenblick kann Blitz und Verdammnis niederfahren. Die Seele duckt sich zitternd und scheu, hält bebend den Atem an und verstummt — Grauen und mystisches Schaudern rieselt eiskalt.

Befremdet und zuerst ungläubig starrt die Seele auf Christus, das Wunder: der Sohn Gottes steigt wirklich, in Menschenform, geboren von der Jungfrau Maria, zu uns hernieder? Er heilt unsere Wunden und bringt uns Armseligen, uns Kreaturen Seligkeit und Erlösung, und die Letzten werden die Ersten sein. Starres Staunen befällt uns, fast bis zum Entsetzen vor solch unbegreiflichem Geheimnis. „Sie waren aber auf dem Wege und gingen hinauf gen Jerusalem; und Jesus ging vor ihnen und sie entsetzten sich (*ἐθαμβοῦντο*), folgten ihm nach und fürchteten sich" (Mk. 10, 32).

So steht das Heiligenbild vor uns: hoheitsvoll-mächtig, voll flammender Glut, voll süßer Erlösung, Schauder und Staunen weckend — erhaben vor weiten Völkern der Erde, unantastbar für ungeweihte Berührungen — als höchster Wert einer großen, großen Menschengruppe. Tiefe Achtung und „heilige Scheu" schreckt jeden einzelnen ab, an solche Erhabenheit je zu tasten.

Die Seele möchte staunend die Augen weiten, gebannt und halb erstarrt — sie wagt nicht, vor Schaudern sich zu rühren —, sie möchte niedersinken in Ehrfurcht und Demut — und doch, sie möchte auch wieder die Arme ausstrecken, hingerissen und überwältigt von solcher Glut lockender Seligkeit. — Es ist die Haltung der verzückten, erschauernden Andacht und Anbetung. —

Wir schauen zurück. Und der psychologisch zergliedernde Forscher ist selber aufs tiefste erstaunt: all die Einzeltöne des Eindrucksvollen findet er wieder im Akkord, im Gesamterlebnis des Heiligen. Wir erkennen die Überlegenheit als hoheitsvolle Macht, das Zwingende als flammende Glut, das Lockende als Liebe und selige Erlösung, das Unheimliche als Möglichkeit der Verdammnis, das Besondere als höchstes Wunder, das Herrschende als erhabenen Wert für eine Riesengruppe von Menschen.

Wenn also jeder Ton des Eindrucksvollen in höchster Intensität erklingt und zugleich in großer Fülle (als Masse an Gefühl), dann hören wir den Gefühlsakkord des Heiligen. Dieser Akkord ist ein ausgesprochener Mischaffekt, mit allen erörterten Eigenschaften, ein Gefühl, das durch seine Intensität eben das Magnetische der Richtung, der Anziehung, des tief Eindrucksvollen ergibt. In jedem Gefühl ruht, klar oder verborgen, eine Wertung. Jedes stark positive Mischgefühl läßt auch immer einen stark positiven Wert erscheinen. Das Gefühl des Heiligen ist ein Wert-Erlebnis höchster Art.

Die Intensität dieses Mischgefühls braucht nicht näher bewiesen zu werden. Eher, daß es auch einen großen Umfang, eine große Masse in sich trägt. Das will sagen: eine ungeheure Menge von Vorstellungs- und Gefühlsverknüpfungen weisen nach hundert Richtungen. Schon allein, wenn ein einziger Ton des Eindrucksvollen

erklingt. Was läßt der Ton des Lockenden, der seligen Erlösung nicht alles mit anklingen: wieviel Schmerz und Langeweile, wieviel Qual und Alltag, wieviel Kampf mit Sünde und Verlassenheit; da klingen Töne aus tiefster Ichnähe oder Ichtiefe an, Töne, die noch vermehrt werden durch Erinnerung an Kindheit, an Vaterschutz und Mutterliebe und vieles andere.

Oder im Ton des Überlegenen, Hoheitsvollen, da klingen all die Wertungen des Dauer-Ich, klingt all der Schimmer eines Ich-Ideals mit an.

Bei Christus im besonderen kommt als wertsteigernd noch hinzu, daß dem Leise-Unheimlichen der Person, des verdammenden Richters, noch ein Grauen beigemischt wird vor seinem Schicksal: etwas so Erhabenes hat man als gemeinen Verbrecher ans Kreuz genagelt . . .? — In ähnlicher Weise verschmelzen bei Heiligen öfters die Eindruckstöne von Person, Werk und Schicksal.

Wenn wir jetzt vom höchsten Heiligen, dem ja unsere Untersuchung nicht gilt, eine Stufe herabsteigen, aber sonst in der Qualität alles unverändert lassen, so wird die Zergliederung des Mischgefühls noch erleichtert. Mehrere der Einzeltöne bedeuten an und für sich bereits Mischgefühle.

Das Überlegene (subjektiv): Größengefühl, Bewunderung, Neid und Gefühl der eigenen Ohnmacht, alles gemischt zur Ehrfurcht. Plus und Minus etwa im Gleichgewicht (aber gemischt).

Das Zwingende: Lust am Mitgerissensein, an der Bewegung bei Kraftersparnis, vorwiegend Plus, mit dem leisen Minus der Passivität des Erzwungenen.

Das Besondere: stärker positiv als negativ, das Staunen als Genuß, die Spannung vor dem Rätsel als leise quälendes Minus, so jedenfalls bei den höchsten Graden des Fremdartigen.

Das Unheimliche: ähnlich wie das Besondere, nur mit umgekehrtem Minus und Plus. Trotz des Grauens ein schwaches Staunen als Genuß. Und das Positivum: noch bist du selbst nicht in Gefahr.

Das Herrschende: dem Überlegenen ähnlich (Überlegenheit der Gruppe) — Ehrfurcht und Scheu als Mischgefühl.

Das Lockende allein ist stark und ungemischt positiv.

In dem Gesamtmischaffekt des Heiligen überhöht sich alles Positive dauernd und federnd durch die verneinende Beimengung.

Das Numinose. Es ist uns gelungen, das Gefühl des Heiligen aus den alltäglichsten Tönen des Eindrucksvollen aufzubauen, lediglich dadurch, daß wir sie in höchster Intensität und Fülle erklingen ließen und in einer Mischung, die eine eigene, besondere lebendige Kraft in sich trug.

Uns bleibt noch übrig, die Religionswissenschaft zu befragen, wie sie das Heilige schildert. Auffallend wenig Brauchbares liefert gerade die Religions-Psychologie. Dafür treffen wir aber unter theologischen Arbeiten auf ein ganz hervorragendes

Werk: „Das Heilige“ von Rudolf Otto [458] (ergänzt durch Aufsätze O. [459])[5].

Versuchen wir, das V o r - Heilige oder das Numinose nach R. Otto darzustellen. Es kommt ihm darauf an, das Heilige ohne das S i t t l i c h e zu erfassen, das Heilige nicht g l e i c h Gut, sondern minus Gut. „Heilig ist mehr als Gut.“ Er sucht „das Heilige minus seines sittlichen Momentes, und . . . minus seines rationalen Momentes überhaupt“ (O. [458] S. 6.) [Die Seitenzahlen im folgenden stets aus O. [458].] Das hebräische Qadosch, das lateinische Sacer entsprächen etwa diesem Moment. „Und in den Anfängen der Entwicklung dieses Momentes bedeuten alle jene Ausdrücke fraglos etwas ganz anderes als das Gute.“ O. sucht nun „einen Namen zu finden, der erstens es in seiner Besonderheit festhält, und der zweitens ermöglicht, die etwaigen Unterarten oder Entwicklungsstufen desselben mit zu befassen und mit zu bezeichnen“. „Das Mehr ist das Numinose“ (S. 7). Und O. redet nun „von einer eigentümlichen numinosen Deutungs- und Bewertungskategorie und einer numinosen Gemütsgestimmtheit, die allemal da eintritt, wo jene angewandt ist“ (S. 7). Oder auch (S. 11): „. . . wo ein Etwas numinosen Charakters gefühlt wird, oder wo das Gefühl von sich aus ihm sich zuwendet, also erst infolge einer Anwendung der Kategorie des Numinosen kann als sein Begleit-gefühl das Kreatur-gefühl im Gemüt entstehen.“

Wir wiederholen: das Heilige ist das Numinose, vermehrt um das Sittlich-Gute. Dem objektiven Numinosen, das rational gar nicht zu fassen ist, entspricht auf der subjektiven Seite das „Kreatur-gefühl“ oder das numinose Gefühl.

„Was und wie aber ist nun dieses — objektiv, außer mir gefühlte — Numinose selber?“ (S. 11.) Otto fragt demnach, welches sind die Eigenschaften einer Art von Vor - Göttlichem, das noch keinerlei Gestalt angenommen, und das noch nicht ethisiert oder sonstwie rationalisiert ist. Er findet an diesem Objektiv-Numinosen sechs „Momente“, d. h. Eigenschaften.

Das e r s t e ist das Moment des „tremendum“. Es wird von Wert sein, besonders die „rohen und barbarischen Vorstufen und Äußerungen “ davon ins Auge zu fassen; denn es kann auf h ö h e -

---

[5] Das Buch zeichnet sich in gleicher Weise aus durch klare, farbige Darstellung wie durch weiten Blick und natürlichen psychologischen Feinsinn; wir müssen ihm für diese Gabe aufs tiefste dankbar sein. Wohlgemerkt, R. Otto [459] (Vorwort) betont ausdrücklich, es läge ihm nur an der Aufzeigung des „Gegenstandes“ eben d e s Heiligen, aber gar nichts am Psychologischen, am psychischen Akt. Die s u b j e k t i v e Seite des Erlebens wird denn auch von O. rein phänomenologisch beschrieben, nach Anwendung der „Methode der Selbstbesinnung“. Obwohl sich Otto dagegen verwahrt, genetische Psychologie des Heiligen zu treiben, so tut er es tatsächlich d e n n o c h. Er will nämlich auch die „Unterarten und Entwicklungsstufen“ des Numinosen m i t einbegreifen (O. [459] S. 6). Heißt das nicht aber, wenn auch vielleicht versteckt, genetisch-psychologisch denken? In der Tat liefert R. Otto höchst wertvolle Einzelheiten zum Genetischen (das doch auch immer eine s u b j e k t i v e, d. h. psychische Seite haben m u ß). Allen Lesern mit tieferem Interesse seien beide Werke dringend empfohlen.

r e n Stufen auch „zu dem stillen demütigen Erzittern und Verstummen der Kreatur werden vor dem — ja, wovor? Vor dem, was im unsagbaren G e h e i m n i s über aller Kreatur ist". Auf den Vorstufen ist das tremendum nichts Furcht - Erregendes, sondern etwas, das „Grausen", „Schauer" und Scheu erregt. Vorstufe ist die „dämonische Scheu", die „gespenstische Scheu", auch der „Gottesschrecken", die „ira deorum". „Und in dem Gefühle für das ‚Unheimliche' (uncanny) hat sie ihre erste Regung. Von ihm und seinem ersten Durchbruche in den Gemütern der Urmenschheit ist alle religionsgeschichtliche Entwicklung ausgegangen."

Das zweite Moment ist das der „majestas", der „Macht", „Gewalt", „Übergewalt". Ihm entspricht auf der subjektiven Seite das Gefühl der eigenen Nichtigkeit und Ohnmacht, das Gefühl der Demut.

Ein drittes Moment des ganzen Mysteriums, des Numinosen, ist das des „Energischen", „die Energie des Numinosen": „Lebendigkeit, Leidenschaft, affektvolles Wesen", „Wille, Kraft, Bewegung, Erregtheit, Tätigkeit, Drang", das Andringende, das „zerdrückt".

Wir sind beim wichtigen v i e r t e n Moment angelangt, dem Mysterium im e n g e r e n Sinne. Zieht man vom ganzen Mysterium tremendum das Moment des Tremendum ab, oder — da im Mysterium, im „Geheimnis" leicht schon „schauervolles Geheimnis" anklingt — zieht man vom Mysterium noch ein Tremendum ab, so erhält man das „mirum" oder „mirabile", das Überweltliche. Das Mirum erregt in der Seele ein „Sich-Wundern", ein starres Erstaunen, einen Stupor, ein „absolutes Befremden". „Das Geheimnis im Sinne des Fremdartigen, Unverstandenen und Unerklärten" ist als das r e l i g i ö s Mysteriöse das e c h t e Mirum. R. Otto nennt es das „Ganz andere" und erläutert seinen Begriff an einem „Zerrbilde", nämlich dem Gespenst. „Des Gespenstes eigentlicher Reiz besteht . . . darin, daß es ein Mirum ist und als solches auf die Phantasie durch sich selber ungemein reizend, Interesse und starke Neugier weckend, wirkt." Es ist „ein Wunderding, ein ‚Unding', ein Ding, das ‚es eigentlich gar nicht gibt'". Das Befremden vor dem religiösen Mirum wird malend gut ausgedrückt durch das griechische *θάμβος* (thámbos): „ein klassischer Terminus für den Edel-Schauder des Numinosen überhaupt. So Mc. 16, 5." „Ein ähnlich malendes Wort wie Thamb, mit ähnlichem Sinne ist unser ‚Baff'-sein . . ."

Fünftes Moment des Numinosen wäre das F a s c i n a n s. Es ist am Numinosen „etwas eigentümlich A n z i e h e n d e s, Bestrickendes, Faszinierendes, das nun mit dem abdrängenden Momente des Tremendum in eine seltsame Kontrastharmonie tritt. Diese Kontrastharmonie, dieser Doppelcharakter des Numinosen ist es, für den die ganze Religionsgeschichte zeugt: mindestens von der Stufe der ‚dämonischen Scheu' an. Sie ist das seltsamste und beachtlichste Vorkommnis überhaupt in der Religionsgeschichte". Das Fascinans ist das Wundervolle, Sinnberückende, Hinreißende, seltsam Entzückende, das oft genug zum Taumel und Rausch sich Steigernde, das Dionysische der Wirkungen des Numen." Die Kreatur hat

immer „den Antrieb, sich zu ihm hinzuwenden, ja es irgendwie sich anzueignen". Rational gefaßt wäre dies etwa Liebe, Erbarmen, Mitleid, Hilfswilligkeit, irrational „Seligkeit", „Beseligung". Anfangs bestand wohl nur die Absicht, die Wunderkraft des Numen sich anzueignen für „natürliche" Zwecke. Dann aber wird die eigene Erfüllung mit dem Fascinans Selbstzweck und erreicht ihren höchsten Grad in dem Bestreben, sich mit dem Numen zu „verselbigen", mit ihm in Eins zu verschmelzen.

Gehen wir zur letzten, sechsten Eigenschaft des Numinosen über. Es ist das Sanctum oder Augustum. War das Fascinans jene Seite am Numen, wodurch es subjektiven, beseligenden Wert für den einzelnen hatte, so wäre das Sanctum der objektive Wert, ein unvergleichlichen Respekt Heischendes. Aber nicht etwa Furcht vor einem Übergewaltigen, einer tremenda majestas wäre die subjektive Haltung der Kreatur davor, sondern ein innerlichstes Anerkennen, eine „anerkennende Beugung gegenüber heiligstem Wert", zugleich mit dem Gefühl des eigenen Unwertes (religiös = Sünde). So wird das Sanctum als Wert zum Augustum, zum „Erlauchten, Illustren".

Dies wären die sechs Eigenschaften des Numinosen, des Vorheiligen. Mit Überraschung erkennen wir abermals, auch in der theologischen Schilderung, die besprochenen sechs Elemente des alltäglichen Eindrucksvollen wieder[6]. Jetzt bleibt nur übrig, von den höchsten Graden des Eindrucksvollen, wie sie der Gottheit gegenüber erlebt werden, ein paar Stufen herabzusteigen, und wir sind ganz in unserer irdischen, allzuirdischen Welt, und damit auch wieder in der Welt unseres Problems.

Die Majestas des Numinosen wird dann zum eindrucksvoll Überlegenen, das Energicum zum Zwingenden, das Fascinans zum Lockenden, das Mirum zum Besonderen, Fremdartigen, das Tremendum zum Unheimlichen und das Sanctum zum Herrschenden.

Der Zusammenklang der sechs Einzeltöne des Numinosen im Akkord ergibt natürlich ein Mischgefühl, einen Mischaffekt. So läßt sich nunmehr von einem numinosen Mischgefühl reden[7].

Ruskin hat das numinose Gefühl einmal ganz wundervoll beschrieben (Of many things, Chap. XVII, § 19 in modern painters, vol. III, pop. ed., London, Allen, 1906, S. 309). Das numinose Gefühl, wie es ohne Einmischung von etwas Ästhetischem, Ethischem, Religiösem für sich erlebt wird. (Vgl. auch die wichtigen, ausgezeichneten Anmerkungen von R. Otto [459] S. 57 dazu.) Weil alle solchen, fast lyrischen Gefühlsschilderungen durch

[6] In Wirklichkeit sind wir natürlich den umgekehrten Weg gegangen; wir versuchten, als Psychologen, genetisch zu denken.

[7] Es erscheint beinahe befremdend, daß R. Otto, als so feinsinniger Psychologe dies nicht erkannt hat, obwohl er doch von der bemerkenswerten „Kontrast-Harmonie" spricht. Diese ist aber nichts anderes als die Ambivalenz des Tabu, von dem, bevor wir R. Otto kennenlernten, unsere erste Konzeption ausging; auf dem Boden dieser Ambivalenz kann erst das intensive Mischgefühl des Numinosen entstehen. Otto erwähnt aber das Tabu mit keiner Silbe.

Übersetzung nur verlieren können, geben wir die Stelle im Original (z. n. Otto [459] S. 56):

„Lastly: although there was no definite religious sentiment mingled with it, there was a continual perception of Sanctity in the whole of nature, from the slightest thing to the vastest; — an instinctive awe, mixed with delight; an indefinable thrill, such as we sometimes imagine to indicate the presence of a disembodied spirit. I could only feel this perfectly when I was alone; and then it would often make me shiver from head to foot with the joy and fear oft it, when after being some time away from hills, I first got to the shore of a mountain river, where the brown water circled among the pebbles, or when I first saw the swell of distant land against the sunset, or the first low broken wall, covered with mountain moss. I cannot in the least describe the feeling; but I do not think this is my fault, nor that of the English language, for I am afraid, no feeling is describable. If we had to explain even the sense of bodily hunger to a person who had never felt it, we should be hard put to it for words; and the joy in nature seemed to me to come of a sort of heart-hunger, satisfied with the presence of a Great and Holy Spirit. — These feelings remained in their full intensity till I was eighteen or twenty, and then, as the reflective and practical power increased, and the „Cares of this world" gained upon me, faded gradually away, in the manner described by wordsworth in his Intimations of Immortality."

Da wir ein greifbares, objektives Objekt, dem solche numinosen Mischgefühle gelten könnten, nicht anerkennen, entsteht das Problem: gibt es Gefühle auch ohne Objekt, auch ohne wirklich Erkanntes? H. Maier [342] meint: ja, aber das Problem wäre schwierig. Sicher wäre, daß Gefühle nicht immer von Erkenntniselementen begleitet; es gäbe Gefühle ohne jede kognitive Vorstellung des Gefühlsobjekts, dieses würde „emotional" vorgestellt, und das Objekt nicht immer bemerkt. Dieser Auffassung schließen wir uns an und fügen hinzu: bei einem Gefühl, wie es Ruskin beschreibt, liegt die intellektuelle Seite, der sogenannte Vorstellungsinhalt, in der Sphäre, im unformulierten Fühldenken, undifferenziert und komplex, in Form eines ganz weiten allgemeinen Schemas. Das Schema ist durchaus noch nicht mit geformtem Inhalt, geschweige denn mit rational Geprägtem ausgefüllt; es bewegt sich in einer ganz abstrakten Richtung, die etwa auf das „Dasein" überhaupt, auf Leben, Welt, Sinn der Welt, andere Welt hinweist, auf alle Rätsel von „Ich und Welt", auf Geheimnis, auf Unbegreifbarkeit.

Im Pathologischen nimmt auch Jaspers [501] (S. 78) inhaltlose, gegenstandslose Gefühle an. Nun ist aber das Pathologische häufig nichts anderes als aufgedecktes Archaisches. Also je näher der Sphäre, der archaischen Schaltung, desto eher kommen solche Gefühle vor, vielleicht nicht ganz ohne intellektuellen Inhalt, sondern mit einem Vorstellungsschema, das im höchsten Maße komplex, noch völlig undifferenziert und zugleich abstrakt wäre. Welt- und Ichzustand werden komplex, fühldenkend, in einer Stimmung in Eins verschmolzen. Psychopathen mit starker archaischer Schichtung erleben eher solche Gefühle; man vergesse auch nicht, daß Ruskin später geisteskrank wurde; das will an dieser Stelle besagen, daß seine Psyche leichter auf Archaisch geschaltet werden konnte.

Für unsere Untersuchung hat das Werk von R. Otto nicht bloß den Wert, daß uns ein theologischer, religionsgeschichtlicher For-

scher das Heiligen-Erlebnis meisterhaft schildert, sondern daß wir zur weiteren Arbeit Formeln gewinnen. Gleichsam psychologisch-mathematische Abkürzungen, deren wir sehr bedürfen, denn wir haben noch einen langen, verzwickten Weg vor uns. Mit der psychologischen Analyse der einzelnen Töne des Eindrucksvollen und ihrer Zusammensetzung zum Akkord des numinosen Mischgefühls haben wir eine Grundlage gewonnen und brauchen später nicht immer wieder zu zergliedern, sondern können einfach unsere formelhaften Abkürzungen in die jeweilige Gleichung einsetzen.

Wir kürzen folgendermaßen ab: majestas (das Überlegene) = mj; energicum (das Zwingende) = en; fascinans (das Lockende) = fc; tremendum (das Unheimliche) = tr; mirum (das Besondere) = mr; sanctum (das Herrschende) = sa.

Ausdrücklich sei, im Interesse des Rhythmus der sprachlichen Darstellung, bemerkt, daß die Abkürzungen immer voll ausgesprochen und gelesen sein wollen. Also tr wird nicht gelesen te-er, sondern tremendum, fc nicht ef-ce, sondern fascinans usw. Die Abkürzung dient nur der Raumersparnis und der Übersichtlichkeit; ihre Nützlichkeit wird der Leser in seinem eigenen Interesse bald begreifen und spüren.

DER GENIE-AKKORD

Nunmehr wenden wir den Gefühlsakkord des Vor-Heiligen auf das Genie-Erlebnis an. Solche Anwendung ist nicht bloß erlaubt, sondern sogar wissenschaftlich geboten. Denn auch R. Otto schließt ja die Entwicklungsstufen und Vorstufen des Numinosen in dessen Begriff mit ein. Vieles kann nämlich mit numinosem oder vornuminosem Mischgefühl erlebt werden: Landschaften und Bauwerke, bei Primitiven auch Tiere, Feuer und Sonne, Schamanen und zaubernde Medizinmänner.

Um wieviel eher das Genie, der Halbgott. Werden doch auch religiöse Heilige, wie Jeanne d'Arc oder Christus, von vielen Autoren Genies genannt, ein Beweis dafür, daß die Begriffe Heiliger und Genie ganz fließend ineinander übergehen[8].

[8] Zum Überfluß noch eine andere Stütze für unsere Auffassung. Auch Cahan [82] wendet die Psychologie des Gottesbewußtseins auf die Psychologie der Genie-Wirkung an. Das stärkste Motiv zur Entstehung eines Geniebegriffs wäre das Staunen. Aus der Unerklärbarkeit entstehe die Übermacht. „Das Genie ist der Begriff seines Mysteriums." Wie Gott gegenüber komme noch Dankbarkeit für Schaffen und Werke hinzu. Endlich die Ehrfurcht, sittlich gemilderte Furcht. Manchmal würde das Genie, namentlich das praktische wie Napoleon, direkt angstvoll erlebt, als Dämon, als zerstörende Kraft und Gefahr. Die Meinung wäre verbreitet, jedes Genie müsse etwas Dämonisches an sich haben. — Die Übereinstimmung dieser Analyse Cahans, in allem Wesentlichen, mit der des Numinosen erscheint ebenfalls überraschend. Wir sind offenbar alle auf einem gemeinsamen, objektiven Wege.

Der numinose Gefühlsakkord des Genies stellt eine ungeheure Verwickeltheit vor. Auch beim musikalischen Akkord verschmelzen zuerst viele Tonempfindungen zu einem physikalisch echten Ton, und viele solcher Töne zum Klang (des musikalischen s o g e n a n n t e n „Tons"); jeder Klang hat aber Grundton und Obertöne, und aus dem Dasein oder Fortfall, der Stärke oder Schwäche solcher Obertöne ergibt sich erst die Klangfarbe. Und mehrere musikalische „Töne" wieder erst ergeben endlich den Akkord von Klängen.

Jedes Genie hat andere Klangfarbe, andere Tonart, andere Fülle des Akkords. Wenn nun auf der subjektiven Seite der Verehrer die Mischung einzelner Töne zum Akkord des Numinosen stattfindet, was entspricht dem auf der objektiven Seite? Etwa „d a s" Genie, als Person, als Mensch? Niemals. Eine derartige Annahme bedeutet ja einen der tiefsten Grundirrtümer, die alle bisherige Genietheorie begangen hat.

Genie-Erleben war uns ein Wert-Erleben. $W = \frac{G}{T}$ als $\frac{JP}{V}$. Verbraucher ist die große Genie-Gemeinde, alle, die den Träger als Genie verehren oder so benennen. Das Ich-Positive ist das Erleben des numinosen Akkords, die s u b j e k t i v e Seite — eine Gefühlsbefriedigung des religiösen oder mystischen Anbetungs- und Verehrungstriebes. Der primäre Träger des pot. Wertes ist der historische Mensch. Nun stehen wir vor der Schwierigkeit: Was ist der sekundäre Träger? Und wo steckt die Genußgröße fürs Gefühl, was ist der potentielle Genie-Wert?

Eines sei ein- für allemal scharf herausgehoben: immer findet eine Verdichtung, eine Verschmelzung statt unter den Vorstellungen von Person, Werken, Lebensschicksal u n d Ruhm (d. h. eindrucksvoller Wirkung auf v i e l e). Es ist völlig unmöglich, etwa den Faust Goethes, so, wie e r ihn geschaffen und gemeint, genau für sich a l l e i n , r e i n als Werk, auffassen und genießen zu können. Schon jeder liest mit seiner e i g e n e n Brille den Faust (meint das Werk also n i c h t ganz genau, wie es Goethe gemeint); das Werk erlebt bereits beim Durchgang durch den Verbraucher eine leise Abwandlung. Doch dies nur nebenbei. Das Werk Faust ist ganz untrennbar von der Vorstellung: den hat G o e t h e geschrieben. Und mit dem Begriff Goethe ist sofort auch der seines ganzen Lebens und Schicksals (samt all seinen Einzelheiten, Friederike usw.) gegeben. Aber a u c h die Vorstellung seiner Person und ihrer Eigenschaften, seines unermüdlichen Strebens, seiner Selbsterziehung zur Abgeklärtheit und vieles andere. Weiter klingt mit die W i r k u n g Goethes auf seine Zeitgenossen, die Werther-Epidemie, die ganze Dynamik seines R u h m s bis hin zur späten, sehr späten Aufführung des ganzen Faust. U n d nicht zu vergessen, was Goethe heute den Deutschen gilt: ein Symbol, ein Banner, ein Panier, unter dem sich alle Geistigsten und Freiesten der Nation versammeln. Endlich klingt mit, wieviel man ihn einst g e s c h m ä h t im kleinen Weimar und sonst, wieviel Neid und Haß ihn getroffen, ihn, der uns heute ein

Nationalheiliger ist, repräsentativ gegenüber dem Ausland, ein Ideal des Deutschen, eine unantastbare Statue aus schneeigem Marmor. All das schwingt mit, wenn der Faust aufgeschlagen, und hüllt auch das kleinste Gedicht von ihm mit ein in die leuchtende Wolke, den Nimbus.

Und umgekehrt: kein Deutscher kann die Vorstellung „Goethe" haben, ohne daß zugleich auch die Vorstellung Faust (als ein Riesen-Komplex) mit anklänge.

Genau so unmöglich, sich das „Werk" Napoleons isoliert vorzustellen. Immer schwingt sein romanhafter Aufstieg zum Kaiser, immer tönt die Verbannung nach Helena mit. — Und wer vermöchte von dem „Werk" Giordano Brunos seinen Flammentod, wer von der bloßen „Lehre" Jesu sein qualvolles Ende am Kreuz hinwegzudenken? — Keiner vermag auch, der in den Bänden Hölderlins oder Nietzsches blättert, zu vergessen, daß sie einst als Geisteskranke geendet.

Primärer Träger des potentiellen Genie-Wertes ist der historische Mensch. Sekundärer Träger aber eine große Summe (Summe, nicht Struktur) von Tatsachen; sie setzt sich zusammen aus den Eigenschaften der Person oder der überlieferten Kunde von ihnen, aus den Werken und ihrer mannigfaltigen Auffassung, Auslegung (die oft mit dem Werk untrennbar verschmilzt), aus der Biographie oder vielleicht aus vielfacher, sich widersprechender Kunde von seinem Schicksal, aus dem Ruhm, wie er objektiv in (mündlichen, schriftlichen) Meinungen niedergelegt erscheint, als überindividuelle, unantastbare Geltung, oder wie er, als immer neu erlebter Eindruck, um uns her fortlebt.

Diese ganze, gewaltige Summe von eigenem Erleben am Werk und zahllosen Überlieferungskomponenten bildet, als einfache Summe, als Konglomerat ohne Struktur, den sekundären Träger. Dieser muß gesetzt werden als Begriff. Denn die Überlieferung könnte ja trügen, könnte unecht oder Legende sein. Der primäre Träger, der historische Mensch, könnte vielleicht ganz anders aussehen als dieser sekundäre Träger, die trügerische Kunde, die wir allein kennen, und die am Ende den primären Träger ganz umgeformt hat, verklärt, idealisiert, die sein Schicksal in Mythe verwandelt hat.

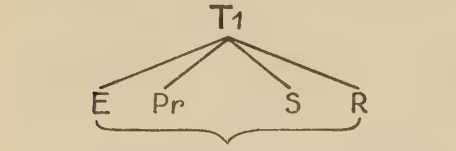
Dieser buntgewürfelte Haufe von Bausteinen könnte sich in seinen Bruchstücken von Tag zu Tag einmal ändern: ein neues Forschungsergebnis fördert ganz andere Auffassung zutage, schleppt ein Urmanuskript herbei, veröffentlicht Briefe oder Tagebücher, die aufgefunden oder freigegeben. Also die Summe vermag in ihren Gliedern verkleinert oder vergrößert zu werden.

Erst wenn der regellose Haufe von Steinen ein stolzer Bau geworden, wenn die Summe Struktur bekommen hat, dann erst haben wir die Genußgröße, den pot. Wert des Genies vor uns, den objektiven Akkord des Heiligen. Ihm erst entspricht auf der subjektiven Seite der numinos gefühlte Akkord der Verehrer. Nicht

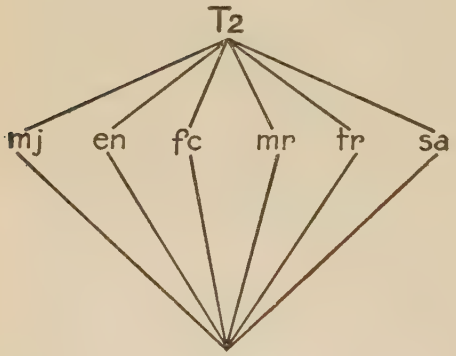
der historische Mensch als solcher ist Objekt der Verehrung, ist die Genußgröße, sondern das B i l d , das sich die Gemeinde von ihm, von seinem Werk u n d Schicksal selber zusammensetzt.

N u r ein Mensch, dessen Person, Werk, Schicksal und Ruhm zu einer derartigen Struktur zusammengesetzt werden k ö n n e n , daß sie gleichsam einen objektiven numinosen Akkord ergibt, nur ein s o l c h e r Mensch kann als Genie erlebt werden, kann bei einer großen Gemeinde ein numinoses Mischgefühl wecken.

Übersichtlich in einem Schema, wenn *E* die Eigenschaften der Person, *Pr* ihre Werke oder Taten, *S* ihr Schicksal, *R* ihren Ruhm bedeutet:



der historische Mensch



Summe der Kunde (ohne Struktur)

G (p W), objektiver Akkord (mit Struktur)

numinoser Gefühlsakkord der Verehrer-Gemeinde

$$W = \frac{G}{T_2} \text{ als } \frac{JP}{VV}.$$

T_1 v e r s c h w i n d e t in der Formel!

Wie schweißen sich nun die sechs einzelnen Metalle in e i n e m Guß zu der bronzenen Heiligenstatue zusammen? mj wäre etwa das überlegene Können, die geschulte Talentbegabung. fc wäre das lokkende Werk. Das en könnte zähe Sachleidenschaft, Selbsttreue bis zum Tode ausmachen. Als mr könnte die unbegreifliche Höhe des Kunst s c h a f f e n s erscheinen oder die Rätselhaftigkeit des Schöpfungsprozesses (Inspiration, Ekstase); aber auch das absolut N e u e des Werkes. Das tr läge oft im Schicksal: für das hohe Werk k e i n Lohn oder sogar L e i d als Lohn. Sa wäre die Anerkennung bei vielen, der positive Ruhm als unantastbare Größe.

Schauen wir auf die bisherige Lehre oder Theorie vom Genie, so kennt sie die geniale Begabung (mj), die geistige Leistung (fc), ein

leidenschaftliches, tiefes Sachinteresse (en), die „Originalität“ (mr), das „tragische Moment“ (tr) und das „Vorbildliche“, das „Epoche-Machende“ (sa). Also auch s o gerechnet stimmt das Exempel: der Akkord ist derselbe. — Wir betrachten die Eindruckstöne nun im einzelnen.

Die Majestas. mj ist die tatsächliche (Goethe) o d e r vermeintliche (Columbus) geistige Überlegenheit. Sie erzeugt für sich a l l e i n, o h n e das fc einer Leistung für den Betrachter, gewöhnlich, wie auch im alltäglichen Leben, bei den meisten Menschen durchaus keine Sympathie oder Liebe; höchstens eine kühle, notgedrungene Anerkennung, oder auch Neid, oder ein Gefühl von Unbehagen, von Ungemütlichkeit, ein Gefühl der eigenen Erdrückung, oder ganz einfach eine Art Furcht und Angst (nicht etwa Grauen). (Nicht zu verwechseln mit dem tr des Schicksals.) Wirksam ist der ich-verkleinernde Minus-Pol aller Ehrfurcht, Ehr-F u r c h t. Nach Hertslet [733] besteht eine Neigung der Menschen und der Geschichte, Anekdoten darüber zu erfinden, daß gewaltige Personen „Gemütlichkeit“ zeigten; „es ist ihnen dann wohler ums Herz.“ So werden von Bismarck gern solche Anekdoten berichtet; denn vielen flößte er Angst ein, und sie zitterten vor ihm. — Weit mehr noch war dies der Fall bei Napoleon. Er wurde als „Dämon“ Europas erlebt, als „tremenda majestas“. Hier schlug die Ehrfurcht in ein leises G r a u e n um und hilft noch heute t e i l w e i s e, das tr im Akkord zu bilden (das H a u p t - tr ist St. Helena).

Das Energicum. Tiefe Sach-Leidenschaft reißt immer mit. So hat beispielsweise R o u s s e a u alle großen Deutschen (außer Goethe) mit fortgerissen. Seine Lehre von der Menschenliebe, vom Zurück zur Natur war vom Feuer eines riesenhaften Ressentiments getrieben und noch dazu faszinierend dargestellt. Fichte, Herder, Schiller, Kant haben alle ihre Rousseau-Phase (Scheler [758]). Wie sehr die Masse dieses tiefe Sachinteresse liebt, erkennt man daran, daß sie im Grunde das V i r t u o s e nicht besonders schätzt. Allzugroße Virtuosität stört, denn sie scheint zu beweisen, daß der Künstler ü b e r der Sache steht, daß er sie m e i s t e r t, daß er nicht von seinem Stoffe e r g r i f f e n ist, daß er nicht mit ihm „ringt“. Dieses R i n g e n (en) will die Menge fühlen. Tatsächlich sind oft große Werke recht herb und ungelenk im Virtuosen (Faust, Peer Gynt), eben w e i l der Schöpfer mit ganzer Seele beim I n h a l t und nicht bei der Darstellung war für andere.

Das Fascinans. Ein fc kann in hundertfacher Gestalt auftreten. Die geistige Leistung, das Werk als Nutzen, als Genuß in jeder Form, als Mittel zur eigenen Icherhöhung. Nicht bloß alles Ästhetische, alle Schönheit (als „subjektive Zweckmäßigkeit“ nach Kant) ist ein fc, sondern auch jeder Erkenntniswert, jedes beglückende religiöse Dogma. Jede I d e a l-Darbietung wird zum fc. Es s c h m e i c h e l t

dem Ich, sein eigenes Persönlichkeitsideal vor sich geformt zu sehen, mit der Möglichkeit, sein Ich damit zu „identifizieren“ (PA). Z. B. Faust für sehr viele Deutsche. Das Ich hat dann T e i l an der Zauberkraft seines Idols, es möchte sich mit dem fc verselbigen, mit ihm verschmelzen, ja es selber s e i n.

Genau so können die persönlichen Eigenschaften des Genies als Ich-Ideal, als fc genossen werden. Wie viele träumen sich in Napoleons eiserne Energie, in seine Rücksichtslosigkeit, in seine Machtfülle ein. Sie genießen ja gar nicht sein „Werk“, seine geistigen Leistungen (die sind längst verweht oder ihnen unzugänglich), sondern i h n als P e r s o n und sein Schicksal als einträumbares Ich-Ideal. (Napoleon s e l b s t träumte sich gern in Alexander oder Mohammed ein.)

Der Gesamtakkord eines Genies kann auch als fc erscheinen in Form eines B a n n e r s , eines Symbols nationaler Größe (Goethe, Bismarck) und auf d i e s e Weise das Ich miterhöhen, als Glied einer so großen, mächtigen Gruppe.

Das Mirum. Ein mr im Genieakkord ist alles Neue, Fremdartige, Geheimnisvolle, Unbegreifliche. Amerikas Entdeckung ebenso wie die ungeheure Verwickeltheit großer Kunstwerke. Das Genie bildet eine „Mittelstufe“ zwischen den Einzelmenschen und transzendenten Mächten, führt Simmel[710] (S. 17) aus; „... denn mit dem Geniebegriff drückte man eigentlich nur aus, daß die bekannten und begreiflichen Kräfte des Individuums zu der Produktion der Erscheinung nicht zulangten.“ — In der Tat geht als mr in den Akkord m i t ein die ganze Konstellation, das, was man immer am Genie das „Glück“ genannt hat, das es haben müsse. Aber n i c h t ein geborenes Genie hat Glück, sondern dieses Glück, diese günstige Gesamtkonstellation formt ja erst (als ein mr) m i t den Akkord. Dieser kommt o h n e das Glück ü b e r h a u p t nicht zustande. Die a l l e r k l e i n s t e Änderung in der Konstellation hätte verhindert, daß der Genieakkord jemals m ö g l i c h gewesen wäre. E i n e Kugel 10 cm weiter nach links und der ganze Akkord Napoleons war zum Teufel, hätte nie existiert.

Ein mr ist für den Laien auch jedes künstlerische Schaffen höheren Grades. Kant wollte nur auf den K ü n s t l e r den Geniebegriff angewandt wissen; denn dieser war i h m, dem trockenen Rationalen, ein Mysterium, ein mr. Die D e n k e r - Arbeit aber bedeutete ihm k e i n Geheimnis, also k e i n mr.

Das Tremendum. Das allerprimärste Moment in jeder Religionsentwicklung und bei allen mystischen Erlebnissen ist das tr (Otto[459] S. 66). Jemand, der k e i n tr aufzuweisen hat, kann viel viel schwerer als Genie erscheinen; er müßte schon eine gewaltige mj mitbringen. Aber ein starkes tr trägt auch eine schwache Begabung unglaublich weit.

Zuerst das tr am W e r k. Etwa das Unheimliche der ganzen

Zauberatmosphäre im Faust, in Meyrinks Golem, in den Novellen von Poe und Hoffmann, das Grauenerregende im Ödipus.

Zweitens das tr der Person. Diese kann durch den Schleier der Werke hindurchschimmern. Spengler [758] (I, S. 355) meint von Michelangelo: „So erklärt sich das einsame, furchtbare Ringen dieses wohl unglücklichsten Menschen innerhalb unserer Kunst, das Fragmentarische, Gequälte, Unersättliche, das terribile seiner Formen, das die Zeitgenossen ängstigte." — Auch Shaw beweist ein feines Gefühl für das persönliche tr (die mj als tr). Shaw [1101a] (S. 12) bespricht die Furcht, die „geistige Riesen" ihren Mitmenschen einflößen, so daß sie den Riesen ans Leben möchten. „... nicht bloß Neid, weil die Gegenüberstellung eines Überlegenen ihre Eitelkeit verwundet", „sondern ganz einfach und ehrlich deshalb, weil sie ihnen Furcht einjagen" — „... die durch ein überlegenes Wesen eingeflößte Furcht ist ein Mysterium, das nicht wegdiskutiert werden kann." „Da sie unmeßbar ist, ist sie unerträglich." [Grauen schlimmer als Furcht.] Shaw unterscheidet endlich scharf und fein die „gesetzmäßige und konventionelle Überlegenheit", die Furcht einflößt, als „begründete Furcht vor abschätzbaren und vermeidlichen Folgen" von der „seltsamen Überlegenheit eines Christus" und der „Furcht, die sie einjagt" und die den Schrei entlocke: „Kreuziget ihn!" So hätte man Christus, Sokrates, auch Johanna hingerichtet.

Wir bemerken dazu: die Masse als solche hat wenig Ratio, sie weist leicht die Bipolarität oder Ambivalenz des Archaischen auf. Gehorchen oder Sich-Auflehnen, Anbeten oder Kreuzigen. Aus solcher Bipolarität des Massenerlebens entsteht später, durch Vereinigung, wieder das Mischgefühl des Tabu. Die Masse schafft sich teilweise manchmal durch ihr archaisch-hypobulisches Handeln selbst ihren späteren Fetisch.

Viel wichtiger als an der Person ist nämlich drittens das tr im Schicksal. Das Mindeste ist der Tod; vorher schwebt ziemlich selten einer sehr vielen als unantastbares Genie vor. Wirksamer noch ist ein schlimmes Schicksal; Prometheus stellt das wahre Symbol dar. Weil er den Menschen das Feuer geholt, es von Zeus geraubt hatte, wird er an den Felsen geschmiedet, und der Adler zerfleischt ihm die Leber. Das ganze 18. Jahrhundert schwärmte von diesem Genie-Prometheus.

Paola Lombroso [60] hat den Nachweis geführt, daß Unglück einer der häufigsten Faktoren in der Geschichte der Genies ist. — Und wir können jetzt sagen: nicht das Genie ist an sich unglücklich, sondern wer, bei sonst gleicher Leistung, unglücklicher war, hat eher Aussicht, Genie zu werden. Denn dann fehlt seinem Akkord nicht der wichtige Ton des tr.

Das tragische Schicksal, Leid als Lohn, wird vom späteren Verehrer wie eine Schuld gefühlt, die man sühnen müßte. Ehrfurcht vor dem Genie, mahnt eine Verlagsanzeige, in der ein Werk von Sternheim über Wilde angepriesen wird. „Ehrfurcht vor dem Genie, dem größten, das England seit Shakespeare gebar, treibt den geist-

verwandten Dichter, die furchtbare Schuld zu sühnen, die England und mit ihm Europa durch die Vernichtung Wildes auf sich lud." (Querschnitt V, H. 3. 1925.)

Alle Schmähungen, alle Angriffe werden zu einem tr, aber wohlgemerkt, erst nachträglich betrachtet. Denn genau dieselbe Sorte von „lieben Nächsten" beteiligt sich bei Lebzeiten des späteren Genies mit Lust und Eifer an seiner Herabsetzung, Verleumdung und Beschimpfung.

Die Menschheit zeigt geradezu ein Verlangen nach solchem tr bei verehrten Heroen. „Ich kann mir eine Schönheit ohne ein damit verbundenes Unglück gar nicht vorstellen," bekennt naiv Baudelaire (z. n. Adler [516] S. 180). Und Zilsel [92] (I, S. 28) berichtet, daß im griechischen Altertum viele Athleten nach ihrem Tode als Heroen religiös verehrt wurden; dabei wurden überall in den Legenden gerade die traurigen Lebensschicksale hervorgehoben: frühes Sterben, Unglücksfall, Aberkennung von Siegen (bei Kleomedes, Euthymos, Theagenes, Olbotas, Diogenetos usw.).

Auch in der germanischen Mythologie tritt der Hunger nach dem Reiz des tr sehr deutlich zutage. „Wie bei den Göttern, so findet man auch bei den Helden Mangel an Gliedern: Odin ist einäugig, Tyr einhändig, Locki (? = Hephaest) lahm, Hödr blind, Vidar stumm, nicht anders Hagano einäugig, Walkeri einhändig, Günthari und Wieland lahm; blinde und stumme Helden gibt es viele. Aber es scheint heldenmäßig, daß die Kindheit und erste Jugend ein Fehler verunstalte und aus solchem Dunkel hernach plötzlich die leuchtende Erscheinung, gleichsam die zurückgehaltene Kraft vortrete" (Grimms Deutsche Mythologie).

Die tiefere Psychologie dieses Verlangens nach dem tr liegt nicht ohne weiteres auf der Hand. Mischgefühle sind zweifellos ein sehr hoher Gefühlsgenuß; wird aber nur dieser gesucht? Oder will man unbewußt durch leise Negation einen Wert noch positiver hinaufsteigern? — Oder — verlangt das Selbstgefühl, beleidigt durch die Größe des andern, nach einem Ausgleich? Wäre dem Selbstgefühl, genau wie bei den Primitiven, nur ein geopferter Gott erträglich? Steckt eine heimliche, tiefe, ganz unbewußte Feindschaft gegen den Heros dahinter, ja selbst ein Haß? Leid versöhnt und bringt menschlich näher: auch nur ein Mensch. Die Atmosphäre wird sofort vertrauter, gemütlicher, wärmer; die schneidende Kälte der Überlegenheit des andern beginnt zu schmelzen. Gekreuzigt, als Mensch, wird der Gott zum tiefheimlichen Genuß.

Und dann wieder (der Mensch ist ja das seltsamste aller Tiere), dann wieder bäumt sich alles in ihm dagegen auf, gegen die Sinnlosigkeit solches Schicksals. Sinnlosigkeit weckt Grauen; sie ist allzu ichfremd, sie ist unerträglich und auf diese Weise ein sehr starkes tr. Der Widerspruch gegen Sinnlosigkeit will wieder gut machen, will sühnen, will selber Gerechtigkeit schaffen, wenn es das Schicksal nicht getan; er will die Sinnlosigkeit ausgleichen, in Sinn verwandeln, indem er auf den sinnlos Gequälten nachträglich alle

Anerkennung, allen Ruhm häuft, soviel ihm nur möglich. Das alles aber im tiefsten Grunde nicht eigentlich dem zuliebe, den das grausame Schicksal getroffen, sondern dem zuliebe, der den Anblick von Sinnlosigkeit nicht verträgt, dem, der den Ruhm verleiht. Die sinnlos verbrannte Johanna wird 500 Jahre später heilig gesprochen; und der arme, zerquälte Mensch Jesus wird buchstäblich zum Gotte, zu Christus erhoben, was ohne das Kreuz nicht so leicht möglich gewesen wäre.

Und noch ein Motiv mag hinzukommen. Ein dunkles Schuldgefühl treibt die Menschen, auszugleichen, zu sühnen; denn sie fühlen wohl dumpf: du bist ja auch einer von denen, die alles Höhere neidvoll herabzuziehen trachten, auch du möchtest am liebsten alles Überlegene heimlich irgendwie erdolchen.

Schließlich hat das tr noch eine ästhetische Nebenwirkung. Wie die erste glänzende Leistung mit ihrem Ruhm den Anfang eines Schicksals betont, so hebt ein tr das Ende heraus, höchst eindrucksvoll und mit tiefer Wirkung gerade des Kontrastes. Am einen Ende einer Reihe ein leuchtendes Weiß, am andern Ende ein düsteres Schwarz: das haftet im Gedächtnis, denn die Menschen vergessen ja sonst so leicht. Das tr verleiht einen starkbetonten, ästhetischen Abschluß, wie der Tod des Helden in der Tragödie.

Das tr kommt häufig mit einem mr untrennbar verbunden vor: das tr als mr, das mr als tr wirksam und beides als mr-tr in einem intensiven Mischgefühle vereint. (Sehr hübsch bei Shaftesbury, vgl. Jaspers [328] S. 168.) Genies werden gern, wie auch Götter, mit „Seligkeit und Grauen" erlebt; und gar nicht so, als ob sie eigentlich längst gestorben und zu Asche zerfallen, sondern als ob sie noch „um einen schwebten", in einer Art leibhaftiger Bewußtheit, als ein Mysterium tremendum. Ebenso mischt sich ein Grauen und Entsetzen mit ein, wenn die „Nähe Gottes" erlebt wird (vgl. James [447] S. 54 f. und Jaspers [543] S. 159).

Das Sanctum. Erst wenn ein Mensch von einer großen Gemeinde als ein heiliger Wert, als ein Genie anerkannt ist, läßt sich von einem sa sprechen. Damit wird das Genie tabu, unantastbar. Weh dem, der daran rührt; ihn trifft der Zorn der Allgemeinheit wie ein elektrischer Schlag. Das berührte Tabu rächt sich selbst. Später „übernimmt die Gesellschaft die Bestrafung des Verwegenen" (Freud [434]).

Wie das sa, also der Ruhm als Genie, zustandekommt, all die Wege und tausend Entwicklungsstufen, besprechen wir bei der Dynamik des Ruhms. Nur soviel: fast nie erstrahlt das Genie sogleich hell und weiß, sondern die einzelnen Spektralfarben leuchten zuerst einzeln auf. Es dauert oft Jahrhunderte, bis die Einzelfarben sich zum strahlenden Weiß, zur Einheit sammeln. Wo aber setzen sie sich zusammen? Wo ist dieses Weiß? Nur in dem subjektiven Akkord der Gemeinde, in dem numinosen Gefühl der Verehrer. Objektiv ist bloß ein gewürfelter Haufe von Überlieferung

(einschließlich der Werke) gegeben, eine Summe, die nur der Name des Genies vereinigt. Aus dieser Summe vermag der Verehrer die Struktur eines Genies aufzubauen; aber ebensogut kann vielleicht ein kühlrationaler Forscher aus der gleichen Summe die Struktur eines armen Gestörten, eines Geisteskranken erstehen lassen. Die Subjektivität des numinosen Akkords muß mit aller Energie des Gedankens festgehalten werden. „Wenn sich nur das Gemüt bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebend zu nennen," sagt Schiller. Und Kant meint (Kritik und Urteilskraft § 26): „Man sieht hieraus auch, daß die wahre Erhabenheit nur im Gemüte des Urteilenden, nicht in dem Naturobjekte, dessen Beurteilung diese Stimmung desselben veranlaßt, müsse gesucht werden."

Die Ähnlichkeit der Geniewirkung mit der des Erhabenen überhaupt oder mit der des tragischen Helden fällt auf. Vielleicht immer nur eine engere Gemeinde erlebt ein Genie halbreligiös, numinos. Im weiteren Umkreis schließt sich eine Gemeinde an, die das Genie nur abgeschwächt erlebt, rationaler, abgeblaßter, ohne die große Intensität des Gefühls, sondern „nur" ästhetisch oder künstlerisch, wie man etwa ein tragisches Schauspiel genießt. Gewiß ist religiös nicht ästhetisch, wie R. Otto betont; aber es finden sich völlig fließende Übergangsmischungen zwischen ästhetischer und religiöser Wirkung, wie wir später noch sehen werden. Wird das Genie öfters als erhaben oder als ästhetisch-tragisch erlebt? Oder ist dies nur scheinbar ästhetisch und im Grunde doch numinos (abgeschwächt, rationalisiert)? Das Problem ist nicht einfach[9].

Die echte Tragik webt da, wo es ernst wird, wo es wirklich auf Tod und Leben, auf Sein oder Nichtsein geht. Weidel[763] hat nicht so unrecht: das eigentlich Tragische ist ein Sich-Aufbäumen gegen die Sinnlosigkeit des Weltlaufs. Die Erhebung in der dichterischen Tragödie geschähe nicht durch das eigentlich Tragische, sondern durch ästhetische und moralische Lustgefühle.

Setzen wir in die alte Formel des Aristoteles „Mitleid und Furcht" statt dessen die Größen „bewundernde Sympathie und Grauen" ein, so nähern wir uns einem mr-tr des numinosen Akkords. Aber das echte tragische Erleben ist wirkliches Grauen, ein Erschauern vor den Sinnlosigkeiten dieser Welt, der wirklichen Welt. In der dichterischen Tragödie ist das Tragische nur ein Schatten des echten tr, es ist ja „nur Spiel" und dient zur Wertsteigerung durch grauenhafte Verneinung, zur Erzeugung eines intensiven Wertmisch-

[9] Die Philosophie des Tragischen und namentlich der Tragödie liegt noch immer etwas im argen. Viele Feinheiten bei Lipps [743]. — Es ist überraschend, wie man alle Momente des Numinosen oder Vor-Numinosen am tragischen Helden wieder erkennt. Philosophie und Ästhetik der Tragödie könnten erheblich gefördert werden, wenn sie mit dem Begriff des Numinosen arbeiten würden; der Verfasser behält sich dies vor für später.

gefühls: der ästhetische Akkord eines fc, en, mr, mj gesteigert durch ein tr. Eben daß es nur Spiel ist, erhöht den Genuß und das Wohlbehagen des Zuschauers. Der tragische Held ist demnach bloß abgeblaßt numinos, nur ein Schattenspiel.

Die Geniewirkung kann ähnlich sein. Aber im allgemeinen steht sie bei den inbrünstigen Verehrern der religiösen Wirkung viel näher. Denn das Genie ist kein Held auf den Brettern. Es hat wirklich gelitten, es hat wirklich geblutet, so oder so. Und wir halten auch seine lockende Gabe tatsächlich in Händen. Der tragische Held ist ein schöner, schauriger Schein. Das Genie war ein leuchtendes, gekreuzigtes Sein. Wo Scheiterhaufen flammen, wird auch der tiefste Kern der Persönlichkeit mit erhellt: greifbar sieht der Zuschauer vor sich die todestreue Sach-Leidenschaft und den ethischen Adel. Und ebenso strahlt das goldene Kleinod des Werkes um so heller, je mühsamer und je tiefer es heraufgeholt war aus Dunkel und Leid.

DER RUHM.

Übersicht. Ruhm: die bei vielen lebendige Kunde von etwas (früher oder noch) ganz besonders Eindrucksvollem. Von jetzt ab meinen wir, da nicht der herostratische Ruhm zur Untersuchung steht, nur noch den positiv wertenden Ruhm, das Rühmen oder das Gerühmtwerden. Und auch nur den primären Ruhm der schaffenden Person selber (nicht etwa den angegliederten wie z. B. den einer Geliebten Goethes).

Ruhm ist keineswegs gleichbedeutend mit Wirkung oder Erfolg. Jemand kann sehr starke Wirkung ausgeübt haben und völlig unbekannt bleiben; er kann durch seinen Heldentod eine Schlacht tatsächlich entschieden haben, und niemand weiß davon und von ihm. In der Politik sind dauernd zahlreiche Menschen höchst wirksam, ohne daß man viel davon wüßte: Frauen oder so manche „rechte Hand", die eine Marionette bloß tanzen läßt. Die Urheber vieler real wirksamer Erfindungen nennt niemand. (Die Überschrift unseres vierten großen Abschnitts will besagen: sozialpsychologische, soziologische Wirkung.)

Auch Erfolg ist noch nicht Ruhm. Einer kann (als Arzt, als Großindustrieller, als Kaufmann, als Techniker) starken Erfolg haben, d. h. er kann Geld, Einfluß, Macht, Ehre in seinem Kreise gewinnen. Darum brauchen aber noch nicht allzuviele von ihm zu wissen; seine Person oder seine Taten interessieren nicht besonders, jedenfalls läßt sich nicht von Ruhm sprechen.

Ruhm entsteht erst, wenn die Person selber eindrucksvoll geworden. Dies vermag sie durch glänzende Eigenschaften zu werden, durch ein eindrucksvolles Werk für viele (so daß man fragt: wer ist der Urheber?) oder durch ein auffallendes Schicksal. Es gibt Erfolg ohne Ruhm und Ruhm ohne Erfolg. Aber vom einfachen Ruhm der Person bis zum Genie-Ruhm ist ein weiter Weg; auf diesem Wege wächst langsam das Sanctum heran[10].

[10] Es befremdet, über die Dynamik des Ruhms nur sehr wenig Literatur zu finden. Die Soziologie ist vielleicht noch zu jung. Einiges Wenige liest

Formt das Genie die Geschichte? Ja, sagen Carlyle, Emerson, Schopenhauer, Nietzsche, die Ranke-Schüler usw. N e i n, sagen Saint-Simon, Comte, Taine, Lamprecht usw. Das Genie existiert nicht, es ist kollektiv-psychisch ein Produkt des Milieus. B e i d e Faktoren sind wirksam, sagen Bernheim, Stein, Xénopol, Barth (n. Hirsch).

Die Lehre vom Ruhm vermag alle Zweifel zu beseitigen. Fortwährend findet eine wechselseitige Verflechtung von Person und Milieu statt, ein unentwirrbares, gegenseitiges Durchdringen, das noch dazu in stetigem Flusse begriffen ist.

Die Meinung der Naiven (und dazu gehören in der Geniefrage die allermeisten Gelehrten) wäre einfach die: das Gute, der Wert an sich, die hervorragende geniale Begabung setzt sich immer durch, so oder so, früher oder später, im Notfall wird das g e b o r e n e Genie von einer „gerechteren" Nachwelt anerkannt. Wie wenig entspricht dies der Wirklichkeit. Auch Julian Hirsch hat erkannt, daß die „Eminenz" des Individuums b e i w e i t e m nicht genügt.

„Ruhm ist eitel. Verdienten Menschen je eine Lobrede? Man hat sie nur gerühmt, weil sie Lärm gemacht haben", meinte weltklug Friedrich der Große. — In der Tat: setzen wir „Eindruck" für Lärm, so treffen wir den Kernpunkt.

Niemals finden wir Ruhm ohne wenigstens e i n e n Ton des Eindrucksvollen. Nur wer durch mj imponiert, wer durch ein fc die Begehrlichkeit weckt, wer durch ein en mitreißt, durch ein mr irgendwie die Neugierde lockt und befriedigt oder wer durch ein tr Grauen und Ausgleichsbedürfnis wachruft, nur der kann berühmt werden. Oft klingen zwei oder mehr der Töne zusammen. (Jeder kann leicht unzählige Beispiele sammeln.)

Die allermeisten Berühmten werden n i c h t als Genie im engeren Sinne gefeiert und verehrt. Erst wenn numinoses Erleben mit dem Ruhm zusammentrifft, besser: wenn a l l e Töne des Ruhms stark zu einem numinosen Akkord zusammenklingen, erst dann ertönt der Ruhm a l s Heiliger, a l s Genie. Meist bleibt der Ruhm auf einer Vorstufe stecken; es f e h l t ihm an Tönen für den vollen Akkord oder die Töne werden nicht von den sehr Vielen vernommen.

Genie-Ruhm heißt: die Dynamik, wie einer bei den sehr Vielen numinose Gefühle erweckt.

---

man verstreut bei Philosophen: Schopenhauer (Parerga I. Von dem, was Einer vorstellt. II, Kap. 20. Neue Paralipomena, Kap. 16), auch Nietzsche. Aber alles nur kurz und oft sehr subjektiv. So waren wir genötigt, Eigenes zu entwerfen. Endlich fanden wir noch die schöne Arbeit von Julian Hirsch [695], die offenbar viel zu wenig bekannt ist. Ein ausgezeichnetes, kluges Buch, etwas kühl und rational, aber nirgends fehlgreifend, höchstens ergänzungsbedürftig (das Eindrucksvolle und das Numinose fehlen ganz). Anordnung und Ziele sind zwar gänzlich verschieden von unseren Aufstellungen, aber mit der Grundauffassung von Hirsch stimmen wir erfreulich überein und haben auch viele Einzelheiten verwerten können, die wir jedesmal zitieren.

Der Unbekannte. Da sitzt er, der junge Napoleon: nagenden Ehrgeiz, Melancholie und gespannte Unruhe im Blut. Noch gilt er keinem als Genie. Nichts, als ein unbekannter Jüngling mit seinen Gaben, die aber auch erst geschult und entwickelt werden müssen. Nicht einmal ein Werk hat er aufzuweisen; was hätte er überhaupt der Menschheit zu geben, wenn sie ihn fragte? Ich habe nichts als hier die Pläne, um euch und Europa zu beherrschen, um meine Machtgier an euch auszulassen, euch unter meine Soldatenstiefel zu treten. Und was würden die Menschen ihm antworten: Du, ein Genie? eingeborenes Genie? Ein Verbrecher bist du, ins Gefängnis mit dir. — Aber Napoleon hat nicht so gesprochen, er hat sich immer gehütet, die Wahrheit zu sagen; und so erreicht er es doch, daß ihn Unzählige zu ihrem Halbgott erhoben, zu ihrem Persönlichkeitsideal, zum Genie. Aber die Konstellation, das „Glück" läßt sich nicht wegdenken aus dem Komplex, der sich „das" Genie Napoleons nennt.

Talent, Charakter, Schule, Erziehung, Wirkung der Umwelt, Ausbildung der Gaben, Übung, Erfahrung und, im besten Falle, ein greifbares Werk — solcher Komplex hockt immer und überall hundertfach da und wartet (bewußt oder unbewußt) sprungbereit auf — die günstige Konstellation. Nur wenige Forscher ahnen, was alles an hoher und höchster Begabung verkümmert oder ruhmlos zugrunde geht oder rasch unverdient vergessen wird. Hohe Begabung allein läßt nicht zum Genie werden. Das beweisen die vielen Fälle, wo das „schöpferische" Talent nur gering war, oder wo es gar nicht vorhanden.

Genie ist ein Werturteil. Mindestens einer muß es gefällt haben, muß den Eindruck eines Genies gewonnen haben.

Der Eindruck. Von größter Wichtigkeit ist häufig, daß einer auf einen Mächtigen, Einflußreichen oder auf eine kleinere Gruppe numinos gewirkt hat. So hat Jesus auf die Mehrzahl seiner Zeitgenossen gar nicht numinos gewirkt, sondern erregte höchstens Anstoß; aber die kleine Gruppe der Jünger erlebte ihn numinos, und diese Wirkung hat dann immer weitere und weitere Kreise gezogen (vgl. Otto [458] S. 176 f.). Ähnlich hatte Mohammed zuerst nur einen ganz kleinen Kreis von Verehrern (seine Frau usw.), denen er numinos erschien. Auch Goethe hat recht bald auf einflußreiche Zeitgenossen solche Wirkung geübt. Die ästhetischen Theorien des 18. Jahrhunderts, der ganze Zeitgeist warteten ja auf den Dichter-Prometheus, auf den unbekümmerten, wilden, regellosen Genius, der aus dem Unbewußten schöpfte wie die Natur, wie Shakespeare, der Neu-Entdeckte. Los von der rationalen Regel-Dichtung der Franzosen und des Barock! Goethe verkörperte mit Goetz ein Zeitideal, und Ideale sind immer schon halb numinos.

Propheten und Dichter haben es leichter, so zu wirken, weil ihr Werk bereits an sich eine halbnuminose Note trägt. Aber solche Fälle bilden immer die Ausnahme; meist muß sich langsam Ton an

Ton gliedern, bis der volle Akkord erklingt. Dies liegt allein schon an den Umständlichkeiten der technischen Wege, auf denen es bis dahin kommt. Auch bei den allergrößten Hochtalenten ist es ja nie so gewesen, daß eines Morgens alle Zeitungen Loblieder brachten: ein Genie ist erstanden, und daß alle Glocken läuteten von den Türmen.

Sondern mühsame Wege waren erst zu bahnen, die zu den einflußreichen, mächtigen Mittelspersonen führten: zu Fürsten und Königen, zu Mäzenen und Autoritäten, zu Geldgebern und Verlegern, zu Theaterdirektoren und Kunsthändlern oder endlich zur Presse, die heute alles beherrscht.

Denn andere Zeiten, andere technische Wege zum Ruhm, andere Mittelspersonen und Mächte. Nur ausnahmsweise kann heut' noch der einzelne als Prophet oder Redner unmittelbar an die Vielen sich wenden; aber selbst dann bliebe die Presse die endgültig entscheidende Macht.

Man unterschätze ja nicht den persönlichen Eindruck, den einer macht. Es wäre wissenschaftlich vollständig verfehlt, wollte man dergleichen als „bloße" Äußerlichkeiten oder als „zufällige Nebenwirkungen" verächtlich abtun. Wer es trotzdem tut, kennt das Leben nicht, wie es sich wirklich abspielt.

Das Äußere eines Menschen, seine Größe, sein Gesichtsschnitt, sein Bart und Haupthaar, die Mimik und seine Gesten, die ganze Art, sich zu geben, können an vielen Stellen der Ruhmeslaufbahn entscheidenden Eindruck, ausschlaggebende Wirkung ausüben.

Bei manchen Propheten ist dies ganz offensichtlich. Welcher Zauber umschmeichelte nicht einst den Messias Sabbatäi Zewi; seine Schönheit, seine Gesangstimme, sein stilles asketisches Wesen tat es allen an. — Oder Napoleon. Ohne daß er viel sprach, wirkte er allein durch die Art, sich zu geben, derart, daß er Scheu und Zittern um sich verbreitete. — Oder Bismarck. Könnte man ihn sich als Botschafter und Ministerpräsidenten, als Friedensunterhändler und Diplomaten etwa schwächlich, verwachsen, häßlich und in den Bewegungen täppisch vorstellen? Kaum. Die imponierende Erscheinung Bismarcks, seine einschmeichelnde Stimme im diplomatischen Gespräch, das Besondere des Widerspruchs zwischen Gestalt und Stimme — all dies geht als Komponente mit ein in den späteren Genieruhm und in den Begriff: Germanischer Recke, Eiserner Kanzler, repräsentativer, deutscher Nationalheiliger.

Manches Werk, manche Leistung wird sicherlich von den allerersten Beurteilern (und dann suggestiv fortwirkend) halb numinos erlebt, weil sein Schöpfer persönlich schon so wirkte. Man denke an den bleichen, „dämonischen" Kopf von Poe, der niemals lächelte; man vergegenwärtige sich Shelley, dessen kleiner Kopf, von einem Wald wild zerzauster Locken umgeben und von einem kleinen, runden Hütchen bedeckt, alle frappierte (Lombroso [186]). Namentlich viele Künstler wirken schon auf die Zeitgenossen vornuminos mit

einem leisen mr-tr der ganzen Erscheinung: Goethe, Beethoven, Lenau, Strindberg.

Noch wichtiger vielleicht sind jene Fälle, wo ein ungeeignetes Äußeres einen beginnenden Ruhm erschwert oder verhindert hat. Dies könnte bei Kleist mitgesprochen haben.

Keinesfalls hat immer ein großes schöpferisches Talent oder überlegene, ruhige Logik und Intelligenz die Aufmerksamkeit zuerst auf eine Persönlichkeit hingelenkt. Was machte den „Katzenraffael" so berühmt? Katzen gut zu malen verstanden andere auch; aber daß er, der ausgesprochene Kretin, dies konnte, das war ein mr. Das mr des Widerspruchs zwischen kleinster Intelligenz und großem Abbildungstalent weckte Staunen und fiel auf.

Daß ein Problem auch anders zu lösen, daß man die Welt gänzlich neu anschauen könne, darauf hinzuweisen, hat nicht immer die einfache mj überlegener Logik und überragender Intelligenz vermocht. Sondern die unerhörte Kühnheit, mit der Altgeheiligtes angegriffen wurde, die oft nachtwandlerische Sicherheit oder kindliche Unbekümmertheit sind es gewesen, die als en den ersten, entscheidenden Wirkungston abgaben. „. . . cette hardiesse de génie qui cite au tribunal de la raison les opinions, les préjugés et les erreurs consacrées par les temps" (Helvétius[20] S. 358). Die Kühnheit fällt auf, das en wirkt dabei sogar als ein mr; denn Kühnheit ist „ganz anders" als der laue, lahme, feige, vorsichtig gedämpfte Durchschnitt.

Die wahre, echte mj eines großen Geistes mit all ihrem potentiellen fc vermag die Masse ja gar nicht zu erkennen, weil sie kein Sinnesorgan dafür hat. Und manchmal noch weniger als die dumpfe Menge vermögen die rationalen Talente, die zur Kritik sitzen, eine mj zu würdigen, weil sie aus ihren eingeschliffenen Bahnen nicht herauskönnen. Aber ein starkes tr, das fesselt aller Augen. Erst das tr des Todes, oder das mr-tr eines besonderen Todes lenkt auf das Talent hin, läßt es entdecken oder man schraubt es gerade deswegen zu besonderer Höhe empor. Körners Heldentod erst machte volkstümlich, ebenso Schillers früher Tod. Chattertons Selbstmord mit 18 Jahren machte ihn plötzlich zum weitberühmten Lyriker, und der Freitod von Kleist hat mehr für seinen Nachruhm getan als alle gesammelten Werke allein es vermocht hätten.

Aber selten breitet sich der Ruhm so explosionsartig aus. Gewöhnlich steht am Anfang der Laufbahn eine recht kleine Gruppe, die den späteren Genieruhm vorformt: Bekannte und Anhänger, Schüler und Jünger, ein paar Gelehrte, ein einziger Kritiker vielleicht. Diese Mittelspersonen sind meist vonnöten. Jeanne d'Arc brauchte den Hauptmann, der sie endlich zum Königshof führte, Jesus die Apostel, die die Kunde von ihm in zäher, leidenschaftlicher Arbeit über die Erde aussäten und selber dabei zu Märtyrern wurden.

Es heißt den Weg zu finden zum Affektiven der Vielen.

Die Vielen. Mit welcher Dynamik entsteht etwas „Herrschendes", ein sa? Was muß geschehen, damit sehr viele jemand einstimmig rühmen? „Die Kräfte eines Menschen sind nichts, wenn die Umstände ihm nicht helfen, die öffentliche Meinung ihm nicht günstig ist. Die öffentliche Meinung macht alles", sagte Napoleon; er mußte es wissen.

Wie, warum, womit, durch wen, wie schnell breitet sich die Kunde aus? Man könnte von einer gesunden seelischen Infektion, einer Epidemie oder Ansteckung reden. Das Kontagium wandert von Person zu Person. O d e r es wird nur e i n e m eingespritzt und breitet sich d a n n kontagiös bei den anderen aus. O d e r eine ganze Wasserleitung wird zweckbewußt mit dem Kontagium infiziert. In jedem Falle kommt es zur Ansteckung einer M a s s e.

Das Bild der „Ansteckung" ist vom Feuer hergenommen. Eine Kunde kann sich wie ein L a u f f e u e r ausbreiten; eine Fackel, bei Sturm geschleudert, kann einen riesigen Waldbrand entfachen. Aber auch eine fortgeworfene Zigarre vermag einen Moorbrand zu entzünden, der langsam weiterschwelt. Immer ist es ein Feuer, das f o r t schreitet.

Das Feuer, oder besser vielleicht noch die „Wasserleitung", die anstecken kann, ist zu verschiedenen Zeiten technisch etwas Verschiedenes. F r ü h e r hieß sie: Rede, Predigt, mündliche Erzählung, Handschrift, mühsame Abschrift. Später hieß sie Buchdruck. Seit 1850 heißt sie Tagespresse oder Zeitschrift. Neuerdings kommen Kino und Radio hinzu. Aber alle Verbreitungsarten wie Vorträge, Reden, Ausstellungen, Theater, Konzerte, Bücher nehmen h e u t e schließlich immer wieder den Umweg über die Zeitung oder Zeitschrift.

Eine einzige technische Erfindung kann plötzlich ganz a n d e r e Menschentypen berühmt werden lassen. Wo blieben früher die Schönheiten, begabt bloß mit mimischer Ausdrucksfähigkeit, aber ohne S p r e c h talent? Heute hebt das Kino sie zu Heroen von Millionen empor.

Um bekannten Irrtümern aus dem Wege zu gehen, gilt es vorerst einmal a u s zuschließen, was Genieruhm so ohne weiteres n i c h t ist.

Genie-Wirkung ist „Massenpsychologie"! Aber — wie mancher Einsame lernt als Jüngling auf stiller Bude einen Dichter oder Denker für immer lieben und verehren. Und v i e l e Einsame formen a u c h eine Gemeinde.

Geniewirkung ist „Nachahmung". Aber — erst wenn ein Ruf in gewissem Sinne schon herrschend geworden, wenn bereits v i e l e schon rühmen, kann das leere Nachmachen und Nachbeten einsetzen.

Geniewirkung ist „Unterordnung". Aber — Genie ist d u r c h a u s nicht gleichbedeutend mit F ü h r e r. Zahllose hervorragende Führer in allen Berufen werden niemals Genie genannt oder so verehrt.

Geniewirkung ist „Suggestion". Aber — viele Genies haben nie daran gedacht, unmittelbar auf das Affektiv-Motorische einer Menge zweckbewußt einzuwirken, ihr etwas „einzugeben".

Geniewirkung ist Dankbarkeit, dankbare Anerkennung. Aber Dankbarkeit ist gerade kein Grundzug der Menschennatur; sie ist etwas Spätes, Rationales, von der Vernunft Gefordertes. Die Masse ist nicht dankbar, sie ist bloß gierig.

Gierig, ihre eigenen Triebe auszuleben. Es dürstet sie, zu verehren, anzubeten, eins zu sein mit einem Ideal, das inneren Halt verleiht, es dürstet sie nach etwas, das ihrem eigenen Ich Erhöhung schenkt, einen Sinn des Daseins, ein belebendes Feuer. Genie-Ruhm ist Verehrung durch eine Riesen-Gemeinde, Genieruhm ist Kultus.

So wären denn die Begriffe Massenpsychologie, Nachahmung, Unterordnung, Suggestion, dankbare Anerkennung gar nicht anwendbar auf die Geniewirkung? Doch, freilich. Nur nicht einer ausschließlich; es verknüpft und verflicht sich alles miteinander und durcheinander.

Als Hauptgedanken aber wollen wir festhalten: nicht rein intellektuelle Anerkennung geistiger Leistungen ist das Entscheidende bei der Ruhmbildung, sondern es lebt sich triebmäßig die Affektivität der Menschen dabei aus, wenn sie jemand rühmt. Und in Massen (dies ist das wesentlichste Ergebnis aller Wissenschaft von Massenpsychologie) sind die Menschen noch affektiver als sonst; in Massen wird alle höhere Ratio herabnivelliert.

Masse wäre nach Fischer [684] nur eine beträchtliche Anzahl wechselwirkender Menschen. In solcher großen Masse wird der einzelne dümmer und ungezügelter; das phylogenetisch Ältere siegt, der Entwickeltere fällt ins Primitivere zurück. Das Triebleben zeigt sich kräftiger, hemmungsloser, etwas Kindliches lebt in solchen Massen. Der Mensch wird roher, tierhafter, unter Umständen „heroischer" (Sturmangriffe, Revolutionen). Die Masse ist wandelbarer und leichtgläubiger; sie liebt das Anschauliche, Sinnfällige, auch alles, was eigenes Denken erspart: Symbole, Fahnen, Abzeichen, Schlachtrufe und Schlagworte, alles Formelhafte. Und sie liebt einen Führer, der für sie denkt, eine starke Hand, die ihr die Richtung weist.

Ausgezeichnet klar sieht auch Vierkandt [715] (S. 418 f.) die Probleme. Nicht jede Gruppe ist eine Masse. Fachmännische Kollegien (Richter, Offizierskorps usw.) sind Gruppen mit objektivem Geist. Schon bei ihnen geht jede Erhebung über den Durchschnitt verloren. Erst recht bei der Masse im engeren Sinne, also bei zusammengewürfelten, konkret verbundenen Laien ohne Verantwortung: das Niveau erniedrigt sich. Dies aus vielerlei Gründen. Der Mechanismus der Majorität führt zu Mangel an einheitlicher Konsequenz. Der „breitere Rücken" schwächt das Gefühl für Verantwortlichkeit. Die Affekte steigern sich durch Wechselwirkung. Diese Gefühlsansteckung hält die Masse zusammen; ein Blick hinüber, vom anderen herüber — hinüber: plötzlich ist ein festes Band gesponnen von gleichem Affekt. Der einzelne wird vor der Masse befangener, erregter, beeinflußbarer. Das Selbstgefühl verstärkt sich, denn die Masse ist ja stark; sie ist auch allein da, denn ein korrigierender Zuschauer fehlt, man kann sich gegenseitig, auch in den Fehlern, bestärken, ein rücksichtsloser Egoismus wird durch das Masseninteresse geheiligt. Nur

das Einfache, das Gemeinsame siegt; für Feineres bleibt kein Raum. Isolierung, Differenzierung hört auf: alle sind einander ähnlich, alle sind gleich und bilden ein einziges großes Plasmodium.

Wer wird nun gewöhnlich zum Führer solcher Massen? Nicht der Urteilsfähige, Besonnene. Denn der ist nicht schnell genug, nicht rasch entschlossen, nicht einseitig genug, um die Massen mit wenigen Simplizitäten führen zu können. Oft eben gerade nicht die überragende Intelligenz und Begabung ist es, die im Wettlauf um die Palme siegt, sondern ein gewisser Mangel daran: das Nichtsehen verwickelter Schwierigkeiten, die draufgängerische „Blindheit", die volkstümliche Ähnlichkeit mit der kindlichen, wenig urteilsfähigen Masse, die Gleichheit der ungezügelten Affektivität, in der Führer und Masse sich verbinden. So gewinnt Mangel an höchster Begabung oft gerade den breitesten Ruhm: bei Volkshelden, bei Revolutionsheroen, bei Heerführern und politischen Rednern. Man staunt, wie gering z. B. die Begabung von Robespierre war, und man wird sich hüten, viel größere Namen zu nennen.

Ruhm bei sehr vielen entspringt im allgemeinen nicht vernünftig-dankbarer Anerkennung geistiger Leistung, sondern die Nimbuswolke entsteigt dem brodelnden Kessel des affektiven Trieblebens der Menge.

Ihre Begehrlichkeit nach etwas Lockendem, sei es Nützlichkeit oder Kunst, liegt am nächsten. Im Götz, im Werther kamen schwebende Zeitstimmungen und Sehnsüchte meisterhaft zum Ausdruck; jeder vermochte sich selbst oder sein Ideal darin wieder zuerkennen, gesteigert, verklärt. Was war ihnen Goethe? (Götz wirkte 1773 ganz anonym, der Werther in zwei Auflagen ebenfalls. Erst Ende 1774 fragte man auch nach des Verfassers Namen. Braun [722].)

Und was tat Napoleon anderes, als daß er den Franzosen statt der Idee der Liberté den Genuß der nationalen Gloire als lockenden Trank kredenzte, an dem sie sich berauschen konnten?

Nicht bloß ein fc lockt; es hungert den einzelnen und die Massen danach, durch eine Leidenschaft, durch ein en mitgerissen zu werden: nur heraus aus dem trägen Alltag! Jeder Kriegsbeginn ist Beweis. Wer am wildesten schreit, reißt die meisten auch hin.

Wir brauchen nicht auszuführen, daß die Menschen gieren nach „Sensation", nach dem Reiz eines mr in jeglicher Form. Und ganz besonders, wenn es in der Verbindung eines mr-tr auftritt. Der Reizhunger nach Staunen und Spannung, nach dem Spiel der Phantasie und nach Grauen und Schaudern zeigt sich derartig stark, daß historische Personen, denen ein mr-tr ganz und gar fehlte, durch Legendenbildung mystisch umgewandelt wurden zu interessanten Zauberern. So im Mittelalter Vergil und Papst Silvester II. (J. Hirsch [695]). An gruseligen Märchen, Indianergeschichten, Robinsonaden, gefährlichen Entdeckungsreisen, schaudererregenden Verbrechen ist es stets, wenn auch in niederer Form, ein mr-tr, das die Massen befriedigt.

Nur durch das tr seines Selbstmordes wurde Chatterton in den breitesten Volkskreisen berühmt und zum Helden von Balladen und sogar Tragödien. Die paar Gedichte allein hätten das niemals vermocht.

Der Versuch, ein tr zu beseitigen, weil es die Affektivität peinigt und quält, ist ein starkes Motiv bei der Menge, Ruhm zu verleihen. Ein eigenes dunkles Schuldgefühl wollen sie loswerden, und wenn sie erst anschaulich sehen, selber sehen, was sie angerichtet, dann mag auch Mitleid und Sympathie aufquellen: wieder gut machen, sich reinwaschen, nur wieder Gerechtigkeit und Sinn in die Welt hineinbringen — denn Leistung soll auch Lohn haben, aber nicht Leid als Lohn. Das wäre unerträglich. Und so häufen sie Zärtlichkeiten und einen Über-Ruhm auf den — Toten. Dieser Ruhm soll ein Schmerzensgeld sein. Und es schmeichelt dem Selbstgefühl als ein hoher Genuß, nun selber (durch die Ruhmverleihung) Heiland und Jüngstes Gericht der Nachwelt zu spielen, dem geopferten Gott aus der eigenen Gnade Balsam herabzuträufeln.

Jedes echte tr lockt zu gleicher Zeit ebenso wie es nach Ausgleich drängt. Mit großer Vorliebe stellen Dichter und Bildner Napoleon auf der Flucht aus Rußland dar oder in der Verbannung auf St. Helena. — Das deutsche Volk, das noch nicht lange vorher einen Zeppelin als Narren verspottet hatte, sammelte nach der Katastrophe von Echterdingen im Nu sechs Millionen. — Und Bismarcks Entlassung? Nie konnte seinem Ruhm ein Besseres geschehen. Nun erst, mit dem tr, klang der volle Akkord. Nicht das Genie hat ein tragisches Schicksal, sondern — nur wer das echte tr besitzt, wird bei der Menschheit einst zum Genie.

Ist bei der Geniebildung nun auch noch der Trieb zur Unterordnung am Werk? So, wie die Soziologen ihn meinen? Die meisten Menschen leiden sicherlich an einem heimlichen, uneingestandenen Gefühl der Unsicherheit, der eigenen Mangelhaftigkeit. Sie suchen nach einem Halt, sie klammern sich an eine Überlegenheit an, sie wollen zu ihr aufsehen, sie möchten geführt werden. Dieses Bedürfnis wäre der Trieb zur „Unterordnung" (so bei Vierkandt [715] S. 77). Dem im Werte Überlegenen würde Unterordnung erwiesen, man nähme innerlich die fördernde Überlegenheit in sich auf. Auch Leittieren gegenüber zeige sich Folgsamkeit; beim Hunde sei es eine innere Hingabe an seinen Herrn, das Gelingen einer Dressuraufgabe befriedige das Selbstgefühl.

Aber „Unterordnung" trifft nicht völlig die Sachlage. Sich unterordnen heißt zunächst einfach: sich niedriger werten und gehorchen. In dem Begriff oder Ausdruck ist das freiwillige aktive Folgen nicht genügend betont, das, was die Psychoanalytiker ungefähr mit „Identifizierung" meinen: ein „gleichsinniges Nachlebenwollen aus Liebe, ein Nachahmen, das eigentlich ein unbewußtes Sichhineinversetzen und Einfühlen ist, das Freud Identifizierung genannt hat" (Hitschmann, Imago 2, S. 105).

Statt Unterordnung möchten wir daher lieber vorschlagen: innere Gefolgschaft. Allem „Herrschenden" wird sie von den meisten erwiesen, in Mode, Sitte und Tradition. Man macht mit, man läuft mit, man schwatzt nach. Auch bei vielem Genieruhm gibt es immer solche leeren Mitläufer; sie bleiben in der Tat bei der äußerlichen Unterordnung stehen.

Wie aber nun gegenüber dem geborenen Führer, dem „homme naturellement prestigieux" von Tarde[713] (S. 92)? Gewiß — er ist und wirkt überlegen, er fördert, er befiehlt mit natürlicher, sicherer Selbstbewußtheit; wir sehen an ihm eine mj, ein fc, ein en. Aber — sollte das alles sein? Spielt nicht, besonders beim höheren Führer, auch ein leises mr-tr mit hinein? Ein mr als Gefühl, daß der Führer „etwas Besonderes" darstellt, daß er aus einer „ganz anderen" Sphäre stammt? Wer „sich etwas vergibt", verliert dadurch sofort an Prestige. Und Prestige, wohlgemerkt, bedeutet ursprünglich: Blendwerk, Gaukelei, Reiz, Zauber, dann erst Nimbus, Einfluß, Ansehen. Warum verliert der Führer an Zauber und Nimbus? Der Untergebene hat gemerkt: du bist „auch nichts anderes" als wir, er ist hinter den Zauber gekommen und nun mit Geringschätzung sehr schnell bei der Hand. Denn darauf lauert er unbewußt immer, wie jeder Klatsch des Alltags (Lomer[701]) beweist. Das Gewohnte, Vertraute, das Wie-Ich-auch wird rasch verachtet. Nur das Besondere weckt den leisen mystischen Schauer des Unbegreiflichen. Und in diesem steckt auch wieder eine geahnte Möglichkeit von Gefahr, die mit leichtem Grauen erlebt wird, und die in jeder Scheu und tiefen Ehrfurcht enthalten ist. Hohe geistige Überlegenheit hat eine Nuance von Unheimlichkeit: tremenda majestas. Und dieses tr, jenes mr will der Geführte fühlen; er folgt nicht aus einfacher Furcht. Kurzum: der Führer wird als vor-numinos erlebt. (Das Vor-Numinose als schwächere Vorstufe zum Voll-Numinosen gemeint.) Numinos ist ein Relationsbegriff. Was dem Primitiven noch voll-numinos erscheint, ist für uns höchstens noch vor-numinos (Gewitter, Vulkane). Alle hohen Würden und Autoritäten haben für den, dem sie als solche vorschweben, etwas irgendwie Vor-Numinoses: Vater und Lehrer, Gerichtshof und Arzt, Priester und altgeheiligte Bücher, der vergötterte Gatte, der Angebetete. Überall schwebt imponderabil ein geisterhaftes mr-tr mit.

Der einfache Ausdruck „Unterordnung" erfaßt aber diese Nuance nicht. Selbst Vierkandt[715] (S. 93) spricht von dem überwältigenden Verlangen der Masse, zu Heroen emporzublicken, ihrem Streben nach einer Art „Vergötterung" irdischer Kreaturen, spricht von einem Überschätzungsbedürfnis der Geführten, von dem Aberglauben an die Allmacht einzelner Personen, vom Glauben an ihre Zauberkraft. Der Nimbus des Zauberers der Primitiven läge heut' um den modernen Arzt. [Aber: Zauberer sein, heißt ein mr-tr sein.] „. . . die großen Männer aller Zeiten erscheinen der naiven Auffassung schließlich ebenfalls als solche Zauberer, die beliebige Erfindungen machen, beliebige neue Gedanken fassen und beliebig neue staatliche Einrichtungen gleichsam aus dem Nichts hervorzubringen vermöchten" (S. 94)[11].

[11] Und doch sieht Vierkandt[715] (S. 77) in dem Heiligen von R. Otto etwas qualitativ Verschiedenes vom Prestige? Nein, der Unterschied ist nur graduell.

Und jetzt wird es uns vielleicht gelingen, den Begriff der Suggestion auf eine neue Art zu packen. Suggestion heißt Eingebung. Der Suggestor gibt ein, der Suggerierte nimmt auf[12]. Suggestion im allerweitesten Sinne wäre die Eingebung, die ein Herrschendes um uns, eine Mode, eine Sitte, unwillkürlich erzielt, indem sie „suggestiv" wirkt. Ein inneres Nacherleben erzeugt ein Nachmachen. Der Suggestor rührt sich nicht, der Suggerierte allein ist aktiv. — Und nun haben wir eine Reihe fließender Übergänge: am andern Ende der Reihe ist der Suggestor stark aktiv, der Suggerierte passiv. Der Tierbändiger gibt dem Tiger auch gegen dessen Willen ein, was er tun soll: Suggestion im engsten Sinne, die Einimpfung eines seelischen Fremdkörpers (nämlich des Suggestor-Willens). Betrachtet man die scheuen Blicke des Raubtiers dabei, so spricht daraus nicht einfach Furcht vor der Peitsche, vor dem Eindruck von mj und en, sondern ein heimliches mr-tr schwingt ebenfalls mit.

Je mehr freiwillige Gefolgschaft sich in den Akkord mischt, je stärker und voller alle Töne beieinander sind, desto eher haben wir die numinose Suggestion vor uns; sie liegt etwa in der Mitte der Reihe. Ein Hund, der seinem Herrn treue Gefolgschaft leistet, der „an ihm hängt", bis er auf seinem Grabe verhungert, hat sicherlich bereits vornuminoses Erleben. Um wieviel mehr der Verehrer und Anhänger eines Heroen.

Eine Tabelle möge den Sachverhalt übersichtlich darstellen (siehe Seite 184).

Unter dem Suggestor steht jeweilig der Suggerierte. Links die „Suggestion" im weitesten Sinne, rechts die im engsten Sinne; in der Mitte die numinose Suggestion.

Das en fehlt links gänzlich (im Sinne der Aktivität des Suggestors); rechts erscheint das en zur höchsten Aktivität gesteigert.

Das fc wächst bis zur Mitte und nimmt nach rechts ab.

Das mr-tr klingt links und rechts ganz leise an und ist in der Mitte am stärksten.

Die mj muß immer vorhanden sein.

Das sa ist meist vorhanden.

Die ärztliche Suggestion kann in jeder der Rubriken und damit immer in etwas anderer Form erscheinen: Wachsuggestion, Verbalsuggestion, Befehl, Vorbild usw. Sie ist am stärksten, wenn der Arzt vom Kranken vor-numinos erlebt wird (ausführliche Arbeit vorbehalten).

Auch bei der Genie wirkung kann man in einem gewissen Sinne von Suggestion sprechen. Jeder Fall wird wahrscheinlich verschieden liegen. Bei der Ruhmbildung allgemein spielt sie aber eine große Rolle.

Stellen wir uns einmal die seelischen Schaltungsmöglichkeiten bildlich als Schichten vor: oben die Ratio (wie eine Schutzhaut

[12] Die allzu weite Fassung des Begriffs Suggestion, wie bei Stoll [712], Bechterew [679], Lehmann u. a. lehnt auch Vierkandt [715] S. 140 f. ab.

Suggestor	Mode Sitte Tradition	Vorbild Ideal Führer	Halbgott Heros Genie	Vor- gesetzter	Herr	Bändiger
Suggerierter	Nachahmer	Gefolgschaft Gefolge	Verehrer Gemeinde	Unter- gebener	Hund Pferd	Raubtier

	Suggestion im weiteren Sinne	Numinose Suggestion	Suggestion im engeren Sinne
en	fehlt	stark	wächst ⟶ sehr stark
fc	stark, wächst	stark	nimmt ab ⟶ fehlt
mr - tr	nimmt zu ⟶	stark	vorhanden
mj	stets vorhanden	stark	stets vorhanden
sa	meist vorhanden	stark	kann fehlen

(Erläuterung Seite 183)

gegen die Suggestion; denn jeder starke innere Zusammenhalt der Person, ihre Zusammenraffung durch ein starkes, bewußtes Ich wehrt sich gegen aufgezwungenes Fremdes); darunter das Archaische mit seiner gesteigerten Affektivität.

Die echte Suggestion wäre dann die Injektion eines Fremdstoffes (Idee, Befehl) durch die Haut der Ratio hindurch, und zwar jäh, pfeilartig, imperatorisch ins Affektiv-Motorische darunter hinein. Der Fremdkörper läuft nun selbständig, mit eigener Vitalität, in der seelischen Blutbahn weiter.

[Nebenbei: Autosuggestion, Selbsteingebung — was geht dabei eigentlich vor sich? Kann sich einer selbst am Schopf aus dem Sumpf ziehen? Nein. Er muß vielmehr das, was er sich eingeben will, vorher objektivieren, als ein Fremdes formen und vor sich hinstellen: in Gestalt von geschriebenen oder gedachten Worten, Formeln, Bildern usw. Dies Objektivierte spielt dann die Rolle des Suggestors.]

Bedeutet die Ratio eine harte, widerstandleistende Schale, so kann Suggestion langsam und allmählich ihren Nagel hindurchhämmern (jede Reklame und Propaganda).

Eine noch zu harte Schale von Ratio kann auch künstlich aufgeweicht werden, sie kann schwächer, widerstandsloser gemacht werden; mit einem anderen Bilde: die helle Ratio läßt sich einlullen, umdämmern, einschläfern (Hypnose). In der ärztlichen Hypnose wird die Ratio eingeschläfert durch Halbdunkel, Schlaflage, Eintönigkeit der Sinneseindrücke, Einengung der Aufmerksamkeit usw. In der Hypnose des Theaters durch Dunkel und Stille oder durch Streicheln mit Tönen (Ouvertüre genannt). In der Hypnose der Tempel und Kirchen geschieht es durch Halbdunkel, Murmeln, Eintönigkeiten, ein einsames Licht usw.

Bei einzelnen späteren Genies ist nur eine Art Suggestion im weitesten Sinne nötig; ihre Gabe, ihr fc bietet sich von selbst an, ihr Ruf breitet sich aus wie ein Lauffeuer, wie eine ansteckende Mode.

Dies sind aber Ausnahmen. Gewöhnlich ist eine Propaganda, sind Apostel vonnöten. Die harte Ratio-Schale der Aufnehmenden muß durchhämmert oder aufgeweicht werden. „Les grands artistes sont ceux qui imposent [eS] à l'humanité leur illusion particulière", war ein sehr treffendes Wort Maupassants.

Steigen wir auf sehr niedere Ebenen hinab, so sehen wir dort zu unserer Verwunderung genau die gleichen Mechanismen spielen, nur eben in ihren alltäglichsten, plattesten Graden. Auch der Mann vor der Jahrmarktsbude sucht durch die gleichen Töne unseres Akkords möglichst starken Eindruck zu machen. Herein, herein, meine Herrschaften! (en) Das schlägt alles bisher Dagewesene! (mj) Sie kommen auf Ihre Kosten! (fc) Sehen Sie sich das Riesen-Wunder einmal an! (mr) Da können Sie das Gruseln lernen! (tr) Immer herein! Fragen Sie hier die Zuschauer, ob sie zufrieden waren! Viele sind schon dreimal drinnen gewesen! (sa) — Gar nicht viel anders bei jeder Art von Reklame, beim Durchsetzen einer Ware, eines neuen

„Artikels"; überall sind „Reisende" notwendig, Agenten, Vertriebsstellen. Wo das fc als solches nicht gleich begriffen, gefühlt, erlebt wird, müssen Proben und Muster gegeben werden, muß durch Reden und Anpreisen die Ratio Schlag auf Schlag durchhämmert werden. Überall ist ein „inventeur" mit „prestige" vonnöten.

Wie kommen denn M o d e n auf? Die Kaiserin Eugenie wollte ihre Schwangerschaft verdecken. Was tun? Und man erfand die Krinoline (J. Hirsch [695]). Sofort ahmten alle Damen die Kleidung der Kaiserin nach.

Der Dichter Maeterlinck blieb lange Zeit völlig unbeachtet. Eines Tages pries ihn Octave Mirbeau im Figaro (1890) an und stellte ihn über Shakespeare. Ungeheure Massensuggestion, und Maeterlinck war „durch" (Nordau [177] I, S. 422).

An diese Stelle gehört auch, da sie bei jeder Propaganda eine Rolle spielt, die Dynamik oder Psychologie der Beredtsamkeit, der Rhetorik. (Wir folgen Vierkandt [715] S. 428.) Die Rhetorik wendet sich zunächst n i c h t an Intellekt und Sachlichkeit [also Ratio], sondern arbeitet mit emotionalen Mitteln; sie verwendet unbestimmte Ausdrücke, die der Phantasie Spielraum lassen und immer besonders stark wirken, sie verwendet Schlagworte (Freiheit, Vaterland), sie macht Versprechungen, Verheißungen von illusionärem Charakter, sie verwandelt durch fortgesetzte Wiederholung den Gefühlston der Fremdheit in den der Vertrautheit. Je größer die Gruppe, desto mehr muß alles vergrößert und vereinfacht werden. Jeder Parteiredner, jeder Wahlredner bildet ein klassisches Beispiel.

Aus mehreren Gründen braucht auch der Prophet, das kommende Genie einen oder viele Apostel. Der Prophet ist vielleicht ein Talent (allerdings durchaus nicht immer), er hat vielleicht Ideen, irgendeine Gabe an die Masse (eine Offenbarung usw.); aber ihm fehlt vielleicht starke, aktive Energie. Dies kann der Apostel, der selber nicht produktiv ist, durch die „Propaganda der Tat" ausgleichen. E r liefert das en hinzu. (Oder er kann das en eines zu früh gestorbenen Propheten f o r t setzen.) Das leidenschaftliche Anpreisen durch einen A p o s t e l ist schon deshalb wirksamer, weil es s a c h l i c h e r aussieht; die persönliche Eitelkeit oder Selbstsucht des S c h ö p f e r s erscheint ausgeschaltet, man g l a u b t dem Apostel eher, weil dieser nicht für sich selbst arbeitet. — Und noch ein letzter Grund fordert öfters Vermittler. Alle wirklich bedeutenden Männer haben ein heimliches tr an sich. Nun wenden sich auch Kinder lieber durch die M u t t e r an den gestrengen Herrn Papa. In den Religionen verhält es sich nicht anders: die Götter senden ihre Mittler, an die sich die Menschen ebenfalls viel lieber wenden.

Wir sind nicht gewohnt, so zu denken, aber tatsächlich ist Paulus, sogar im buchstäblichsten Sinne, ein „Reisender" gewesen für die Lehre: Jesus war w i r k l i c h der echte Messias. Paulus war jener, der Sturm läutete und die Brandfackel in den Wald schleuderte. Als J e s u s sich selbst anpries und behauptete: „I c h bin der Messias, ich bin ein Gott", da glaubte ihm fast kein Mensch; im Gegen-

teil, sie richteten ihn hin wie einen Sklaven, wie den gemeinsten Verbrecher.

Ähnlich geschieht es aber stets, wenn es gilt, N e u e s als fc durchzusetzen, und wenn es nicht s o f o r t als fc erscheint (manche Kunstrichtung). Die Ratio w e h r t sich gegen Neues, ganz Fremdes; denn sie hat ja ihren festen, mühsam geprägten Gedankenbau mit all seinen Wertungen. Diesen Bau droht der Eindringling zu erschüttern. Immer wieder w e i g e r n sich, in hundert Abarten, die Aristoteliker, durch Galileis neues Fernrohr zu schauen; es b e u n r u h i g t sie, sie wollen darum nichts davon wissen. Gegen das, was einmal herrschend g e w o r d e n ist, was als geheiligt Sanktioniertes dasteht, rennen selbst die Stärksten oft vergeblich an: Shaw vergebens gegen Shakespeare, Dühring gegen Goethe, Nietzsche gegen Luther und Wagner — aber es nützt nichts.

Manches kann allerdings durch k e i n e Propaganda bei s e h r großen Massen durchgesetzt werden: es ist ihnen allzu wesensfremd, es kommt ihrem Affektiven niemals nahe. Was sind der Menge im Grunde die Lenz, Hölderlin, Grabbe, auch Hebbel. Derartige Naturen gelangen nur bei k l e i n e r e n Gemeinden (mit vielleicht viel höherem Niveau) zu numinoser Wirkung.

Immerhin ist, namentlich in der so ganz subjektiven K u n s t, m e h r, v i e l mehr durch suggestive Propaganda zu erreichen als der Laie sich denkt oder auch nur je für möglich halten würde. Wem fallen nicht „expressionistische" Malereien aus dem letzten Jahrzehnt ein. Ausgezeichnet hat M ü l l e r - F r e i e n f e l s [632] (I, S. 188) die suggestive Macht dargestellt, die fremde Werturteile über Kunstwerke ausüben. Wie weit wäre Wagner wohl gekommen, wenn er nicht die Propaganda des einflußreichen Liszt und Ludwigs II. gehabt hätte; aber allmählich g e w ö h n t e sich die Ratio des Publikums an das Morphium seiner Kunst. — Die Propaganda geht also (unsichtbar) m i t ein in den späteren Genieakkord als ganz w e s e n t l i c h e r Faktor; sie stellt häufig einen s e h r großen Teil des späteren sa in ihrer Werkstatt her, und o h n e die Propaganda wäre der Akkord überhaupt nie zustande gekommen.

Von allergrößter Bedeutung für den armen Propheten s e l b s t aber ist das T e m p o, in dem sein Werk durchdringt. Einzelne Genies schließen eine Bewegung ab, einzelne b e g i n n e n erst eine Die Vollender haben es leichter, jene Raffael, Rubens, Tizian, Mozart. Den Beginnern wird es gewöhnlich s c h w e r gemacht, all den Jesus, Mohammed, Bruno, Rousseau, Voltaire, Beethoven, Strauß, Darwin, Smith. Selten e r l e b t es ein Beginner, daß er sich noch als Vollender betrachten kann (Freud z. B.).

Wenn ein Zeitgeist nicht gerade nach d i e s e m fc g e h u n g e r t hat oder wenn einem Zeitgeschmack die Lockspeise nicht s o f o r t mundet, so vermag alles Neue immer einen Glaubenskrieg zu entfachen. Starke a f f e k t i v e Widerstände bäumen sich hoch, b e s o n d e r s wenn für das zerstörte Heiligtum kein Ersatztempel aufgebaut wird und somit der Zuschauer obdachlos umherirrt. Schon

Plutarch bat: „Hänge uns nur keinen Prozeß wegen Unglaubens an den Hals, wie einst Kleantes meinte, ganz Griechenland müsse den Samier Aristarch als Religionsverächter, der den heiligen Weltherd verrücke, vor Gericht laden, weil nämlich der Mann, um die Himmelserscheinungen richtig zu stellen, den Himmel stillstehen und die Erde dagegen in einem schiefen Kreise fortwälzen und zugleich um ihre eigene Achse sich drehen ließ." Es hat 2000 Jahre gedauert, bis Aristarchs Lehre, die Erde dreht sich um die Sonne, durchdrang. Erst 1835 erkannte Rom das unbequeme kopernikanische Weltsystem an; so langsam mahlen manche Gedankenmühlen, ihre Ratio bekommt das Neue nicht klein und kann es daher nicht assimilieren.

„. . . Heraklit . . . Aber wer verstand ihn?" fragt Runze [462] (S. 107). „„Die Offenbarer der Wahrheit sind spärlich gesät; die rechten Versteher vielleicht noch spärlicher. „Niemand nimmt unser Zeugnis an", klagt schon der Täufer, ganz wie Jesus (Joh. 3. 11. 32). Und schon 600 Jahre früher Kongtse: Doctrina mea contemnitur; mit diesem Wort seines chinesischen Vorbildes auf den Lippen starb 1754 Christian Wolff."" [Der große Philosoph, den man wegen freisinniger Reden des Landes verwies.]

Die Hüter der Tradition sind immer die ruhigen, gesunden, geschulten, klugen Intelligenzen und Talente. Sie hassen den Beginner, weil er sie stört, und sie verlangsamen das Tempo seiner Ausbreitung, indem sie ihn, so oder so, abschlachten. Aber gerade dadurch haben sie ihm das hochwichtige tr selber verliehen, dessen er so dringend bedurfte, um seinen Genieruhm-Akkord ganz aufzufüllen. Jetzt gerade kann er hoffen, er der Verkannte, eine Gemeinde zu finden, die ihn verehrungsvoll anbetet.

Die Gemeinde. Starker Eindruck auf das Affektive sehr vieler macht berühmt. Aber damit ist einer noch nicht Genie, noch nicht Halbgott. Dazu macht ihn erst seine Gemeinde, die ihn verehrt und vergöttert. Einer muß zuerst auf dem Hochplateau des Ruhmes stehen; dies ist eine absolut notwendige Vorbedingung zum Geniewerden. Dann erst, auf dieser Ebene, kann der Geniethron aufgerichtet werden; und dies tut, aus der Unzahl der Vielen heraus, bei denen einer berühmt, die Gemeinde.

Genies sind durchaus nicht (und werden keineswegs als solche verehrt) die „Finder neuer Sachstrukturen" (so meint Schilder [511] und viele mit ihm). Das Fernrohr ist eine sehr wichtige neue Sachstruktur; aber wer kennt oder verehrt gar seinen Erfinder? (Die Lektüre einer Liste der allerwichtigsten Erfindungen und Entdeckungen beschämt uns tief; nur einen sehr, sehr kleinen Teil ihrer Urheber kennt die Allgemeinheit.)

Nein. Genie kann nur der werden, der geeignet erscheint, den Vergötterungstrieb der Menschen zu befriedigen. Und die Menschheit will verehren.

Schon ein Pastor, ein Sektirer, ein Hochschullehrer kann eine

Gemeinde um sich versammeln, die ihn verehrt. Die Verehrung steigert sich beim Genie zum ausgesprochen religiösen Erleben. Zilsel [92] spricht von einem „religionsähnlichen Gefühlston". Und David Friedrich Strauß meinte (Freihafen, 1838, S. 31): „... der einzige Kultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle ... übrig geblieben, ist der Kultus des Genies." Später, im „Alten und Neuen Glauben", nennt er als „Ersatzmittel für die Kirche" Lessing, Schiller, Goethe, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven. — Auch Herbert Eulenberg bietet in Matineen zur Verehrung von Genies einen Ersatz des Gottesdienstes an (Schattenbilder, Berlin, 1910. XXI. f.).

Der Vergötterungstrieb hat sich überall auf Erden auch an Menschen geklammert: an Ahnen, an Herrscher, an Heroen. Epikur, Plato, Sophokles, Äschylos wurden als Götter verehrt. Märtyrer wurden zu Halbgöttern. Menschliche Götter scheinen der Masse näherzustehen als himmlische, sie sind ihr vertrauter.

Auch am Geniekult wäre seine „Herkunft aus religiösen Gefühlen unzweifelhaft", betont J. Hirsch [695] (S. 59). Napoleon und Goethe wurden schon bei Lebzeiten von manchen irgendwie „Gott" genannt (Heiliger, Gott der Vater, Mahadö, der Olympier) (S. 62 f). Zum Geniekult werden Tempel gebaut, Reliquien gesammelt, Wallfahrtsorte geweiht, Götterstatuen gebildet (Klingers Beethoven als eine Art Zeus).

Geniegemeinden sind, wie alle Gläubigen, eifersüchtig und intolerant. Im Altertum gab es heftige Kämpfe der Philosophen, denen der Weise als Ideal vorschwebte, gegen die Bewunderung und Verehrung der Athleten oder Dichter (Zilsel [92] S. 124). Die Kirche wandte sich immer gegen solch „abgöttische Menschenverehrung" (Hirsch [695] S. 62 f). Aber — was tut sie selber täglich denn anderes ...?

Läßt sich der Trieb zum Vergöttern wohl psychologisch analysieren? Oder lassen sich wenigstens einzelne Komponenten isolieren? Ist dieser Trieb wirklich eine „Kategorie a priori" (R. Otto [458])? So leicht dürfen wir Psychologen uns die Sache nicht machen. Fünf bis sechs Bestandteile lassen sich jedenfalls deutlich herausgliedern.

Erstens der Trieb zur Anlehnung, zur verehrenden Gefolgschaft. Dabei wird der Führende unbewußt um so mehr erhöht, je mehr das Ich selber erhöht sein möchte, je mehr es an dem Erhöhten Teil hat. Ein schönes Beispiel Bettina von Arnim und Goethe (Zilsel [92] S. 122). Das Teilhabenwollen spricht sich ungewöhnlich stark im Verlangen nach „Reliquien" aus. Im Reliquienschatz der katholischen Kirche befinden sich von bestimmten Heiligen oft zahlreiche Körper, zahlreiche Köpfe oder Arme. Allein vom heiligen Georg und Pankraz je 30 Körper als Rückstand ihres irdischen Daseins (Kemmerich [737] I, S. 249). So rege Nachfrage herrscht von seiten der Gläubigen.

Zur Gefolgschaft braucht es nicht einmal einer Person: ein leeres Wort, ein Name genügt schon. So galt einigen im Mittelalter „Kyrie eleison" als ein Heiliger der Kirche. Oder das leere Wort

Josaphat war ein Heiliger der Christenheit; seine wahre Bedeutung war nämlich — Buddha, und gerade dessen Person hätte man wohl kaum zum christlichen Heiligen erhoben (Hertslet [733] S. 16—17).

Die zweite Komponente des Vergötterungstriebes heißt Sympathie, Liebe, Zärtlichkeit; Libido strömt mit ein. Die Zärtlichkeit wächst, wenn der Gott geopfert. Freud [434] (S. 173) erzählt von einem Knaben, der seine Angst vor dem Vater auf ein Huhn übertragen hatte, samt der ganzen ambivalenten Einstellung, einer Mischung aus Angst, Respekt und Interesse. Dieser Knabe zeigte gegenüber dem Huhn ein „exquisit ambivalentes, übermäßiges Hassen und Lieben. Am liebsten spielte er Hühnerschlachten. Das Schlachten des Federviehs ist ihm überhaupt ein Fest. Er ist imstande, stundenlang um die Tierleichen erregt herumzutanzen. Aber dann küßte und streichelte er das geschlachtete Tier, reinigte und liebkoste die von ihm selbst mißhandelten Ebenbilder von Hühnern". — Genau so auch die Menschheit: sie spielt am liebsten Hühnerschlachten und Hühnerliebkosen. Auch die Totem-Tiere der Primitiven wurden wenigstens einmal im Jahr geschlachtet.

Drittens erkennen wir als Komponente den Hang zur Idealbildung. Eigene Wünsche oder Wunschträume, die Eigenschaften des eigenen Ideal-Ichs werden nach außen projiziert und bilden nun draußen die Eigenschaften des vergötterten Objektes.

Als vierten Bestandteil nennen wir den Hang der Menschheit, gewisse Denkfehler zu begehen; dieser Hang ist so unausrottbar, weil die Denkfehler Verstandeskraft ersparen und die Affektivität befriedigen. So werden höchst verwickelte Konglomerate von Tatsachen vereinheitlicht: Bismarck, „der" Gründer des Deutschen Reiches; Zeppelin, „der" Erfinder des Luftschiffes; Columbus, „der" Entdecker Amerikas. Der Trieb zum Absolutsetzen verleiht (aus Gründen der Gefolgschaft) dem Vergötterten lauter äußerste, höchste Eigenschaften; so wird denn auch das Genie durch und durch nur Genie, nur Weiß, nur alles in höchster Potenz, es wird eine absolute Größe. Der Hang zum Substantiieren und Personifizieren setzt schließlich einen Genius, einen Gott im Gotte. Götter sind personifizierte Denkfehler der Menschheit.

Einen fünften Bestandteil, der bei aller Religions- und Gemeindebildung bedeutungsvoll mitwirkt, erkennen wir in dem Gemeinschaftsgefühl, richtiger: in dem Triebe nach ihm. (Durkheim [441] sah einseitig den Ursprung aller Religion nur darin.) Die Menschen wollen sich mit einer größeren Gruppe eins fühlen; ihnen wird wohler ums Herz. Sie substantiieren dieses Zusammengehörigkeitsgefühl wieder in einem Banner, einem Panier, einem Einigungssymbol. Das Totem-Tier der Primitiven bedeutet eigentlich noch keinen Gott im engsten Sinne, sondern ein Banner, eine Art Nationalflagge, ein Losungswort, ein Vereinsabzeichen. Sogar in Indien werden heute noch Ratten als heilig verehrt, vor denen die

anbetenden Pilger mit der Stirn auf den Steinfliesen liegen (Hackebeils Illustr. Wochenschr. Berlin, 26. 3. 1925).

Ein solches Stück B a n n e r ist an dem Meisten erkennbar, was sehr v i e l e vergöttern. Das Ich erweitert sich nämlich, gewinnt auch Schutz und inneren Halt, indem es mit einer großen Gruppe verschmilzt. Im antiken Athen stand auf der Akropolis das heilige Bild der Pallas Athene, das die Stadt unbezwinglich machen sollte. Jede heilig gehaltene Sache verkörpert solch Palladium mit schützender Zauberkraft, jedes Gruppenbanner, jeder Nationalheilige. Denn auch eine P e r s o n, ein Genie kann zum Symbol des Gemeinschaftsgefühls erhoben werden, sie wird zum P a n i e r. Der Prophet gilt n u r im Vaterlande, wenn sie ihn als Banner, als Totem-Tier b r a u c h e n können. Jede Schule, jede künstlerische Gemeinschaft, jede Partei und Sekte, jedes Land, jede Nation hat solche Totem-Tiere. „Denn er war unser." Solche Banner für Deutschland stellen heute Bismarck und Goethe dar, für Spanien Columbus, für England Shakespeare, für die Franzosen Voltaire oder Jeanne d'Arc. Shakespeare war aber auch schon in Deutschland einmal Panier — für eine ästhetische Bewegung im 18. Jahrhundert.

Endlich steckt im Vergötterungstriebe noch ein s e c h s t e r, ebenfalls unausrottbarer Hang der Menschheit: nämlich der Trieb zum M y s t i s c h e n[13]. Der größte Teil selbst hochentwickelter Kulturmenschheit weist ihn noch auf.

Es h u n g e r t die Menschen nach etwas, das sie n i c h t zu begreifen vermögen; es d ü r s t e t sie nach einem mr-tr in höchster, unauflöslicher Form. Sie s u c h e n den Schauder vor dem Unfaßlichen und Ungeheuren. Das Übersichtliche, Deutliche, Klare, Durchsichtige befriedigt die meisten durchaus nicht, sie werfen es bald beiseite.

Man mißverstehe uns nicht. Daß rund um uns her, in Natur und Psyche, unendlich viel Unbegreifliches, Rätselhaftes lebt und webt, und daß unser armseliger Menschenverstand n i e m a l s ausreichen wird, all dieses Uhrwerk in Ratio aufzulösen, es anthropomorph d e n k b a r zu machen, darüber wäre kein Wort zu verlieren. Die Menschen sollten aber klar unterscheiden: hier w i s s e n wir bereits ein wenig, und d a ist noch unentdecktes Land, wir wollen versuchen, die weißen Flecke auf der Landkarte auszufüllen. Was aber tut der mystische Trieb? Entweder füllt er die weißen Stellen mit eigenen Phantasiegebilden aus, mit Engeln und Teufeln, mit abgestorbenen Geistern, mit Paradiesen und Höllenfeuern, mit Seelenwanderung und ewigem Leben, mit Dämonen und Göttern. O d e r, was viel gefährlicher ist, der mystische Trieb sucht sich g e r a d e die weißen Flecken heraus, er giert nach ihnen, er genießt sie staunend und wollüstig a l s weiße Flecken. Ja sogar noch mehr. Da, wo von harten, ehrlichen Forschern die Landkarte bereits ganz erfreu-

[13] Uns ist keine wissenschaftliche Arbeit von psychologischem Rang und ehrlichem Erkenntniswillen bekannt geworden, die diesen Hang unter die Lupe genommen hätte.

lich ausgefüllt war, da verbessert er nicht etwa das, was (wie alles menschliche Wissen) der Berichtigung bedürfte, sondern er hebt an, die mühsam gezeichneten Linien zu verwischen, zu verwirren, sie wieder auszuradieren. Der mystische Trieb will nichts scharf Gezeichnetes dulden. (Mystik leitet sich ja vielleicht von *μύειν*, die Augen schließen, ab. Kielholz [862] S. 40.) Immer wieder sucht er nach einer Außer-Natur, einer Über-Welt. (Man kann natürlich mit Recht nach Kräften suchen, die den menschlichen Erkenntnismöglichkeiten zunächst unzugänglich wären und die man indirekt erschließen müßte; aber das alles wäre noch keine Über-Natur.)

Es ist erstaunlich, in welche philosophischen und auch wissenschaftlichen Maskeraden sich der mystische Trieb zu verkleiden weiß; namentlich, wenn in der gleichen Person bereits derart viel Wissenschaft aufgehäuft ruht, daß sie die allergröbste Mystik ablehnen muß.

Aus dem mystischen Trieb, der also eine andere Welt sucht, lassen sich mindestens wieder noch drei Fasern herausgliedern. Erstens: eine heimliche Unzufriedenheit mit dieser Welt, die (das fühlen alle) doch wohl nicht so ganz „die beste aller Welten" sein dürfte. Diese uneingestandene Unzufriedenheit mit sich selbst und der wahrnehmbaren Weltordnung, mit Unglück, Schmerz, Krankheit, Tod und Verwesung führt unmittelbar zum Verlangen nach einem weißen Fleck. Warum aber? — Damit er katathym mit eigenen Wunschträumen ausgefüllt werden kann. Die Suche nach einer anderen Welt hat demnach zweitens ihre Wurzel in dem Verlangen nach einer „besseren" Welt, einer höheren; das archaisch-magische Denken setzt deshalb eine Welt mit Zauberkräften, mit personifizierten Zaubermächten, die dem armen, irdischen Ich, das sich von allen Seiten bedroht fühlt, Schutz bietet und Halt und ein Gefühl der Geborgenheit in sorgender Elternhand. Zauberkräfte, die dem Ich die Möglichkeit bieten, sie mit all seinen eigenen Idealen und Wunschträumen auszustatten; die Zaubermacht soll ja für das hilflose Ich magisch zaubern und ihm helfen in aller Not, soll Liebe und Wärme herschenken, denn die Menschen fühlen im tiefinnersten Grunde ein Schaudern und Grauen vor der seelenlosen Verlassenheit in dieser wirklichen Welt, die sie frieren macht. — Man unterschätze nicht solche religiösen Triebe; auch bei der Entstehung eines Genieideals sind sie lebhaft am Werk.

Nicht immer, aber oft läßt sich noch eine dritte Faser aus dem mystischen Triebe heraussondern: nämlich der Reizhunger nach dem Affekt des Staunens, die Gier geradezu nach dem mirum, nach dem Wunder; so kann die Neu-Gier in eine ausschweifende Sucht, ins Perverse umschlagen. Auch darin zeigt sich, nur in anderer Weise, eine Unzufriedenheit mit dem Gewohnten, Alltäglichen, mit der wirklichen Wirklichkeit, die den Trieb eben unbefriedigt läßt[14].

[14] Der Trieb zum Geheimnisvollen sehr gut bei W. Bagehot, The English constitution, London, 1872. S. 8. z. n. Hertslet [733] S. 449.

Diese Seite des mystischen Triebes kann täglich an den modernen Okkultisten studiert werden, bei denen er vielfach in eine perverse Staunensgier umschlägt[15].

Manche Genievergötterung weist offensichtlich eine mystisch-okkultistische Beimengung auf, und mit Recht hat Zilsel [92] in seiner „Genie-Religion" von einem „Genie-Spiritismus" gesprochen.

Da der Trieb zum Vergöttern keine primäre, einfache Kategorie darstellt, sondern sich aufsplittern läßt, so wird er bei den einzelnen Mitgliedern einer Geniegemeinde auch immer verschieden zusammengesetzt sein: bei dem einen etwa das Verlangen nach Gefolgschaft stärker, beim andern das nach Gemeinschaftsgefühl, beim dritten der mystische Trieb und so fort.

In soziologischem Sinne bildet solche Geniegemeinde eine „Erhebungsgemeinschaft"; es besteht „das einigende Band in einer Stimmung der Andacht" (Vierkandt [715] S. 202). Entweder schließen sich

---

[15] Da Genievergötterung häufig in okkultistisches Dämmer gehüllt erscheint, so dürfen wir uns eine kleine Abschweifung nicht versagen. Auch da müssen wir bitten, uns nicht absichtlich mißzuverstehen. Wir halten es für traurig, daß die Untersuchung der sogenannten okkultistischen Phänomene nicht schon längst eine offizielle Wissenschaft geworden ist. Sie könnte nämlich ungeheuren Nutzen stiften. Entweder würde man einsehen, daß alles „ganz natürlich" zugeht, oder man würde eben neue Naturkräfte oder psychische Gesetze finden. Genau, wie man auch Röntgenstrahlen und Radiumwirkung neu entdeckt hat. Aber dies wollen ja nur ganz wenige, seltene Exemplare von Okkultisten. Die meisten suchen tatsächlich nichts als den weißen Fleck, als eine ganz andere Welt. Beim allergrößten Teil des Okkultismus handelt es sich nachweislich gar nicht um Entdeckung neuer Naturgesetze, sondern um Befriedigung uralten, deutlich archaischen Negerdenkens, um eine Gier nach dem Mana und Orenda, nach dem Wakan und anderen substantiierten Zauberkräften (z. B. Flammarion [475]). — Alle moderne Literatur stellt gut zusammen Hellwig [477]. Übersichtlich auch Tischner [486]. Vortrefflich Dessoir [473], ebenso A. F Meyer [481]. Ganz in unserem Sinne Bavink [719] (S. 327), Hellwig [477a] und Henning [477b, 477c]. — Auf die offensichtliche Parallele zwischen okkultistischem und archaischem Denken ist unseres Wissens noch nicht hingewiesen worden. Viele moderne Okkultisten wähnen, fortschrittlich zu sein; dabei ist ihr ganzes Tun nichts als Regression, Rückschritt zum Fühlen und Denken der Primitiven. Außerordentlich treffend haben Kemnitz und Gulat-Wellenburg [479] in ihrer Fehde mit Schrenck-Notzing [485], diesem bedauernswerten Opfer seiner hysterischen Medien, hingewiesen auf den Kernpunkt des Problems; dieser liegt nämlich in der psychischen Anlage, der mystisch gerichteten Mentalität der Okkultisten selber, wie es z. B. Kemnitz von Schrenck-Notzing behauptet. — Gut bei Tischner [486] die Ablehnung der Theorie von einer physikalischen Gedankenübertragung, etwa durch „Strahlen". — Manchmal kriecht der mystische Trieb bei sonst stark rationalen Forschern plötzlich wie eine Made aus irgendeinem Winkel der Seele hervor. So Lombrosos Beschäftigung mit dem Spiritismus (Kurella [277]). Oder Binet-Sanglé [1111], der urplötzlich und auch nur an einer einzigen Stelle bei Jesus Fähigkeit zum „Hellsehen" annimmt. Erstaunlich auch das Umfallen von Lehmann [480] in der zweiten Auflage, die eine Möglichkeit von Telepathie annimmt ohne zureichenden Beweis.

Am rätselhaftesten unter Modernen mutet vielleicht Oesterreich an. Ein Autor, der so gute Werke gerade über Religionspsychologie geliefert hat

anfänglich einzelne zu kleineren Gruppen zusammen (die Jünger Jesu), oder es bildet sich sogleich ein größerer Kreis (Wertergemeinde).

Zu beachten wäre auch das verschieden hohe Niveau der Gemeinden untereinander. Je höher, desto kleiner gewöhnlich — also eine Art Qualitäts-Masse. — Ferner sind die Gemeinden sehr verschieden, je nach dem Aufnahme-Organ, das sie der Genußgröße entgegenbringen; man könnte Gemeinden von vorwiegend optischem Typus unterscheiden, oder von akustischem Typ. Den Schachspielern könnte Morphy ein „Genie" bedeuten, die andern zucken vielleicht die Achseln.

Fällt aus dem Trieb zur Vergötterung die mystische Komponente heraus, so kann immer noch ein numinoser Trieb zur Verehrung übrigbleiben. Man kann Goethe tief menschlich verehren, ohne in ihm einen Halbgott zu sehen oder ein Sprachrohr des „absoluten

---

(Oesterreich [455], [456]), der auch vielfach die klaffenden Probleme mit Tiefe und Unerschrockenheit erfaßt, ein Autor, der uns über das Weltbild der Gegenwart (Oesterreich [751]) eine so klare Anschauung vermittelt, versinkt im übrigen in einen okkultistischen Mystizismus so extremen Grades, daß man wissenschaftlich gezwungen ist, an eine ganz persönliche Anlage zu denken. Schon das „Weltbild" enthält einzelne seltsam mystische Einschläge (S. 130 f., 252—254). Aber geradezu phantastische Orgien feiert der mystische Trieb bei Oesterreich [482], [483], [484] in drei anderen Werken. Er nimmt bei der bekannten Frau Piper eine Erfassung „der höheren historischen Eigenschaften der Dinge" an (Oesterreich [483]), spricht (Oesterreich [484]) vom „Hellsehen" mikroskopischer Strukturen botanischer Präparate, er hält Spukphänomene und Materialisationen für möglich, er läßt vom Haupt-Ich sich andere Iche, Tochter-Iche loslösen und verkündet: „Das Zeitalter Galileis hat sein Ende erreicht." Weiterhin nimmt Oesterreich [482] einen „unterbewußten telepathischen Konnex" zwischen zwei Individuen an. Damit aber nicht genug; er diskutiert (S. 69) als möglich, daß durch „unterbewußten telepathischen Konnex" medial veranlagter Individuen sich eventuell die Kenntnisse aller Menschen von Generation zu Generation forterben könnten, und es wäre dann ein vollkommenes Medium imstande, uns als „geistiger Zeuge" von der Erbauung der Pyramiden zu berichten. „Welch eine Perspektive, auszudenken, daß der Tag kommen könnte, an dem neben uns eine tranceversunkene Person die Schlacht bei Marathon uns schildert oder das Auftreten des Sokrates vor Gericht." Das wären allerdings „Perspektiven" . . . Auf diese Weise könnte man vielleicht nachträglich noch Adam und Eva beobachten, oder die Schlangenart feststellen, die der Eva so verhängnisvoll die Erbsünde beibrachte. — Nein, es wäre eine Arbeit zu liefern über „Okkultismus und Individualpsychologie". Hat doch Kretschmer [366] auf die mehr oder weniger ausgeprägte „mystische Ecke" bei Schizothymen und Schizoiden hingewiesen, und ist es doch Storch [576] überzeugend gelungen, die Parallele zwischen dem magisch-mystischen Denken der Schizophrenen und dem archaischen Seelenleben der Primitiven aufzudecken. — Im übrigen bleibt vom ganzen Okkultismus nichts übrig, wenn man alles zusammenstellt, was schon einmal ein Okkultist selber widerlegt hat. Denn wie es in einem richtigen Glaubenskrieg zugehen muß, befehden sie sich alle gegenseitig. Buchner [472] z. B. widerlegt in ganz hübscher Weise den Spiritismus; dann aber wieder nimmt er ein „Od" an, das aus dem Medium ausströme. Od oder orenda oder wakan — einerlei. Auch sein „Astralkörper" (S. 178) klingt verdächtig an die „Körperseele" des Negerdenkens an.

metaphysischen Geistes"; er bleibt ein Naturprodukt für uns, staunenswert wie das kleinste Blümchen oder Käferchen auch.

Umformung. Das streng historische Bild eines Menschen ist noch kein Heiligenbild zum Vergöttern. Die Photographie muß retouchiert werden, die Totenmaske bedarf der Hand des Bildhauers. Umformung ist nötig, oft allzu nötig.

Das fordert allein schon das praktische Bedürfnis; man braucht solche Statuen, um sie als Vorbild, als Ideal aufzustellen, für Jugend und Volk, und besonders als ethisches Ideal; oder eine große Gruppe, eine Nation braucht dringend ein Symbol, ein Banner, das sie einigt, einen großen Namen.

Bisweilen setzt noch bei Lebzeiten der Prozeß der Umformung ein: der alternde Goethe oder der greise Bismarck im Sachsenwalde hatten bereits etwas Mythisches an sich. Das Bild wird also verklärt, veredelt, wohlgemerkt immer nur im Sinne des eigenen Ideals oder des Zeitideals. Uns ist eine Ausgabe von Homers Ilias bekannt, die alle Stellen mit den archaischen Scheußlichkeiten früherer Kriege für unecht erklärt und — einklammert. Alles, was nicht zum Ideal paßt, alles Allzumenschliche wird ausgemerzt, verdrängt, beschönigt, vertuscht, verwischt oder übermalt. Das Bild wird an das Gefühl, an die Fassungskraft und den Vergötterungstrieb der Gemeinde angeglichen: rationalisiert, idealisiert.

Als technische Mittel dazu dienen Umdichtung, Legendenbildung, Verschweigen, Beschönigen; diese Mittel werden teils ganz unbewußt angewandt, teils aber auch absichtlich, wie alle tendenziöse Geschichtsdarstellung beweist.

Ein Ideal oder Musterbild ist ein Komplex von katathym substantiierten, objektivierten Wünschen. Idealisieren betont also mehr das affektive Umbilden zu einem Vorbild. Rationalisieren betont mehr das Verständlichmachen, die Angleichung an den Verstand, vor allem ein zweckmäßiges Brauchbarmachen für ethische Ziele. Das Ideal spricht: ich möchte; die Ratio sagt: ich sollte, und du solltest auch. Das Rationalisieren prägt verständliche, übertragbare, lehrbare, eben verständige Werte. Dankbare Anerkennung eines Genies deutet bereits auf Rationalisierung; sie sagt: weil und deshalb, sie weist schon eine kühlere Temperatur auf. Das stark Affektive wird gedämpft im Sinne der ethischen Forderung. Diesem Prozeß unterliegen auch Götterbilder; sie wandeln sich nach dem jeweiligen ethischen Zeitideal (vgl. Otto [458], Runze [462] S. 148—155). Das einst Numinose wird rationalisiert; auch der Gott des Alten Testaments wird an das spätere christliche Ideal angeglichen.

Häufig schafft erst eine Umformung in diesem Sinne ein breites Publikum. Kinder sind die allergrößte Gemeinde. Grimms Märchen, Defoes Robinson, Swifts Gulliver haben erst nach Umformung zum Jugendbuch ihren Weltruf erhalten (Hirsch [695]). Swifts Werk war eine beißende Satire auf die Menschheit, die ein grimmiger Pessimist geschrieben; in den letzten Teilen rast ein Haß, der schwer zu über-

bieten wäre. Läßt man diesen aber nun weg, so bleibt eine groteske, belustigende Geschichte für Kinder.

Tatsachen werden umgeformt, wie man sie sich gewünscht hätte. Erst auf der Treppe fällt dem Besucher ein: so hättest du dem Fürsten antworten sollen. Die Tatsachen der Geschichte gefallen dem Menschenherzen nicht recht, und der Treppenwitz der Weltgeschichte (Hertslet [733]) dichtet sie deshalb um: so hätten sie verlaufen müssen. Se non è vero, è ben trovato. Jesus, der Messias, hätte doch bei der Geburt, bei seinem Erscheinen auf Erden begrüßt werden müssen, denkt und dichtet die Legende. Die Wirklichkeit wird pointiert, psychisiert, die blinde Konstellation bekommt einen zweckbewußten geistigen Urheber; alles Wunderbare, Unwahrscheinliche wird noch wunderbarer, wird vergrößert, übertrieben und mit einer viel späteren Bedeutung belastet.

Allein schon jede zeitliche Entfernung verklärt, Einzelzüge verschwinden, nur die große Silhouette bleibt. Jeder Tod verklärt, und auch zum Geniewerden muß man im allgemeinen erst tot sein. Die bloße Erinnerung ist nämlich unendlich viel leichter umzuformen als ein lebender, historischer Mensch.

Sehr lehrreich ist die Umformung des historischen Luther zum Heroenbilde, wie sie Grisar [1206] beschreibt. — Und Mozart, „dieser ... innerlich traurige Mensch", „eine recht komplizierte Natur", wird uns heute „das Zerrbild eines kindlich-heiteren Rokoko-Musikers" (Zilsel [92]). — Jeder Zeitgeist formt nach seinem Idealbilde um. Aber auch der Gelehrte Chamberlain beschreibt einen Goethe, der mehr Naturforscher ist und Germanomane mit stark antisemitischen Neigungen (wie Ch. selbst). Simmel dagegen läßt Goethe sein Leben nicht auf der Anschauung aufbauen, sondern auf einer abstrakten philosophischen Formel, auf einer „Objektivierung des Subjekts" (ganz Simmel) (n. Hirsch [695]). Beide Bilder sind historisch sicherlich falsch.

Der Ruhm hat häufig auch eine aufsaugende Kraft, er konzentriert alles auf einen. Unübertrefflich hat Nietzsche diesen Prozeß geschildert, bis endlich das heilige Bild „fürderhin mehr ein Gegenstand des Glaubens als des Schauens ist" (Menschl. Allzum. I. Aph. 143).

Wie ungeheuerlich umgeformt wird, davon macht sich der Laie wohl kaum einen Begriff (Vorzügliche Beispiele bei Hirsch [695] S. 113 f). Alexander wird im Mittelalter zum Typus der Freigebigkeit. Warum wohl? Der Jongleur wünschte sich eine solche an seinen großen Herren. Friedrich II. (Enkel Barbarossas) erhielt seinen Glanz durch Jahrhunderte als Verkörperung von Sehnsuchten und daraus geborenen Weissagungen des Mittelalters; er erschien dem einen (fränkischen) Sagenkreis als der Messias, dem andern als der Antichrist. — Friedrich dem Großen wird nach 1806 die Schuld am nationalen Unglück zugeschrieben, weil seinem Lebenswerk „die natürliche Schöpfungskraft gemangelt" habe; man verübelt ihm seine Franzosenliebe, und seine militärischen Fähigkeiten werden von kompetenten Beurteilern angezweifelt. Dagegen dem politischen Libe-

ralismus der dreißiger Jahre mit seiner starken Vorliebe für französisches Wesen erscheint Friedrich plötzlich ganz und gar anders. — Und Napoleon? Treitschke sagte von ihm: „Der harte Despot, der sich vermaß: Nur ein Soldat versteht zu herrschen, man kann nur mit Stiefeln und Sporen regieren — galt kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode den gedankenlosen Halbgebildeten als ein Held der Freiheit." — Und Schiller? (Vgl. Ludwig [746].) Sein Bild hat sich seit seinem Tode bis heute fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt umgeformt, je nach den jeweiligen politischen Tendenzen, Wünschen, Idealen der Zeit. Dergleichen geht aber auch in die „wissenschaftliche" Literaturgeschichte über (z. B. Gervinus); aus Geschichte wird eben: e i n e „Geschichte".

Genie-Ruhm. Ganz allmählich bringt all solche Ruhm- und Gefühls-Dynamik es endlich fertig, daß ein Individuum als heller Stern, als Genie erstrahlt. Der strukturierte Akkord aus Mensch, Werk Schicksal und Ruhm (teilweise aus U m formung strukturiert) vermag endlich numinose Wirkung auf sehr viele auszuüben. Wie setzt sich der Akkord nun in den verschiedenen „Fächern" zusammen? Aus welchen historischen oder nicht-historischen Komponenten erwächst seine Struktur?

Der Politiker. m j : überlegene Intelligenz, Weitblick, Menschenkenntnis, Diplomatie. (H i n t e r den Kulissen: Eitelkeit, Ehrgeiz, Machthunger, Geltungsbedürfnis, Schlauheit, Schauspielerei, moralische Unbedenklichkeit, Verlogenheit, Härte, Mitleidlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Konstellation und Glück.) e n : Rednergabe, zähe Ausdauer, eiserne Energie, Zielbewußtheit, Feuer. f c : Nutzen für jeden einzelnen, Vorteile, Schutz, Ordnung, ruhiges, geachtetes Dasein; vielleicht auch die Persönlichkeit als B a n n e r ein fc; Ruhm der Partei, des Vaterlandes. m r : Neuschaffung, umstürzend oder vollendend; ein Wunderwerk an Organisation. t r : Undank der Fürsten und Völker, Leid als Lohn, Verbannung, Ermordung, Hinrichtung, allzu früher Tod. s a : allgemeine Anerkennung bei großen Gruppen.

Der Feldherr. m j : militärisches Fachtalent. e n : Energie in jeder Form, kühne Entschlossenheit. f c : s i e g reiche Schlachten und Kriege (oft Glück). m r : fehlt, oder mj, en, fc a l s mr. Das t r : Macht über Leben und Tod von Tausenden, tremenda majestas; Grauen vor Tod und Kriegsgreueln ü b e r h a u p t und Verschmelzung damit. s a : Ruhm aus früheren Schlachten.

Der Erfinder. m j : Intelligenz, Fachschulung, Kombinationsgabe, Verständnis für Zeitgeist (oft Glück). e n : Unternehmungsgeist, zähe Ausdauer. f c : Nutzen, wissenschaftliche Förderung. m r : das Neue, Erstaunliche. t r : Armut, Undank, Lohn zu spät, zu klein. s a : Anerkennung der Leistung.

Der Entdecker. m j : Intelligenz, Weitblick, Fach-Erfahrung. e n : Kühnheit, Energie. f c : Förderung, wirtschaftlicher Nutzen, Erkenntniswert. m r : das wirklich Neue. t r : der Schauder vor unerhörten Strapazen und Gefahren. s a : weiter Entdeckerruhm.

Der Philosoph. m j : überragendes Intelligenztalent, Weitblick, Tiefblick, Begabung für Abstraktion und Synthese. e n : bohrende Leidenschaft für Erkenntnis und Wahrheit. f c : die Werte jeder Erkenntnis (Übersicht, Beruhigung). m r : das Überraschende mancher Einblicke, schwer zu fassende Tiefe, Unergründlichkeit. (Hinter den Kulissen oft schwierige, verzwickte Terminologie, das mr der esoterischen Geheim- und Fachsprache.) t r : das Schwermütige, der tiefe Ernst, Verzicht auf Lebensgenuß, das Martyrium bohrender Denkarbeit, Anfeindung in Glaubenskriegen, Verfolgung, Verbannung, Vergiftung, Verbrennung. s a : Klassiker-Ruf.

Der gelehrte Forscher. Ähnlich, aber abgeschwächt. mj und fc werden nach Möglichkeit herabgesetzt; das en (als Fleiß, Gründlichkeit) gilt als selbstverständlich. Ein mr kann bei der Fachkritik kaum aufkommen, das tr erregt höchstens Schadenfreude. Wohlverstanden: alles bei den konkurrierenden Fachgenossen. Dem Gelehrten f e h l t eben durchschnittlich eine größere G e m e i n d e, die das sa verleiht. Schlechte Prognose für Dauerruhm.

Der Prophet. m j : Offenbarung und Vollmacht von Gott. e n : Askese, Verzicht auf Lebensgenuß, Sachleidenschaft, Kühnheit, Selbsttreue bis zum Tode. f c : Verheißung der Erfüllung aller Wunschträume (Paradies, ewiges Leben, Ich-Erhöhung, Erlösung, Seligkeit, Nirwana). m r : teils das essentielle in Gestalt von „Wundern", teils das Neue, Unerhörte der Lehre. t r : Martyrium, Henkerblock, Scheiterhaufen, Kreuz. s a : bereits von einer Riesengemeinde als numinos erlebt und geheiligt.

Der Apostel. mj, fc, mr gehört dem Propheten. e n : besonders stark. t r: Leid als Lohn. s a: abgeschwächt, denn Zwischenträger, „Handlanger".

Der Künstler. m j : das schöpferische Talent. e n : Leidenschaft, Glut, gesteigerte Affektivität. f c : der Zauber des Kunstwerks; oft darin eingeschlossen die Möglichkeit, ein Ich-Ideal, Zeitideal, Persönlichkeitsideal am Werke zu erleben (Odysseus, Achill, Faust) oder ein Persönlichkeitsideal am Künstler selbst (Goethe). m r : das unbegreiflich Wunderbare des Werks und der Schaffenstätigkeit; Künstlerschaft als Mysterium. t r : das Werk aus L e i d geboren; Undank, Leid als Lohn, früher Tod, Selbstmord, Geisteskrankheit. sa: Klassiker-Ruf. — Die einzelnen Töne sind in den verschiedenen Künsten immer von einer anderen Intensität. Der Bildhauer wird s e h r selten von einer großen Gemeinde vollnuminos erlebt

und als Genie verehrt; es bleibt bei kühlerer Anerkennung, Hochachtung, vielleicht auch Bewunderung. Die Gründe? Seine mj zu begreifen, erfordert Fachkenntnis; sie wirkt kühl, bleibt objektiv. Namentlich das en ist sehr schwach. Das fc nackter Gestalten wird von weiten Kreisen perhorresziert (Sexualwiderstand, Moral). Das tr (langwierige, harte, langweilige Arbeit) würde zum Erfassen wiederum Fachkenntnis erfordern, bleibt daher schwach. Auch das sa klein, weil zu wenige tiefes Interesse dafür haben. Die numinos gewordenen Bildhauer sind zugleich Maler gewesen (Michelangelo), oder sie erreichten ein stärkeres en, indem sie gleichsam die Grenzen ihrer Kunst überschritten (teilweise Michelangelo, besonders aber Rodin). Oder sie verschmolzen mit dem numinosen Stoff (Götterbilder). — Dagegen ist das fc in Malerei, Musik, wortschöner Dichtung oder gar im Bühnenstück sehr groß, ebenso das en in Musik und Dichtung. fc und en steigern als unfaßliches mr die mj des Schöpfers zu einem göttlichen Genius. Wenn das tr nicht im Lebensschicksal liegt, so steckt es oft in dem Stoff (Dantes Hölle, Werthers Selbstmord, die Zauberatmosphäre im Faust, überhaupt alles Tragische); mancher Gegenstand ist schon von vornherein halb numinos: religiöse Malerei, Christus am Kreuz, Kirchenmusik, alte Sagenstoffe. Die Ebene des numinosen Akkords steht von Anfang an bereits auf einem höheren Sockel. Man darf durchaus nicht die Verschmelzung des Künstlers mit seinem Stoffe unterschätzen. Einer kann ungeheuer viel Intelligenz und produktives Denken aufwenden, bringt er der Menschheit aber eine unwillkommene Gabe, eine harte Wahrheit, so denkt sie nicht dran, ihn zum Genie zu erheben oder gar ihn zu verehren. Wer jedoch, mit viel weniger „Schöpferkraft", Madonnen malt oder melancholische Prinzen auf die Bühne stellt, hat viel leichteres Spiel. — Beim Kunstwerk fällt noch das stark Relative alles Ästhetischen stark ins Gewicht, weil es die verschiedenen Auffassungen zum Meinungsstreit anregt. Streit aber weckt Aufmerksamkeit und Ruhm und läßt diesen nicht einschlafen; dabei vergrößert jeder Streiter unwillkürlich übertreibend gerade sein Kunstideal. — Endlich ein letzter Grund, warum der Künstler heute am leichtesten den numinosen Akkord erzeugt. Religion und Kunst sind psychologisch nicht scharf zu trennen. Religiöser Kult bedarf überall der Beihilfe von Kunst und Ästhetik; ja diese rufen sehr oft überhaupt erst die religiöse Stimmung herbei (Rauschtänze, Musik, Tempel, Dome). Umgekehrt leistet die Kunst versteckt außerordentlich viel Religiöses: auch sie malt Paradiese und gestaltet Wunschträume, auch sie stellt Vorbilder und Ich-Ideale auf, auch sie läßt zu Höherem aufblicken und zeichnet uns eine „andere" Welt, schöner, leuchtender, konzentrierter und bunter als die graue, schale Wirklichkeit; die Kunst hüllt uns ebenso in erhabene, feierliche Stimmungen und läßt uns Ewigkeitshauch spüren, sie erhöht das Ich, sie weitet das Ich und tröstet es genau so wie religiöses Erleben. Alle große Kunst ist einfach Religion, nur unendlich viel geistiger und feiner als die

Religion der Tempel mit ihren eintönigen Inhalten für die großen Massen. Durch seinen Stoff wird der Künstler zu einer Art Priester, er wird zum vates und Seher. Allen höheren Menschen vermittelt die Kunst heute sehr viel mehr religiöses, numinoses Erleben als die leeren Kirchen und ihre überlebte Dogmatik.

Der Architekt. Der Baumeister wird so sehr selten als numinos erlebt, teils weil er gar nicht der alleinige Urheber des großen Bauwerks gewesen, an dem oft Generationen gearbeitet, teils weil das Persönliche nicht recht zum Ausdruck kommt, weil es durch fremde Mächte eingeschränkt wird: Beschaffung von Material durch Bauherren, Kommissionen, Stadträte, Publikum, praktische Zwecke, kurz durch Gruppe und Zeitgeist. Die großen Dome hat ausgesprochen der Geist ihrer Zeit gebaut. —

Aus alledem ist eindringlich zu ersehen: nicht die „Höhe" einer schöpferischen Talentbegabung entscheidet über Genieverehrung; diese Höhe kann sogar verhältnismäßig gering sein. Die Hauptsache bleibt, daß ein fc und ein mr-tr geboten wird: auf die Genußgröße des Werks kommt es an und auf den mystischen Schauer. Vereinigt sich damit noch echte mj und ein en, um so besser; vor allem für die Dauerkritik einer Qualitäts-Masse durch die Jahrhunderte.

Es muß noch davor gewarnt werden, die Begriffe Genie und Führer zu verwechseln. Genie kann Führer sein oder gewesen sein. Aber im allgemeinen sind Führer immer die wirklich überlegenen Talente (mit echter mj, echtem en), alle Art von übernormaler Begabung, die den Durchschnitt bei Lebzeiten lenkt. Geht man auf primitive Verhältnisse zurück, so kann man mit Vierkandt [714] als die Träger des Fortschrittes intelligente Häuptlinge, Zauberer oder Priester annehmen. Sie würden unsern „Nur"-Talenten entsprechen. Was entspräche beim Primitiven aber unserm Geniebegriff? Zweierlei. Entweder: die Vergottung eines Menschen mit entsprechendem Kult; oder: ein Fetisch mit Zauberkraft.

Daß gerade aller Kunst- und Religionsgenuß am ehesten das Bild eines Heiligen oder eines Genies erscheinen läßt, weil darin das Subjektivste zum Subjektiven des Verehrers spricht, sei nur kurz wiederholt. Die subjektive Seite des Akkords ($\frac{JP}{VV}$) ist das Wichtigste. Alle Triebe wollen sich ausleben und suchen nach einem Objekt, das sie befriedigt. Auch der erotische Trieb schafft sich, wenn die Wirklichkeit ihm das Objekt versagt, in Traumbildern und Wunschphantasien selbst ein Objekt. So sucht auch der dunkle Drang des Vergötterungs- und Verehrungstriebes nach einem Objekt; er formt die Wirklichkeit so lange um, bis ihn das Bild befriedigt, ja manchmal schafft er sich das Wunschobjekt selber.

Die früheste, primitivste Stufe ist der Fetisch, der Götze. Fetisch heißt nur der selbst vom Priester angefertigte Gott (Preuß [436] S. 51 f.). Das Wort leitet sich ab vom portugiesischen feitiço, Zauber-

Der Fetisch stellt eine substantiierte, personifizierte Zauberkraft dar, hinein projiziert in den Holzklotz, also ganz und gar nur aus dem Subjektiven der Anbeter und ihres Priesters heraus. Alle bedeutsameren Zauber werden als Person angeredet, aber sie werden nicht als „Geist" in dem Fetisch gedacht, sondern der Fetisch, der Gott ist schlechthin die Zauberkraft selbst.

Scheinen übernatürliche Kräfte in einem Menschen zu wirken, so sind sie als mana (von Geistwesen) in ihn hineingebracht. Auch das Genie hat mana, es ist Gott und Zauber zugleich. „Das Genie muß schaffen und Schönes schaffen; es kann nichts dafür und verwundert sich selbst über seine Gebilde und ist daher naiv in allen seinen Äußerungen. Geisterschauer umweht diese Naturen [eS], und wir treten in Scheu vor ihnen zurück" (Vischer, Asthetik, II. S. 393).

Die psychologisch so schwer durchschaubare Tatsache der schöpferischen Produktion wird zu einer Zauberkraft substantiiert, sie wird mana. Und für alle Genies wird das gleiche mana „Genie" (als Schöpferkraft) angenommen. Lessing und Herder sagten „Schöpferkraft", Kant „Naturgabe", Jean Paul und Schelling „Instinkt", Schopenhauer „Intuition", Schiller „Naivität" (Cahan [82]), spätere Ästhetiker „das Unbewußte". Die Renaissance hatte ja den Anfang gemacht mit „genio" und „Genius".

Nicht immer braucht ein Stück Holz oder ein Stein die Zauberkraft zu verdinglichen. Auch ein bloßes Wort, ein Name kann es tun, als Wort (nicht als Begriff) (Preuß [436]). Das gleiche sagt auch Bychowski [494] (S. 103): Das Wort selbst wird „eine selbständig wirkende Substanz, eine Nachbildung des Objektes, das es bezeichnet" — „Worte als eine zauberische Substanz". — Noch deutlicher Runze [462] (S. 157): „ „Das Wort selbst wird so zum asylumignorantiae [eS] und hilft das Rätsel des Daseins lösen ... das Wort selbst wird sakrosankt, der „Name" (nomen et numen, hebr. haschem) wird ein Tabu; aus dem Namen werden durch Volksetymologie religiöse Wahrheiten abstrahiert (Jahwe als „Ich bin, der ich bin") und der einmal vorhandene substantivische Wortfetisch [eS] wird zum Subjekt ungezählter Eigenschaften und Prädikate, wie das chinesische Tao, der Logos des Heraklit und des Philo, die sophia des apokryphen Salomo, das Nirwana des Buddhisten.""

Genau solch ein Wortfetisch, hinter dem nirgends eine psychobiologische Realität wissenschaftlich zu fassen, genau solch Fetisch ist uns heute der Name, das Wort „Genie". Dieses Wort ist, ganz allein für sich schon, numinos geworden, es ist substantiiertes mana, ist selber Tabu. Man beachte, wie heutzutage Literaten aller Art als Genie-Priester damit hantieren; sie bannen als Schamanen mit diesem Zauber alle anderen Sterblichen nieder: Was seid Ihr? Aber hier ein Genie! Und sie selber, in mystisch-magischer Einigung gerade mit ihrem Fetisch, erheben sich dadurch riesengroß.

Wäre Genie etwas Greifbares, etwas Naturwissenschaftliches —

seine Seelenanatomie wäre längst bloßgelegt und zergliedert, wir könnten sie fassen. Aber Genie-Ruhm ist etwas Dynamisches, eine Fluxion, etwas fortwährend Wogendes, wie ein organisches Lebewesen, das aufnimmt und abgibt, das geboren wird und Stoffwechsel aufweist — aber ein soziologisches Lebewesen und von Riesengestalt. Je gewaltiger ein Tier, desto länger trägt es die Mutter aus. Bis ein Genie als soziologisches Lebewesen reif zur Geburt, bis seine Mutter, die Menschheit, es ausgetragen, vergehen Jahrzehnte, Jahrhunderte. Und ist es geboren und lebt es, so muß es sich ständig nähren, um zu wachsen und seine Lebenshöhe zu erreichen. Wie jedes Lebewesen hat es auch ein Schicksal durchzumachen: sind die Jahre der Reife vorüber, so beginnt es zu altern, der Genieruhm fängt an zu schrumpfen, und eines Tages legt er sich auf die Seite und — stirbt.

Schicksale des Ruhms. Jeder Ruhm hat, als Schicksalslinie, auch einen Beginn. Oft fängt er ganz schleichend an. Jesus wird von keinem einzigen weltlichen Schriftsteller seiner Zeit auch nur erwähnt; erst bei Tacitus (55—117 n. Chr.) erscheint er in einer kurzen, verächtlichen Notiz (Annal. XV, 44, 4.)

Das Steckenbleiben auf den Vorstufen des Ruhms ist natürlich durchaus die Regel: Ansätze, ein kleines Aufglimmen, ein oder zwei Töne, ein Verglühen und Verklingen. Höchstens bleibt ein Ruhm als halbvergessener Name in einem gelehrten Buch — ein Ruhm, der kein Ruhm mehr ist.

Aber plötzlich kann jemand den Namen entdecken und ausgraben. Walter von der Vogelweide (etwa 1165—1230) war gänzlich, absolut vergessen. Da entdeckt ihn der Germanist Uhland 1822 und schreibt seine berühmte Biographie. Nun war er mit einem Schlage „der größte Lyriker des Mittelalters" (Lexikon Brockhaus) — sechshundert Jahre nach seinem Tode. Ein Geistesverwandter und Kenner hatte ihn offenbar vornuminos erlebt und leitete, als einflußreicher und begabter Apostel, sein eigenes Werterleben höchst wirksam weiter.

Daß nicht die Talentbegabung allein weltberühmt macht, beweist auch der Fall Tolstoi. Tolstoi war nur wenig bekannt und kaum sehr geschätzt durch seine bedeutenden Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina". Da zündete urplötzlich (1889) die Kreutzersonate. Was? Jeder sexuelle Verkehr, auch jener in der Ehe, wäre als Unzucht zu verdammen? Das war ein Mirum für die Menschheit, ein mr-tr, und dieses machte erst auf die mj der wertvollen Werke aufmerksam.

Ruhm kann erleichtert werden, er kann auf Hindernisse stoßen. Manchmal beginnt er schon auf höherem Sockel: ein Staatsmann mit Adel oder Fürstenwürde oder gar ein Herrscher selbst werden, falls sie Talent haben, viel eher gesehen, als der unbekannte Bürgerssohn.

Auch das Fach kann den Ruhm erleichtern. Der Musiker wird

international weit eher verstanden als der Dichter; Beethoven ist im Ausland bekannter als Goethe (Hirsch [695]). Zu der g a n z breiten Masse vermag der Musiker aber wieder nur zu dringen mit Lied, Tänzen und Operette.

Bequemlichkeit des Genusses, Leichtverständlichkeit, technische Übertragbarkeit auf sehr viele erleichtern den Ruhm ungemein: man denke an Kino-Sterne. Heute flicht die g e d r u c k t e Schauspielerleistung auch dem Mimen bei der Nachwelt Kränze.

Der D i c h t e r dringt leicht zu großen Massen vor, aber nur beim eigenen Volke; denn eine wenig gekannte Sprache bildet ein ernstes Hindernis für internationalen Ruhm.

Jede U m formung für einen g r ö ß e r e n Abnehmerkreis dient dem Ruhm: Übersetzung, billige Neu-Ausgabe, Bearbeitung für Jugend und Volk.

Das Verlangen der Menschen nach Konzentration und Vereinfachung kann dem e i n e n a l l e n Ruhm in den Schoß werfen, während seine Mithelfer leer ausgehen; so vermag optische Täuschung ein Talent vielfach zu vergrößern.

Der Wunsch nach einem Panier, einem Banner, vermag ebenfalls den Ruhm zu verstärken; braucht ein Freidenkerbund ein Symbol, so kann der Ruhm von Giordano Bruno frische Nahrung gewinnen.

Immer, wenn Kunstwerke auf die H a n d l u n g e n von Menschen Einfluß ausüben, steigt der Ruhm ihrer Schöpfer. Goethe rühmte man anfangs nicht wegen seines Riesentalentes, sondern weil sein Werther eine Selbstmord-Epidemie entfachte; auf dem Sockel dieses sa konnte später die mj besser gesehen werden. Schillers Dichtungen weckten 1813 die Kriegsbegeisterung und hielten damit seinen Ruhm wach. „Onkel Toms Hütte" erregte sogar den Bürgerkrieg gegen die südamerikanischen Sklavenhalter (Hirsch [695]).

Öfters steuern M i ß verständnisse ein mr zum Ruhme bei. Die jungfräuliche Geburt Jesu leitet sich von einem sprachlichen Mißverstehen ab. „... daß aus der an sich harmloseren Benennung „Gottessohn", im Sinne von „gottwohlgefälliger Mensch" allmählich unter Mitwirkung des sprachlichen Mißverständnisses von alma in Jes. 7, 14 (*παρθένος*, virgo statt junge Frau) die dogmatische Vorstellung von der Jungfraugeburt des Gottessohnes sich stabilisiert hat, ist bekannt" (Runze [462] S. 159).

Politisch und wirtschaftlich schlimme Zeiten nähren die Unzufriedenheit mit „dieser" Welt und somit die Sehnsucht nach einer a n d e r e n. Alles, was „erlöst", steigt im Ansehen: Okkultismus, Religion, seligmachende Kunst, und mit ihnen ihre Schöpfer; der Erlösungstrieb stempelt sie zu Heiligen.

Auch die W a n d l u n g eines Zeitgeistes kann plötzlich ein fc an einem Werk oder Schöpfer entdecken, der vorher wenig berühmt war; so wurde auf einmal der Maler Grünewald nach J a h r h u n d e r t e n neben Dürer gestellt.

Jeder einflußreiche Kritiker oder Biograph vermag den Ruhm ungemein zu steigern. Wenn ein Kunsthistoriker über ein gemaltes

Spargelbund von Monet schreibt: „Der ganze Kosmos ist in diesem Stilleben eingeschlossen", so läuft dem Verehrer ein frommer Schauder über den Rücken. Man bedenke tatsächlich diese ungeheure Leistung, den ganzen Kosmos in einem Spargelbunde darzustellen ... Oder man höre, was Däubler über Kandinsky druckt: „Er zeigt uns Wahrzeichenverglasungen, Entscheidungskristalle, blaue Kundgebungen des Beschlusses von ihren Einkörperungen in Taten. Er bringt uns sogar gelb erregt in das Abenteuer irdischer Betätigungen aus seelenlila Wunschgeburten." (Die Zitate n. Weygandt [677] S. 423.) Dergleichen zieht immer bei der Masse. Durch Be-wunder-ung wird also offensichtlich erst ein mr und fc erzeugt, es wächst aus der Umdeutung, Hineindeutung und der abstrusen, nebelhaften sprachlichen Darstellung des Apostels erst heraus.

Die Wichtigkeit eines tr für die Ruhmbildung kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Alle Herabsetzung, jeder Angriff, jeder Schein von Schmähung (Pathographie) verstärkt den Ruhm und die Verheiligung. In diesem Sinne aber wirkt jede streng historische Darstellung (Denifles oder Grisars Luther) als Herabsetzung bei der Geniegemeinde, und doppelte Lobpreisung ist die Folge. Ähnlich wirkten auch die objektiven Columbus-Biographien der neunziger Jahre (Fastenrath [727]); und unsere Hölderlin-Pathographie (L. [1068]) hat Hölderlins Genie-Ruhm bedeutend verstärkt.

Jeder Tod, schon im Alltagsleben, ist ein tr, das den Verklärungstrieb weckt; Scheu und Ehrfucht steigen auf. Schillers Tod machte ihn erst volkstümlich (Ludwig [746] S. 17); ebenso war es mit Mozart. Tritt noch ein mr der Todes art hinzu, um so stärker der Eindruck: Calés oder Weiningers Selbstmord, der Duelltod von Lassalle oder Lermentow, der etwas rätselhafte Tod von Shelley oder Büchner, nun gar Byrons Tod für das Freiheitsideal. Für den Ruhm von Giordano Bruno war seine Hinrichtung allein von entscheidender Bedeutung; denn seine Leistungen als Denker ...? (Hirsch [695]). Ethisches begreift die Masse viel eher als Geistiges.

Sogar Verzögerung von Ruhm kann diesen verstärken — wenn sie nämlich erkannt wird und somit ein tr abgibt (Schopenhauer, Büchner u. a.).

Allein schon als Abschluß muß jeder Tod den Ruhm verstärken, denn nun erst wird die Biographie, die Aufnahme in Lexika usw. ermöglicht.

Ruhm heißt lebendige Kunde. Was am Leben bleiben soll, muß genährt werden, sonst siecht es an Entkräftung dahin. „... es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft", meinte Goethe zu Eckermann. Aber umgekehrt wäre richtiger: Nur was fortwirkende Kraft besitzt, nur das kann Genie werden und heißen.

Diese Dynamik hat mannigfaltige Quellen. Das sa kann lebendig bleiben, weil die Schule, die Erziehung, die Lehrzwecke es nähren; was gebraucht wird, erhält sich am Leben. Die meisten

antiken Klassiker leben ausschließlich noch auf diese Weise: das sa als Klassikertitel, als „fable convenue".

Wer typisches Erleben gestaltet, kann viel eher repräsentativ werden, Panier für ein ganzes Volk; wer nationaltypisch die Seele seines Volkes ausspricht, der bleibt auch berühmt und ein Sanctum. Wer es nicht tut, bei gleich großem Talent, wird eher vergessen.

Verleger und Kunsthändler brauchen Geld; ihr Handelsinteresse hilft einen Ruhm wach halten und preist das sa, den Klassiker immer wieder an als ein mr-fc: „Auf keinem Bücherbrett darf fehlen . . ." Das sa „geht" besser als alles Junge und Neue, und die Jugend wächst immer wieder in diese alten Sancta hinein.

Das kurze Gedächtnis der Menschheit braucht Stützen für manchen Ruhm: Denkmäler aller Art, Straßennamen, Museen, Personalmuseen, Panthea, biographische Lexika, Sterne im Reiseführer, Auswahl-Ausgaben usw. Besonders was sich zur künstlerischen Darstellung eignet, in Bildnerei oder Dichtung, bleibt viel länger am Leben (die Jungfrau von Orleans, Napoleon).

Ein mr verlängert die Lebenskraft eines Werkes und damit den Genieruhm bedeutend. Nicht so sehr in der Gestalt eines Neuen, oder es müßte unerhört sein wie bei Columbus; denn sonst schläft es bald wieder ein. Wohl aber ein mr in Form des Rätselhaften, Geheimnisvollen; dies wirkt wie ein starkes Lebenselixier. Alles was an einem Werk, einer Person, einem Lebenslauf dunkel bleibt, nährt den Ruhm. Denn als Zankapfel teilt es die Gemüter in Für und Wider; jede neue Deutung regt auf, und jeder will gerade seine Auffassung zur Geltung bringen und hält das Interesse der Zuschauer in Atem. Alle dunklen, erklärungsbedürftigen, geheimnisvollen Werke leben, wenn sie sonst nur talentvoll und überhaupt bekannt sind, wesentlich länger und kräftiger als das Klare, Übersichtliche, Rationale. Eine mr-mj wirkt stärker als eine mj allein. Hamlet, Faust, Hölderlins Nachtgesänge. 1373 erhielt Boccaccio in Florenz eine neubegründete „Professur zur Erklärung des Dante". Auch Kants Ruhm nährt sich zum Teil von seinem schwierigen Stil. Das mr wird als mj gedeutet. Müller-Freienfels[627] (S. 303) weist sehr treffend darauf hin, wie eine möglichst gelehrte Terminologie Würde und Autorität verleihe. Das „Prunkgewand einer esoterischen Sprache" zeichne besonders die Philosophie aus; ganz banale Gedanken sehen darin aus wie geheimnisvolle Offenbarungen. Klarheit gelte bei vielen als ein Zeichen von geringer „Wissenschaftlichkeit". Der glänzende Stil von Schopenhauer und Nietzsche hätte ihnen bei vielen nur geschadet.

Die Menschen wollen eben etwas zum Spiel für Denken und Phantasie; auch in brüchige Mauern, in Tapetenmuster, in Wolken lassen sich Gesichter und Gestalten hineinsehen („Pareidolien"). Die Dunkelheit einer Lebensgeschichte hält, als Deute-Objekt und Zankapfel, die Gemüter ebenfalls wach: Shakespeare und die ganze Bacon-Frage. — Der Maler Grünewald († 1529) wird

1903 und 1904 von Fleurent und von Bock ausgegraben. Nun erst wird er zur „Eminenz ersten Ranges“ (Hirsch [695]). Bloß acht Werke gibt es von ihm, auch die noch teilweise Torso und an entlegenen Orten. Sein Leben ist fast unbekannt, und 400 Jahre hat man ihn nahezu unbeachtet gelassen. Also alles in allem ein höchst wirksames mr-tr für die biographische Ruhmpropaganda.

Machen wir uns umgekehrt auch einmal die Hindernisse klar, die einem Geniewerden entgegenstehen können. Wenn ein schwächeres Formtalent (van Gogh) durch starkes Ausdrucksverlangen in Gang gesetzt wird, so kann es ein Hindernis für baldigen Ruhm werden, daß die Kritiker ihr Augenmerk vor allem auf die schwächere Formseite richten; eine spätere Zeit könnte aber gerade die Ausdrucksstärke besonders hoch schätzen und Ruhm verleihen, namentlich, wenn noch ein so wirksames tr wie Geisteskrankheit und Selbstmord die Lobpreisung in die Höhe treibt.

Das wichtigste Hindernis (übernormale Talentleistung vorausgesetzt) bleibt aber: das Werk findet keine Gemeinde. Entweder behagt es dem Zeitgeist nicht oder überhaupt keiner größeren Masse, oder es findet sich nicht sogleich ein einflußreicher Apostel (was tausend Ursachen haben kann). Dieser Fall ist unendlich viel häufiger, als der Laie auch nur ahnen mag; uns stehen zahlreiche Beispiele aus dem Leben zur Verfügung, und jeder Verleger, jeder Kunsthändler, jeder Theaterdirektor könnte sie mühelos um Tausende vermehren. Es gibt viel mehr Begabung, als Nachfrage vorhanden ist.

Das Werk kann also noch nicht zum Zeitgeist passen, aber vielleicht später (Schopenhauer, Büchner, Grünewald). Oder ein Werk modelliert sich langsam und zäh (unter Beihilfe von Autor oder Aposteln) selber einen Zeitgeist heraus, der zu ihm paßt; es hämmert die widerstrebende Ratio der Menge so lange durch, bis es zu ihrer Affektivität vorgedrungen ist, bis es einen affektiven Gewöhnungshunger nach ihm erzeugt hat (genau wie bei Morphiumverführung). Man nennt dies dann in der naiven Gelehrtensprache: es hat sich „durchgerungen“ oder „sein Wert ist endlich erkannt worden“. Dabei wird der „Wert“ als primär vorhanden, als objektiv oder absolut gedacht. In Wahrheit hat das Werk aber sein latentes, potentielles fc als ein fc für viele diesen durch Gewöhnung aufgezwungen, rein als Kraft- und Machtwirkung. Dieser Fall ist so häufig, daß Beispiele kaum nötig sind (Wagner ist typisch dafür, aber auch expressionistische Maler, überhaupt die meisten Formen neuer Kunstrichtung).

Schwieriger löst sich das Problem, warum manche niemals eine größere Gemeinde, einen weiteren Widerhall finden. Mit dieser Frage beschäftigt sich eine Arbeit von Einstein [683 16].

---

[16] Leider etwas verschwommen und nicht ausreichend. Wir geben daher Eigenes, ohne das Brauchbare des Buches zu übergehen.

W e s h a l b schmecken die Werke von Lenz, Hölderlin, Grabbe, Büchner der Menge nicht?

Hölderlins Ideale stehen der Masse zu fern; das Land seiner Seele ist das „Land der stofflosen, metaphysischen Weltordnung", der Durchschnittsbürger fühlt darin das Überstiegene, Verstiegene, Wirklichkeitsfremde, er kann es sich nicht in seinen Alltag und sein Ich übersetzen. T r o t z der elegischen Schwärmerei und t r o t z der übersteigerten, heroisch-pathetischen Haltung fühlt er auch eine gewisse K ü h l e hindurch [das ausgesprochen Schizoide]. Wie leicht kann dagegen die gebildete Mehrzahl einen F a u s t nachfühlen: ungeheuer klug sein, über Büchern brüten und doch nicht die Welträtsel lösen, in bunten Abenteuern nach Glück und dem schönsten Augenblick suchen, in Auerbachs Keller mitsaufen, mit Hexlein tanzen, ein süßes Mädel verführen und sie hinterher sitzen lassen — wie lebensnahe ist das alles, und wie fühlt da der Durchschnitt mit ...

Bei B ü c h n e r verhindert n i c h t seine Maßlosigkeit (wie Einstein meint) einen breiteren Ruhm, sondern gerade die kühle Parteilosigkeit, die Höhe der Objektivität. Sein Danton ist kein Held für die M a s s e. Wie anders Schiller!

Auch L e n z war zu objektiv: die Menge will S t e l l u n g nehmen, für oder gegen. Außerdem war er zu konzentriert, nicht bequem zum Genuß, „nicht sachte gegen das Publikum" und in der Tat zu maßlos.

Ebenso G r a b b e. Seine unmenschliche Leidenschaftlichkeit begreift der Durchschnitt überhaupt nicht. Sie wirkt wie berauscht und unnatürlich, übersteigert, unecht. Zweckbewußte D a r s t e l l u n g (Shakespeare als Vorbild) statt naturgewachsener Ausdruck. Grabbe ist ein klares Beispiel dafür, wie einer sehr berühmt werden kann, ohne je bei vielen voll numinos zu wirken. Sein Schnapssäufertum widerspricht eben allzusehr dem Idealbild, das sich ein Volk von seinen Dichterfürsten und Halbgöttern machen will. Es fehlt der Person und dem Werk das fc der Ich-Ähnlichkeit mit dem Durchschnitt. Der will immer s i c h sehen, will sich und seine Wunschträume verklärt und gesteigert erleben. „Originalität" a l l e i n reicht keineswegs aus, um Genie zu werden.

Auch W e s e n s f r e m d h e i t mit der ersten Autorität, an die Einer sich zufällig wendet und die entscheidend einwirkt, kann ungemein hinderlich sein. Mehr noch, wenn Eifersucht hinzu tritt (beides bei Goethe-Kleist und bei Goethe-Schopenhauer).

Jeder, der dem Zeitgeist a l l zusehr widerspricht, muß beseitigt werden: früher durch die schöne, alte Sitte des Verbrennens, heute durch das T o t s c h w e i g e n — ein sehr wirksames Mittel, weil niemals ein Märtyrer-tr entstehen kann.

Nachprüfung durch Fachkritik (Gelehrte, Entdecker, Erfinder) kann einen raschen Ruhm sehr schnell wieder zerstören oder sogar in negativen Ruhm verwandeln: Cooks Nordpolentdeckung, Ossendowskis [752] Räubergeschichten aus Asien.

Recht hinderlich kann es werden, wenn ein Künstler nicht ausschließlich seinem eigenen Selbst folgt. Nimmt er sich einen fernen, blutfremden Zeitgeist und dessen Kunstideal zum vornuminosen Vorbild, so könnte das fremde Blut sein eigenes vergiften und den Werken den Ton frischer, warmer, unmittelbarer Echtheit rauben (das klassizistische Ideal bei Goethe und Schiller). Schafft Einer aber absichtlich nur für eine Zeitmode der Gegenwart, so könnte eine unbemerkte Unterströmung vielleicht schon gerade auf Abwechslung zusteuern, auf Entgegengesetztes, und der Ruhm bleibt aus. — Auch durch eine rücksichtslos offene Selbstbiographie kann man zwar Aufsehen erregen, sich insofern aber schaden, als das numinose Erleben als Genie bei Vielen versagt (Rousseau, Strindberg), jedenfalls die Brauchbarkeit als Banner leidet. Goethe wußte, warum er uns Dichtung und Wahrheit gab.

Der Ruhm kann auch durch den Schatten eines großen Nachbarn verdunkelt werden: Philipp durch Alexander, Hamilkar durch Hannibal, Philipp Emanuel durch Sebastian Bach, Michael durch Josef Haydn (Reibmayr [73]). Die Söhne berühmter Väter haben es allein schon aus diesem Grunde so schwer. —

Im Laufe der Jahrzehnte oder Jahrhunderte ergibt sich schließlich aus Verstärkungen und Abschwächungen die Kurve des Ruhms. Sie bildet fast nie eine Linie, die einfach gerade emporstiege. Vielmehr steigt sie zunächst ein wenig, fällt wieder, steigt abermals, fällt weniger, schießt in die Höhe und senkt sich endlich in Jahrhunderten ganz, ganz langsam herab. Jede Kombination ist möglich, und nur der ganz Naive glaubt noch, daß das Gute, das „Echte" doch noch früher oder später für ewig anerkannt wird (eine Art religiöser Glaube an ein besseres Jenseits).

Oft läßt sich schwer sagen, wo und wann eigentlich die Kurve eines allgemeineren Ruhmes einsetzt. Sehr selten macht schon ein erstes Werk weit berühmt (Werther); häufiger ein späteres, noch öfter erst das ganze Lebenswerk. Eine nennenswerte Erhebung der Kurve in der Richtung auf Genieruhm beginnt gewöhnlich erst nach dem Tode. Hirsch [695] macht darauf aufmerksam, wie sehr der Ruhm im Laufe der Zeiten zu wechseln vermag. Als Beispiel das allgemeine Werturteil über Goethe und Schiller. Da der Mensch den Hang hat, etwas Absolutes zu setzen, so muß einer von Beiden unbedingt der Höchste oder Größte sein. Im Laufe der Jahrzehnte hat sich dauernd das Wertverhältnis zwischen den Beiden geändert. Heute steht Schiller etwas tiefer. Aber 1857, bei Errichtung des Doppeldenkmals in Weimar, „widerfuhr für das allgemeine Empfinden dabei Goethe die größere Ehre" (Ludwig [746] S. 390). Schiller war damals hochberühmt, während „schon einiger Mut dazu gehörte, sich zur Goethegemeinde zu bekennen". Bei den Romantikern war es umgekehrt: Goethe wurde „beinahe übermenschlich", Schiller „fast despektierlich behandelt". — Das Relative von Genie-Werturteilen, das Subjektive des Genie-

akkords ist darin mit Händen zu greifen. (Weitere Belege bei Hirsch [695] und Zilsel [92].)[17]

Wir entnehmen Zilsel [92] folgende interessante Tatsachen:

Spinoza: bei Lebzeiten berühmt, dann 100 Jahre vergessen, im 18. Jahrhundert wieder berühmt. — Protagoras: bei Lebzeiten berühmt, dann von Plato verspottet und daraufhin 2000 Jahre verachtet; heute durch positivistische Philosophen zu neuem Nachruhm erweckt (Grote, Laas, Gomperz). — Greco wurde urplötzlich ganz frisch als Genie entdeckt (S. 14). — Hegel und Jean Paul waren lange Jahre ganz vergessen; ebenso Bach und Händel, die erst durch Mendelssohn wiedererweckt werden mußten. — Schopenhauer: anfangs verkannt, dann berühmt, jetzt am Verblassen. Ähnlich R. Wagner. — Das Urteil über Raffael und Rembrandt war den größten Schwankungen unterworfen. — Gottsched, der lange Zeit gering Geschätzte, steht heut' im Begriff, ein Genie zu werden.

Auch Hirsch [695] beweist scharfen Blick für das Relative und Subjektive des Genieruhms. Shakespeare galt 100 Jahre lang nach seinem Tode als „Dutzenddramatiker"; er war im Grunde 150 Jahre lang so gut wie vergessen. Walter von der Vogelweide blieb sogar 600 Jahre unbeachtet. Raffael wird 350 Jahre nach seinem Tode plötzlich geringgeschätzt. Cicero wird nach 2000 Jahren von Mommsen verdammt, von Zielinsky erhoben.

Fast alle späteren Genies sind einmal „in Mode" gewesen, ihre Ruhmkurve stieg eine Weile steil in die Höhe. Man denke an Giotto, Manet, Grünewald, an G. Keller, Brahms, R. Wagner, an Ibsen, Nietzsche und Strindberg. Nach solchen Mode-Anstiegen fällt die Kurve gewöhnlich herab zur Ebene eines Hochplateaus. Die breite Masse hat sich übersatt gegessen an der Lockspeise und läuft in Gasthäuser, die neu eröffnet. Variatio delectat.

Noch ein Problem. Ist das „Urteil der Nachwelt" wirklich „gerechter" und „richtiger"? Im strengen Sinne? Wo wäre der objektive, der absolute Richter? Nein, es ist nur anders. Jede Zeit greift nach ihrer fc-Facette am Werk. Das Potentielle war noch verborgen, weil keine Relation bestand zwischen G und IP. Es findet kein Ausgleich der Meinungen durch einen consensus omnium (Taine) statt; der consensus ist ja nur das Urteil eines anderen Zeitgeistes, und jeder meint, er hätte das „richtige" Urteil. Wie das Verlangen nach Ruhm ein religiöses Verlangen

---

[17] Das Werk Genie-Religion von Zilsel [92] erscheint teilweise (so Kap. III) unscharf, was aber der schwierige Stoff entschuldigen mag. Ihm ist das Genie eine Art Charlatan, oder „wie ein Charlatan einem Bauern erscheint". Der rationalistische Autor möchte alle Verehrung von Menschen als „unreinlich", als unberechtigt abschaffen. Aber — warum denn dieses allgemeinmenschliche Bedürfnis ausmerzen wollen? Gelingen würde es sowieso niemals. Als Kampfschrift gegen süßliche Genieverhimmelung ist das Werk aber lesenswert. Vieles beruht auf Hirsch [695]; Cahan [82] wird nicht zitiert. Zum Schluß widerlegt sich Zilsel selber, indem er — seinen Spinoza gegen Chamberlain ausspielt. Sapienti sat.

darstellt, nach ewigem Leben, so ist auch der Glaube an die „gerechtere“ Nachwelt ein religiöses Bangen nach einer besseren Welt, nach einem jüngsten Gericht: und die letzten werden die ersten sein. Seine Wurzeln sind tief katathym. Im Grunde wird nämlich die eigene Wertung in den Begriff, in das Wort „Nachwelt“ substantiiert und nach außen in eine Art Jenseits hinausprojiziert. Oder man versucht, was ungefähr auf dasselbe hinauskommt, durch den Begriff „bessere Nachwelt“ die Sinnlosigkeit mancher bekannten Verkennung zu korrigieren.

Der Begriff „verkanntes“ Genie ist logisch in sich ein Unsinn; wohl aber gibt es verkannte Talente, und gerade diese werden eventuell durch das tr der Verkennung zum Genie. —

Alles Dynamische muß ausklingen, muß einmal verklingen, jedenfalls immer in seiner jeweiligen Form. Auch Genieruhm ist kein perpetuum mobile. Die Energie des Eindrucksvollen, des Numinosen, die wirkende Kraft auch von Götterbildern, ihre kinetische Energie verwandelt sich in ruhende, mit anderen Worten: der Ruhm beginnt zu welken, zu altern, oder das Numinose am Ruhm verklingt. Was vom Primitiven einstmals (oder noch heute) als numinos erlebt wurde, seine Götzen, seine Fetische, seine Totemtiere, sein Tabu oder die Rauschekstase seines Schamanen — für uns ist das alles kein mr-tr mehr, sondern wir lächeln. Wir lächeln auch noch über die griechischen Götter von einst, über Venus und Mars gemeinsam im Netze, über den Ehebrecher Zeus als Stier oder Schwan. Man lächelt überhaupt sehr leicht über alle fremden Götter oder fremdgewordene, wie man über verklungene Ideale lächelt. Ein Gott, über den eine satirische Zeitschrift wie der „Simplicissimus“ lächeln kann, ist kein Gott mehr. Auch vom Ruhme der Götter bleibt bei den Völkern nur noch ein Name, ein Wort, ein leerer Schall, eine ausgebrannte Feuerwerkhülse ohne Inhalt. Im römischen Religionskult unterschied man di certi und di incerti — von denen (Spengler [758] I, S. 14) „nur der Name geblieben“, „trotz fortdauernden Kultes“. Götterbilder, absolut numinos, für alle Menschen und Zeiten, werden sich niemals finden.

Genau so sterblich ist aller Genieruhm. Beim Verehrer bildet der numinose Akkord einen Strom des Erlebens, ein ständiges Ineinander- und Durcheinanderfließen der Töne mit jeweiligen starken Mischgefühlen. Aber bei den vielen außerhalb der engeren Gemeinde ist das Genie nur berühmt, nicht numinos, ist es nur Name, nur ein Sanktum für andere, nur eine kühle Kunde, etwas Rationales wie die Vorstellung fremder Götter. Manche Individuen, manche Stämme, manche Zeitalter mögen überhaupt nicht mehr fähig sein, stark numinos zu erleben, sondern höchstens noch abgeschwächt („ästhetisch“ oder ethisch).

Solche Rationalisierung findet im Laufe der Zeit aber bei fast jedem Genieruhm statt. Der warme Strom des Erlebens beginnt zu erstarren, zu gefrieren; alles wird blasser und kälter, wird Schattenspiel. Anfangs können sich noch die Töne umwandeln. Das

„Werk" ist längst verklungen als ein fc: Schlachten und Königreiche hat längst schon die Zeit verschlungen. Das einstige fc wandelt sich nun in historischen Glanz, in ein leuchtendes Erinnerungsbild, in ein Persönlichkeitsideal für Jugend und Volk oder für — kommende Genies. Aber endlich — die Töne werden immer matter und matter. „Homer", meint Wilamowitz-Möllendorff (Homerische Untersuchungen, Berlin 1884, S. 381), „Homer ist zur Zeit kein vielgelesener Dichter mehr. Auch wo der Zwang seine Lektüre durchsetzt, ist seine Wirkung nicht mehr nachhaltig, wenigstens nur unbewußt. Denn wie viele Erwachsene lesen ihn noch zu ihrer Erbauung? Die konventionelle Bewunderung wird weiter geredet: sie beweist nichts. Homer ist eine Macht, aber eine überwundene." So lauten die Worte über eins der „größten" Werke aller Zeiten.

Zuletzt stehen nur noch kalte Marmorstatuen im Tempel; kaum gleitet einmal ein Blick darüber hin, niemand verehrt mehr inbrünstig, niemand betet mehr an. Die antiken Künstler und Dichter und Denker — was sind sie dem Herzen der Menge von heut'? Nur noch kleine Qualitätsgemeinden vielleicht gliedern sich an; und auch das nur, wenn sie ein eigenes Spiegelbild suchen. Von den allermeisten lebt bloß ein Name, als Symbol und Formel dafür, daß einst eine Leistung, als Begabung oder Glück, vorhanden gewesen. Ganze Töne sind aus dem numinosen Akkorde herausgefallen, und die noch vorhandenen sind erstarrt; nur noch ein Haufe von Knochen liegt da von dem einst so lebendigen, glühenden Ruhm. Es kann Jahrhunderte dauern, aber die Zeit, Chronos, frißt und verschlingt schließlich alles. Die Spur, eben der „Eindruck", ist verweht. Di incerti — Götter, von denen man nichts mehr weiß. Genie ist Eindruck, Genie ist Relation.

Der historische Mensch. Wie einer objektiv, „an sich", wirklich geleibt und gelebt hat, das kann man durch die Wolke, den Nimbus eines Genieruhms kaum noch erkennen oder doch nur sehr undeutlich. Der Betrachter, sagt Hirsch[695] sehr hübsch, sieht zuerst den Kokon, nicht die Seidenraupe. Dasselbe meinte Goethe (zum Kanzler Müller 11. 6. 1822): „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden." Genau so wenig der echt historische Mensch.Wilamowitz-Möllendorf (Griech. Lit. des Altert., Kultur der Gegenwart I) beweist abermals scharfen Blick: „Es hält schwer, ein Werk, das zwei Jahrtausende lang vorbildlich gewesen ist, so zu sehen, wie es sein Urheber hingestellt hat, und in diesem einen ringenden, strebenden, irrenden Menschen zu sehen, fällt noch schwerer. Nichts trübt ein Menschenbild so stark wie die Apotheose, und nichts erscheint den Zufälligkeiten des Werdens so sehr entrückt wie ein klassisches Kunstwerk. Die Erhöhung ist in beiden Fällen nur um das Leben feil." Das will heißen: das Werk, wie es einst als Ausdruck heraus gelebt wurde, ist nicht mehr streng zu erkennen, und ebensowenig der Mensch, wie er einst wirklich gelebt hat. Was wir heute erkennen, ist nur noch heilige

Tafel aus Holz, ist ein Bild, übermalt und immer wieder übermalt vom subjektiven Wunsch der Verehrer. Umgeformte Überlieferung verdeckt uns den wahren Menschen. Was gilt dieser der Geniegemeinde? Fast nichts. Denn sie verehrt ja nur die Struktur, die sie selbst gezimmert. Damit sie überhaupt ein Idealbild zu schauen vermag, muß sogar der primäre Träger, der historische Mensch, in seiner wahren Gestalt verschwinden. Denn kein Mensch ist ein Ideal für alle. „Die Verehrung verträgt nämlich nicht die Nähe, sondern hält sich fast immer in der Ferne auf; weil sie, bei persönlicher Gegenwart des Verehrten, wie Butter an der Sonne schmilzt" (Schopenhauer, Parerga II, Kap. 20).

Wer zusehen will, wie das erste Bild auf der heiligen Tafel aussah, der ist gezwungen, die Übermalung abzukratzen, das Bild gerade der Verehrung zu zerstören. So wird für jede, wir betonen es nochmals, für jede Geniegemeinde alle streng historische Biographie immer eine Herabminderung ihres Halbgotts bedeuten. Jeder würde von seinem Genie-Fetisch aufs bitterste enttäuscht sein, wenn er ihn wirklich durch und durch kennte.

Um wieviel mehr noch muß jede Pathographie die Verehrergemeinde verletzen, sie, die allerstrengste Form der historischen Biographie. Die zeigt nicht bloß die Züge des ersten, noch nicht übermalten Bildes, sondern womöglich noch, daß es auf wurmstichigem Holze gemalt. Eine Tatsache, die für das Heiligenbild gänzlich gleichgültig, die aber einer anderen Art von Mensch Erkenntniswert, Wahrheitswert bedeutet.

Freilich — man könnte sich ernstlich überlegen, solche Erkenntnis des streng historischen Menschen, sein wahres Bild, auf die Gassen und auf den Markt zu tragen. Man könnte sehr wohl verteidigen, solche Kenntnis dürfe nur esoterische Geheimkunde bleiben. Gottesdienst einer kleinen, sehr kleinen Sekte, die sich der Göttin der Wahrheit ergeben.

Denkbar aber wäre auch noch ein Drittes, vielleicht Höheres. Erkenntnis der Wahrheit und Verehrung müssen sich nicht unbedingt widersprechen. Die Gottsetzung der Massen, die Vergötterung im engsten Sinne des Wortes, wir brauchen sie heute nicht mehr. Wir vermögen, vielleicht noch viel tiefer, menschlich zu verehren und doch die volle Wahrheit daneben zu vertragen. Wir haben das kalte, goldene Idol, den Fetisch der Neger, nicht mehr nötig, wir sind innerlich frei geworden. Für uns ist jeder, der Hohes geleistet, in all seinen Fehlern und Schwächen und auch mit seiner ganzen, ungeheuren, übernormalen Begabung ein Mensch wie wir auch. Kein Gott, vor dem wir anbetend niedersinken wie Sklaven und Götzendiener. Sondern mit all seinem heißen, fiebernden Blut, mit all seinem warmen Leben, gerade wie es gelebt, in der brennenden Sonne der Wirklichkeit — immer bleibt er für uns ein Mensch, ein Bruder, dem wir verehrend in tiefer Dankbarkeit die Hand reichen, menschlich teilnehmend, auch an Leid und Krankheit, die ihn betroffen.

FÜNFTER ABSCHNITT

BIONEGATIVE QUELLEN

BIOGRAPHIE UND BIO-GRAPHIE

Schauen wir einen Augenblick zurück — unser Weg ist an einer entscheidenden Biegung angelangt. Er hatte uns bisher einen historischen und sachlichen Überblick über das Problem verschafft; als Rüstzeug hatten wir uns vor allem eine Phänomenologie des Werterlebens mitgenommen und hatten sodann den gesunden Schöpfer betrachtet, ihn und sein Werk sowohl wie ihren Platz in einer Gesamtkonstellation. Unser Weg führte uns weiter an der Verehrergemeinde des Genies vorüber, und wir konnten, psychologisch wie soziologisch, untersuchen, auf welche Weise die Gemeinde Heiliges erlebt und wie der Ruhm, insonderheit der numinose Genieruhm-Akkord zustande kommt.

Somit stände für uns unumstößlich fest, daß eine Genieerscheinung durchaus möglich ist ohne alle Krankheit des historischen Schöpfers, ohne „Irrsinn" in irgendwelcher Form.

Langsam hatten wir uns vorwärts getastet, durch den Nimbusnebel hindurch, bis zum echten geschichtlichen Menschen. Damit erwächst uns aber jetzt eine ganz neue Aufgabe. Aus der Welt soziologischen oder individuellen Werterlebens heraus macht unser Weg eine Biegung in das Gebiet — ja, in welches? Vor uns steht der geschichtliche Mensch, vollkommen unverhüllt, in nackter Wirklichkeit, buchstäblich nackt, und wartet auf Untersuchung.

Welche Wissenschaft, welche Betrachtungsweise kann dafür einzig und allein in Frage kommen? Nacktheit kann nur Gegenstand der Biologie sein. Unser Weg biegt ins Biologische ein, soweit es in der Welt als Seelisches erscheint oder mit ihm zu untrennbarer Einheit verknüpft ist. Der historische Mensch, allein für sich selbst, ist wissenschaftliches Objekt für die medizinische Psychologie und, falls er seelenkrank oder stark abnorm war, Objekt für die ärztliche Psychopathologie, für die Psychiatrie.

Noch fehlt es an einem übergeordneten, umfassenden Wort für die Darstellungsart solcher biologischen Betrachtungsweise. Wir versuchen, es durch die Schreibweise „Bio-Graphie" zu ersetzen, unter Betonung eben des Bios, des Lebendigen einschließlich des Körperlichen. (Die Bezeichnung „Biopsychographie" käme in Frage, ist uns aber zu lang.)

Die Bio-Graphie hätte zwei Unterarten: die Psychographie, die einen Menschen psychologisch und biologisch beschreibt, unter Einschluß des Trieblebens, etwa seiner Sexualsphäre (wie es die Psychoanalyse getan hat); zweitens die Pathographie, die uns stark abnorme oder ausgesprochen kranke Seiten eines historischen, berühmten Menschen aufzeigt, seien es rein körperliche (etwa die Gicht von Luther oder den Blutsturz Goethes) oder seien es eben seelische, die psychiatrisch beschrieben werden müssen.

Die Bio-Graphie stellt sich uns demnach als eine neue Methode vor und bildet nicht etwa bloß das Arbeitsgebiet des Psychiaters; es ist die Methode der Naturwissenschaft, die sich als dringend notwendig erwiesen hat, wenn man eben überhaupt daran denkt, den nackten Menschen zu erfassen.

Die Biographie der Geisteswissenschaften, jene der Historiker, Philologen und Kunstwissenschaftler, zeigt uns fast niemals die Photographie des historischen Menschen. Ihr Bild ist gewöhnlich schönfärbend übermalt, umgeformt, retouchiert, katathym lasiert, so daß es einen strengeren Wahrheitssinn oft wie ein süßlicher Buntdruck beleidigt. Trotzdem liegt es uns aber sehr fern, der philologischen Biographie deshalb den Krieg zu erklären; denn die Berechtigung, ja Notwendigkeit von Helden-Biographie kann niemals bestritten werden. Vorbilder zum Nacheifern, Ideale für die noch Unreifen, für Jugend und Volk, sie müssen sein, zur Erziehung wie auch zur Erbauung für alle, die gern in ehrfürchtiger Andacht und Anbetung zu schwelgen wünschen.

Nur sich klar machen sollte man, daß es dann eben Sonntagspredigten sind, und nicht Wissenschaft. Diese hat ausschließlich dem Wahrheitstriebe zu dienen. Unsereinem fehlt einfach etwas an den Öldrucken der Heiligenbilder, wir suchen vergebens nach blutwarmen, menschlichen Zügen. Noch jede Grabrede ist unwahrhaftig gewesen, indem sie beschönigt oder verschweigt. Solche Biographien leben einfach nicht, sie sind nur Bilder, nur Denkmäler aus Stein.

Und doch kommen sie wahrscheinlich der philologischen Begabung viel lebendiger vor als uns. Woran liegt das? Anscheinend ist ihr das bloße Wort nicht nur Abbild, Schema, Symbol, Vertretung einer Realität, sondern es gewinnt für den Philologen eine Art selbständigen Lebens. Nicht Abbild für einen Käfer, eine Ameise, sondern selber solch kleines kribbelndes, lebendiges Wesen, in der urtümlichen Dinghaftigkeit aller Worte überhaupt. Der besonderen philologischen Begabung lebt, was für uns bloß stellvertretender Klang, bloßer Schall und Schwall ist und uns darum leblos und tot erscheint.

Zwei ganz verschiedene Lager stehen oder standen sich gegenüber; es konnte nicht ohne Kampf abgehen, als die ersten Pathographien erschienen.

Treffend schildert Hellpach [774], wie im Lager der „patentierten Lebensdarsteller" eine Panik ausbrach mit Verwirrung, Zorn, Wehklagen und

Ablehnung. Denn man verlangte vom Genie „götterähnliche Fehlerlosigkeit“ (Reitmayr [73]). Die Menschen sind eben nicht anders. „Unsere Rasse ist außerordentlich sklavisch; es liegt in unserer aller Natur, eher blind an das zu glauben, was wir lieben, als an das, was uns weiser dünkt. Wir sind geneigt, eine ehrliche, unverzagte Erstrebung der Wahrheit als etwas Unehrerbietiges zu betrachten. Wir sind empört, wenn andere unsere Ideale unter die Lupe nehmen und sie straflos kritisieren, genau so wie ein Wilder zu den Waffen stürzt, wenn ein Missionar seinen Fetisch in Stücke schlägt.“ So schrieb der prächtige Vetter Darwins, der alte Galton [79] (S. 212), und Jahrzehnte, bevor Möbius in Deutschland einsetzte.

Möbius [785] forderte Zusammenarbeit von Medizinern und Literaturhistorikern, und er sah seinen Hauptfeind in der Unwissenheit. „Kein Mensch wird verstanden, wenn das ärztliche Urteil über ihn fehlt.“ [Wir sehen den Hauptfeind darin, daß die Menschheit zur Wahrheit keinen Mut besitzt.]

Auch Freud [1161] (S. 62) ist natürlich an unserem Problem nicht vorbeigegangen. „Es wäre vergeblich, sich darüber zu täuschen, daß die Leser heute alle Pathographie unschmackhaft finden.“ Aber die Kritik an ihr wäre nur Vorwand und Verhüllung. „Die wirklichen Motive des Widerstrebens sind andere. Man findet sie auf, wenn man in Erwägung zieht, daß Biographen in ganz eigentümlicher Weise an ihre Helden fixiert sind . . .“ „Sie geben sich dann einer Idealisierungsarbeit hin . . .“ Und sie löschten das Individuelle aus, duldeten keinen Rest menschlicher Schwäche oder Unvollkommenheit an ihm „und geben uns dann wirklich eine kalte, fremde Idealgestalt anstatt des Menschen“ . . . „Es ist zu bedauern, daß sie dies tun, denn sie opfern damit die Wahrheit einer Illusion und verzichten . . . auf die Gelegenheit, in die reizvollsten Geheimnisse der menschlichen Natur einzudringen.“ An anderer Stelle spricht Freud [413] (S. 293, 323), noch härter, von der Verlogenheit der Biographen; es kränke eben vieles die naive Eigenliebe der Menschheit. „Les savants ne sont pas curieux“, setzen wir mit Anatole France hinzu.

Auch Rank [648] findet, die Psychologie des Künstlers bestätige nicht „die Erhabenheit der menschlichen Natur“ und „die Göttlichkeit des Künstlers“, denn man fände eben erotische und egoistische Wurzeln des Werks.

Hören wir noch ein paar Kronzeugen aus dem nicht-medizinischen Lager. Romain Rolland über Michelangelo: „Ich errichte nicht Standbilder von Helden ohne Fehl. Ich hasse den feigen Idealismus, der die Augen von den Nöten des Lebens und den Schwächen der Seele abwendet. Einem dem verführerischen Blendwerk volltönender Worte allzu empfänglichen Volke muß es gesagt werden: die heroische Lüge ist Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf Erden, das ist, die Erde so zu sehen, wie sie ist, und sie zu lieben.“ Fürwahr ein mannhaftes Wort.

Auch Jodl [776] hätte, indem er den „Rousseau“ von Möbius besprach, die „Mitwirkung eines weitblickenden Psychiaters nie mehr entbehren wollen“ bei Beurteilung des geistigen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart. Und sogar ein Theologe, Vorbrodt [468] (S. 3), spricht sich in unserem Sinne aus: „Wollen wir Theologie, so brauchen wir Psychologie; wollen wir diese, so brauchen wir biologische, medizinisch-physiologische Psychologie: andere Psychologie gibt es nicht oder sie ist ein Rest aus guter, alter Zeit von und vor Herbart.“ Und er fordert Religionspsychologie „. . . mit allen Mitteln modern-psychologischer Biographie, die auch die Pathographie eines Paul Möbius nicht verschmäht“ (S. 12). Ebenso bildet Holzhausen eine ganz seltene Ausnahme unter Geisteswissenschaftlern; er hat (als Philologe neben Hildebrandt wohl einer der ersten) selber viele gute pathographische Arbeiten oder Skizzen verfaßt (siehe Literatur).

Bio-Graphie ist nicht bloß berechtigt, sondern einfach notwendig, falls man den ganzen Menschen erfassen will. Aber wer begreift das?

„Als ob ich zu einer steinernen Wand spräche", klagte einst Möbius [783]. Trotzdem: „Eine neue Wissenschaft wird konstituiert durch Entdeckung wichtiger Wahrheiten . . ." (Dilthey). Und eine solche Wahrheit ist eben, daß die Genies aus Fleisch und Blut bestanden, daß sie auch einen Körper besessen haben. — Sogar Schiller, der „ideale", stellte in seiner Doktordissertation 1780 den Satz auf „. . . der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen" (z. n. Z Pt, 16. S. 751). Wie innig beides zusammenhängt, wird jedem klar, der sich etwa ernstlich mit dem Ausdrucksproblem beschäftigt hat (vgl. auch Klages [610] S. 11 f.), oder der mit Kretschmer [366] verfolgt hat, wie eng das Schaffen eines Menschen mit dem Bau seines Körpers, mit der Funktion seiner inneren Drüsen zusammenhängt. Oder man lese die ausgezeichnete Arbeit von Kronfeld [505] (S. 26 f.) nach und begreife, was alles bei den Anlagen der Charaktere gerade von den psychophysischen Zuordnungen abhängig ist.

Auch beim Genie, denn es war ein Mensch. Nun gar erst, wenn deutliche Krankheit seinen Weg gekreuzt hat — wie will man da überhaupt auskommen ohne Pathographie? Wie wollte man Poe und Hoffmann, Hölderlin oder Strindberg in voller Rundung erfassen ohne psychiatrische Beihilfe? „Ceterum censeo, pathographiam esse augendam" (Möbius [787]).

Und falsche Rücksichtnahme wäre in einer Wissenschaft übel angebracht. „On doit des égards aux vivants; on ne doit, aux morts, que la vérité" (Voltaire, Biogr. universelle).

Pathographie ist eine notwendige Wissenschaft. Eine Unterform der Kulturpsychopathologie überhaupt, die unter den Oberbegriff der Kulturphilosophie fallen würde (Birnbaum [1604]). Kein Kulturphilosoph großen Stils wird je die Pathographie entbehren können.

SCHÖPFER UND „IRRSINN"

Wesen psychischer Krankheit

KÖRPERLICHE KRANKHEIT. Läßt sich das Wesen körperlicher Erkrankung auch nur einigermaßen begrifflich bestimmen? Fragen wir die Autoren, so scheint es: nein. Ist der „Charakter der Gefahr" (Virchow), der „Lebensbedrohung" (Hellpach) wirklich das Entscheidende? Es finden sich viele leichte Erkrankungen, die niemals ernstlich gefährlich werden, die sogar ein hohes Lebensalter erlauben und auch die Nachkommen nicht gefährden. — Ist Krankheit eine „Leiden schaffende Lebensäußerung, die Abhilfe erfordert" (Birnbaum)? Das subjektive Leiden ist jedenfalls kein sicheres Kennzeichen; Krankheit kann das Lebensgefühl erhöhen (Tuberkulose, Paralyse, Manie, Vergiftungen), sie kann Leiden vermissen lassen (tertiäre Lues, Tumoren). Und da, wo Leiden, sprechen wir nicht immer von „Krankheit" (Prügel, Daumenschraube). — Manche definieren Krankheit als den „Zustand eines Organismus an den Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit" (so Lenz). Das erscheint sprachlich und logisch unscharf. Es müßte mindestens heißen: Grenzzone, denn alles Biologische kennt keine mathematischen Grenzlinien. Und was bedeutet „an"? Meint es den Beginn einer Anpassung (Schnupfen)? Oder die äußerste Grenzlinie (Hirnabszeß)? Auch ein angepaßter Körper kann dennoch krank sein (kompensierte Herzklappenfehler, eingekapselte Tuberkelherde). — Andere Forscher nennen krank alles, was neu einsetzt,

die Funktion stört und fortschreitend wäre. Diese Definition ist viel zu weit, denn man kommt mit ihr zu seltsamen Ergebnissen. Ist es „Krankheit", wenn das Beil des Henkers „neu einsetzt", die „Funktion stört" und (von der Halswirbelsäule bis zum Kehlkopf) „fortschreitet"? Oder wenn das Wasser allmählich die Lungen eines Ertrinkenden anfüllt? Und wohlgemerkt, mit Beil und Wasser wären grundsätzlich als äußerer Reiz zu vergleichen ein Haufe Bakterien, ein Cysticercus, ein Schluck Sublimat — nur daß es durch das Tempo anders erscheint und ärztlich nicht behandelt werden kann. Der Mörder während des Köpfens setzt sich nicht ins Sprechzimmer. — Das Verfehlte der Definitionen liegt nicht an den Autoren, sondern an der Wirklichkeit; viele sind auch bloß nach Konventionen orientiert. William Hirsch nennt z. B. Krankheit eine „Beeinträchtigung der physiologischen Tätigkeit des Organismus, der Leistungsfähigkeit des Individuums", oder ähnlich Krehl: Abweichung des Lebensprozesses mit „Beeinträchtigung der Leistungs- und Lebensfähigkeit". Aber jede gewaltsame Todesart würde unter diesen Begriff fallen (Ertrinken, Verbrennen, Erschossenwerden); auch da ist der Organismus beeinträchtigt und an den Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit, genau wie die Milliarden Tiere, die jeden Augenblick auf der Erde gefressen werden. Niemand denkt jedoch daran, den Zustand vom Beginn der Überwältigung bis zum Tode eine „Krankheit" zu nennen. Sagt man dagegen: die physiologischen Prozesse dürfen nicht abgeschnitten werden, sondern müssen weiterlaufen, wenn auch biologisch-funktionell gestört, eben ungünstig — sind dann aber die Vorgänge des natürlichen Alterns, der Schwangerschaft, des Geburtsvorganges, ja mancher Pubertätserscheinungen ebenfalls „Krankheiten"? — Oder endlich: wäre vielleicht alles, was ärztlich behandelt werden kann, Krankheit? Alle Defekte, Verletzungen, Narben, Parasiten und Mißbildungen, von der Kurzsichtigkeit bis zur Hasenscharte? Man kann darüber streiten. Vielleicht ist historisch alles das Krankheit, was der Medizinmann „austreiben" kann.

Und allmählich beginnt der Gedanke in uns zu dämmern: „Krankheit" ist überhaupt kein streng wissenschaftlicher Begriff und läßt sich deshalb so schwer definieren. Ihm haftet die Unwissenheit und das magische Denken vergangener Jahrtausende an. Krankheit ist ein archaischer Begriff: „... unsere allergebräuchlichsten Begriffe bewahren fast stets die Spuren dessen, was die entsprechenden Kollektivvorstellungen in dem prälogischen Geisteszustand waren. Man analysiere nur z. B. die Begriffe der Seele, des Lebens, des Todes, der Gesellschaft ..." (Levy-Brühl[435] S. 342). Dem Primitiven bedeutet „die" Krankheit stets die Handlung einer bösen Macht, das Wirken einer feindlichen mystischen Kraft (eines Dämons, eines beleidigten Gottes, eines unzufriedenen Toten, eines gereizten Geistes), als eine Art geistiger Verfluchung oder als Fluidum, das von Fetischen, von Örtlichkeiten ausgeht (Levy-Brühl[435] S. 232 f.).

So wird das Rätselhafte einer Unsumme höchst verwickelter biochemischer Vorgänge, ungünstiger Vorgänge verdinglicht, substanziiert und als böse Macht personifiziert, als etwas Selbständiges, von der kranken Person Trennbares, Angeflogenes, Hineingeflogenes (noch Plato dachte so).

Auch der Laie und das alltägliche Leben denken heute noch nicht viel anders, die Mehrzahl der Ärzte eingeschlossen. Wo man glaubt, die „Ursachen" von etwas Biologisch-Ungünstigem klipp und

klar erkennen zu können, bei Unglücksfall, bei gewaltsamem Tod, da ist man viel eher geneigt, den Begriff der „Krankheit" beiseite zu lassen. Aber wo feinste bio-chemische Vorgänge (Stoffwechselkrankheiten), wo unsichtbare Mächte (Bakterien) geheimnisvoll walten und den Lebensprozeß ungünstig beeinflussen, da ist auch heute der Laie noch am ehesten geneigt, von „einer", von „der" Krankheit zu sprechen. Auch er substantiiert im Grunde eine unüberschaubare dynamische Verwickeltheit zu etwas Statischem, zu einer Art selbständigen Gegenstandes „Krankheit", der sich von dem erkrankten Individuum abtrennen ließe, der sich (etwa durch Gesundbeten) wie ein Dämon austreiben ließe.

Bevor wir den Begriff des Kranken durch einen wissenschaftlichen ersetzen, wollen wir einem Autor folgen, der uns noch am weitesten vorgedrungen zu sein scheint: Pophal [509a] [1].

Das Wesen der Krankheit liegt nicht in ihren Anzeichen (sondern nur in nachteiligen Folgen), nicht in ihren pathologisch-anatomischen Veränderungen; denn diese sind nicht etwa die Ursache, sondern ein Teil der Krankheit selbst. (Das Substrat ist überhaupt nichts Statisches, sondern eine fließende Dynamik.) Das Wesen der Krankheit ist auch nicht ihre Ätiologie; denn der medizinische Ursachenbegriff ist oberflächlich. Keineswegs sind Bakterien die „Ursache" einer Erkrankung. Diese hat auch keinen „Sitz", da sie keine ontologische (dinghafte) Realität ist.

Krankheit ist vielmehr dynamisch zu denken, energetisch. Sie ist in doppelter Hinsicht ein Relationsbegriff. Krankheit ist erstens eine Funktion. Und zwar eine Funktion der drei Größen: potentielle Energie, Auslösung und äußere Bedingungen. Die pot. Energie stellt der Organismus dar und seine (veränderliche) Prädisposition P; er ist die Energie, die Veränderungen erfährt, er ist die Ur-Sache. Auslösung ist eine Energiemenge, die das Gleichgewicht der Anordnung stört, eine (veränderliche) Quantität an Reiz R; dieser bildet den Anlaß (z. B. Bakterien). Dabei waltet das biologische Grundgesetz: wenig auslösende Energie reizt und fördert, viele setzt die Leistungen herab oder vernichtet. Die (veränderlichen) äußeren Bedingungen können wir kurz als Umweltkonstellation definieren (A). So wäre die Formel gegeben: Krankheit ist eine Funktion der Prädisposition P, des Reizes R, der Außenumstände A. K = F (P.R.A.)

Der allgemeine Kausalbegriff enthielte demnach drei Faktoren, sämtlich fortwährend veränderlich und in einer dauernd sich ändernden Fluxion ihrer Beziehungen zueinander. Also ein höchst verwickelter Relationsbegriff, und nicht „die" Krankheit.

Zweitens ist aber Krankheit auch noch ein Relationsbegriff als Wertbegriff, oder besser: als Unwertbegriff. „Wertbegriffe sind nun einmal Beziehungsbegriffe, und losgelöst von einem Fühlen und Wollen, besitzt kein Seiendes Wert oder Unwert. Entkleidet von allem Werthaften, verliert der Krankheitsbegriff völlig seinen Sinn" (Pophal [509a] S. 30). Und wir fügen diesen treffenden Worten noch hinzu: Krankheit ist immer ein Wertbegriff, auch dann, wenn „der" Wertende etwas versteckt sitzt. Werten heißt: etwas

[1] Die ganz ausgezeichnete Arbeit hätte uns manche Mühe erspart, hätten wir sie eher zur Hand gehabt.

positiv setzen für Etwas in einer bestimmten Hinsicht. Nicht bloß der Kranke selbst oder ein Außenstehender wertet ja, sondern die Natur selbst; alles dynamische Geschehen wertet fortwährend alles Biologische. Jede Auswahl, jede Anpassung ist doch Wertung; sie sagt: dies ist für dieses Tier in jener Hinsicht günstig, ungünstig. Leben heißt überhaupt fortwährend werten.

Pophal nennt Krankheit einen Vorgang mit Gefährdung oder Störung im zweckmäßigen Ablauf des Lebensprozesses; Krankheit bedeutet ein biologisches Werturteil über ein naturwissenschaftliches Geschehen. Der populäre Krankheitsbegriff wertet mit „Schuld", „Strafe", „Besessenheit", so gut er's versteht; der wissenschaftliche sagt etwa: Gefährdung der Erhaltung des Einzellebens und der Art. Oder er nennt „Krankheiten Änderungen im Ablauf von Lebensvorgängen, die durch die Organisation des erkrankenden Organismus von vornherein festgelegt sind, durch Reize nur hervorgerufen werden, eine Gefährdung für das betreffende Individuum in sich bergen, und entweder zur Heilung, oder zur Heilung mit Defekt oder zum Tode führen. Die in Frage kommenden Veränderungen sind entweder phänomenologischer [symptomatischer] Natur, oder phänomenologischer und morphologischer (pathologisch-anatomischer) Natur zusammen" (Pophal [509]a S. 39). Freilich betont auch Pophal kurz vorher, daß es einen Begriff des Kranken allgemein und einheitlich gar nicht gäbe; seine Definition dient nur praktischen Zwecken. Und wir verstehen Bleuler [523] (S. 127) sehr gut, wenn er den Begriff der Krankheit ganz abgeschafft haben möchte.

Auch uns muß (für unser Problem) daran gelegen sein, ihn wenigstens teilweise aus der Welt zu schaffen und wissenschaftlich schärfer zu präzisieren. Denn ganz offensichtlich sind in dem Schlagwort „Genie und Irrsinn" zwei archaische Begriffe zusammengekoppelt: eine gute Zaubermacht und ein böser Dämon, zwei entgegengesetzte Wertbegriffe, die positiv und negativ gleich setzen und sich somit gegenseitig aufheben, oder (als innerer Widerspruch) dauernd ein unbegreifliches Schreckgespenst für die Menschheit bleiben werden.

Bionegativ. Es muß nach einem Oberbegriff gesucht werden, der alles ungünstige Biologische umfaßt und von dem „die" Krankheit (im ärztlichen Sinne) nur einen Unterfall bildet. Wir prägen somit den Begriff des „Bionegativen". „Des" soll nun aber nicht eine Substantiierung bedeuten, sondern der Begriff soll nur abstrakt-logisch alle biologisch ungünstige Dynamik, soll Vorgänge irgendwie lebensschädlicher Art umfassen. Diese höhere Abstraktion hilft uns ganz wesentlich weiter und quält uns nicht dauernd mit der Frage: ist das „Krankheit" und „krankhaft" oder nicht?

Wir haben jetzt lediglich in der Funktionsformel K = F (P.R.A.) jede veränderliche Größe von sehr groß bis null zu variieren, um alle Übergänge von der kleinsten Mißbildung oder Schädigung bis zur ausgesprochenen tödlichen „Krankheit" oder zum gewaltsamen Tode begrifflich zu erfassen. Bald ist die Prädisposition des Organismus für einen Reiz groß oder klein, bald dieser Reiz klein oder groß, bald ist die Gesamtkonstellation für P, bald für R günstiger:

bald ist der Zeitablauf, der in A enthalten, das T e m p o, rascher, bald langsamer (akut, chronisch), bald bleibt P auf die Reize des A ziemlich konstant („Zustände"), bald ändert sich der Organismus rasch und wesentlich (lebensbedrohende „Prozesse"). Manchmal hört die Beziehung von R zu P g a n z auf („Heilung"), bald teilweise (Defekt), bald negiert R den Organismus völlig (Tod = Bionegation im engsten Sinne). Durch einfache Änderung von Quantität, Konstanz, Tempo, Qualität jeder der drei Größen, die an der Dynamik des Bionegativen beteiligt sind, erhalten wir Lungenentzündung oder Wolfsrachen, Tod durch Henkersbeil oder durch Altern und Siechtum, Leiden beim Geburtsvorgang oder chronischen Herzklappenfehler. (Der „Reiz" kann natürlich auch in einer veränderten Funktion des Organismus in einem seiner T e i l e bestehen.)

Da Krankheit immer ein Unwert ist, so paßt auf sie auch unsere Wertformel wie auf a l l e s Bionegative. Die Bakterien als Träger geben ihren potentiellen Unwert, die Gifte, als ichnegativ, als schädlich an den Verbraucher, den Organismus ab. Erst die R e l a t i o n aller Faktoren zueinander ergibt die Erkrankung. Krankheit im engsten Sinne erscheint gewöhnlich, wenn der Organismus zu schwach für einen zu großen Reiz, wenn ungünstige Außenbedingungen diese Relation noch verschlechtern, wenn das Tempo beschleunigt, aber nicht a l l zu rasch ist, u n d (last not least) wenn die ungünstigen Vorgänge überhaupt und ihrer U r s a c h e nach schwer überschaubar sind, wenn ihrer Auffassung also ein Rest von Archaischem anhängt.

Auch die häufige Frage, ob man eine angeborene Konstitution als „krankhaft" bezeichnen solle oder auch nur könne, löst sich jetzt ganz von selbst. Eine Konstitution a n s i c h stellt gewiß n i e eine „Krankheit" dar, wie auch Pophal hervorhebt. Trotzdem — wenn sie (als P) auf die alltäglichen, u n u m g ä n g l i c h e n Reize der Umwelt hin sich ungünstig verändert, ungünstig reagiert, so ist sie auf alle Fälle etwas Bionegatives.

Die kläglich gescheiterten Versuche, den Begriff der Krankheit aus der Wertsphäre herauszuheben in einen Begriff naturwissenschaftlichen, bloßen S e i n s, brauchen uns nicht mehr zu beunruhigen. Immer wieder hat man es versucht mit der Anwendung des Begriffs der N o r m; aber alles Biologische ist überhaupt kein Sein, sondern ein W e r d e n, das s e l b e r ununterbrochen wertet.

Norm und Abnorm. Im Begriff der Norm ist nämlich bereits eine Wertung enthalten. Man muß sich hüten, Norm als Durchschnitt (d. h. einen arithmetischen Mittelwert) zu bestimmen. Haben wir in einer Schafherde lauter weiße Tiere und nur zwei schwarze, so wäre die Durchschnittsfarbe ein ganz schwaches Grau (Weiß durch e t w a s Schwarz abgeschwächt). Offensichtlich aber wäre Weiß die Norm. Norm ist demnach das H ä u f i g s t e (d. h. der d i c h t e s t e Wert) einer Art, ist die M e h r z a h l (in einer bestimmten Breite). Die

Eigenschaften der Mehrzahl lassen sich bei einfachen Dingen (Körpermaße, Pulszahl usw.) ohne Wertung erfassen; für den Menschen hat dies Rautmann [375] in vorbildlicher Weise unternommen. Nach ihm darf man die Norm nicht mit Gesundheit völlig gleichsetzen; denn es findet sich Abnormes, was gesund ist, was das Leben nicht erheblich zu stören braucht, z. B. 102 Pulsschläge in der Minute (dies ist aber selten und gehört darum nicht zur Mehrzahlbreite, zur Norm). Ferner darf auch abnorm nicht schlechtweg gleich „krankhaft" gesetzt werden; dagegen ist das sehr Abnorme (nach oben oder unten, das stark Übernormale oder stark Unternormale) „wahrscheinlich krankhaft" (Rautmann).

Die Mehrzahl allein aber macht den Normbegriff noch nicht aus. Eine kranke Schafherde, ein verseuchtes Volk, ein Saal voll betrunkener Studenten ist nicht die Norm. Auch nicht ein gesunder Mensch mit einem Fuß, ein sonst gesunder Karpfen mit einer Flosse. Gewöhnlich haben zahlreiche Einzelindividuen einer Art solche kleinere bionegative Mängel; sie entsprechen nicht dem Typus der Art. Diesen erhält man, wenn man alles Bionegative, das als Erdenrest noch der Mehrzahlbreite einer Art anhaftet, wegläßt. Genau wie der Bildhauer die Kanonstatue schafft, indem er alle Schönheitsmängel fortfallen läßt. An solchem Typus der Mehrzahl einer Art kann jedes Individuum gemessen werden; denn er ist ja aus Wertung entstanden und kann daher als Wertmaßstab gebraucht werden. Seine Wertung hieß: möglichst große Gesundheit, möglichst große Leistungs- und Lebensfähigkeit, so daß sich die Art erhalten kann. Alles aber im Rahmen der Eigenarten der Mehrzahl. Wohlgemerkt: es kann nicht einer daherkommen und gerade die zwei schwarzen Schafe als Norm aufstellen; denn dann würde er nur seinem Ideal folgen und nicht dem Typus der Art, er würde als Ideologe handeln. Dies hat denn auch tatsächlich ein Deutscher fertig gebracht. Hildebrandt [498] stellt die Forderung auf: „Nur der schöpferische Mensch, nur der Heros kann leibhafte Norm sein." Gewiß sehr gut gemeint; aber logisch auf eine Formel gebracht, würde es heißen: das Abnorme ist die Norm. Der Begriff Norm verliert dabei jeglichen Sinn, er wird zum Ideal eines einzelnen. Wenn das Genie die Norm wäre, so wären 1½ Milliarden Menschen abnorm? Auch hätten dann andere Autoren das Recht, den Preisboxer oder den Eisenbahnkönig als ihre Norm aufzustellen [2].

Noch eine dritte Art von Norm hat man einführen wollen, um alle Wertung auszuschalten: die persönliche Normalität nur des Individuums in sich selbst, seine „Responsivität" oder Anpassungsfähigkeit (Pophal [509a] S. 34). Solche „teleologische Betrachtungsweise" enthält natürlich „wieder ein Werturteil".

[2] Auch Rautmann [375] nennt Hildebrandts Standpunkt „abweichend von der Art unseres heutigen naturwissenschaftlichen Denkens", nennt seine Norm eine platonische Idee, seine Auffassung „transcendent", weil sie „nicht interpretierbar ist und daher bei genauerer Prüfung eines greifbaren Sinnes ermangelt (v. Kries)".

Ja noch mehr. Man kann den Satz aufstellen, daß alles stärker Abnorme einen ganz besonderen Wertakzent bekommt. Die Norm, das Normale läßt gleichgültig und kühl, es ist das Alltägliche; das Abnorme aber reizt das Interesse, es fordert von der Affektivität eine Wertung, es schreit geradezu: Bin ich positiv oder negativ? Bin ich übernormal oder unternormal? Das stark Abnorme wird immer eindrucksvoll als ein Mirum.

Wer aber wertet? Nicht bloß das einzelne Individuum, das selber vom Abnormen betroffen ist. Mehr noch die anderen Mitglieder der Gruppe, einzeln oder als objektiver Geist. Dieser strebt, alles Abnorme, sobald es sich als bionegativ erweist, auszumerzen (den schweren Verbrecher). So läßt auch die Art (sonst wäre es keine) den Schwächlichen oder den Idioten aussterben, wie alle Natur nach Möglichkeit das Unzweckmäßige, stark Bionegative aussondert.

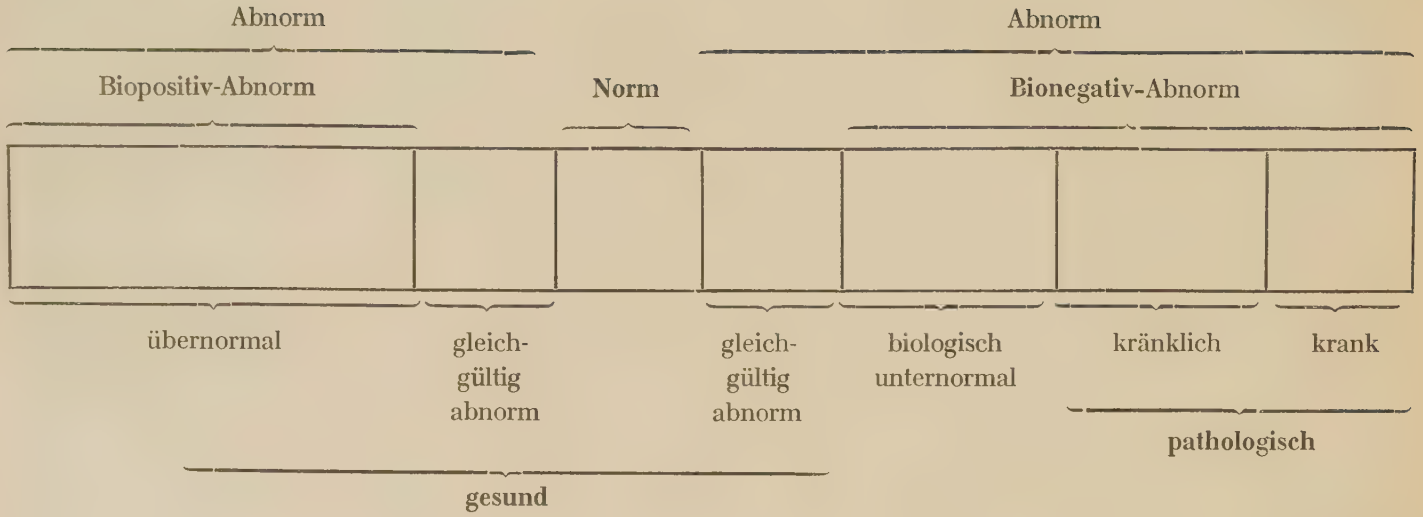
Die Beziehungen zwischen Abnorm und Bionegativ möge folgendes Schema darstellen (siehe Seite 223).

Die Norm müßte natürlich viel breiter gezeichnet sein. Übernormal wären etwa besondere Kraft und Leistungsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit, sehr lange Lebensdauer, jede höhere Begabung. Das Gleichgültig-Abnorme bildet auf beiden Seiten der Norm die fließenden Übergänge zum Positiven oder Negativen. Biologisch unternormal wären geringere Mißbildungen, Entwicklungshemmungen, Defekte, ohne daß man sie gerade als kränklich oder krank bezeichnen könnte. Das Gesunde umfaßt das meiste (nicht alles) Biopositiv-Abnorme, die Norm selbst und ihre gleichgültigen Randzonen (z. B. Leberflecke, zu kurze Beine usw.).

Psychische „Krankheit". Der Begriff psychischer Erkrankung ist noch nicht gar so alt. Frühere Jahrtausende setzten auf dieses Abnorme nicht einen negativen Wertakzent, sondern oft genug einen positiven; es war ihnen etwas Göttliches, Heiliges, Prophetisches. So heute noch bei vielen Naturvölkern. Als man später begann, es negativ zu werten, galt es als Erscheinung oder Wirkung von Dämonen, als Folge von Schuld oder Sünde. Krank nannte man anfangs nur die Psyche von Idioten oder Tobsüchtigen. Man „dehnte aber im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte den Kreis immer weiter aus, und zwar entscheidend nach dem Gesichtspunkt der sozialen Brauchbarkeit" (Jaspers [501] S. 6).

Läßt sich nun aber überhaupt der Krankheitsbegriff vom Körperlichen auf Psychisches übertragen? Oder bestehen Bedenken, etwa erkenntnistheoretischer Art? (So fragen wir mit Pophal [509a] S. 48 f.)[3].

[3] Auch wir vermeiden nach Möglichkeit Ausdrücke wie Seele oder Geist statt Psyche. Denn jene Begriffe substantiieren eine höchst verwickelte, dynamische Mannigfaltigkeit von psychischen Vorgängen zu einer selbständigen Einheit. „Die" Seele als ein Selbständiges, Isolierbares, als Träger gleichsam kann niemals angenommen werden. Wenn wir trotzdem manchmal von Seele oder seelisch sprechen, so geschieht es lediglich im



Erläuterung Seite 222

Psychische Erscheinungen beim Menschen sind nirgends und nie möglich ohne ein lebendes Zentralnervensystem; Seelenleben steht immer in einem festen Abhängigkeitsverhältnis zu materiellen, physiologischen Hirnprozessen, diese sind seine Bedingung. Andererseits kann Psychisches niemals aus solchen materiellen Vorgängen direkt kausal erklärt oder erkannt werden; denn Beides ist eine völlig verschiedene Erscheinungsform. Wohl aber läßt sich ganz allgemein sagen: Alle psychische Dynamik ist eine Funktion der somatischen Dynamik. Und da dieses ganz feste Abhängigkeitsverhältnis gegeben ist, nicht als unmittelbare Kausa gedacht, sondern als Funktion, so darf das Psychische, was als Funktion eines körperlich kranken Gehirns erscheint, auch in das Forschungsgebiet der Medizin fallen. Der Psychiater darf aber nicht den Fehler der alten Somatiker nachahmen und nur Neuropathologe sein, sondern hat auch psychopathologisch zu beschreiben, hat psychologisch zu verstehen; er darf andererseits auch nicht den Irrtum der früheren Psychiker in der Psychiatrie begehen und sagen, die Seele wäre, aus sich allein heraus, primär „krank". Keine Psychose ohne Hirnkrankheit — der Satz besteht zu Recht. Aber nicht der Satz: Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten; vielmehr muß es heißen: Psychosen bedeuten Gehirnkrankheiten, Psychosen sind die Funktion von Hirnerkrankung. Aus einer pathologischen Gehirndynamik heraus funktioniert auch das psychische Geschehen unter Umständen verändert, gestört. Offensichtlich kann aber eine Funktion nicht selbst „erkranken", im strengen Sinne des Wortes und theoretisch genau genommen. Nicht die Galle ist krank, sondern die Leber; die pathologisch arbeitende Leber funktioniert derartig, daß eine veränderte Galle herauskommt, aber nicht eine selber „kranke" Galle. Der Ausdruck „Geisteskrankheit" ist darum, streng genommen, ebenfalls verkehrt; nicht der „Geist" (als Summe alles psychischen Geschehens) „erkrankt" selber, sondern das Gehirn. Der Ausdruck „Geistes-störung" ist deshalb viel wissenschaftlicher. Am besten aber verwendet man grundsätzlich den Ausdruck Psychose; er besagt nichts anderes, als daß ein psychisches Geschehen als Funktion eines kranken Gehirns bionegativ gestört ist, daß die Psyche nicht „krank", sondern (wissenschaftlich), daß sie pathologisch, psychopathologisch funktioniert.

Wesen der Psychose. In allen Definitionen, die sich bei den Autoren finden, liest man immer wieder von sozialer Gefährdung, die einen Teil des Wesens der Psychose ausmachen soll (sogar bei dem streng logischen Pophal[509a]). Selbst Bleuler[523] (S. 127 f.)[492] (S. 59 f.) schaut noch die Sache so an: „Der Begriff der Geisteskrankheit ist eben kein medizinischer, sondern ein

---

Interesse stilistischer Abwechslung oder auch Klarheit, da viele Laien immer einer gewissen Anstrengung beim Lesen bedürfen, um psychisch und physisch zu unterscheiden. Dieser Vorbehalt sei ein für allemal gemacht.

sozialer." Geisteskrankheit wäre ein praktischer Begriff und bedeute nur „soziale Untüchtigkeit". Solche Definitionen ergeben sich aber nur, wenn der Betrachter lediglich einen praktischen Standpunkt ins Auge faßt. Unser Problem aber hat es nicht mit juristischen oder polizeilichen Interessen zu tun, sondern wir haben biologisch zu denken.

Biologisch ist nicht gleichbedeutend mit materiell oder rein physiologisch. Alles Lebendige hat, und mag sie noch so minimal oder uns noch so unverständlich sein, eine psychische Funktion; in allem Biologischen ist, streng genommen, auch das Psychische eingeschlossen. Denn gerade dieses vermittelt ja den Verkehr mit der Umwelt, ohne die ein Lebendiges ebenfalls nie gedacht werden kann. Die Reihe: Lebewesen — Psyche — Stellungnahme zur Umwelt ist immer gegeben, ganz gleich, ob es sich um ein Herdentier oder ein einsames Raubtier handelt. Ein geistesgestörtes Schaf, das sich dauernd um seine Achse dreht, ist keineswegs bloß „sozial untüchtig", sondern einfach biologisch krank; es kann nicht mehr fressen, nicht mehr schlafen, sich nicht mehr fortpflanzen. Seine veränderte, gestörte Psyche erfüllt die Lebensaufgaben nicht mehr; „sozial" gerät es sogar durch die Drehung um sich selbst gerade sehr wenig mit der Umgebung in Konflikt.

Genau so ein psychotischer Mensch auf einsamer Insel. Wie würde sich denn dort ein euphorisch-expansiver Paralytiker benehmen? Er würde wähnen, mit zwei großen Palmblättern vom Felsen abfliegen zu können, er würde im Gefühl der eigenen Riesenstärke auf einen Tiger zugehen, er würde im Vertrauen auf seine Unsterblichkeit sich von einer Giftschlange beißen lassen. Glaubt man ernsthaft, daß er „nur" an einem „sozialen Begriff" zugrunde ginge? Ein krankes Hirn und dessen verkehrte, lebensuntüchtige Funktion (Psyche) läßt ihn scheitern. Nicht anders ein schwer Melancholischer, der regungslos hocken bleibt oder sich am nächsten Baum aufhängt. Seine Psyche ist eben „nicht richtig"; und richtig wäre die Funktion der Norm. Als wir einmal in einer Gesellschaft behaupteten, Jeanne d'Arc wäre eine Geisteskranke gewesen, antwortete ein erwachsener Zoologe (also Biologe): „Was heißt geisteskrank? Das ist doch bloß ein Begriff." „So," antworteten wir, „und wenn plötzlich ein Geisteskranker Ihnen die Kehle durchschneidet?" „Man muß nicht immer so extreme Beispiele nehmen", erwiderte jener. Psychosen sind eben die extremen Beispiele. Man male sich selber aus, wie ein erregter Katatoniker, ein Epileptiker im Dämmerzustand auf öder Insel sich selbst in den Tod jagt.

Der Psychotische trägt in dreifacher Hinsicht eine „nicht richtige" psychische Struktur in sich, ein gestörtes, verkehrtes Bild, das nicht adäquat ist: ein unrichtiges, verzeichnetes Abbild von sich selbst, von seiner Umgebung und von der Relation zwischen Beidem, er stellt sein Bild an einen verkehrten Platz im Abbilde der Umgebung. Daß er so verzeichnet, kann intellektuelle, aber auch affektive Mängel zur Ursache haben. Sie machen ihn „für sich

selbst gefährlich", weil er „seine Angelegenheiten nicht selbst zu besorgen vermag". — Nun ist der Mensch ein Herdentier; die Herde, die Gesellschaft, sie sind seine Umwelt. Er kann als Psychotischer sich gefährden, er kann jene gefährden, genau wie die Umwelt auf einer Insel. Aber wir brauchen den Begriff „soziale" Untüchtigkeit überhaupt nicht, denn die Umwelt des Menschen ist immer die Sozietät. Die Gesellschaft schützt sogar den Psychotischen vor sich selbst und vor den Konflikten mit der Umwelt, sie macht ihn damit sozial tüchtiger (angepaßter), ihn, den primär biologisch Untüchtigen.

Anpassungsunfähigkeit an das soziale Milieu kann nie Kriterium von Psychose sein; sonst wäre ja der Schwerverbrecher am häufigsten ein Geisteskranker. Anpassungsfähigkeit allgemein ist überhaupt keine Instanz für psychotisch oder nichtpsychotisch. Wer sich an ein Raubtier, an Meereswasser bei Sturm, an eine Gewehrkugel nicht anzupassen vermag, hat deshalb noch keine Psychose. Sondern nur, wenn sein verzeichnetes Weltbild das Hindernis für die Anpassung wäre, wenn er dem Raubtier, dem Kugelregen sorglos entgegenginge. Soziale Anpassungsunfähigkeit heißt noch lange nicht psychotisch. Das soziale Milieu könnte ja gerade das Negative, das Minderwertige sein. Welcher gesunde Vollmensch möchte oder könnte sich an mittelalterliches Klosterleben, an die Atmosphäre der Inquisition „anpassen"? Auch Gesundheit kann unfähig machen, sich sozial anzupassen.

Der Psychotische trägt eine stark bionegative Struktur in sich selbst; er ist durch und durch Gegenstand der Medizin, der ärztlichen Biologie. Dies mußte einmal nachdrücklich ausgesprochen werden.

In den sprachlichen Ausdrücken Geistesstörung, Wahnsinn, Irrsinn, Verrücktheit hat sich übrigens die Einsicht in das Verzerrte des Weltbildes deutlich niedergeschlagen; nur treffen sie im einzelnen immer bloß auf wenige Formen zu und werden daher besser samt und sonders durch das Wort Psychose ersetzt.

Welche Funktion des psychotischen Hirns verzerrt nun hauptsächlich das Bild von Ich und Außenwelt, wenn sie gestört ist? So daß die Handlungen nicht mehr die Forderungen des Lebens erfüllen und dauernd den Bestand des Individuums gefährden? Welche Instanz liefert das Wirklichkeitsbild, was bändigt die Affektivität und leitet den Willen? Die Ratio, die rationale Ich-Zentrale.

Ist ihr physiologisches Substrat ermüdet, erschöpft, so steigt das Frühere, das Alte wieder herauf: Erinnerungen, Kindheit usw. So bei der senilen Atrophie, auch bei Sterbenden. „Die Tuberkulösen im letzten Stadium, die Sterbenden zehren an alten Bewußtseinsinhalten und sprechen oft eine fremdartige Sprache, die eben durch ihre Beziehungen zu tiefen und fernen Inhalten den Anschein von Magie oder Prophetie erweckt" (Sanctis [401]). Schlummert die Hirnrinde tiefer, schwächt sich das rationale Ich weiterhin ab, so kann

der Traum entstehen, und archaische Mechanismen beginnen zu spielen.

Die Ähnlichkeit von Traum und Psychose ist oft betont worden. Kant sagt: Der Verrückte ist ein Träumer im Wachen. Moreau de Tours (1845): „La folie est le rêve de l'homme éveillé." Schopenhauer: Der Traum ist ein kurzer Wahnsinn, der Wahnsinn ein langer Traum. Nerval: Das Irresein ist das Überschäumen des Traumes in das wirkliche Leben.

Solche Worte bedeuten mehr als ein Bild oder Gleichnis. Der Traum stellt häufig tatsächlich eine Art von Psychose dar und der Nichtpsychiater kann gar nichts Besseres tun, als sich manches Psychotische nach Art mancher Träume vorzustellen. Daß wir aber den Traum nicht Psychose nennen, liegt daran, daß er etwas Normales ist, daß der Typus der Mehrzahl träumt. Aber streng genommen läuft das psychische Geschehen im Schlafe und Traum dergestalt ab, daß es den Schlummernden lebensuntüchtig macht; man muß ihn be-wachen. Lediglich der Wache bewältigt die Lebensaufgaben. Schlafträumen ist buchstäblich: psychotisch sein. Manchmal ist der Traum „komponiert"; er dichtet und gaukelt erfüllte Wünsche vor, genau wie der Wunschwahn des Paranoikers, der ihn zu Gottes Sohn prägt. Ein andermal zeigt sich der Traum unkomponiert, verworren, abgerissen wie auch manche Psychose: Elemente fallen weg, die Struktur lockert sich, neue Elemente schieben sich ein (Halluzinationen, Erinnerungsfälschungen, Wahnwünsche oder Ängste).

Ähnlich wie das Stoffwechselgift der Ermüdung können andere Gifte (Alkohol, Opium, Haschisch) Hirnrinde und Ratio lähmen. Streng wissenschaftlich ist jeder stärkere Rausch eine Psychose. Und Bakteriengifte können Delirien (Typhus) hervorrufen. All das sind Träume ohne Schlaf. Jung [545] hat in geistvoller Weise Dementia praecox und Traum in Parallele gesetzt, und Bychowski [494], Storch [576], Schilder haben das archaische (traumähnliche) Erleben der Schizophrenen überzeugend beschrieben. In sehr schöner Weise hat Morgenthaler [624] (S. 299) den Rückschlag exakt bewiesen. Nimmt man, im Sinne einer phylogenetischen und ontogenetischen Weiterentwicklung, den Übergang vom Zeichnen zum Schreiben als Aufbau, und umgekehrt den Übergang vom Schreiben zum Zeichnen als Abbau, so überwiegt beim Geistesgestörten der Abbau; es kommen viel häufiger Übergänge vom Schreiben zum Zeichnen vor. Ähnlich beim Normalen in Ermüdung, Zerstreutheit, Alkohol, kurz bei Störungen der Aufmerksamkeit.

Sind nun gar höhere Hirnteile grob zerstört, wie bei der Paralyse, so erkennt auch der Laie am Verblödeten den archaisch-tierhaften Rest. Psychose bedeutet gewiß nicht nur Atavismus, aber oft und in mancher Hinsicht. Schon Carus (Vorlesungen über Psychologie) meinte 1829, daß Krankheit die Wiederholung einer niederen Stufe wäre, die einst „ein Normales" gewesen. Und Geoffroy Saint-Hilaire tat den Ausspruch: „Les êtres anormaux sont, à quelques égards,

des embryons permanents, chez qui la nature s'est arrêtée en chemin" (z. n. Binet[1111] I, S. 188).

Aber nicht bloß, wenn die Steuerung falsch ist, rast die Maschine dem Abgrunde zu, sondern auch wenn Innenteile an ihr unzweckmäßig geformt sind (Kugel statt Rad usw.) oder gänzlich anders funktionieren, versagt sie und bleibt stehen. Neben den quantitativen Verschiebungen von der Norm spielen zweifellos bei vielen Psychosen auch qualitative Veränderungen des psychischen Geschehens eine hervorragende Rolle: gänzlich andere Empfindungen, völlig neue Gefühle, ein anderer psychischer Zeitablauf, ganz andere Bewegungswahrnehmungen. Daß es so sein kann, haben die Experimente mit Meskalin ergeben, deren Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden könnte (vgl. die hervorragende Arbeit von Mayer-Groß[560], S. 367 „... die Eigenart der Empfindungen, das unbeschreibliche Anders-geartetsein ..." S. 370: die Sonderbarkeit der Umweltsveränderung. S. 378: „unbeschreiblich Fremdes" im Erleben des Zeitstillstandes. „Das Ich ist mit dem Außen eine Einheit geworden." S. 380 „gesteigerte Einfühlfähigkeit in fremde Menschen").

Das Wesen der Psychose besteht also darin, daß ihr psychisches Geschehen ein Leben nach dem Mehrzahltypus der Art nicht mehr ermöglicht und die Fortdauer des Individuums in Frage stellt oder unmittelbar aufhebt.

Wesen der Psychopathie. Wir könnten uns jetzt die Sache leicht machen und einfach feststellen: zwischen der ausgesprochenen Psychose und dem Gesunden lassen sich alle Übergänge finden, jede Art Mischung von Gesund und Bionegativ, und wenn das Bionegative ziemlich mitspricht, wenn es einen Dauerzustand darstellt, so wollen wir von Psychopathie reden.

Uns liegt aber sehr viel daran, daß unsere nichtpsychiatrischen Leser sich auch ein rechtes Bild von dem machen, was wir einen Psychopathen nennen. Nicht gemeint ist z. B. eine gewisse Verfeinerung oder kulturelle Differenziertheit, die ja auch leicht, im Verhältnis zum rustikanen Mehrzahltypus, als eine Art „Nervosität" imponieren könnte. Oft sind auch Differenziertheit und Psychopathie in einer Person gekoppelt; aber daß Beides nicht identisch ist, beweisen tiefstehende psychopathische Verbrecher. Differenziertheit würde demnach biologisch unter „Gleichgültig-Abnorm" fallen.

Nicht gemeint sind weiterhin, aus derselben Rubrik, all die tausend Spielarten menschlicher Charaktere, sonderbare Käuze, „Originale", die wohl abnorm, aber nicht bionegativ (für sich und die Nachkommen) sind.

Erst wo deutlich erkennbares, beschreibbares Bionegatives erscheint, beginnt die Mischung Psychopathie. Auch Kräpelin[550] (IV, S. 1782) sah sich gezwungen, die „ausgesprochen krankhaften" Ab-

weichungen von den Persönlichkeiten abzugrenzen, wo der Charakter „persönlicher Eigentümlichkeit" überwiegt.

Gegen die Anwendung des Begriffes „krankhaft" oder „Krankhaftigkeit" ist viel geschrieben worden. Man wollte dafür schlechthin „abnorm" setzen (so Schneider [575], Gruhle [495]). Auch wir lehnen den Ausdruck grundsätzlich ab. Erstens ist er sprachlich verschwommen; was meint er eigentlich genau? Krank? Krankähnlich? Krankartig? Halbkrank? Disponiert zu krank? Sodann ist der Ausdruck aber auch mit Recht in Mißgunst gekommen, weil man ihn überdehnte und oft ganz unstatthaft auf Kulturelles anwandte. Also weg mit ihm!

Psychopathen sind nun ganz gewiß nicht bloß abnorm; sie sind außerdem teilweise bionegativ, sie fallen unter die Rubrik „kränklich", eine Unterabteilung des Pathologischen. Das gute, deutsche Wort kränklich meint im Körperlichen: in bestimmter Hinsicht schwächlich oder mit Anlage, mit Disposition, mit Möglichkeit, wirklich krank zu werden, halb leidend, versteckt, verborgen leidend, mit allerhand Beschwerden, die nicht recht bloß abnorm und auch nicht recht nur einfach krank sind. Dies läßt sich nun ausgezeichnet auf den typischen Psychopathen anwenden. Genau wie bei der Psychose aber ist nicht das psychische Geschehen selber krank, sondern der Körper, dessen Funktion es vorstellt. Die ungeheure sensorische Reizbarkeit mancher Psychopathen, ihre Schlaflosigkeit, ihre sexuelle Triebhaftigkeit usw. sind zunächst einmal körperliche Symptome, aus denen dann ein anderes psychisches Leben erwächst, als es dem Mehrzahltypus entspricht. Solch ein Körper ist nicht bloß gleichgültig abnorm, sondern deutlich bionegativ oder kränklich. (Wer von Psychiatern dies nicht begreift, gehört zu den Reaktionären.) Viele Psychopathen leiden ausgesprochen an sich selbst und der Welt, sie sind pathologisch. Das Pathologische ist (Kronfeld [505] S. 101) „wörtlich das Leidentliche, die Ergriffenheit — so gebraucht noch Kant diesen Ausdruck für Seelisches". — Ausdrücklich nannten wir das psychische Leben des Psychopathen eine Funktion seines irgendwie bionegativen Körpers im ganzen; wir sagten nicht: die Funktion eines kranken Gehirns. Denn darüber wissen wir nichts. Das Hirn ist vielleicht nur anders in seiner Funktion, nicht weil seine Struktur negativ, sondern weil vielleicht aus irgendeiner veränderten Drüse usw. mit dem Blut ein schädlicher Stoff hindurchgepumpt wird. Beweisend für das Kränkliche, das Pathologische des Psychopathen sind weiterhin all die Fälle, die gänzlich schleichend, kaum merklich in eine Psychose übergehen; und weiter noch die Fälle, wo der Beginn einer echten Psychose in den Symptomen absolut identisch ist mit den Erscheinungen einer Psychopathie und wo vorher gar keine vorhanden war.

Da es zahlreiche Abarten des leicht Bionegativen in der Wirklichkeit gibt, so ist es teils ungemein schwierig, teils unmöglich,

das Gemeinsame herauszuarbeiten. Trotzdem wollen wir versuchen, wenigstens ungefähr ein Bild davon zu zeichnen[4].

Der ausgesprochene Psychopath läßt selten eine erhöhte Reizbarkeit vermissen. Schon körperlich, sensorisch bietet er eine Überempfindlichkeit gegenüber Lichteindrücken und namentlich Geräuschen; aber auch psychisch eine vermehrte Verwundbarkeit: den Pfeilen der Umwelt hat er nur einen dünnen Panzer entgegenzuhalten, alles reizt ihn mehr als den Normalen.

Weiterhin zeichnet ihn eine chronische Verstimmtheit aus. Nicht immer im Sinne von Depression, von einfacher Traurigkeit, sondern eher von Unluststimmung, von Unzufriedenheit. Man könnte sagen, das Instrument des ganzen Organismus ist etwas verstimmt, bald mehr, bald weniger, bald in längeren, vertieften Phasen, bald kurz und heftig. Der Psychopath leidet im allgemeinen an sich selbst, an sich und der Wirklichkeit, an den Eindrücken der Umwelt. Daher sein häufiger Hang zum Überdruß an sich selbst und am Leben, sein mehr oder weniger ernstes Spiel mit dem Gedanken an Selbstmord oder gar die Tat selber. Oft wird die Welt mit einem Ton ängstlicher Färbung erlebt, oft klingt das Gefühl der Unheimlichkeit an. Die Umwelt bekommt etwas Fremdes, sie wird mit Mißtrauen heimlich angeschaut, oder der eigene Körper und sein Befinden erscheint in hypochondrischem Zwielicht. Ich und Welt gehören nicht richtig zusammen, werden zu Gegensätzen. Der Psychopath fühlt sich oft als ein „Fremdling unter den Menschen", oder die Welt verliert den Gefühlston der Wirklichkeit, sie bekommt etwas Schattenhaftes, traumartig Vorüberziehendes, das Leben gleitet wie gar nicht vom Ich erlebt vorbei, fern, blutlos, gleichgültig.

Affektivität und Triebleben sind gewöhnlich maßloser als beim Normalen, maßloser und zugleich disharmonischer. Die Affektkurve schießt jäh in die Höhe oder ein Affekt klingt abnorm lange nach, sitzt wie ein Splitter im Fleisch. Widerstrebende Tendenzen reißen zu gleicher Zeit dahin und dorthin — eine innere Spannung entsteht wie zwischen verschieden geladenen Polen. Besonders maßlos ist häufig das Triebleben; normales Verlangen wird leicht zur Gier. Nicht etwa nur im Sexuellen, aber darin oft besonders deutlich. Fast regelmäßig klappt irgend etwas an der ganzen Sexualität nicht: zu viel davon, zu früh entwickelt, zu wenig, oder in falscher Richtung (Homosexualität, „Perversität" usw.), oder Trieb unsicherheit, die nicht zielbewußt auf das normale Objekt lossteuert.

Ein weiteres Symptom ist die innere Unruhe im Blut, die Unbeständigkeit, der dauernde Reizhunger, der immer wieder nach Neuem suchen muß. Assoziationswiderwillen hat es Sadger genannt: das Ich mag sich nicht dauernd mit etwas (Person oder

[4] Es deckt sich in mancher Hinsicht mit dem, was Kräpelin [550] (IV, S. 1782) als „Nervosität" beschreibt. Wir folgen seiner ausgezeichneten Darstellung aber nicht. Ebenso sei für Laien empfohlen: W. Hirsch [185] (Kap. Entartung), Sadger [274], W. Lange [1068]. Hervorragend in der Schilderung der Untergruppen Schneider [575].

Sache) verknüpfen. Daraus ergibt sich das häufige Nomadentum des Psychopathen, sein „Mangel an Ausdauer"; er bleibt nicht bei der Sache, seine Liebe ist Strohfeuer, es fehlt der feste, geradlinige Wille.

Aber Psychopath sein, heißt nicht etwa bloß im Affektiven (einschließlich des Willens) gestört sein. Auch das Intellektuelle läuft häufig anders ab als in der Norm. Man möchte meinen, mehr in der Richtung auf archaische Schaltung. Das Erinnerungsvermögen funktioniert oft ungenau, unzuverlässig, es färbt überstark katathym; dem kommt eine besondere Höhe und Beweglichkeit der Einbildungskraft entgegen, ein unwiderstehlicher Hang zu phantastischem Tagträumen. Die Wirklichkeit spiegelt sich nicht einfach im Ich, sondern der Spiegel selbst trägt schon Farben oder Bildstücke, die er nun in die Wirklichkeit hinein sieht. Obwohl der Verstand bei etwa Dreiviertel der Psychopathen über dem Durchschnitt steht (Dégénéré supérieur), liefert er doch im allgemeinen kein getreues Abbild des Ich und der Welt und der Relation zwischen Beiden. Bald steile Selbstüberschätzung, maßlose Eitelkeit, bald schüchterner Mangel an Selbstsicherheit — nur nicht die kritisch richtige Einordnung in den Rahmen der Umwelt. So bewegt sich das Denken leicht in Extremen, es zeichnet nicht richtig ab, es übertreibt, es läßt weg, es übersieht Wichtiges. Bei sehr vielen Psychopathen findet sich eine stark archaische Schichtung, auch im Intellektuellen; dieses läuft lockerer ab: „Labilität des Vorstellungslebens" hat man es früher genannt — also mehr in der Richtung auf Traumdenken oder Sphäre, beweglicher, dissoziierter, nicht so fest strukturiert.

Das Bild im ganzen bietet demnach einen Mangel an Ebenmaß oder besser (dynamisch ausgedrückt), ein unruhiges Wogen des psychischen Ablaufs, im Gleichnis gesprochen das, was der Seemann „kabbelige See" nennt, bei der sich mehrere Wellensysteme durchkreuzen. „Disharmonie" heißt es gewöhnlich. Man könnte auch sagen, die archaische Schicht ist stärker, die Ratio unzweifelhaft schwächer. (Unter Ratio ist nicht der Verstand zu verstehen, sondern die Vernunft.) Der Psychopath ist unbedingt im ganzen unvernünftiger als die Norm. Er ist weit mehr Augenblicksmensch, die Affektivität geht mit seiner Ratio durch. (Die meisten Verbrecher sind Psychopathen.) Das handelnde Ich, der Wille verliert als Reiter eher die Herrschaft über das Roß, oder es kann überhaupt nicht reiten. In den extremen Graden gewinnt auch der Laie, der Richter den Eindruck: dieser Psychopath ist in seinem Handeln unfrei, er „kann nicht dafür", er ist „vermindert zurechnungsfähig".

Tatsächlich besteht manchmal zur Psychose hin nur ein Gradunterschied. Ebenso wie bei ihr (nur alles wesentlich weniger) ist das Wirklichkeitsbild verzerrt (psychischer Astigmatismus), die affektive Abhängigkeit vom Augenblick bestimmt das Handeln, die Ratio-Steuerung versagt in irgendeiner Hinsicht. Wir haben

anzunehmen, daß das materiell-physiologische Substrat der Ichkraft unentwickelt, geschwächt sein muß. Denn der Psychopath ist gewöhnlich auch viel eher in einen hypnoiden oder oniroiden Zustand zu versetzen, er ist weniger widerstandsfähig gegen Gifte (Alkoholintoleranz). Man spricht nicht umsonst von „Psychasthenie". Oder die übermäßige Anlage zum Archaischen macht den Psychopathen zum „Träumer", zum Phantasten, zum Pseudologisten. Daß manche Psychopathie direkt auf eine spätere Psychose zusteuert, haben wir schon erwähnt; sie ist bisweilen sogar identisch mit ganz leichten Psychosen (die latente Schizophrenie im Sinne von Bleuler usw.).

Auf einsamer Insel würde der Psychopath nicht so rasch und so sicher zu Grunde gehen wie der Psychotische. Aber seine Eigenart würde ihn doch erheblich benachteiligen bei Erfüllung der Forderungen des Lebens. Beim Erjagen der Beute, beim Bau seines Obdaches, in der Fürsorge für die Zukunft, beim Ertragen körperlicher Krankheit und anderer Unbill des Lebens würde er viel eher versagen. Jeder kann sich dies leicht an Einzelbeispielen ausmalen. Würde man auf 1000 Inseln je einen Psychopathen und auf weiteren 1000 Inseln je einen Normalen unterbringen, und würde man dann nach 20 Jahren kontrollieren: wir wetten, daß von den Psychopathen ein viel höherer Prozentsatz inzwischen zugrunde gegangen wäre — durch Kleinmut, durch Unlust an sich und der Welt, durch Verkennung der Situation, durch Lebensüberdruß und Selbstmord. Der Psychopath ist im ganzen lebensuntüchtiger als die Norm.

Das Seelenleben des Primitiven, seine Geistesverfassung bietet mancherlei überraschende Ähnlichkeit mit denen des Psychopathen (ohne daß wir daran dächten, etwa beide gleich zu setzen). Nach Thurnwald[437] ist das Denken des Primitiven komplexer und bildgebundener. Die Anpassung an Neues, Ungewohntes ist erschwert, er kommt leicht aus der Fassung, hat Mangel an Geistesgegenwart. Die Beobachtung der Wirklichkeit ist ungenau und wird durch Affekte gestört. Wirklichkeit und Schein haben verschwommene Grenzen zueinander: Gedachtes erscheint wie wirklich, durch Lüge wird die Wirklichkeit korrigiert. Der Primitive sieht die Welt so, wie er sie sich wünscht, denkt, fürchtet. Im Denken ist er darum nie wirklichkeitssicher, und die Katathymie läßt ihn kleben an affektbetonten Ideen[5].

Für den Laien haben wir noch stark zu betonen, daß ein so geschilderter Psychopath nun durchaus nicht etwa eine traurige Ruine darstellen muß. Manches Zuchthaus, manches Obdachlosenasyl, manches Café „Größenwahn" freilich demonstriert die Lebensuntüchtigkeit ad oculos. Aber der Psychopath kann nebenbei ein Athlet sein an Muskelkraft, er kann im übrigen übernormal

[5] Die „Neurotiker" der PA sind vor allem geborene Psychopathen und deshalb dem Primitiv-Archaischen näher, nicht aber primär wegen der Neurose.

leistungsfähige Organe (Herz, Lunge) besitzen, er kann das höchste Lebensalter erreichen, ja er kann sogar besonders lange jugendlich bleiben. Gestört ist ja nur irgend ein Etwas, das aufs Nervensystem wirkt, oder dieses selbst.

Der Psychopath ist ebensowenig wie der Psychotische primär „sozial untüchtig", sondern primär biologisch unfähiger, mit der Umwelt fertig zu werden. Da diese aber gewöhnlich durch die Gesellschaft dargestellt wird, so ist er natürlich auch sozial oft unzureichend. Allein auf sich gestellt, wäre er aber noch viel untüchtiger; die Gemeinschaft stützt seine Schwächen, sie schleppt ihn auf hundert Arten mit, sie korrigiert, sie kompensiert ihn. Auf diese Weise vermag er schließlich wieder in bestimmter Hinsicht höchst leistungsfähig zu werden.

Seine Nachkommenschaft gefährdet der Psychopath in mehrfacher Richtung. Seine psychische Eigenart läßt vielleicht überhaupt keine zustande kommen: durch Homosexualität, Weiberfeindschaft, sexuelle Triebunsicherheit, Ehescheu aus Egoismus oder Bedenklichkeit, durch seine ewige Unlust an sich selbst. Oder die Nachkommen verkümmern, weil der Vater lebensuntüchtig; oder sie tun es, weil sie vom Vater die psychopathische Anlage erben. Mancher ist auch nur latent Psychopath, also scheinbar gesund. „Entartete Keimmassen können bei phänotypisch relativ gesunden Menschen in rezessiver Latenz vorhanden sein" (Hoffmann [360] S. 83). Bei den Kindern erscheint später erst die Psychopathie.

Und die physiologischen Ursachen? Morel und Magnan nahmen eine „Degeneration" an und suchten nach sichtbaren äußeren Anzeichen für die innere somatische Veränderung (Verbildung der Ohrmuschel usw.) „Diese Degenerationslehre sucht einen Blick zu tun in den tiefen Lebensuntergrund, aus dem gleichzeitg seelische und körperliche Phänomene entspringen. Es sollte die Entartung der Seele — in Psychopathien, Psychosen, Schwachsinn sichtbar — sich zugleich ausweisen in den körperlichen Abweichungen von der gehörigen Form. Und die Lehre hat etwas intuitiv Plausibles ... Ist sie auch kritisch widerlegt, so hat sie für uns doch immer noch einen Grund, den wir zwar nicht erkennen können, aber uns auch nicht wegreden lassen. Wir können praktisch keine Konsequenzen ziehen, aber jene Formen sind uns nicht gleichgültig" (Jaspers [501] S. 176).

Die Grundanschauung der älteren französischen Forscher (daß der Psychopathie eine physiologische Ursache zugrunde liegen müsse) hat immer für uns heuristisches Prinzip zu bleiben. Mancher Beginn einer Paralyse oder Schizophrenie sieht einer Psychopathie „oft zum Verwechseln ähnlich" (Bleuler); es gibt also organisch Verändertes, was als Psychopathie erscheint. Auch Kretschmers [366] Ergebnisse weisen in diese Richtung unsres Gedankenganges.

Was käme als Ursache in Frage? Einfache Vererbung. Oder ganz frühe Erkrankung in utero oder in der ersten Kindheit. Endlich das Auftreten einer Neuformung, einer Mutation (die dann wieder vererbbar wäre).

Viertens könnte Keimfeindschaft die Ursache abgeben, das „Zusammentreffen von Keimen, die nur mangelhaft miteinander verschmelzen" (Kräpelin [550] IV, S. 1807). Kräpelin weist darauf hin, daß nach Darwin eine Vereinigung sehr weit auseinanderstehender Rassen leicht zu Rückschlägen in weit zurückliegende Entwicklungsstufen führe. Also Keimfeindschaft erstens als günstiger Boden für Entwicklungshemmungen, dann

aber auch möglicherweise für ungünstige Mutationen. Ist der Rassenabstand groß, so fällt die Bastardierung oft ungünstig aus (Mulatten).

Keimfeindschaft kann ferner bedeuten, daß sich vererbte Gegensätze (aus verschiedenen Quellen stammend) nicht miteinander vertragen und Disharmonie erzeugen (Hoffmann [361] S. 44).

Auch an Keimschädigung hat man gedacht (durch Klima, Gifte, Infektion) (vgl. Hildebrandt [498], Zurugzoglu [376]). Und schließlich an Entwicklungshemmung infolge ganz früher Schädigung (Beuler [492] S. 62f, 65). Bei vielen Psychopathien sind höchst wahrscheinlich auch endokrine Störungen im Spiel (vgl. Lipschütz [367]). Schwächung infolge langer Inzucht oder einseitiger Zuchtwahl soll ebenfalls in Form von Psychopathie zutage treten können.

Für unser Problem wesentlich ist die individuelle oder die erbbiologische Psychosen-Nähe, in der viele Psychopathen sich befinden.

Entartung. Sorgfältig sind wir bisher dem Begriff der „Entartung" aus dem Wege gegangen, und zwar deshalb, weil er gewöhnlich nicht im strengen Sinne des Wortes angewandt wird. Streng würde er besagen: eine ganze Art oder eine Art im Ganzen schlägt „aus der Art", entartet ungünstig, ihre Individuen verlieren an Lebenstüchtigkeit, so daß ein Weiterbestehen der ganzen Art ernsthaft in Frage gestellt ist. Diese Entartung gibt es. Aber ausschließlich paläontologisch; das Endergebnis würde das Aussterben einer Art sein. (So sind die Saurier und andere ganze Tierstämme durch Entartung ausgestorben.) Voraussetzung für echte Entartung würde sein, daß sich das Bionegative dauernd weitervererbt und schließlich in den Nachkommen durch Summation zu völliger Lebensunfähigkeit steigert. Entartung ist demnach streng genommen kein Zustand eines Individuums, sondern ein Vorgang, bei dem sich die Generationen von Folge zu Folge immer mehr bionegativ verschlechtern. So noch bei Morel (1860) und Magnan (1895), die nach den Ursachen der Psychopathie gesucht haben (Kronfeld [504] S. 399). Ständig sich verschlechternde Generationsfolgen kommen vor, aber nur ausnahmsweise und oft nur in Hinsicht auf einzelne Eigenschaften. Weitaus am meisten gleichen sich solche bionegativen Varianten beim Menschen wieder aus, nämlich durch Vermischung mit gesundem Erbblut. Echte Entartung kommt beim Menschen zunächst nicht in Frage.

Leider hat man aber den Begriff der Entartung unrichtig ausgedehnt auf jede vererbbare Psychopathie. Der Psychopath hieß „ein Entarteter", ein „Degenerierter". So definiert Bumke [525] Entartung als „unzweckmäßige Abweichung vom Typus, die als Folge einer Krankheit entstanden ist, selbst aber keine Krankheit mehr zu sein braucht". Ähnlich Möbius [509]; auch Hildebrandt [498]: „Nur die erbliche Abweichung von der Norm."

Bionegatives, das auf kurze Strecken oder bei wenigen Individuen vererbbar ist, hat aber noch niemals die Art gefährdet, die sich Mensch nennt. Genau so wenig wie vererbtes Übernormales je die

Art des Menschen gehoben hätte. Dies sind alles nur Knotenpunkte im Netz der Vererbung, die sich wieder auflösen.

Darum meiden wir lieber den Ausdruck gänzlich. Und noch aus einem anderen Grunde. „Entartet" „degeneriert" ist allmählich zum Schimpfwort geworden (z. B. bei Nordau); es will in diesem Sinne besagen: moralisch oder allgemein „minderwertig". Daß wir in unserem Problem schon deswegen das Wort ausmerzen müssen, versteht sich von selbst. Für uns ist der Psychopath k e i n „Entarteter", sondern eine bionegative Variante des Abnormen.

Kompensation. Die Gesellschaft, die Gruppe kann einen lebensuntüchtigen Psychopathen schützen und stützen, sie kann seine Schwächen dadurch k o m p e n s i e r e n, daß sie ihre eigene Kraft hinzuaddiert. Nur von s o l c h e r Kompensation soll hier die Rede sein, die einen Psychopathen biopositiver macht im Sinne seines eigenen Ideals oder des Ideals seiner Gruppe[6].

Der Psychopath kann eine Stütze seiner bionegativen Seiten teilweise in sich selbst finden; er braucht nicht durch und durch negativ zu sein, sondern kann vererbte gesunde Anlagen in sich tragen, die seine Schwächen zum Teil kompensieren. Oft läßt sich aufzeigen, von welcher Elternseite her die gesunden, von welcher die pathologischen Züge stammen. Dies könnte man o b j e k t i v e Kompensation nennen.

Die subjektive Form entsteht, wenn der Psychopath selbst das Gefühl der eigenen Untüchtigkeit hat und darunter leidet, andererseits bestrebt ist, sie irgendwie auszugleichen. Aus solchen inneren Widersprüchen kann eine Spannungsnervosität herauswachsen, oder, mit A d l e r [516], der neurotische Charakter. Das Gefühl eigener Unzulänglichkeit und Unsicherheit verschafft sich („sichert sich") trotzig doch ein Gefühl von Überlegenheit durch Herausbildung des neurotischen Charakters — einer Fiktion, „als ob" ich das Persönlichkeits-Ideal („die Leitlinie") erreicht hätte oder darstellte. Droht eine Niederlage, so spiegeln neurotische Symptome „Krankheit" vor, die eine Erreichung des Ideals unmöglich machen w ü r d e, also den Unterliegenden entschuldigen. [Und damit den Schutz der Gesellschaft wieder erzwingen.]

Oft gelingt aber die Kompensation im Sinne des Positiven für Person und Gruppe. Allerdings muß der Psychopath soviel Geltungsbedürfnis in der Anlage besitzen, daß er überhaupt sich und andern gefallen w i l l. Er erzieht sich dazu, ein Ideal nachzuahmen oder wenigstens äußerlich darzustellen. Dem geschulten und feinfühligen Beobachter entgeht freilich selten das Unechte, Gemachte daran (genau wie bei verstellter Handschrift). Oft werden dabei aber nur Anlagen (vielleicht positive, gesunde) herausgehoben, die vorher verborgen oder unentwickelt gewesen (vgl. Hoffmann [360]).

[6] Ganz a n d e r e Formen von K. führen zu schwersten Verbrechen usw. Darüber sowie über weitere Probleme der K. vgl. Hoffmann [363] S. 117.

Eine unechte, theatralische Note kommt besonders dann in die Darstellung eines Ideals, wenn der Kompensierende des Guten zu viel tut, wenn er über kompensiert. Geht jemand die ganze Woche im schmutzigen Arbeitskleid, so übertakelt er sich am Sonntag — auch das eine Form von Überkompensation. In mancher Idealbildung liegt im Grunde solche Überkompensation psychopathischer Unzulänglichkeit (Nietzsches Übermensch).

Formen des Bionegativen

Um dies Buch für Nichtpsychiater brauchbarer zu gestalten, müssen wir einen wenn auch sehr kurzen Überblick über die Formen des psychisch Bionegativen einschieben; so hat der Laie Gelegenheit, nachzuschlagen. Ebenso vermögen Psychiater anderer Schulen den Standpunkt des Verfassers zu erkennen.

PSYCHOPATHIEN. Über die Einzelformen orientieren am besten Kräpelin [550] und K. Schneider [575]. Da sehen wir die streitsüchtigen, die haltlosen, die pseudologischen Hyperthymiker. Ihr Gegenpol: die chronisch Depressiven, schwermütig oder mißmutig, mißtrauisch oder unstet. Weiter die Selbstunsicheren, als sensitive Gewissensmenschen oder mit Zwangszuständen. Eine andere Form die expansiven oder matten Fanatiker; ebenso wichtig für uns die Stimmungslabilen, aufflammend oder unstet im Leben umhertreibend. Von großer Bedeutung die Geltungsbedürftigen, die vor sich selbst oder vor anderen etwas Besonderes vorstellen möchten (durch Exzentrizitäten, Renommistereien, Übertreibungen, phantastische Erzählungen, aber auch hervorragende Leistungen). Unter den Willenlosen (Kräpelins Haltlose, Bleulers „wechselwarme Milieumenschen") findet sich mancher begabte Bohémien; ebenso unter den Asthenischen (d. h. den Empfindlichen, den körperlich leicht Versagenden, den sich seelisch unzulänglich Fühlenden). Die Explosiblen brausen um ein Nichts auf oder schlagen gleich los.

Die Epileptiker ohne psychotische Störungen und die „epileptoiden" Charaktere (Minkowska [369]) bilden ebenfalls eine Form von Psychopathie.

Unter „Affektepilepsie" versteht man jene Tatsache, daß manche Psychopathen auf starke Erregung hin mit epilepsieähnlichen Anfällen reagieren, ohne daß man sie zu den „echten" (genuinen) Epileptikern irgendwie rechnen dürfte. Aber fast immer weisen sie hysterische Charakterzüge auf (vgl. Schneider [575] S. 86 und besonders Bumke [525a] S. 426, 462, 819).

PSYCHOSEN. Es folge nun eine ebenso stark gedrängte Übersicht über psychotische Krankheitsbilder, die für unser Problem in Betracht kommen. (Wer mehr wünscht, sei auf Raecke [566] und Schlomer [574] hingewiesen. Zum Nachschlagen Kräpelin [550] und Bleuler [523].)

1. Delirium. Bild: Traumhafte Bewußtseinstrübung, Desorientierung, zahlreiche Sinnestäuschungen, lebhafte Unruhe, heitere oder ängstliche Verstimmung. Vorkommen: bei Fieber, Infektionskrankheit, Epilepsie, Hysterie, Paralyse, chronischem Alkoholismus, endogenen Psychosen usw.

2. Cyclophrenie (oder manisch-depressive Psychose[7]). Bild in der Manie: heitere Verstimmung (eine grundlose, pathologische Heiterkeit),

[7] Wir vermeiden grundsätzlich den für Nichtpsychiater besonders mißverständlichen Ausdruck „manisch-depressives Irre-

gehobenes Selbstgefühl, Bewegungsdrang, Vielgeschäftigkeit, Ideenflucht, Redrang. Von den allerleichtesten, dem Laien nicht erkennbaren Graden, der Hypomanie, bis zu schwerster Tobsucht. Bild in der Melancholie (Depression): traurige Verstimmtheit oder Angst (eine grundlose, pathologische Traurigkeit), Denkhemmung, Bewegungsarmut, Einsilbigkeit, oft Selbstvorwürfe, Versündigungsideen, Lebensüberdruß mit großer Neigung zum Selbstmord. Bild der Cyclophrenie im Lebenslauf: bald Manie, bald Melancholie, bald schwer, bald leicht, bald Zwischenstufen, auch wieder ganz gesunde Zeiten. Keine schweren intellektuellen Dauerveränderungen der Persönlichkeit.

3. **Schizophrenie** (Spaltungspsychose. Kräpelins Dementia praecox mit den Unterformen Hebephrenie, Katatonie, Dementia paranoides). Ob sich diese Psychose dem Laien überhaupt auch nur einigermaßen klar machen läßt, fragt sich. (Ein Versuch: W. Lange [1008].) Bild: ganz eigenartige Störungen des Denkens, des Fühlens, der Beziehungen zur Außenwelt. Herabsetzung der psychischen Aktivität und Ich-Kraft. Das Denken inkonstant, entgleitend, sprunghaft, zerfahren; es bleibt oft verschwommen, unklar auf der Stufe der Gedankenentwicklung, im Archaischen, in der Sphäre stecken. Langsame Entwicklung von Gemütsstumpfheit, in schweren Fällen bis zur affektiven „Verblödung", d. h. Erkaltung. Häufig Sinnestäuschungen und wechselnde Wahnideen. Mangel an zielbewußtem Handeln; impulsive Verkehrtheiten. Gedächtnis und Orientierung bleiben überraschend gut erhalten, auch wenn sonst, was häufig, Ausgang in intellektuelle „Verblödung". Bei den katatonischen Formen viele motorische Störungen; bei den paranoiden mehr Wahnbildungen (unsinnigen Inhalts). Die Schizophrenie bietet am häufigsten das, was der Laie unter „irre" oder „Irrsinn" versteht. Das ganze Seelenleben ist schwer, oft auch gar nicht nachfühlbar oder „verständlich" (immerhin aber mehr, als der Flüchtige sieht). Spaltungsirresein heißt es, weil sich Funktionen, die sonst einheitlich, spalten: Vorstellung und zugehöriger Affekt, Denken und Fühlen fallen auseinander; dasselbe Objekt ist zu gleicher Zeit A und B, zu gleicher Zeit gut und böse, die Persönlichkeit des Kranken zerfällt, sie besteht zu gleicher Zeit aus zwei oder mehr Personen, die sozusagen Spaltprodukte des Patienten selbst sind. Ähnlichkeit mit manchem Traumleben, wenn man weiß, daß man träumt. Die Kranken führen ein Leben teils in einem eigenen, erträumten Phantasiereich, teils in der Wirklichkeit, aber beides gleichzeitig nebeneinander.

4. **Paranoia** („Verrücktheit" im engeren Sinne). Bild: Äußeres Verhalten gewöhnlich ungefähr normal. Man sieht dem Kranken „nichts an". Orientierung und formale Ordnung des Gedankengangs vollständig erhalten. Schleichende Entwicklung eines unerschütterlichen Wahnsystems. Der Kranke bezieht harmlose, indifferente äußere Vorgänge auf sich selbst. Beeinträchtigungs- und Verfolgungsideen; meist später auch Größenwahnideen. Gewöhnlich nur vereinzelte Sinnestäuschungen. Fast immer unheilbar. (Nicht ganz selten sind abgelaufene Prozesse aus dem Kreise der Schizophrenie die Vorbedingung; manchmal dieselben Vorbedingungen auch schon konstitutionell gegeben. J. Lange [556] S. 151.)

5. **Paraphrenie.** Bild: klinisch der Paranoia recht ähnlich. Wesen: gehört wahrscheinlich in den Formkreis der Schizophrenie, aber die Persönlichkeit zerfällt nicht oder doch nicht so rasch. Die zyklothymen Komponenten der Konstitution, namentlich manische Züge, halten den Zerfall hintan.

6. **Vergiftungspsychosen.** Ursache (Auslösungsreiz): Alkohol, Äther, Opium, Morphium, Kokain, Haschisch, Meskalin usw. Akute Vergiftung: Rausch, Delirium, traumhafter Zustand. Chronische: vielfache nervöse Störungen (z. B. Alkoholepilepsie) oder Entwicklung von chronischen

---

sein"; für zahlreiche Einzelfälle ist die Bezeichnung ganz irreführend oder geradezu falsch.

Psychosen (beim Alkohol: paranoische Psychose, Eifersuchtswahn, Delirium tremens; auch bei Morphium- und Kokainmißbrauch delirante oder paranoide Psychosen). Ausgesprochene Alkoholiker sind ihrer Anlage nach fast immer Psychopathen mit Ausgleichsbedürfnis. Zu den anderen Giften können auch Gesunde durch besondere Umstände verführt werden.

7. Paralyse (auch Dementia paralytica, progressive Paralyse, oder von Laien „Gehirnerweichung" genannt). Ursache: stets Syphilis, meist 6 bis 15 Jahre vorher erworben; diese ruft eine organische Erkrankung des Zentralnervensystems, besonders der Großhirnrinde hervor, deren mikroskopische Veränderungen bekannt sind. Bild: nach einem neurasthenischen Vorstadium bald rasch, bald langsam eine Abnahme der Geisteskräfte. Erschwerung der Auffassung, Vergeßlichkeit, Urteilsschwäche, Energielosigkeit, Stumpfheit. Der symptomatische Verlauf äußerst verschieden: alle Arten psychotischer Augenblicksbilder kommen vor (deliriöse Verwirrtheitszustände, Erregungen, Verfolgungswahn, Größenwahn, manische oder melancholische Zustände oder einfache, stille Verblödung bis zum tiefsten Blödsinn). Nebenher zahlreiche organisch bedingte Nervenstörungen.

Ähnliche Bilder verursacht die **Hirnlues.** Die Nervenstörungen meist mehr im Vordergrund als die psychischen. Die Unterscheidung zwischen Paralyse und Hirnlues sehr schwierig, zumal auch Mischfälle vorkommen.

8. Arteriosklerotische Demenz. Ursache: durch Arterienverkalkung geht Nervengewebe organisch zugrunde. Bild: geistige Schwäche partieller Art, weinerliches Wesen, Reizbarkeit, Gedächtnisschwäche. Episodisch auch Verwirrtheit und Erregungen, Wahnideen, Sinnestäuschungen.

9. Altersblödsinn (Dementia senilis). Ursache: einfacher Altersschwund des Hirngewebes, oft verbunden mit arteriosklerotischen Veränderungen. Bild: Abnahme des Gedächtnisses, Stimmungswechsel, oft Verwirrtheitszustände, Wahnideen, Sinnestäuschungen. Fortschreitende geistige Schwäche bis zu tiefer Verblödung.

10. Epilepsie. An sich keine Psychose. Aber meist allmählich Abnahme der geistigen Fähigkeiten und bionegative Charakterveränderung. Psychotische Zustände sind die neben den Krampfanfällen auftretenden Bewußtseinstrübungen oder Dämmerzustände. Außerdem wachsen auf dem Boden der epileptischen Anlage noch andere Psychosen: Verwirrtheitszustände, Delirien, Stupor (d. h. allgemeine psychomotorische Bewegungslosigkeit).

11. Psychogene Psychosen. Auf der Grundlage psychopathischer Konstitution kommen aus seelischen Reizen heraus (Erregung, Enttäuschung, Schreck, Kummer usw.) kürzere Psychosen vor in Form von heftigster Erregung, Verwirrtheit, Dämmerzustand, Delirium, reaktiver Depression, paranoidem Syndrom. Damit haben wir den Übergang zu den Psycho-Neurosen erreicht.

NEUROSEN, HYSTERIE UND NEURASTHENIE. Neurose ist eine Erkrankung aus psychischen Reizen heraus und stellt weder eine Psychose noch eine Psychopathie schlechtweg vor[8]. Jede Neurose entsteht durch eine Konfliktspannung: Zwischen dem Ich und der Umwelt oder dem Ich mit sich selbst, Zusammenprall oder Dauerzermürbung. Die Dauerreaktion der Gesamtpersönlichkeit auf die Konfliktspannung hin, ihr Versuch, mit der Spannung fertig zu werden, sie zu lösen, dies kann sich als Psychoneurose offenbaren. Auch die Neurose entsteht durch eine Relation: der Erlebnisreiz kann zu stark sein oder das Ich zu schwach. Eine Katastrophe (Erdbeben, Eisenbahnunfall. Schiffsuntergang, Grubenunglück, Absturz)

[8] Aus unserm Rahmen entfällt somit alles Periphere, was man auch Neurose nennt, und die organisch oder biochemisch verursachten Störungen bei Epilepsie, Chorea usw.

kann derart überwältigend wirken, als Schreck, als Schock, daß das Ich gelähmt wird in Starrsein, Verwirrtheit, Dämmerzustand; oft entladen sich dabei archaisch-motorische Mechanismen, die von der Ich-Hemmung frei werden: Zappeln, Angedonnertsein, sinnloses Umherrennen, Stupor — kurz entweder archaischer „Bewegungssturm" oder „Totstellreflex" (Kretschmer [555]). Derartig starke Reize überwältigen auch Leichtnervöse.

Persönlichkeiten mit schwacher Ratio und archaischer Affektivität können bereits durch viel kleinere Reize überwältigt werden, durch bloß unangenehme Situationen (Primitivreaktionen in Gestalt von Wut- und Schreianfällen, Zuchthausknall, Krämpfen, Affektstupor bei Schwachsinnigen, bei Epileptikern und anderen Psychopathen).

Gewöhnlich aber sind Neurosen eine Folge von innerer Dauerzermürbung. Enttäuschung durch die Wirklichkeit, Nichtbefriedigung von Wünschen und Trieben, ein innerer Kampf zwischen entgegengesetzten Tendenzen — womöglich jahrelang fortgesetzt, das macht das Individuum neurotisch. Eine Entzweiung in sich selbst.

Wie löst die Psyche (unbewußt) solche Spannung? Sie bildet die Wirklichkeit, die so enttäuscht, einfach um, durch eine traumhafte oder wahnhafte Umdichtung der Realität (Dämmerzustände, „als ob" die Wünsche erfüllt wären; paranoischer Größenwahn als Kompensation von Demütigung). Oder die Erfüllung des Wunsches wird, aus archaischen Mechanismen heraus, symbolisch in einem Körper-Symptom ausgedrückt (z. B. Lähmungen, Unempfindlichkeit einer Hautstelle usw.).

Häufig entsteht die Neurose aus einem Konflikt der Triebe mit dem Ideal-Ich oder Ichideal. Der Kranke kann sich dann in der Zwangsneurose durch allerhand feierliche Handlungen gegen eigene Regungen sichern. Er umgeht, er beschwört den Konflikt.

Obwohl die einzig richtige Lösung wäre: Erfüllung der Wünsche, so werden doch bereits Scheinlösungen als Entspannung, als Gewinn gebucht. Die Krankheit bietet Schutz vor inneren Schwierigkeiten, vor Selbstvorwürfen, vor den Anforderungen der Umwelt; sie wird zur Entschuldigung vor sich selbst und den andern. Wird dieser Selbstschutz instinktiv aufgesucht, so spricht man von einer „Flucht in die Krankheit"; der Gewinn ist Ruhe, ist ein Zufluchtsgefühl.

Von da ist nur ein Schritt zu dem tendenziösen Erlebnis: Krankheit als Mittel, als Machtmittel im Daseinskampf, um einen Zweck zu erreichen (Pensionierung, Rente usw.). (Vgl. die ausgezeichnete Darstellung der Mechanismen bei Kretschmer [555].) Nur da, wo solche Tendenz zum Kranksein vorhanden, und wo zugleich, seelisch ausgelöst, funktionelle körperliche Mechanismen spielen, nur da sprechen wir heute von Hysterie. Hysterie ist also keine einheitliche Krankheit, sondern eine Reaktionsform, und zwar eine solche gewisser Psychopathen, besonders der Unentwickelten, Triebhaften, Geltungsbedürftigen. Bei sehr hoher Erlebnisstärke (Erdbeben) kann somit auch ein leichterer Psychopath „hysteriefähig" werden (Hoche).

Aufs strengste sei betont, daß Psychoneurosen und ihre Unterart Hysterie nur bei Menschen vorkommen, die von Hause aus Psychopathen sind und die zugleich ein „geschwächtes Gesundheitsgewissen" (Kohnstamm) besitzen. Ein völlig gesunder Mensch bekommt keine Dauerneurose.

Er bekommt auch keine Neurasthenie. So hieße ein nervöser Allgemeinzustand, hervorgerufen durch körperliche oder geistige Überanstrengung. Nur äußerst selten kommt solche Erschöpfung wirklich vor. Sie zeigt sich dann in Gestalt von reizbarer Schwäche, enormer Empfindlichkeit und Erregbarkeit, daneben rascher Ermüdbarkeit und körperlichen Mißempfindungen.

Überanstrengung und sogenannte Erschöpfung erzeugt niemals Psychosen (Bleuler [523]); das hat uns der Weltkrieg ein für allemal gelehrt.

Noch niemals ist auch ein Genie je durch „Überanstrengung" psychotisch geworden.

Nervöse, psychische Erschöpfung, die ja wirklich einmal vorhanden sein könnte, heilt ganz überraschend schnell; es gibt keinen organischen „Aufbrauch der Nerven". Wo längere Zeit ein Schein von Erschöpfung besteht, ist er immer durch Neurotisches bestimmt. Die echte Erschöpfung sagt: ich kann nicht mehr; die Neurose sagt: ich mag nicht mehr. Der „Neurastheniker" ist fast nie ein rein Erschöpfter, sondern zugleich ein Unbefriedigter, der sagt, ich mag nicht mehr. Damit ist gegeben die

Pseudo-Neurasthenie (Bleuler): psychogen wie die Hysterie, eine Flucht in die Krankheit, die unbewußt den nervösen „Zusammenbruch" vorspiegelt und darstellt. Auch sie findet sich nur auf dem Boden angeborener Psychopathie.

Psychische Ausnahmezustände

Man beobachtet Zustände der Psyche, die unbedingt abnorm zu nennen sind, die aber doch nicht pathologisch genannt werden können; meist fallen sie in die Rubrik „Gleichgültig - abnorm", zuweilen auch schon unter bionegativ. Jede tiefere Erregung, jeder starke Affekt stellt im Grunde schon einen Ausnahmezustand vor, ohne daß wir je das Recht hätten, von krank zu sprechen. Nur wo der Aufregungszustand auf morbidem Boden wächst oder hochschießt und deshalb sehr stark abwegige Formen annimmt, könnte man wirklich von pathologisch reden (manche Tötung im Affekt). Das sehr Abnorme ist wahrscheinlich krank (Rautmann); auch im Psychischen gilt dieser Satz. Gewisse Psychopathen erleben Zustände von Verliebtheit, von „Liebestollheit", „Liebesraserei", Liebesbesessenheit, daß man schon von bionegativ oder krank reden kann (häufig Selbstmord in solcher Verfassung). Aber letzten Endes nicht deswegen pathologisch, weil es Liebeszustände sind, sondern weil es psychopathische Reaktionen sind. Keinesfalls dürfte man mit Lomer [507] jede Liebe eine „temporäre physiologische Paranoia" nennen; heftige Verliebtheit eines Gesunden ist nur ein Ausnahmezustand.

Für unser Problem interessieren uns: die Versenkung, die Entrücktheit, die Verzücktheit, die Ekstase, die Inspiration, die Erleuchtung bei Bekehrungen, die Besessenheit[9]. (Lombroso hielt fälschlich alles für psychische Epilepsie.)

An Ekstasen muß man mindestens zwei Formen unterscheiden. Zunächst die stille, ruhige Ekstase, wie sie sich gewöhnlich bei den Mystikern findet: das Bewußtsein, das Ich ganz von Gefühl ausgefüllt, alles gegenständliche Erkennen verschwunden und trotzdem innere Helle, ein „Schauen", ein Gefühl des Klarsehens, ein Bewußtsein der Begnadung, das Glücksgefühl einer Art „Süßigkeit", ein stiller Glücksrausch, die Seele ohne Streben, ganz Ruhe, ganz Passivität. Die eine Tendenz nur im Untergrund der Seele: das aktuelle, wahrnehmende, handelnde Ich auszulöschen und sich, sein Ich ganz im Gefühl zu verlieren, das Ich aufzulösen durch eine derartige Ausweitung, daß es mit Gott oder dem All eins wird, verschmilzt. Diese „Einung" (Buber [1606]) bildet schließlich den Kern aller mystischen Erlebnisse. Das Bewußtsein ist dabei abnorm verändert, nämlich eingeengt, insofern das Ich nicht mehr von außen apperzipiert — dagegen sehr klar oder intensiv, insofern es bewußt erlebt und sich später dessen erinnert. Das Ich nur als Gefühl und riesenhaft vergrößert, ausgeweitet, so daß seine Grenzen verschwimmen. Aber das Selbst sträubt sich gegen seine völlige Auflösung; die Körperempfindungen sind in der

[9] Vgl. Jaspers [501] S. 79 f., W. Mayer [503], Hennig [326], Oesterreich [1635] (sehr gut über Besessenheit), Baelz [1601], und vor allem Gruhle [495] S. 59 f. Wir wahren uns aber einen selbständigen Standpunkt.

Ekstase unlustvoll im Sinne einer Schwächung, oft als Gefühl des Sterbenwollens, des baldigen Todes beschrieben. Dieser Gefühlsrausch unterscheidet sich sehr etwa von einem Glücksaffekt, bei dem das Glücksgefühl auf die ganze Umwelt ausstrahlt, wo Gefühle besonderer Fähigkeiten auftauchen und das Ich, statt sich zu verlieren, im höchsten Grade behauptet und betont ist (Mayer-Groß [508]). — Mittel, um diese stille Ekstase, diese Entrücktheit und Verzücktheit zu erreichen, sind Versenkung, Abwehr der Außenwelt, ein Sich-freimachen von allen Affekten; im Anfange scheint eine Aufwendung von Anstrengung nötig zu sein, bis die Begnadung auf einmal da ist (viele Beispiele religiöser Ekstase bei Hennig [326]) [10].

Eine zweite, wohl primitivere Form der Ekstase, wie wir sie bei den Propheten des alten Testaments und auch vielfach bei Naturvölkern sehen, kennzeichnet sich mehr durch höchste motorische Erregung, eine Art „Raserei", verbunden mit lebhaftem Reden und dem Gefühl, von einem Geist oder Gott erfüllt und „besessen" zu sein. Eine Tendenz zum Darstellerischen ist unverkennbar. Absichtlich versetzen sich die Propheten oder Schamanen und Medizinmänner, oft nach Vorbereitung in Fasten und Einsamkeit, durch Musik, Tanz oder andere rhythmische Bewegungen autosuggestiv in einen Zustand getrübten, eingeengten Bewußtseins, und oft werden zur Schwächung der Ichzentrale Rauschgifte zu Hilfe genommen. Um so leichter können jetzt archaisch-motorische Mechanismen in Gang kommen: Zappeln, Sich-Wälzen, Sich-Bäumen, Anfälle, Zuckungen, alles als Ausdruck höchsten Affektrausches gemeint und gewollt, der sich ständig selbst übersteigert. — Oft kommen nun (wie bei den modernen okkultistischen Medien) Automatismen in Gang, die bei intensivem Bewußtsein, wenn das Ich ganz „bei sich" wäre, niemals zustande gekommen wären: Zeichnen, Schreiben, dunkle Reden, „Weissagungen", Zungenreden, Glossolalie. Dem allen muß aber die archaische Anschauung zugrunde liegen, daß ein Geist oder Gott überhaupt in einen Menschen hineinfahren, von ihm Besitz ergreifen, aus ihm reden könne. Der Gott im Menschen wird dargestellt (wie in der Hysterie „die" Krankheit).

Vorbild für solche Darstellung und Auffassung sind in alten Zeiten höchstwahrscheinlich entweder Psychotische (als heilig) gewesen, oder Epileptiker. Gruhle [495] vermutet in manchen alten Propheten Epileptiker, Jacobi [1377] Hysterische (besonders Ezechiel). Meist kam wohl noch eine halbbewußte, künstlerische, dichterische (pseudologische) Überarbeitung der Darstellung hinzu. Das Volk schätzte früher vielfach die Propheten recht gering ein und verachtete sie (Jacobi [1377]); eben weil sie „nicht bei Sinnen" waren? Oder weil man das Unechte, Schauspielerische, das Prophetentum gegen Entgelt durchschimmern sah?

Bei den Mystikern beobachten wir manchmal eine Vereinigung der stillen mit der wilden Ekstase.

Gewisse Beziehungen der Ekstase zu Bionegativem und Pathologischem sind wohl von vornherein unverkennbar. Die vorbildlichen Typen für das Erleben liefern Epileptiker oder Schizophrene. Die unbeschreiblichen Entzückungen und Beseligungen als Vorboten des großen epileptischen Anfalls hat uns Dostojewski beschrieben (Gruhle [495] S. 78). Die Klinik sieht täglich die ekstatischen Seligkeiten der Schizophrenen (Jaspers [501] S. 79). Echte Visionen, himmlische Erscheinungen oder seltsame Lichter sind sehr häufig. Bei den nachahmend darstellenden, autosuggestiven Ekstasen mögen oft Psychopathien (Geltungsbedürftige, Schizoide) die Grundlage abgegeben haben. Bei den Mystikern floß dann noch gestaute sexuelle Libido mit ein und versüßte das Gefühl noch mehr, bis zum Sterbenwollen, bis zum Vergehen (wie im Liebestaumel).

---

[10] Die buddhistische Versenkung scheint von der Ekstase der Mystiker verschieden zu sein: weniger Gefühlsrausch als aktive Bewußtseinssteigerung (Gruhle [495] S. 80). Über Yoga ausgezeichnet Leuba [448a].

Vom Erlebnis der Inspiration, der Begeisterung oder Erleuchtung haben wir an anderer Stelle gesprochen. Auch sie wurde ja als ekstatische „Offenbarung" erlebt. Die berühmten Inspirationen von extremem Charakter sind meist aus pathologischem Boden gewachsen.

Verwandt mit Ekstase und Inspiration sind auch die „Erleuchtungen", wie sie als Wendepunkt bei Bekehrungen vorkommen. Voran gehen regelmäßig Zweifel, Sündengefühl, ein Gefühl der Unvollkommenheit, der „Unvollständigkeit" (Starbuck) — kurz, ein Zustand neurotischer Spannung, ein Schwanken (bewußt-unbewußt) zwischen altem und neuem Glauben oder Ideal. Die „Erleuchtung" bringt sofort hohes Glücksgefühl, Begnadungsgefühl, das Ich fühlt sich wie neugeboren. Auch hinter solchen Erlebnissen hat man ein Recht (aus der Geschichte), schizoide Psychopathen als häufigste Erlebnisträger zu vermuten. Wie auch sonst der hypobulische Hebel von Entweder auf Oder, von Liebe auf Haß, von Schwarz auf Weiß umgestellt wird, so auch nun von Ideal auf Ideal; das Weiß von einst wird zum Schwarz von heute, zum verhaßten und verfolgten Feind. Auch Kräpelin [550] (IV, S. 1788) betont, daß zahlreiche Bekehrungen auf psychopathischer Grundlage stattfänden.

Also: extreme psychische Ausnahmezustände sind nicht grundsätzlich bionegativ und pathologisch, aber wahrscheinlich meistens.

DIE GRUPPEN

Tatsachen und Irrtümer „Genie und Irrsinn"

Nachdem wir uns nunmehr einen breiten Unterbau geschaffen haben für unser engeres Problem, können wir daran gehen, all jene Persönlichkeiten, die von der Menschheit als Genies oder (in leiser Abschwächung) als Geniale bezeichnet und verehrt werden, in der biologischen Nacktheit ihres historischen Menschen zu untersuchen.

Hängen tatsächlich diese Genie-Gewordenen irgendwie enger mit „Irrsinn" zusammen? Oder, nach unserer Namengebung, mit Psychopathologischem? Einschließlich des nicht ausgesprochen Pathologischen, aber doch bionegativ Abnormen? — Ist es wirklich nur einseitige Übertreibung engstirniger Psychiater, die alles bloß durch ihre Brille anschauen, wenn sie die Frage bejahen?

Man mag noch so viel „guten Willen" mitbringen, aber der Blick auf die Wirklichkeit beweist irgendwelche näheren Zusammenhänge. Faßt man das Wort „Irrsinn" wissenschaftlich auf, so ist die Frage: „Hängt Genie mit Irrsinn zusammen?" durch ein wahrheitsgetreues, unumstößliches, wenn auch hartes Ja zu beantworten. In weit überwiegendem Maße bieten alle Genies und Genialen bionegative Züge, mit einem viel höheren Prozentsatz, als dem Mehrzahltypus der Norm entspräche.

Den Nachweis im einzelnen an dieser Stelle zu bieten, würde uns viel zu lange aufhalten. Der Leser wird gebeten, uns den obigen Satz in seiner Allgemeinheit vorläufig zu glauben, oder wenigstens als heuristisches Prinzip zu setzen. (Beweise später unter Belege.) Unsere weitere Untersuchung wird nämlich fragen: Warum ist es denn eigentlich so? Muß es am Ende so sein?

Um dem Leser aber doch vorweg etwas an die Hand zu geben, verweisen wir ihn nochmals zurück auf unseren historischen Überblick.

Nahezu alle Forscher von Fach waren sich darüber einig, daß jene Personen, die die Menschheit als Genie feiert, irgendwie psychopathologische Züge aufweisen; nur wollten manche Psychiater diese gar nicht als Genies anerkennen und stellten ihnen das Ideal der Genie-Gesundheit gegenüber: das „echte" Genie wäre gesund. Allerdings gelang es auch ihnen kaum, solches aufzuzeigen; und je tiefer im einzelnen die Forschung drang, desto mehr bestätigte sich der Zusammenhang. Sogar Lombroso mußte korrigiert werden; er rechnete z. B. Voltaire zu den „génies intègres" (Grasset [254] S. 159), während doch der große Franzose sich bei näherem Zusehen als ein sehr nervöser, reizbarer und höchst hypochondrischer Psychopath herausstellte.

Eine so umfassende Zusammenstellung, wie sie unser Überblick über die Auffassung aller früheren Forscher darstellt, ist bisher noch niemals unternommen worden. Sie bildet demnach ein erstes Gewicht, das wir in die Wagschale werfen.

Zum Überfluß greifen wir aber noch einen Autor heraus, der Lombroso gerade widerlegen wollte. Dies war der sehr vorurteilslose, weitherzige Psychiater Binder [171], [179], [184], dessen Arbeiten leider in einer schwer zugänglichen Zeitschrift vergraben sind. Er stellte unter Genialen mühelos hundert Fälle von ausgesprochenen Psychosen (oder psychoseähnlichen Depressionen, teilweise mit Selbstmordtrieb) fest; man möchte sagen, fast gegen seinen Willen. Ein zweites Gewicht fällt damit in unsere Wagschale[11].

Drittens hat Birnbaum [293] in seinen „Dokumenten" eine sehr objektive Zusammenstellung geliefert, in der gewöhnlich die Genialen selbst über ihr Psychopathologisches sprechen. Obwohl Birnbaum der „heiklen" Frage nach Genie und Irrsinn vorsichtig aus dem Wege geht, besitzt seine Sammlung, die durch moderne Diagnostik noch ergänzt wird, doch große Bedeutung als Material. Die Zahl der Besprochenen beträgt allein rund 150, und Birnbaums Material ist wissenschaftlich ganz unantastbar.

Viertens ist es uns gelungen, Birnbaums Sammlung wesentlich zu vermehren und zu ergänzen (besonders auch hinsichtlich der

[11] Obwohl Binders Diagnosen, die außerdem für die Gesamtfrage wenig Bedeutung haben, heute teilweise veraltet sind, geben wir seine Liste doch wieder; zumal viele seiner Fälle noch nicht pathographiert und daher auch in unsern späteren Belegen nicht enthalten sind. Sie könnten also zu genauerem Studium anregen. — Melancholie: Thorwaldsen (nach körperlicher Krankheit), Weber (Demokritos), Schubert (Tod unter nervösen Erscheinungen), Chopin, Schulze, Friedrich d. Gr., Lornsen (dän. Politiker, † Selbstmord). Melancholie mit Wahnideen: List (Nationalökonom, † Selbstmord), Rossini, Plank, Zimmermann. Religiöse Melancholie: Swamerdam, Gogol, Littrow. Hypochondrische Melancholie: Molière, Lichtenberg, Luther. Melancholie mit Vergiftungsideen: Mozart († „im sekundären Stadium"), Raimund († Selbstmord). Melancholie mit Wahnideen und Halluzinationen: Bunyan (engl. Dichter), Tasso, Savonarola, Luise Brachmann und George Sand (intensiver Selbstmordtrieb), Swift, Cowper (period.), Clive (period.). Periodisch: R. Mayer, Nerval, Alfieri. Paranoia: Gieseke, Gutz-

„Ganz Großen", die bei ihm fast völlig fehlen); wir legen dieses Material im Abschnitt „Belege" später vor, ein Material, wie es unseres Wissens ebenfalls seinem Umfange nach bisher noch nicht kritisch und beweiskräftig zusammengestellt worden ist.

F ü n f t e n s wären wir noch erbötig, aus der Beobachtung, nicht in der Klinik oder in der Geschichte, sondern im modernen Leben der Gegenwart, zahlreiche evidente Fälle zu nennen. Sie müssen aber freilich ungedruckt bleiben. Jeden Tag kann „Genie und Irrsinn" im Leben beobachtet werden, falls das Auge dafür geschult ist. —

Nur kurz sei auf die H a u p t i r r t ü m e r „Genie und Irrsinn" eingegangen. Lombrosos E x t r e m e zu widerlegen, lohnt sich nicht; trotz alledem hat Lombroso Zusammenhänge richtig gewittert. Sein „Irrsinn" muß nur spektralanalytisch z e r l e g t werden. Denn Genie und Irrsinn hängen keineswegs geradlinig kausal, sondern sogar ä u ß e r s t verwickelt zusammen.

Das allererste Erfordernis wäre, zunächst einmal feiner zu differenzieren und die Fälle in G r u p p e n einzuteilen. (Solche Gruppenbildung haben wir, W. Lange [1008] S. 207 f bereits 1909 vorgenommen. Auch Radestock [151] hatte es in seiner Weise und nicht uneben versucht.) Den Irrtümern der Lombroso-Schule stellen wir einige unumstößliche T a t s a c h e n entgegen.

1. Die meisten Genialen waren niemals psychotisch, sondern Psychopathen.

2. Sehr viele waren außerdem, a l s Psychopathen, n e u r o t i s c h.

3. Viele waren, ebenfalls a l s Psychopathen, zugleich (durch irgendwelche Narcotica) V e r g i f t e t e, mit fließenden und gelegentlichen Übergängen zu psychotischen Zuständen hinüber.

4. Manche zeigten, abermals auf psychopathischem Boden, p s y c h i s c h e A u s n a h m e z u s t ä n d e extremen Grades (Versunkenheit, Zerstreutheit, Glücksrausch, Schaffensrausch, Ekstase, Inspiration, Bekehrungskrisen usw.). (Lombrosos „psychische Epilepsie" z. B. für Beethovens Zerstreutheit.)

5. Da wo echte P s y c h o s e auftrat, besteht keineswegs immer ein direkter Z u s a m m e n h a n g zwischen den psychotischen

---

kow, Castelreagh, Minckwitz, (Schachspieler), Rousseau, Blake, Fourier, Pellico, Pascal, Cardano, Schopenhauer, Théroigne de Méricourt. P a r a l y s e: Makart, Dawison und Dessoir (Schauspieler), Westphal (Psychiater), Maupassant, Baudelaire, O'Connel, Donizetti, Devienne, Lenau, Schumann (vorher halluz. Paranoia). A l k o h o l i s m u s: Burns, Grabbe, Musset, Poe, Hoffmann. M o r p h i n i s m u s: Redwitz, Coleridge, Quincey. S e n i l e (organ. oder melancholi.) P s y c h o s e n: Campe, Chatrian, Dannecker, Dumas père, Esterhazy, Holtey, Savigny, Debordes Marcelline, Höfer, Goya, Gluck, Galilei, Irwing, Jahn, Keller, Orlando di Lasso, Linné, Moore, Newton, Scott, Spohr, Torfaeus, Vico, Condé, Prinz Eugen, Marlborough. O h n e Diagnose: Comte, Bauernfeld, Byron, Leyden, Goes, Goncourt, Neubert, Nietzsche, Bernhardin de St. Pierre, Ampère, Lichtenberg, Abrantès, Gilbert, Fernkorn, Leuthold, Händel, Lindner, Mainländer, Ouida, Pergolese, Stainer, Southey, Sonnenberg, Tegnér, Stern, Ander, Gabl, Günderode, Farini, Stauffer, Petermann, Morphy, Cham, Staudigl, Schlägel, Berg, Shelley, Tannahil.

Symptomen und dem produktiven Schaffen; oft nicht einmal ein zeitlicher Konnex.

6. Man hat vor allem stets den groben Denkfehler begangen, Genie als eine Einheit (durch und durch Genie) und Irrsinn als eine Einheit (durch und durch Irrsinn) anzunehmen. Tatsache aber ist, daß eine geniale Persönlichkeit aus allen möglichen Teilsystemen zusammengesetzt ist, von denen vielleicht nur einige erkranken. Die Feststellung, daß Genie und Irrsinn in einer Person zusammentreffen, beweist vorläufig nichts für ihren Zusammenhang, d. h. von Krankheit und Werk.

Soviel nur zur Übersicht. Die Einordnung in eine der nachfolgenden Gruppen stellt die allermindeste Forderung dar, die man bei der Untersuchung eines Genialen zu erfüllen hat. Jede der Gruppen gibt nämlich gänzlich verschiedene Probleme auf.

Einteilung in Gruppen

Psychotisch

Nachher psychotisch. Jeder Mensch, auch der Geniale, kann psychotisch werden, nachdem er sein Hauptlebenswerk vollbracht. So hatte Kant alle seine großen Werke vollendet, als er an Altersblödsinn erkrankte. An derselben Demenz oder an Hirnarteriosklerose erkrankten ferner nachträglich: Monge, Kopernikus, der Mathematiker Möbius, Huygens (Möbius [370] S. 128), auch G. Keller, Stendhal, Faraday, Linné, Böcklin. An Paralyse gingen zugrunde: Baudelaire, Donizetti, Lenau, Leuthold, Jules de Goncourt, Makart (ZNPt, 94. S. 426), Hugo Wolff, Lautensack. In einer Schizophrenie starben zuletzt: Tasso, Newton (Kretschmer [366]), Lenz, Hölderlin, Panizza.

Das wertvollste Schaffen war zu Beginn der Erkrankung bereits geleistet; so erscheinen die Fälle auf den ersten Blick nicht besonders interessant, weil kein Zusammenhang zu bestehen scheint. Trotzdem geben sie für die Geniefrage wichtige Probleme auf, und gewöhnlich jeder einzelne wieder besondere.

Das erste Problem: ist solche Späterkrankung vielleicht der Ausdruck einer voraufgegangenen Psychopathie? Von der „senilen Geistesstörung" erklärt z. B. Möbius [370] (S. 129): „Die, die ihr verfallen, sind gewöhnlich nie ganz normal gewesen. Insofern gehört sie zu den endogenen Geistesstörungen." Aber sie deutet nur auf „verhältnismäßig leichte [eS] Belastung". Dieser Fall lag bei Kant vor, der solch anfälliger Psychopath war. — Neuerdings hat Meggendorfer [561] eine ursprüngliche Anlage auch für den späteren Altersblödsinn exakt nachgewiesen; es wäre „eine nervöse, reizbare, haltlose, vielleicht auch ‚schizoide' Veranlagung, überhaupt eine schwache und anfällige Konstitution des Zentralnervensystems".

Bei den meisten oben erwähnten Paralytikern und Schizophrenen ging ebenfalls eine Psychopathie voraus, sie gab sogar manchmal offensichtlich den Boden ab für die spätere Psychose, die aus ihr herauswuchs (Lenz, Hölderlin).

Noch ein zweites Problem taucht auf: Hat die Menschheit vielleicht die späte Psychose nachträglich für eine Folge der Genietätigkeit, etwa für „Überanstrengung" oder für das Ergebnis unglücklicher Lebensschicksale gehalten? Hat die Psychose am Ende den Eindruck des Werkes noch vertieft, hat sie eine Dauer wirkung wachgehalten?

In mehreren Fällen trifft dies zu: so bei Lenau, Leuthold, Nietzsche, Maupassant und ganz ausgesprochen bei Hölderlin.

Vorher psychotisch. Manchmal kommt es vor, daß einer vor dem Schaffen des Werkes psychotische Zustände durchlebt hat. Dies regt abermals die Frage an: War er vielleicht Psychopath? Weiter das Problem: Hat der Schaffende seine früheren psychotischen Erlebnisse irgendwie im Werke verarbeitet, zu ihnen Stellung genommen, ist inhaltlich etwas davon ins Werk eingegangen[12]? Eine derartige Verarbeitung vermag (besonders einem Kunstwerk) die Note des ungewöhnlich Interessanten, Auffallenden, Originellen zu verleihen; die Form bleibt dabei vollkommen unauffällig, da sie von gesunder Talentbegabung geschaffen wird. So können inhaltlich frühere Halluzinationen und Wahnstimmungen, delirante, traumartige Dämmerzustände verarbeitet werden (Nerval). Depressives Erleben, Schuldgefühl, Selbstvorwürfe, Angststimmung, kann ins Werk eingehen (Luther). Ebenso abnorme Glückszustände, epileptische Seligkeiten psychotischen Gepräges (Dostojewsky) oder hypomanisches Erleben, ferner schizophrene visionär-ekstatische Verzückungen (viele Sektenstifter), oder Erlebnisse aus Vergiftungen heraus, die zum Teil schon psychotisch genannt werden müssen, wenn der Träger auch nicht an einer Dauer psychose litt (Quincey, Baudelaire, Poe, Hoffmann).

Von großer Bedeutung erscheint eine kleinere Untergruppe, wo nicht ein (später wieder) Gesunder, sondern ein psychotisch Gebliebener seine früheren psychotischen Erlebnisse verarbeitet, alles ohne Schädigung des formalen Gestaltens (der späte Strindberg).

Gleichzeitig psychotisch. Während einer Psychose kann Wertvolles geschaffen werden. So bei Blake, Nerval, Stauffer-Bern, Schumann, Rousseau, Strindberg, van Gogh, Makart. Sie bieten die interessantesten, aber auch allerschwierigsten Probleme. Denn Gleichzeitigkeit bedeutet noch lange nicht kausale Verknüpfung. Ferner muß Schaffensprozeß und Werk scharf auseinandergehalten werden. Psychotisches kann mit dem Schaffensprozeß genetisch zusammenhängen (als Motor, als Antrieb); darum braucht aber ins Werk garnichts Psychotisches einzugehen. Oder wenn etwas eingeht, kann es in einer Weise geschehen, daß selbst

[12] Leider besitzen wir über Geniale keine ähnliche Arbeit, wie sie Mayer-Groß (Z N Pt, 60. S. 160) für Schizophrene geliefert hat.

der geschulteste Kenner nichts davon merkt (aus dem Werk allein heraus). Ebensowenig, wie beim Gesunden dessen Psyche ins Werk einfließen muß oder darin erkennbar sein muß, genau so wenig beim Psychotischen.

Je nach solchen genetischen Zusammenhängen haben wir 5 Gruppen (und 2 Untergruppen) zu unterscheiden.

1. Gruppe. Das Psychotische und das Schöpferische laufen in derselben Person vollkommen getrennt nebeneinander her. Die gesund gebliebene Talentbegabung schafft; das Werk bleibt ganz unberührt. Ein Schaffen also trotz der Psychose. Der Beweis für diese merkwürdige Erscheinung liegt darin, daß die Leistungen während der Psychose nicht abweichen von denen vorher: das Gesundgebliebene schafft.

Klinische Beweise hat Prinzhorn [645] (S. 250, 276) dafür erbracht in den beiden Fällen Welz und Pohl; schwer schizophrene Kranke, der eine als Dilettant geübt, der andere kunstgewerblich geschult, leisten im Beginn oder sogar in den ersten Jahren der Psychose zeichnerisch noch ganz Gutes (einfache Realistik).

Ähnlich waren die Maler Makart und Manet trotz ihrer Paralyse noch mehrere Jahre lang künstlerisch mit Erfolg tätig (Weygandt [677] S. 425). Auch Maupassant schrieb noch jahrelang, nachdem er an Paralyse oder Hirnlues schleichend erkrankt war, gute Novellen (W. Lange [1221]). Rousseau verfaßte als schwer Psychotischer völlig davon unberührte Werke, so die botanischen Arbeiten.

Auch Hauptlehrer Wagner hat (nach Gaupp [601], [602] und nach unserer eigenen Lektüre) als Psychotischer (Paranoia) vollkommen unberührte Dramen verfaßt.

2. Gruppe. Die Psychose kann insofern am Schaffen beteiligt sein, als sie überhaupt erst die Motive dazu hergibt; also pathologische Beweggründe werden zum Motor für die gesundgebliebene Talentbegabung. Das Werk könnte (als formal und inhaltlich intakt) ebenso gut von einem Gesunden abgefaßt sein.

Hinter dem Drama „Wahn" von Hauptlehrer Wagner treibt wohl ein pathologisches Motiv zum Schaffen, aber das Werk hätte ebensogut von einem gesunden Psychiater geschrieben sein können. Ebenso wurde Rousseau durch das pathologische Motiv, sich gegen vermeintliche Vorwürfe und Angriffe verteidigen zu müssen, als Psychotischer zu seinen Confessions getrieben, die aber sonst formal und inhaltlich nichts Psychotisches erkennbar enthalten.

Eine Psychose kann sogar als Motor Begabungen wecken, die vorher schlummerten und von denen niemand etwas wußte. Bei einer Magd (Pfeiffer [641]) wurden zeichnerische Fähigkeiten erst durch die Psychose geweckt, ohne daß etwas von dieser ins Werk einging.

3. Gruppe. Nun kann aber im Inhalt eines Werkes etwas Psychotisches erscheinen (sonst wie Gruppe 2); formal bleibt es unberührt. So beim späten Swedenborg oder Strindberg, beim späten

Nietzsche (Ecce homo), bei Nerval, zuletzt bei Maupassant (Le Horla).

Auch von der 3. Gruppe zweigt eine Untergruppe ab: das Talent kann erst geweckt worden sein. Dies wird durch den hochinteressanten Fall von Pfeiffer [641] (S. 39 f.) belegt. Eine ungebildete Frau, von deren Zeichentalent niemand etwas wußte, auch sie selbst nicht, beginnt mit 37 Jahren unter dem Antrieb einer Schizophrenie wahrhaft künstlerisch zu gestalten. Das psychotische Erleben rang nach Ausdruck und feuerte die Gestaltungsgabe an, die verborgen gelegen (als gesunde Talentanlage, sogar übernormal). Ob solch „pathoider Reiz" (Weygandt) rein physiologisch vorzustellen ist oder als affektive Wirkung, lassen wir vorläufig offen; beides würde sich nicht ausschließen.

4. Gruppe. Die Psychose kann nun weiter auch die Schaffensdynamik selbst abändern, ihre formalen Mechanismen. Schafft die Psychose dabei allein? Nein, sie ist mit gesunden Fähigkeiten durchflochten. Das Werk aber ist formal durch die Psychose berührt und verändert; es hat einen anderen Stil als die gesunde Zeit. So Hölderlins Nachtgesänge und späte Hymnen, van Goghs späte Landschaften, Pfeifers [641] Kunstgewerblerin zu Beginn ihrer Schizophrenie.

5. Gruppe. Schließlich kann nun auch im Inhalte des Werks etwas Psychotisches erscheinen. So bei Prinzhorns [645] Fall Pohl und seinem „Würgengel". Oder in den ganz späten Gedichten von Hölderlin (nach 1808)). — Von dieser Gruppe aus führen völlig fließende Übergänge zu den (formal wie inhaltlich) durch und durch psychotischen „Werken" der Kranken unserer Anstalten (Heidelberger Sammlung).

Psychopathisch. Viele Genies sind niemals psychotisch gewesen, wohl aber Psychopathen. Der nichtpsychiatrische Leser beachte jedoch dringend, daß „Psychopath" kein Schimpfwort ist, wie man früher „ein Entarteter", ein „Degenerierter" gebraucht hat. Psychopathisch heißt lediglich: leicht bionegativ, in gewisser Weise lebensuntüchtig (Zentralnervensystem und Psyche), das Bionegative vielleicht in den Nachkommen steigerungsfähig. Aber es heißt nicht: durch und durch „minderwertig". Vielmehr können Psychopathen erstens, auch wenn sie im Praktischen oder Körperlichen etwas lebensuntüchtig sind, doch in irgendeiner bestimmten Richtung Allerhöchstes leisten, wie die Geschichte beweist. Und dies namentlich dann, wenn ihre Schwächen durch die Gesellschaft, durch die Mitmenschen irgendwie gestützt werden. Die berühmtesten Psychopathen wären auf einsamer Insel oder unter dem Zwang, in einem praktischen Beruf hart ihrem Broterwerb nachgehen zu müssen, wahrscheinlich gescheitert; aber wo ein Mäzen sie stützte, leisteten sie das Hervorragendste. Dieselben Psychopathen wären oder sind auch für die Art, für die Nachkommen in den

meisten Fällen bionegativ gewesen. Aber was hinderte sie, mit einer anderen Wertfacette bedeutende Werke zu schaffen?

Mit recht wenigen Ausnahmen waren fast alle großen Genien der Menschheit mehr oder weniger psychopathisch. Deshalb müssen wir aber durchaus nicht an durch und durch bionegative, traurige Ruinen denken; lediglich ihr Zentralnervensystem war reizbar usw., andere Organsysteme konnten dabei übernormal gesund, stark biopositiv sein. So waren die Psychopathen Michelangelo, Leonardo, Maupassant, Bismarck Hünen an Muskelkraft, bei Bismarck waren Herz und Lunge außerdem noch über normal leistungsfähig (Schwenninger). Solche Psychopathen konnten auch das höchste Lebensalter erreichen (Michelangelo, Voltaire, Goethe, Bismarck). Ja, sogar ein sehr langes Jugendlich-Bleiben ist oft an ihnen (wie an manchen Psychopathen des Alltags) wahrzunehmen: die bekannte „Kindlichkeit des Genies" (Goethe, Mozart, Napoleon) (vielleicht ein ungleichmäßiges Altern verschiedener Anlagebahnen, z. B. Intellekt und Affektivität). So können sie sich ihre Schöpferkraft übernormal lange bewahren: Haydn mit 69—71 Jahren die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten", Goethe mit 74 Jahren die Karlsbader Elegie, mit über 80 Jahren noch Faust, Michelangelo noch mit 89 Jahren am Bau der Peterskirche tätig.

Auch Birnbaum [293], der gerade über Psychopathie wissenschaftlich besonders Gutes geleistet hat, erklärt, man fände eine „... über Erwarten weitreichende Verbreitung leichter psychopathischer Züge bei hervorragenden Menschen". Ob das nicht etwas gar zu vorsichtig ausgedrückt ist?

Viel eher könnte man behaupten: je mehr einer als Genie von der Menschheit erlebt wird, desto eher findet man bei ihm starke, schwere psychopathische Züge. So bei Michelangelo, Luther, Byron, Beethoven, Schopenhauer, Kleist, Heine, Hebbel, Wagner, Bismarck.

Von den vielen hundert Sternen zweiter Größe wollen wir gar nicht erst reden. Sogar auf die nüchternen, „kühlen" Mathematiker trifft dies zu (Möbius [370] S. 128); berühmte Psychopathen unter ihnen waren Ampère, Fourier, J. Bolyai, Codazzi, Leverrier.

Ausdrücklich sei aber auch an dieser Stelle betont, daß völlig Gesunde ebenfalls Genie werden können (Verdi, Tizian, Rubens, Raffael, Hans Thoma). Psychopathie ist keine grundsätzliche Vorbedingung.

Einigen beliebten Irrtümern und Einwänden muß noch begegnet werden. Sogar Möbius [509] nahm an, die Disharmonie der Genies wäre eine Folge ihrer einseitigen Begabung, die gleichsam die Struktur gesprengt hätte. Darnach müßten die ganz großen, einseitigen Formtalente (Tizian, Rubens) gerade die schwersten Psychopathen sein; aber umgekehrt, sie sind die Gesündesten. Und weiterhin waren viele der am meisten Gefeierten gar nicht einseitig, sondern sogar höchst vielseitig. Die große innere Unruhe und die äußerste Beweglichkeit des Interesses, die zur Vielseitigkeit

führt, teilen diese Großen mit den zersplitterten Pseudo-Genialen der Kaffeehäuser; nur daß sie, wegen der Höhe der Formbegabung oder aus anderen Gründen, eben nicht scheitern.

Die Psychopathie der Genies ist keine Folge, sondern ist die ganz gewöhnliche, alltägliche Feld-, Wald- und Wiesen-Psychopathie der Kliniken und aller Zuchthäuser. Nur daß eben noch ganz andere, übernormale Begabungsanlagen damit gepaart sind in derselben Person.

Die Genies, von denen wir sprechen, waren nicht etwa nur Hochdifferenzierte oder veredelt Feinnervige, nicht bloß „abnorme Charaktere" oder „Originale", sondern „dégénérés" im Sinne von Morel und Magnan. Für ihre Nachkommenschaft waren sie bionegativ: Ehelose, Kinderlose, Homosexuelle, Asexuelle finden sich in Menge unter ihnen. Und sie litten in großer Zahl an sich selbst und ihrer unglückseligen Anlage; chronische Lebensunlust, Lebensüberdruß, Selbstmord war gar nichts Seltenes, sowenig wie bei den Psychopathen des Alltags. Außerdem lebten viele beständig in Psychosen-Nähe, und manche waren selbst zwischendurch auch psychotisch (Luther, C. F. Meyer, R. Mayer). Das ist mehr als „abnormer Charakter"; auch daß viele nachträglich noch psychotisch wurden, spricht für die deutlich bionegative angeborene Anlage.

Wie sagte doch Alfieri von sich (Vita, III. Brief)? „Ich grübelte in mich hinein und weinte manchmal zerknirscht und erschüttert, ohne zu wissen, worüber, und ebenso lachte ich; das sind zwei Dinge, die, wenn sie sich nicht in etwas Hingeschriebenem äußern, für reine Tollheit gelten und es auch sind; wenn aber aus ihnen etwas Schriftliches entsteht, so nennt man es Gedichte, und Poesie sind sie auch."

Das trifft den Kern. Es ist die gewöhnliche Psychopathie, aber darum sind es durchaus noch nicht die alltäglichen Psychopathen; meist liegt in derselben Person noch etwas stark Positives, Übernormales. Wächst demnach ein Werk aus einer psychopathischen Persönlichkeit heraus, so brauchen nicht gerade die bionegativen Züge das Beste dazu geleistet zu haben.

Einer kann biologisch und für die Nachkommenschaft, auch sozial für die Nachbarmenschen recht negativ sein, und dennoch höherwertig für ein ganz bestimmtes Schaffen und Werk. Und wir erinnern uns wieder der alten, malerischen Häuserviertel mit ihren verschiedenen Wertfacetten: schön zum Anschauen, aber — nur nicht drin wohnen. Ein gesunder, normaler Durchschnittsmensch würde, falls man ihn einige Zeit in solches Genie hineinsteckte, bestimmt nach drei Monaten „aus der Haut fahren". Genie werden ist meist bitter, sehr bitter erkauft.

Aber warum nennen wir dann nicht, unter Weglassung der Psychopathie, bloß die übernormale Begabungsseite „Genie"? Das gerade ist der Haken und das allertiefste Problem, daß man so eben nicht sagen kann.

Kompensation. Gewöhnlich versteht man ärztlich unter Kompensation den Ausgleich, das Übertönen eigener Insuffizienzgefühle durch irgendwelche psychische Dynamik, die schließlich doch das Selbstgefühl (Eitelkeit und Machtwillen) „sichert" — also ein Ausgleich von Schwächen im Sinne der äußeren Lebenstüchtigkeit.

Unter Deutschen ist G o e t h e das schönste Beispiel für Kompensation. Versenken wir uns einmal recht lange und tief in eins der besten Portraits, die wir von ihm haben, in das von Lips (z. B. sehr gut wiedergegeben bei Ludwig [103]). Was sagen uns diese Züge, wenn sie allmählich anfangen, Leben zu gewinnen . . . ?

Große Kinderaugen, Augen, die staunen über die Welt und sie immer wieder n e u sehen, neu und fremd. Und dann: in den Augen und in der Linie neben den Mundwinkeln eine traurige und l e i d e n d e Einsamkeit — ein fragendes, einsames Weh: v e r s t e h t ihr mich denn? empfindsam und weich und bitter, überfein und sensitiv — ein ruhender Vulkan, jeden Augenblick kann ein Glutausbruch, kann ein Aschenregen von Tränen sich ergießen. Aber dennoch! Dein Ideal ist kein Weib, dein Vorbild ist der M a n n, der tätige, wirkende Mann. Laß dich nicht überwältigen, reiß dich zusammen! Tapfer. Haltung, Maske — sei ein Mann. Das liegt im Mund (der übrigens stilisiert ist), liegt im Kinn — der Wille: werde Herr, mannhaft — und suche im mannigfaltigen Beschauen und Betasten der Welt um dich her, suche darin Heilung, Erlösung von dir selbst und Frieden, Heilung von deinem empfindlichen, wilden Vulkan im Innern! — Ein Kind, das sich einsam verlaufen hat und nun mühsam die Tränen herunterkämpft, um doch a u s blicken zu können, wo und wie es h e i m findet . . .

Der Goetz erregte Aufsehen. Männliche Kraft, von Shakespeareschen Fäusten auf die Bretter gestellt, ein Ideal der Zeit, die D a r s t e l l u n g eines Ideals — die Kompensation. Aber erst der W e r t h e r eroberte sich die ganze Welt — warum wohl? Der war durch und durch e c h t, da weinte ein Herz sein bitteres Weh hinaus, so t i e f ausdrucksecht wie kaum je ein Buch der Weltliteratur. Und durch diese Echtheit gerade zog es, in einer Epidemie von Selbstmord, zahlreiche Psychopathen nach sich, es sprach ihnen aus der leidenden Seele, dem Leiden an sich selbst.

Die Flucht vor der eigenen äußersten Überempfindlichkeit, vor der maßlosen Wildheit der eigenen Affekte trieb Goethe zur gewollten Beherrschung, zum eigenen Männlichkeitsideal, zu äußerer motorischer Ruhe und Haltung hin. Er liebte und suchte alles, was inneren Frieden gab, die Naturwissenschaften, die Antike, oder was ihm als echte Mannheit vorschwebte: Napoleon, der harte, eisenfeste Bezwinger der Welt.

So sieht die Kompensation einer psychopathischen Anlage aus. Was Goethe dabei an Selbsterziehung und Selbstzucht geleistet hat, nötigt zur tiefsten Bewunderung. Seine „Harmonie" und „höchste Gesundheit" („der gesundeste Deutsche"), wie sie der Literarhistoriker darstellt, und wie sie mit ihm Schüler und höhere Töchter

zu sehen pflegen — sie ist nichts anderes als Selbstdressur und Maske, ist Darstellung eines Ideals, ist ein Versuch von Anpassung an harte Wirklichkeit. Beim alten Goethe steigert sich dieses Bemühen zur Überkompensation, zu Förmlichkeit, Steifheit, manierierter Fremdheit und kühler Ablehnung der Menschen.

Es finden sich nicht viele Autoren, die dafür Blick gehabt. So Sadger [274]. Auch Klages [333] (S. 83), als er gerade vom „harmonischen" Charakter spricht, der um den Preis der vollen Unmittelbarkeit der Lebensäußerungen den Kompromiß eines Stils erwarb. „So entsteht jener glückliche Schein von Synthese und Totalität, mit der u. a. ein Goethe den naiven Betrachter fesselt und — täuscht."

Und was weiß Goethe selber dazu zu sagen? „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt" (Eckermann, II. S. 107). Und ein andermal: „Nur wer am empfindlichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden, denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern, und oft wird ihm dieser Panzer zur Last."

Wer sich das Mimosenhafte, das im tiefsten Grunde von Goethes Natur lag, recht klar machen will, der lese mehrmals das ausgezeichnete kleine Gedicht von Joachim Ringelnatz (Simplicissimus. Jg. 31. Nr. 19. Stuttgart 1926). Das Gedicht meint natürlich gar nicht Goethe, sondern irgendein Femininum. Aber es paßt überraschend gut auch auf Goethe und wie die Welt ihn auffaßt.

Jene Große.

Weil jeder sie so entzückend
Grün und natürlich fand,
Ging die große Mimose
Von Hand zu Hand.
Und ging und lebte, ward müde und schlief,
Und ward herumgereicht.
Und wünschte sich vielleicht — vielleicht!
Ganz tief,
So unempfindlich zu sein
Wie ein Stein.
Und wie sie trotzdem wunderbar
Organisch grün und wissend klar
Gedieh,
Umschwärmten, liebten, achteten sie
Die Menschen und die Tiere,
Merkten aber fast nie,
Daß sie keine Rose,
Daß sie eine große Mimose war.

Vergiftet. Als besondere Untergruppe betrachten wir die Giftsucher, deren gesteigerter Hang ausnahmslos aus einer psychopathischen Anlage herauswächst. Bei dieser rein ätiologisch fundierten Gruppe schlingen sich alle möglichen Zustände zu einem unentwirrbaren Knäuel durcheinander: psychopathische, neurotische, psychotische

oder Ausnahme-Erlebnisse, in jeder Art von Übergängen ineinander. Leichte Vergiftung, Rausch, chronische Störungen, kurze oder längere Psychosen.

Unter den Giftsuchern finden wir eine große Reihe von Berühmtheiten. Genies sind ja fast niemals Musterknaben gewesen, oder richtiger: Muster können nicht so leicht bei der Menschheit zu Genies werden. Denn — sie repräsentieren den Typus der Norm, die Norm aber fällt niemals aus dem Rahmen, nur das Abnorme erregt Aufsehen und wird berühmt. Das Genie als historischer Mensch kann darum fast niemals zum Ideal und Vorbild der Mehrzahl genommen werden. Seine Unregelmäßigkeit würde, wenn die Mehrzahl sie nachahmte, den Bestand einer Gruppe geradezu gefährden. Wer das Genie als Norm aufstellt, handelt naiv und wirklichkeitsfremd. Quod Jovi, non licet bovi. Unter diesen Gesichtspunkten wolle man die folgende Zusammenstellung betrachten; sie ist keineswegs vollständig, sondern bringt aufs Geratewohl ein paar Beispiele (Beweise unter Belege).

Opium: Quincey, Coleridge, Poe. Absinth: Musset, Wilde. Äther: Maupassant (außer Alkohol und Opium), Iean Lorrain. Haschisch: Baudelaire, Gautier. Alkohol: Alexander (der im Rausch seinen besten Freund und Mentor tötete und der an den Folgen schwerster Exzesse starb), Sokrates, Seneca, Alcibiades, Cato, Septimius Severus (starb im Rausch), Cäsar, Mohammed II. der Große (starb im Delirium tremens), Steen, Rembrandt, Caracci, Barbatelli Pocetta, Lo-Tai-Ke („der große Dichter, welcher trinkt", starb durch Alkohol), Burns, Gluck (Wein, Branntwein, starb an Alkoholvergiftung), der Dichter Schubart, der Musiker Schubert (trank seit dem 15. Jahr), Nerval, Tasso, Händel, Düssek, G. Keller, Hoffmann, Poe, Musset, Verlaine, Lamb, Murger, Grabbe, Lenz, Jean Paul, Reuter, Scheffel, Liliencron, Reger, Hartleben, Löns, auch Beethoven (Feis [270] S. 49: Vater und dessen Mutter tranken stark; Grasset [254]: B. litt wahrscheinlich an einer alkoholischen Lebercirrhose).

Noch viel häufiger sieht man die leichteren Grade von Alkoholmißbrauch, namentlich bei Künstlern (Musikern und Dichtern); so trank Mozart, der Depressive, recht gern (Feis [270]). Von Luther ist es bekannt und bewiesen. Goethe trank sein Leben lang durchschnittlich 1—2 Flaschen Wein täglich (Möbius), in der Jugend noch viel mehr, und suchte vergeblich vom Alkohol loszukommen. Schiller trank in der letzten Zeit (um Erschöpfungsgefühle zu kompensieren). Daß Bismarck, auch im Alkohol wie sonst, kein Musterknabe gewesen, weiß jeder.

Der Hang zum Mißbrauch anderer Gifte, von Kaffee (Voltaire), Tee, Nikotin soll nur kurz erwähnt werden; auch er findet sich häufig.

Der hauptsächlichste Grund, warum all diese Männer das Gift gesucht haben, lag zweifellos in ihrer bionegativen, psychopathischen Anlage. Oft sehen wir darin ein rein biologisches Ergänzungs-

bedürfnis, eine Kompensation physiologischen Unbehagens und damit psychischen Leidens und Ungenügens an sich selber, und in dieser Form zuweilen unmittelbar auch v e r e r b t (z. B. Beethoven). Nicht bloß einfache Depression und Traurigkeit (wie bei Luther), sondern auch Verstimmtheit, Reizbarkeit, Morosität, Überempfindlichkeit verlangen nach Umwandlung in Euphorie und Wohlgefühl. Die Pharisäer, die immer schnell bei der Hand sind, den ersten Stein aufzuheben, ahnen wohl kaum, w i e schwer, wie t i e f all jene Großen an sich gelitten.

Aber nicht bloß Kompensation von Depressivem wird gesucht, sondern Freude, Gefühlsüberschwang an sich, überhaupt. Schon früher haben wir (W. Lange [1387]) hervorgehoben, daß manche Psychopathen, z. B. Reuter, n i c h t aus Depression, sondern aus f r e u d i g e r Erregung heraus tranken, und daß sie d i e s e damit festhalten oder noch steigern wollten. Auch Klages [398] (S. 423) weist teilweise mit Recht darauf hin, daß unter echten Narkotikern mehr Heitere, mehr Sorgenverächter, Freudesucher und Vergeuder, mehr Aus-sich-Herausgehende wären, als „allzeit hygienische Krämerseelen". Der Enthusiasmus wird gesucht, die Lust am Überschwang, am G e f ü h l s rausch.

Und Rausch? Was bedeutet er? „Flucht aus der Wirklichkeit des Wachens in die Wirklichkeit des Träumens" (Klages). Jedenfalls immer Flucht aus der Wirklichkeit des alltäglichen Ich, das nüchtern und klar, verständig und vernünftig die Umwelt abbildet. Auch alle Religion tut meistens nichts anderes, als daß sie flüchten läßt aus d i e s e r Welt in eine „bessere". Und wenn der zermarterte Arbeitssklave unserer Fabriken einmal zum Schnaps greift, so baut er sich auch nur s e l b s t einen Himmel von Seligkeit des Gefühls. Der Berauschte ist „selig". Ebenso versetzten sich die Mystiker des Mittelalters künstlich, absichtlich in solchen Gefühlsrausch, freilich mit anderen Mitteln; aber die erstrebte bessere Welt und die Einung mit ihr war im Grunde nichts als der Gefühlsrausch s e l b e r.

Vernunft und Klarheit sind gut und schön. Aber Dämmer und Unvernunft sind noch viel schöner; Träumen ist viel köstlicher als die „nüchterne" Wirklichkeit. So fühlen besonders Künstlerseelen und lieben es, ihre Ratio einzuschläfern, und sich selbst und ihren Mitmenschen — nun was? A u c h eine b e s s e r e Welt vorzuzaubern, vorzugaukeln, eine Welt, in der es schöner, bunter, gedrängter zugeht. Mit dem Giftrausch steigert der Psychopath nur die eigene Besonderheit, die in der Richtung auf Archaisches, auf Traum, Phantasie und losgebundene, dionysische Gefühlswelt zu liegt. Und wenn er diese Traumwelt gestaltet hat, greifen die Menschen gierig danach, weil auch s i e erlöst sein wollen von Wirklichkeit und Alltag. Was geht es sie an, aus welchen Quellen der Traum geflossen . . .? Was kümmert es sie, daß der Träger jener Genußgröße, daß der Wertbringer an seinem Gift vielleicht zugrunde geht, biologisch oder sozial oder in seiner Schaffenskraft zerstört, daß er an akuten

oder chronischen Psychosen erkrankt oder den Tod findet in akuter Vergiftung? S i e halten ja die Hauptsache, sein W e r k in Händen.

Gerade der Reizhunger mancher Psychopathen (Baudelaire das typische Beispiel), ihre Gier nach sensationellem, unerhörtem Erleben in Phantasie und Gefühl treibt sie dem Gift in die Arme. Und die Menschheit delektiert sich mit Behagen an der Gestaltung des Unerhörten, an diesen „Paradiesen", und behält sie fest im Gedächtnis. Gut gestaltete Vergiftung bringt Ruhm ein, versetzt unter die Genies; von Quincey lebt als berühmt n u r noch sein G i f t buch.

Neurotisch. Die Spannung zwischen Ich und Wirklichkeit, die Entzweiung des Ich in sich selbst hat vom Gesunden her alle Übergänge bis zur schwersten Neurose. Je psychopathischer und wirklichkeitsfremder eine Natur, je phantastischer ihre Wünsche, je trockener und magerer andererseits die Umgebung, desto eher entsteht die neurotische Spannung.

Napoleon, dieser extreme Psychopath — welche Kluft zwischen der Realität und der Maßlosigkeit seiner Machtgier, der Phantastik seiner Wunschträume (Europa und den Orient erobern, ein zweiter Mohammed oder Alexander werden)! Welche Spannung zwischen seiner nagenden inneren Unruhe und der langsamen Trägheit der Umwelt! Ging nicht alles sogleich nach Wunsch, so entlud sich die elektrische Spannung in den heftigsten Wutanfällen mit groben Tätlichkeiten, in Primitivreaktionen und Zerstörungswut wie bei dem gewöhnlichsten „Zuchthausknall"; sie entlud sich in ausgesprochen neurotischen Anfällen, in denen sich der große Kaiser, wütend oder schluchzend, auf dem Boden wälzte wie ein hysterisches Frauenzimmer, das nicht sogleich den neuen Hut bekommen hat. (Nap. war k e i n Epileptiker.)

Je disharmonischer ein psychopathischer Künstler in sich selbst, desto e h e r ringt diese Spannung nach Ausdruck; je tiefer seine inneren sexuellen Konflikte, je größer seine wirklichkeitsfremde Phantastik, je abnormer sein Geltungsbedürfnis vor anderen, je tiefer das Gefühl der eigenen Insuffizienz, desto neurotischer wird er, und desto e h e r entlädt er sich in einem Werk. Je s t ä r k e r einer psychopathisch, disharmonisch ist, je maßloser seine Wünsche und Träume, um so weniger werden sie von der Umwelt erfüllt, und um so mehr hält die schaffensschwangere, ausdrucksgeladene Stimmung an. Der Psychopath, der Abnorme, der sich n i c h t anpassen kann, ist der fruchtbarste Schöpfer. Der Gesunde schaut bloß erstaunt und in aller Gemütsruhe ihm und seinen Gefühlskrämpfen zu.

Aus diesen Gründen beobachten wir so viel „Hysterische" unter Künstlern (Berlioz) und Theatermenschen (Molière). Platen, Molière, Flaubert hatten hysterische Anfälle, und Wagner war bis in den Kern seines Wesens ein geltungsbedürftiger Psychopath, ein Hystericus in dauernd neurotischer Spannung.

Bei Mohammed traten zu seiner Neigung, phantastisch-pseudologisch zu fabulieren (vom Paradies usw.), noch „hysterische" An-

fälle hinzu, d. h. er suchte (unbewußt) autosuggestiv die Gotterfülltheit, die Gottbesessenheit darzustellen, er ahmte die heilige Krankheit der Epileptiker nach.

Unter Sektenstiftern sind viele Hysterische, so die Blavatzky und die Mary Baker Edy.

Das Geltungs- und Gestenbedürfnis gerade solcher Psychopathen, ihre Neigung, ihr Drang, sich in einer Rolle darzustellen, allgemein: „eine Rolle zu spielen", kommt dem Verlangen des Herdenmenschen nach Unterhaltung, nach Aufsehen oder auch Führerschaft stark entgegen; deren Gefühl eigener Unsicherheit, ihr Anlehnungsbedürfnis, ihr Autoritätsglaube, ihre Bewunderung der „großen Geste" verlangt nach solchen Halbechten; man durchschaut sie auch nicht, weil man gar nicht durchschauen möchte.

Wie wir oben sahen, ist auch die Pseudo-Neurasthenie eine Neurose; sie entlädt sich oft in hypochondrischen Gefühlen und Vorstellungen. So waren Michelangelo oder Voltaire arge Hypochonder.

Vorher oder während des Schaffens treten oft psychische Ausnahmezustände auf, die mit neurotischer Spannung eine gewisse Ähnlichkeit haben. Tiefe Versunkenheit in ein Problem, äußerste Einengung der Aufmerksamkeit darauf, ein gespanntes Suchen sind natürlich an sich nichts Pathologisches. Nimmt aber diese Zerstreutheit so extreme Grade an, wie etwa bei Beethoven, so wird der Geniale zum Gespött der Normalen und kann selbst Psychiatern (wie Lombroso) als „verrückt" erscheinen. Das Extreme daran ist nur der Ausdruck der Psychopathie.

Das gleiche wäre zu sagen von den Ekstasen bei Bekehrungen oder bei Inspirationen. Die Lösung, die einen heimlich nagenden „Komplex", eine unbewußte Spannung beseitigt, oder die eine Antwort findet auf ein bohrendes Problem, kann von einem so maßlosen Gefühl von Erleichterung begleitet sein, daß es sich als ein Rausch von Glücksgefühl äußert, kurz als Ekstase. Auch in solcher Ekstase, die um so heftiger sein wird, je psychopathischer das Individuum, sieht der gesunde Herdenmensch etwas ganz Abnormes, Anstaunenswertes. Jener erscheint ihm „außer sich", „von Sinnen", „wahnsinnig", „irrsinnig". Daher: nullum magnum ingenium sine dementia fuit. Die dementia ist psychopathische Überschwänglichkeit oder andere Gefühlsstörung. Gerade diese spricht dafür, wie quälend neurotisch, oft ausgesprochen zwangsneurotisch vorher das Wundsein, das Leiden gewesen. Dafür sprechen weiterhin auch die vielen körperlichen Begleiterscheinungen manchen Schaffens (teilweise echt zwangsneurotisch) (Beispiele bei Birnbaum [588] S. 93—113). Musset nannte richtig seine Inspirationen „Krankheit", Wagner sprach von „Ausschwitzen". Inspirationserlebnisse von Bismarck, Goethe, Rousseau, Turgenjew u. a. ebenfalls bei Birnbaum. Die berühmte Zarathustra-Inspiration von Nietzsche gehört ebenfalls in diesen Rahmen.

Daß manche Schaffens-Probleme sich leichter bei entspann-

t e r Ratio lösen, in „Dämmerzuständen“ oder im Traum, haben wir oben erörtert. Solche Lösungen bei Goethe (Jacobi [1018]), bei Heyse, Brugsch-Pascha, R. Wagner (Birnbaum [588] S. 105—108).

Auch B e k e h r u n g e n und religiöse Krisen sind gewöhnlich Lösungen lang anhaltender, zweifelvoller Spannungen. Manche Psychopathen werden oft gerade durch ihren eigenen inneren G e g e n satz mächtig suggestiv angezogen; es l o c k t sie geradezu, den Hebel einmal von Schwarz auf Weiß umzustellen, und die Ambivalenz ihres archaischen Untergrundes erleichtert den Umschlag. Aus dem Saulus wird ein Paulus, aus sozialer Anstößigkeit wird ein leuchtendes Gruppenvorbild, aus der Hure eine Heilige. Solche Krisen beobachten wir, außer bei manchen Religiösen, z. B. bei Cellini, Pascal, Swammerdam, Tolstoi, Wilde, Beardsley, Dostojewsky (Birnbaum [588] S. 210—227).

Neuratshenisch. Uns ist n i c h t gelungen, einwandfreie Fälle von echter Erschöpfung bei Genies ausfindig zu machen. Schiller z. B. hatte in Mannheim sehr anstrengend gearbeitet (an Kabale und Liebe), gearbeitet „bis zur Erschöpfung“. Er hatte damals oft Selbstmordgedanken und spielte mit dem Entschluß, durch einen Sprung von der Sachsenhäuser Brücke „einem unnützen Leben ein rasches Ende zu bereiten“. Aber sieht das nicht ganz nach Neurose aus? Nach U n zufriedenheit, und n i c h t nach Erschöpfung?

Kummer, Sorgen und Lebenskämpfe machen vor allem neurotisch, nicht neurasthenisch. Darum tun wir gut, wissenschaftlich so s e l t e n wie möglich beim Genie „Überarbeitung“ oder dergleichen anzunehmen.

Die leichte Depression, an der R a f f a e l zuletzt gelitten hat, ist wohl als Unzufriedenheits-Neurose aufzufassen, als P s e u d o-Neurasthenie; er war in der Tat m a ß l o s mit Arbeit überbürdet, ohne die Aufträge ablehnen zu können, er wußte wohl nicht mehr recht aus noch ein.

Übrigens, um eine echte nervöse Erschöpfung annehmen zu können, müßte man immer noch erst jede k ö r p e r l i c h e Erkrankung (Tuberkulose usw.) a u s schließen. — Praktisch spielt die Neurasthenie in der ganzen Geniefrage g a r keine Rolle, sondern nur in den irrtümlichen Ansichten der Laien. W ä h r e n d des Schaffens käme sie ja sowieso nicht in Frage.

Scheinbar gesund. Die Polizei stellt ihre Führungszeugnisse aus: „nichts Nachteiliges bekannt geworden.“ Der vorsichtige und erfahrene Nervenarzt macht es genau so in der Sprechstunde; niemals stellt er positiv das Attest geistiger G e s u n d h e i t aus, sondern stets nur in der negativen Form, daß Krankheit von ihm nicht nachweisbar wäre. Die Aufgabe, Abnormes festzustellen, löst sich ja auch unendlich viel leichter, als jene, zu beweisen, daß ein Individuum dem Typus der Norm entspräche.

Man kann wohl darauf hinweisen, daß d i e s e m Karpfen die

linke Flosse fehlt; aber zu beweisen, daß der Nachbarfisch, der die linke Flosse besitzt, nun auch durch und durch gesund und normal ist, erscheint unmöglich. Zum mindesten unmöglich ohne Sektion, also auch historisch, nachträglich unmöglich.

Daß tatsächlich die Wissenschaft strengste Vorsicht gebietet, erläutern (ein Beispiel für zahlreiche) solche Fälle, wie der von Spielmeyer (ZNPt, 97. S. 53); manchmal ist gar nichts Psychotisches an einem Menschen zu bemerken, überhaupt nichts Auffallendes, und doch finden sich (bei Zufallstod oder Selbstmord) z. B. schwere paralytische Veränderungen am Gehirn. Der Mensch war also krank, jeden Augenblick konnte die Psychose ausbrechen; er war nur scheinbar gesund.

Bei manchen Fällen von Genialen hat der Psychiater intuitiv den Eindruck, daß sie ganz in der Nähe von Krankheit wandeln; „die am Abgrund" könnte man sie auch nennen.

Ein Beispiel. Der Schachspieler Morphy machte nach aller bekannten Überlieferung zur Zeit seiner Höhe einen durchaus gesunden Eindruck. Wäre er also vor Mitte Zwanzig durch einen Unfall gestorben, wir müßten ihn gesund nennen. Kurz danach erkrankte er aber an einer schweren Psychose (Schizophrenie), von der er sich nie wieder erholte. Demnach war seine ganze Organisation jedenfalls in einer sehr labilen Gleichgewichtslage, im Zustande gleichsam einer versteckten Psychopathie.

Auch sonst kennt die Medizin anscheinend Gesunde, die dennoch als Anlage, als latenten Keim eine Krankheit in sich tragen. Die Hämophilie wird über eine „gesunde" Mutter auf die Söhne übertragen (Ähnliches bei Muskelatrophie, erblicher Sehnervenatrophie, Hemeralopie, Farbenblindheit).

So sind manchmal Hochtalente, obwohl anscheinend gesund, doch in Familienstammbäume eingestreut, die in nächster Verwandtschaft mehr oder weniger zahlreiche Psychopathien und Psychosen aufweisen. Sie sind latent labil. Solche „am Abgrund" waren: Hauff, Justinus Kerner; weiter Richelieu (seine Schwester „était folle") und Hegel (auch die Schwester „folle" n. Moreau [132] S. 523, 529).

Von den „gesunden" Wunderkindern wäre das gleiche zu sagen. Sie sind meist nur scheinbar gesund und werden oft psychotisch (Moreau). Mozart war solches Wunderkind. Er bot zuletzt psychotische Krankheitsanzeichen (Depression mit Verfolgungsideen) und starb plötzlich an einem rätselhaften „Gehirntod" Mitte dreißig.

Gesund waren Raffael, Tizian, Rubens, Verdi, wohl auch Leibniz. Unsere Einteilung in Gruppen hat uns das wichtige Ergebnis geliefert, daß die Gesunden zwar nicht grundsätzlich fehlen, aber daß sie bei weitem die allerkleinste Schar bilden. Dies kann kein Zufall sein und muß sich begründen lassen.

Das Gesunde, überhaupt die Norm, fällt nicht auf, fällt nicht aus dem Rahmen. Nur das Abnorme kann Aufsehen erregen und be-

rühmt werden. So dämmert uns ein Grundgedanke dieses Buches auf: nicht „das" Genie ist abnorm (oder im Extrem: krank). Sondern der Abnorme (im Extrem: der Kranke) wird eher berühmt und damit eher zum Genie.

Aber — weshalb denn nicht bloß das Übernormal-Abnorme, das Hochbegabte allein? — Das Bionegative muß also irgendwelchen genetischen Wert besitzen, einen Wurzelwert, den Wert einer Quelle für Schaffen oder Werk oder Ruhm oder numinosen Akkord. Übernormale Begabung allein scheint nicht zu genügen; was leistet denn also die Psychose, was leistet die Psychopathie, daß ein numinoser Genie-Akkord im Bunde damit eher zustande kommt?

WERT DES BIONEGATIVEN

Wert und Unwert

Wer das Leben, Natur und Wirklichkeit, unbefangen anschaut, wird finden, daß es kaum Komplexe (sogenannte Gegenstände, Objekte) gibt, die nicht ganz verschiedene Wertfacetten darböten. (Gemeint ist immer potentieller Wert.) Stets kommt es darauf an, p. Wert für wen, für welchen Verbraucher und in welcher Hinsicht, zu welchem Zweck.

Nehmen wir den Dung auf dem Acker. Der Nase des Spaziergängers, dem Lackschühchen der Stadtdame ein Unwert. Dem Landmann ein nationalökonomischer Wert. Der Schmeißfliege eine höchste Genußgröße, auf die sie sich gierig stürzt. Dem Weizen endlich sogar ein Daseinswert, eine Bedingung für seine Existenz überhaupt, ein genetischer Wert. Doch auch dem Städter wird der Dung ein indirekter (genetischer) Wert für sein Brot.

Wer nicht dem Negerdenken verfällt und höchste Abstrakta („die" Kunst) oder soziologische Dynamik („die" Ethik) substantiiert, mit einer Zauber-Essenz durchtränkt und dann als „absolute Werte" anpreist, der muß begreifen, daß in allem organischen Leben ein dauerndes, fortwährend strömendes Werte-Spiel stattfindet. Bald ist das Objekt ein Individuum, bald eine Gruppe, bald ein materieller, bald ein psychischer Komplex; immer aber hat solches „Objekt" Hunderte von Wert- oder Unwertfacetten, je nach dem Verbraucher, der sich ihm naht, und je nach dem Zweck, den er verfolgt, Ja, dieselbe Facette kann bald positiv, bald negativ schimmern. Muskelkraft bedeutet für den Tiger einen unschätzbaren Wert; im nächsten Augenblick springt aber für das gepackte Kalb ein Unwert heraus. Die Perle wächst aus einem bionegativen Prozeß, einer Krankheit der Muschel; am Halse der schönen Frau wird dieses Krankheitsergebnis zu einem hohen ästhetischen Wert, der noch zum Dauerwert wächst, wenn ein großer Porträtmaler ihn festhält. (Gerade an den ästhetischen Werten ist kinderleicht nachzuweisen, daß zwischen „Gut" und „Wert" kein grundsätzlicher Unter-

schied besteht.) Somit war die Erkrankung der Muschel einer von den genetischen Quellenwerten des Gemäldes.

Wer die Schönheit eines breiten Stromes genießt, wer seine Wasserkraft ausnutzt, für den haben die Nebenflüsse, haben seine verschiedenen Quellen einen indirekten (genetischen) Wert; ohne sie wäre der Strom nicht so mächtig. Genau in diesem Sinne ist die Überschrift unseres Hauptabschnittes zu verstehen: Bionegative Quellen.

Ein und derselbe Mensch hat Hunderte von Facetten. Wer sagt denn, daß sich übernormales Talent und Bionegatives an derselben Person gegenseitig etwa ausschlössen? Und wäre es vielleicht von vornherein grundsätzlich zu verneinen, daß ein Psychopath oder ein Psychotischer Dinge schaffen könnte, die Tausende als wahr oder schön genössen? Obwohl er für sich selbst oder seine Nachkommen bionegativ wäre? Obwohl er an sich selber leidet, obwohl er seinen Mitmenschen sozial untüchtig, anstoßend, lästig, ja abstoßend und asozial, antisozial erscheint? Wer das organische und soziologische Leben und sein Wertespiel unbefangen anblickt, kann die Möglichkeit nicht verneinen. Er kann sogar noch weitergehen und das Problem aufstellen: kann vielleicht gerade das Bionegative einen wichtigen Nebenfluß darstellen, eine hochwertige Quelle für das wirkungsvolle Werk, für den numinosen Akkord?

Die wissenschaftliche Beantwortung solcher Fragen wird nicht ganz einfach sein. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß unsere Untersuchung bei den Unberühmten zu beginnen hat, nicht aber bei Werken oder Persönlichkeiten, auf denen bereits die edle Patina von Ruhm und Unantastbarkeit lagert oder die schon in eine Wolke, einen Nebelnimbus positiver Wertungen eingehüllt sind, so daß der Blick nicht hindurchdringen kann. Wir beginnen deshalb mit dem wirklich nackten, historischen Menschen, nämlich dem ohne allen Ruhm, oder besser noch: nur mit seinen bionegativen Symptomen.

Unberühmte

Die Psychose. Was leistet, schöpferisch für das Werk, das Psychotische? Nicht etwa: was leistet der Psychotische? Denn er könnte ja noch einen Rest von gesunder Begabung besitzen; oder sogar, die Psychose könnte ein verborgenes, aber gesundes Talent erst geweckt haben. Nein, was leistet das Kranke, die Summe oder Struktur der psychotischen Symptome allein für sich, ohne das Talent? All jene Störungen, wie sie die psychiatrischen Lehrbücher beschreiben?

Denker, Erfinder, Staatsmänner, Strategen, Propheten, Künstler — welchen Wert bedeutet ihnen das Psychotische für das Zustandekommen eines Werkes, wenn sie noch unberühmt sind? Maßstab für das Geleistete hat natürlich immer die durchschnittliche Talentleistung im Rahmen des Volkes, des Zeitgeschmacks, des Zeitgeistes zu sein. Außerhalb davon hört jede

Möglichkeit objektiver Beurteilung auf, besonders in Philosophie, Kunst und Religion, wo so viel Subjektives, Affektives hineinspielt.

Was leisten psychotische Denker? Eine Unzahl von Veröffentlichungen und Werken stammt aus der Feder von diesen „Philosophen" oder Reformatoren, als die sie sich meistens fühlen. (Schöne Fälle hat Sikorski[667] zusammengestellt.) Uns ist kein einziger Fall bekannt, in dem bei einem Denker durch das Psychotische allein ein produktives Mehr an Leistung herausgekommen wäre. Im Gegenteil, gewöhnlich kann man, wenn die Leistung vorher brauchbar gewesen, den Nachweis führen, daß sie durch die Psychose gesunken. Bei solchen Persönlichkeiten, die eine Theorie bringen, betont auch Jaspers[501] (S. 189) ihre „vielfach verschrobene Ausdrucksweise" und ihren „auffallenden, hochtrabenden Stil"; „ein neues Weltsystem, eine neue Religion, eine neue Interpretation der Bibel, Weltprobleme sind ihr Inhalt. Sie zeigen ihre Herkunft — von Kranken mit einem schizophrenen Prozeß — in Form und Inhalt. Oft zeigt sich auch in der Darstellung der Größenwahn der Verfasser (als Messias, Erfinder). Beispiel: Swedenborg, ferner: Brandenburg, „Und es ward Licht" in Behr l. c. S. 381." [Behr[584].] „Aus diesem Typus entwickeln sich in Übergängen verworrene literarische Produkte. Die Disposition schwindet, der Zusammenhang der Gedanken zerfällt. Verschrobene, unverständliche Gedankengebilde reihen sich aneinander. (Beispiel: Gehrmann, Körper, Gehirn, Seele, Gott. Berlin, 1893.) Schließlich wird alles unverständlich; hieroglyphenartige Schriftzeichen, bloße Silben, Verzierungen, viele Farben kennzeichnen das Äußere (Beispiel: Knoth, bei Behr l. c. S. 383 ff.)."

Ähnliches oder gleiches gilt von den vielen geisteskranken „Erfindern". Auch unter ihnen kennen wir keinen Fall, wo das Psychotische allein eine wertvolle Leistung zustande gebracht hätte. Unter Tramers[672] Fällen war nicht einer, der eine Erfindung von praktischer Brauchbarkeit geliefert hätte (z. n. Ref. Prinzhorn, Frankfurter Zeitung, 59. Nr. 28. 1926). In dieser Gruppe finden sich übrigens einzelne Bionegative, die von manchen Psychiatern noch zu den Psychopathen gerechnet werden (paranoide Querulanten usw.). Selbst diese leisten nichts; von ihnen sagt Jaspers[501] (S. 189), daß sie „in einem natürlichen Stil und in durchweg geordnetem Gedankengang in für uns immer verständlicher, aber maßloser, phantastischer, unbeherrschter und widerspruchsvoller Weise ihre wahnhaften Ideen entwickeln". Die Form kann demnach vollkommen unauffällig sein. — Auch Kräpelin[550] (I, S. 427) erwähnt solche „scheinbar wissenschaftliche Werke, in denen mit naiver Unkenntnis und Selbstsicherheit die abenteuerlichsten Entdeckungen vorgetragen werden". Als Beispiel die zeichnerische und schriftliche Darstellung der „Seele des Menschen in ¼ der beobachteten Größe". Der Leser wird genug haben.

Weiter. Wann wäre je eine Schlacht gewonnen worden durch geisteskranke strategische Pläne? Oder wo bei Staatsmännern das Organisatorische je durch Psychose gewachsen? Unberühmte wären in unserm Sinne die Mehrzahl aller Könige und Fürsten, die ja nicht gerade ihre Leistungsfähigkeit hochhob. Unter ihnen findet sich eine größere Anzahl von Geisteskranken (siehe Lit. unter „Cäsaren"). Aber bei keinem hat die Psychose das Staatsmännische irgendwie gefördert. Wohl hat sie zuweilen (durch Größenideen und abnorme Prachtenfaltung) Kunst und Kultur begünstigen können, wie im Fall Ludwigs II. von Bayern; aber staatsmännisch gingen dabei die Finanzen des Landes zugrunde, so daß er abgesetzt werden mußte.

Auch die psychotischen Cäsaren von Rom oder Petersburg haben ihrem Lande und ihren Untertanen nichts als geschadet. Übrigens ist nicht jeder sogenannte „Cäsarenwahnsinn" gerade eine echte Psychose (geschweige denn eine spezifische); auch keine besondere Form etwa von Psychopathie oder Abnormität. Sondern bei unbeschränkter Machtfülle wachsen sich abnorme oder psychopathische Züge derart aus, daß sie dem Laien und den Massen in ihrer Unsinnigkeit als „Wahnsinn" erscheinen; und

echte Psychosen (Tiberius) können sich, infolge Mangels sozialer Einschränkung, noch rückhaltloser austoben und sich vielleicht auch (sekundär psychogen) noch steigern. (Sehr gute Behandlung des Problems auch bei Hentig [910].)

Wie liegt nun die Sache bei den Sektenstiftern und Propheten? (Vgl. Weygandt [717] und Lit. [1361] f., [1598] f.) Ganzlich anders, auf den ersten Blick. Die Geschichte und auch die Gegenwart kennt eine Menge von Psychotischen, die ihrer Gemeinde etwas Wertvolles leisten gerade durch die psychotischen Symptome. Die Vision einer Lichtgestalt, die Halluzination der Stimme Gottes, die Wahnidee, selber der Auserwählte, der Prophet, der Sohn Gottes zu sein, kann dem Kranken selbst als „Offenbarung" gelten, und damit auch all seinen Anhängern, die nur allzuwillig an „Zeichen" glauben, weil es sie darnach verlangt. Das ganz gewöhnliche psychotische Symptom, wie es die Kranken unserer Kliniken täglich bieten, die Halluzination, die Wahnidee — was tun sie, was leisten sie tatsächlich? Sie stellen selber die Gottheit dar, sie sind die Gottheit. Angebetet wird in solchen Fällen die Geistesstörung an sich, als Fetisch; der Gläubige projiziert alle Zauberkraft hinein, wie er sie braucht und sich wünscht. Das psychotische Symptom ganz für sich allein, ohne alle Talentbegabung, kann demnach für eine bestimmte Gemeinde ein hochwertiger Fetisch werden.

Aber nur für eine bestimmte Gemeinde. Denn das Merkwürdige ist, daß solche Sektierer und unberühmten Propheten gewöhnlich schon von den Nachbargemeinden verlacht und verspottet werden; das Psychotische wird von ihnen als solches erkannt. Und dann ist es mit der numinosen Wirkung vorbei. Damit wäre aber der Satz bewiesen, daß auch im Religiösen das Psychotische nichts Objektives, Allgemeingültiges zu leisten vermag, sondern höchstens subjektive Illusionswerte.

Wenden wir uns zu den Dichtern. Binder [179] hat die Dichtungen von unberühmten Anstaltskranken untersucht und findet einzelne davon zwar schätzenswert, aber vom „wahren" ästhetischen Standpunkt aus eine „höchst geringe künstlerische Bedeutung". [„Wahrer" Standpunkt ist immer der jeweilige geprägte Zeitgeschmack.] Diesem Urteil schließen wir uns aus eigener langjähriger Erfahrung durchaus an. (Absehen muß man natürlich immer davon, daß eine Psychose gesunde Begabung antreiben oder auslösen kann, wie etwa eine Hypomanie; diese allein schafft aber nichts.)

Über den unberühmten Dichter Hauptlehrer Wagner liegen eine Reihe wertvoller Arbeiten vor (Gaupp [531], [601], [602]). Wagner schrieb bereits vor der Psychose Dramen und brachte ein hübsches dilettantisches Talent mit in die Krankheit (Paranoia)[13]. Uns haben die Dramen „Der Nazarener" (1912), „Absalom" (1919), „Saul" (1920) und „Wahn" (1921) vorgelegen. Von den Dramen erscheint das früheste von 1912 entschieden als das stärkste, eigenartigste, interessanteste. Nichts verrät in den Dramen „Absalom" oder „Saul" den geisteskranken Verfasser (Gaupp [531] S. 317), ebensowenig in „Wahn" (Gaupp [601]). Sie sind zwar in der Form konventionell, aber damit auch durchaus auf der (von uns hier verlangten) Höhe. Trotzdem ist auch in diesem Falle durch das Psychotische kein Mehr an dichterischer Leistung zu verzeichnen[14].

---

[13] Herrn Prof. Gaupp sprechen wir auch an dieser Stelle unseren verbindlichsten Dank für die Überlassung der Manuskripte aus.

[14] Daß der Verfasser uns eine psychiatrisch hochinteressante psychologische Analyse des Wahnerlebens liefert, ist keine dichterische Tat; er hätte es auch in einem Aufsatz tun können und bewiese damit nur einen Rest gesund gebliebener Kritikfähigkeit am eigenen psychotischen Erleben. — Die Psychose als Ganzes setzt aber als Motor das gesunde Talent in Bewegung und läßt gerade dieses Drama entstehen, das den Kranken selbst spiegelt und vergrößert.

Auch die „Verse einer Schizophrenen“ (K. Schneider [660]) bedeuten keinen Zuwachs an dichterischer Leistung. „Dabei fehlt noch alles, was sonst schizophrene Dichtungen künstlerisch ungenießbar macht.“ — Die Verse sind vielmehr formal ganz leidlich und spiegeln das erste kranke Erleben wieder.

Ob das Psychotische etwas für musikalische Leistung bedeuten könnte, möchten wir sehr bezweifeln. „Leider ist über diese . . . Frage fast gar nichts bekannt“ (Kräpelin [550] I, S. 427); Kräpelin hebt nur kurz im einzelnen hervor, wie die Musikleistungen, wie früher Gesundes sich psychotisch zu färben beginnt, wie ein Ausdrucksvermögen sich wandelt im Stil. Dies berührt aber schon andere Probleme.

Die besten, zum Teil hervorragende, Arbeiten liegen über die Bildnerei vor (besonders sind Prinzhorn [645] und Pfeifer [641] als bedeutend herauszuheben)[15].

Vor Prinzhorns [645] großer Arbeit beschrieb Morgenthaler [626] den Anstaltskranken Wölfli. Der Fall ist sehr lehrreich. Der Psychopath W. wird schizophren, und nun tritt bei ihm, kurz gesagt, ein formales Talent für Ornamentik zutage. Ein Sinn für ordnende, regelnde Funktionen, in höherer Ausbildung als bei Gesunden oder andern Kranken. Diese Funktionen „kamen erst zum Vorschein, nachdem die Krankheit ihre Höhe erreicht und überschritten hatte, und als die logischen Funktionen zersetzt waren“. Raumgefühl und Sinn für bestimmte Verhältnisse und Zahlen entsprächen mathematischen Fähigkeiten. Bei W. war nicht originell seine Produktion als Schizophrener, nicht originell seine bizarren Neuschöpfungen. Also das Psychotische allein, an sich, wird nicht eigentlich produktiv.

Wir würden uns den Fall (wohl in Übereinstimmung mit Morgenthaler) folgendermaßen in unsere Auffassung und Namengebung übersetzen. Die Psychose schädigt die Ratio („Assoziationsstörung“, „logischer Defekt“ n. Morgenthaler). Das Archaische und die Traumsphäre quillt zur Oberfläche: pathologisch gesteigerte, „maßlose“ Phantasie ist die Folge. Ihre Bilder drängen zum Ausdruck (wie bei normalen Künstlern); aber wie sich ausdrücken, ohne Bildnertalent? So wird geometrisch-formale Fähigkeit, Begabung für ordnende Funktion, die früher brach gelegen hatte, zum Ausdruck benützt. Und diese bringt nun malerisch interessante Tafeln zustande; sie sind gemeint vom Kranken als symbolische Form bestimmter psychotischer Komplexe. Ihre Sprache bleibt, ohne Erklärung des Patienten, völlig unverständlich. Dem gesunden Betrachter aber stellen sie etwas Dekorativ-Ornamentales vor, das an Teppichmuster erinnert. Verschiebung der Zwecke. Durch den Antrieb einer Psychose und mit Benützung ursprünglicher Begabung für Ordnungsfunktionen entsteht etwas Künstlerisches als Nebenwirkung für andere. Die psychotischen Symptome selbst leisten auch hier durchaus nichts; sie vermögen nicht einmal sich selbst und das Innenleben des Kranken auszudrücken.

Die Ergebnisse von Prinzhorn [645] (S. 291 f.) können wir nur in äußerster Kürze bringen (das Original kann sowieso von den Lesern kaum übergangen werden, wenn sie unser Buch gründlich verstehen wollen). Prinz-

[15] Schon 1919 stellte Prinzhorn [644] übersichtlich das früher Geleistete zusammen. Tardieu 1872, Simon 1874 und Lombroso 1880 machen den Anfang. Lombrosos Hauptergebnis gilt heute noch. „Z. B. findet er, es sei häufiger der Fall, daß unter der Einwirkung einer Geistesstörung Menschen zu Malern werden, die im früheren Leben durchaus nicht an die Handhabung des Pinsels dachten; dagegen komme es selten vor, daß Künstler von Beruf im Irrsinn einen höheren Grad der Vollkommenheit erreichten“ (z. n. Prinzhorn [644] S. 310). Es folgen Fursac 1905, Réja 1907. In Deutschland wird Mohr [623] 1906 grundlegend; wertvolle Arbeiten schließen sich an: Haßmann und Zingerle [604], Morgenthaler [624–626], Serko [666] [Psychopathie oder beginnende Schizophrenie?], Rorschach [656], Schilder [569].

horn hat lediglich Schizophrene untersucht. Als Gesamteindruck ihrer Werke bleibt ihm: die „faszinierende Fremdartigkeit", und zwar erstens durch ihre „Eigengesetzlichkeit", zweitens durch ihre, kurz gesagt, Unheimlichkeit. (Wir merken uns diese prägnante Formulierung.)

Schon bei einfachsten Zeichnungen findet Prinzhorn echte Lebendigkeit im Ausdruck, weil das Schaffen völlig unbefangen und nicht durch Konvention und Schulung erstickt wäre. Wodurch entsteht aber bei den komplizierteren Bildwerken die starke Gesamtwirkung? Zwei Antworten sind möglich. Nur uns macht alles einen geheimnisvollen, tiefen Eindruck (was Prinzhorn ablehnt). Oder es bleibe die „mystische" Erklärung: menschliche Urphänomene, urtümliche Bilder kämen zum Vorschein. Das seelisch Andere geht also offenbar im Ausdruck als „Fremdartigkeit" ins Werk ein.

Die Eigenart schizophrener Gestaltung sieht Prinzhorn in dem Mangel an Gesamtkomposition, den sinnlosen Stereotypien und Spielereien, dem Sinnlosen überhaupt, der Dissoziation von Werk und Bedeutung, von Abbildung und Strich — kurz, in dem „Verweilen auf dem Augenblick vor der Entscheidung". Dieser Spannungszustand entstände durch den Autismus und die Doppelorientierung (nach innen und außen gleichzeitig). Der Kranke stellt nicht für andere dar, sondern seine Gestaltung ist der Abglanz eines „grauenhaften Solipsismus".

Noch wichtiger sind Prinzhorns Antworten auf die Frage: ist Schizophrenie nur Verfall? Erstens: die Psychose macht nicht aus Unbegabten Begabte; sie kann nur die konstitutionelle Bereitschaft, soweit sie nicht zerfallen ist, kann den latenten Gestaltungsdrang „mobilisieren" [Psychose als Antrieb]. Zweitens: Das Gestalten in gewohnter, geübter Bahn kann lange erhalten bleiben neben schwerer Verschrobenheit und Sprachverwirrtheit (Welz, Pohl). Drittens: Das Gestalten kann auch noch produktiv wachsen (Pohl, Moog, Brendel) [aber nur sehr wenig].

Der Schizophrene gestaltet nämlich ganz spontan, zweckfrei; nun schließt Prinzhorn: Jedem Menschen ist ein originaler Gestaltungsdrang angeboren, der durch eine rational-zivilisatorische Entwicklung verschüttet ist. Beweis: Träume, hypnagoge Halluzinationen, Neurosen-Konflikte, in „äußerst prägnanter symbolischer Einkleidung" erlebt. Prinzhorn sucht nach Erklärungen, entscheidet sich aber nicht.

Soviel vorläufig über Prinzhorn. Wir bringen zunächst das Urteil von Jaspers [501] (S. 191) über die Kunst der Schizophrenen; er spricht von „dem fast immer irgendwie mißratenen objektiven Werk" der Schizophrenen, und meint (S. 192) zum Schluß, „daß gelegentlich bei einigermaßen begabten [eS] Kranken" ... „Gebilde auftreten" ..., die „auch dem Gesunden Eindruck machten". Demnach lehnt auch Jaspers die spezifisch schizophrene (also psychotische) Leistung (ohne Talent) als unterwertig ab.

Nicht anders Utitz [673] (S. 42): „Und so ergibt auch nüchterne Betrachtung, daß das allermeiste geisteskranker Bildnerei künstlerisch recht belanglos erscheint. Und daß wir selbst es sind, die häufig Werte hinein interpretieren."

Auch die wertvolle Arbeit von Antheaume und Dromard [580] kommt zum Ergebnis, daß die Krankheit allein nichts leistet; mit Regnard sagen die Autoren: „on y remarque beaucoup de verbiage, très peu d'idées et pas du tout de génie."

Wir fassen zusammen: das Psychotische allein für sich leistet für das Werk sehr wenig oder meist gar nichts.

Die zweite Frage muß lauten: was leistet die Psychose bei Talentierten? Was leistet der talentierte Psychotische?

Dieses Problem sucht das Werk von Pfeifer [641] zu beantworten (eine sehr feinsinnige Untersuchung und mindestens so interessant wie Prinzhorn).

Vier kranke Fälle und die experimentelle Kunst eines Gesunden werden beschrieben. (Auch dieses Werk ist unbedingt im Original einzusehen.) Zur besseren Übersicht fassen wir die Ergebnisse in Thesen [e A] zusammen:

1. Es gibt kunstfördernde Eigenschaften des Schizophrenen (Autismus, Inkohärenz mit Einfällen, Negativismus).
2. Aber Voraussetzung ist das Talent aus der gesunden Anlage.
3. Durch gesundes Talent und kunstfördernde schizophrene Eigenschaften zusammen können bedeutende künstlerische Effekte zustande kommen (Prinzhorns Brendel).
4. Die meisten Schizophrenen leisten nichts.
5. Viele Künstler versanden sogar in der Schizophrenie.
6. Sehr wenige Schizophrene fesseln durch ihr Werk.
7. Das ausgesprochen Psychotische übt nicht die fesselnde Wirkung aus. [?]
8. Die kunstfördernden Eigenschaften des Schizophrenen sind nicht spezifisch unerreichbar durch Gesunde. [Sie liegen überhaupt schon in jeder psychopathischen Schizoidie.]

Fall I ergibt:

9. Die Psychose hat ein konstitutionelles Talent nicht zerstört. [Sie muß es also nicht schädigen.]
10. Sie hindert sogar auch nicht die normale Weiterentwicklung eines konstitutionellen Talentes.
11. Ja, sie begünstigt die Entwicklung des Talentes sogar mittelbar.

Fall II lehrt:

12. Es gibt eine Steigerung der Produktivität unmittelbar vor dem psychotischen Zusammenbruch.

Fall III zeigt:

13. Die Psychose kann, affektiv, ein Ausdrucksverlangen wecken, das sich seinerseits eine Gestaltungssprache (Zeichnen) schafft.

Fall IV endlich beweist:

14. Künstlerisches Können kann jahrelang trotz Schizophrenie und sonstiger schwerer Verblödung erhalten bleiben, ja sogar im Beginn ansteigen. Es kann dabei formal und inhaltlich ganz frei von Pathologischem bleiben.
15. Erste Kunstwerke in der Schizophrenie stammen aus spät geweckten Talentanlagen.
16. Das schizophrene Werk ergreift am ehesten, wenn es „dämonisch" wirkt.

Außer in Punkt 7 stimmen wir vollkommen mit Pfeifer überein. Seine Problemstellung hatte gelautet: schafft das schizophren Psychotische spezifisch, nur aus sich heraus, künstlerisch Unerhörtes (wie es Jaspers [1022] angenommen hatte)? Nein. Die echt schizophrene Kunst ist Minderleistung. Die Schizophrenen stehen nicht „auf völlig irrationale Weise mit den tiefsten Erkenntnissen in Berührung" und offenbaren nicht „ihnen selbst unbewußt, erschaute Ewigkeitsbilder". Das alles wäre nur „geistvolle Deutung, und die stammt von Gesunden". Auch darin stimmen wir vollständig mit Pfeifer überein.

Die Psychose kann, wenn Talent vorhanden, kunstfördernd wirken: durch die Unbedenklichkeit, durch die Hemmungslosigkeit, durch Ideenflüssigkeit und vermehrte Einfälle [Lockerung der oft kunstschädlichen Ratio], durch Betriebsamkeit und Zähigkeit.

All dies zusammen vermag sehr wohl einen Anstieg der Produktivität im Beginn zu bewirken. Immer aber bleibt „der gesunde Künstler mit dem kranken konkurrenzfähig", „weil auch der stärkste Affekt nur dann in der Darstellung künstlerisch wirkungsvoll ist, wenn er sich innerhalb der Grenzen der Erlebnisfähigkeit durch andere hält."

Weygandt [677] ist in nüchtern-kritischer Weise zu ganz ähnlichen Ergebnissen gekommen. Er unterscheidet (wie auch wir) mehrere Gruppen [e A]:

1. Der Künstler hat schon als Gesunder geschaffen. Das Schaffen geht nach der Erkrankung unbeeinflußt nebenher weiter. Dies ist möglich bei Paraphrenie, Schizophrenie, beginnender Paralyse (Manet).
2. Wie 1, aber das Schaffen wird durch die Krankheit rasch vernichtet. Möglich bei Schizophrenie oder Paralyse (Makart).
3. Das Schaffen wird erst durch den „pathoiden Reiz" der Erkrankung geweckt (Prinzhorns Brendel und Pohl, vielleicht K. F. Meyer; vielleicht auch bei Spätentwicklung: Reuter, Liliencron, Hokusai).
4. Schaffen als Gesunder, Weiterschaffen als Kranker, aber deutlich beeinflußt durch die Psychose, eventuell mit Stilwandel; nicht selten schließlich doch noch technischer Verfall (van Gogh). — In diese vierte Gruppe würde auch Pfeifers Fall II gehören, der später in Weygandts Behandlung kam. Die Künstlerin, die einst sehr Wertvolles geleistet hatte, schafft jetzt bloß noch Puppen. „Bei gutem Willen und etwas Phantasie würden sich auch in diese Gebilde, insbesondere ihre Haltung und Physiognomik, geheimnisvolle Ideen hineininterpretieren und tiefschürfende analysierende Erklärungen beifügen lassen, wie es von Prinzhorn bei seinem „bescheidenen Tier" oder dem „doppelköpfigen Nilpferd" usw. so reichhaltig geschehen ist."

Weygandt endet mit dem Ergebnis, die Ansicht Pfeifers, daß „aus schizoiden Werken wenig Werte zu gewinnen wären, habe hohe Wahrscheinlichkeit; sonst käme es zu einer homiletischen Betrachtungsweise, wie es Schilder tut, wenn er höhere Ehrfurcht vor den Kranken fordert". Das ist ganz und gar auch unsere Meinung.

Aber — die Frage muß erhoben werden: wie kommt es denn eigentlich, selbst bei psychiatrischen Fachärzten (wie Prinzhorn, Jaspers, Schilder), zu einer derartigen Wirkung? Denn tatsächlich ist mit einer rein rationalen Ablehnung der Subjektivität das Problem immer noch nicht gelöst. Erst die Analyse der Wirkung überhaupt könnte uns vielleicht das Tor aufschließen.

Heben wir zu diesem Zweck die Grundtatsachen noch einmal heraus. Fähigkeit zu künstlerischem Schaffen und schwerste psychotische Verblödung können in derselben Persönlichkeit nebeneinander gegeben sein, und das gesund gebliebene Talent kann weiterschaffen. (So können sich bei verblödeten Paralytikern ausgezeichnete Umgangsmanieren erhalten. Ebenso bleibt, nach dem Urteil von Klages, bei Prinzhorn [645] S. 300, die Handschrift der Schizophrenen auch in der Verblödung unverändert, „normal".)

Ähnliches haben Haßmann und Zingerle [604] in ihrer sehr wertvollen Arbeit niedergelegt. Ein „hochtalentierter" Offizier mit „künstlerischer Veranlagung" und „zeichnerischer Ausbildung" wies in der Schizophrenie keine Störung des Schreibens auf, keine des „zeichnerischen Ausdrucksvermögens", des perspektivischen Sehens, des Farbensinns. „Diese Fähigkeiten sind [26 Jahre hindurch], soweit das rein Technische in Betracht kommt, nicht beeinträchtigt worden." Daneben war es aber inhaltlich zu tiefgreifenden Störungen gekommen, zu einem optischen, „bildlichen Agrammatismus" (was sprachlich „Wortsalat" wäre). Es fehlten eben die höheren Fähigkeiten der Ratio zur Synthese.

Das Nebeneinander von Talent und Psychose bei Dichtern hatte schon Binder [179] hervorgehoben. Die Krankheit brächte meist eine Einbuße an Leistungsfähigkeit, es wäre aber „. . . sicher, daß gewisse

elementare Erscheinungen der Geisteskrankheit, sofern sie mäßig entwickelt sind und solange sie durch einen gewissen unerläßlichen Fonds sonstiger geistiger Gesundheit [eS] kompensiert werden, dem dichterischen Schaffen in gewisser Beziehung förderlich sein können; ich meine z. B. jene melancholische Grundstimmung . . ." usw.

Das völlige Nebeneinander beweist auch die Tatsache, daß sich ein Talent, bereits geschädigt durch die Psychose, wieder erholen kann und noch Erträgliches leistet. So in Pfeifers Fall II. „Es ist erstaunlich, wie der Kunsttrieb immer wieder die Krankheit durchbricht und manches bewirkt, dem schizoide Merkmale nicht mehr anhaften" (Weygandt [677] S. 428); z. B. Porträtskizzen, Brokatstickerei, kunstgewerbliche Puppen.

Das Nebeneinander bietet ja auch Hauptlehrer Wagner (Gaupp); ferner (um einen Berühmten zu nennen) der späte Maupassant (W. Lange [1221]: ein krankes Gehirn trotz der Psychose leistungsfähig).

Die zweite Grundtatsache wäre die, daß eine Psychose, deren Einzelsymptome allein nichts leisten, doch einen Antrieb, einen Motor abgeben kann für ein gesundes Talent. Bei dem Offizier Haßmanns [604] bestand ein „förmlicher Drang zum Zeichnen", und dieser war begründet durch „primäre triebartige Erregungen der Ausdrucksbewegungen (Kräpelin)", durch eine öfters betonte „besondere Lebhaftigkeit der optischen Vorstellungen" und eben durch die ursprüngliche Begabung und Geübtheit gerade in dieser Ausdruckstätigkeit.

Was bedeutet nun aber solch „pathoider Reiz" (Weygandt [677] S. 426)? Etwas Affektives? Ein Antrieb etwa, das neue, unerhörte pathologische Erleben auszudrücken? So kann es sein. Pfeifers Fall I beweist es, wo solch affektiver Antrieb sogar ein schlummerndes Talent weckte; bei dem Offizier Haßmanns drängte die besondere Lebhaftigkeit der Vorstellungen zum Ausdruck. Auch Halluzinationen können einmal zur Gestaltung antreiben: Fall Orth (Prinzhorn [645] S. 238) oder die Fälle von Morgenthaler [625] (außer seinem Fall Wölfli); Gesichtshalluzinationen sollten gezeichnet werden, und so entstand aus der Mischung von Psychose und Talent (als Nebenwirkung) ein recht reizvolles Ornament (Taf. III, S. 176—177).

Obwohl Bleuler [522] (S. 72) sonst die Herabsetzung der produktiven Fähigkeiten in Phantasie, musikalischem, bildnerischem, dichterischem Schaffen durch die Schizophrenie gerade stark hervorhebt, meint er dennoch (S. 73), es wäre nicht auszuschließen, „daß die ganz leichte Schizophrenie für künstlerische Produktivität geradezu günstig sei". Er nimmt gleichfalls affektive Gründe an. (Daß man auch an biologische, rein physiologische Ursachen denken könnte, werden wir später in einem besonderen Abschnitt erörtern.)

Weshalb kann unter Umständen die Psychose ein Talent zur Mehrleistung anstacheln, inwiefern? Jeder starke Antrieb wie überhaupt jede Steigerung des Affektiven beseitigt Hemmungen. Die Ratio, die Hemmungen setzt, wird geschwächt, überrannt; Konvention wird beiseite geschoben, das Unmittelbare kommt zum Ausdruck.

In manchen Werken von Psychotischen wirkt der Ausdruck oft ganz überraschend rein und geistig (vgl. Prinzhorn [645] Abbildungen). Die Kranken schaffen ganz frei von aller Übereinkunft, nur für sich selbst, ganz und gar ehrlich, ohne Maske, ohne Schielen nach rechts oder links, ohne Willen zur Darstellung für andere, durch und durch rücksichtslos. Der Ausdruck dieser Kranken geht nackt einher — ohne die konventionelle Draperie, ohne Faltenwurf. So nackt oft, daß er bei erotischem Gestalten den Beschauer durch die Hemmungslosigkeit fast erschrecken kann. Soweit ihr Ausdruck dem Gesunden nicht völlig unverständlich bleibt, kann demnach die Rücksichtlosigkeit der Psychose die Ausdrucksfähigkeit steigern.

Liegt das schizophrene Weltgefühl oder das Schizophrene überhaupt wirklich in der Sehnsuchtslinie unserer Zeit? Prinzhorn und andere haben es gemeint. Wir aber glauben, daß der Sehnsuchtsschrei unserer Zeit bedeuten soll: los vom Rationalen, los vom bloß Vernünftigen, los vom Fertigen, Abgerundeten, Vollendeten, und zurück zum Ursprünglichen, Primitiven, Unverbildeten. Genau wie Rousseaus Schrei nach der Natur; man hatte die Aufklärung satt. Auch heute sehnt man sich wieder nach allem „Irrationalen" (einem Mode-Begriff). Und was wäre eigentlich irrationaler als gerade der Schizophrene? Der die Ratio fortwährend auf den Kopf stellt? Der viel urtümlicher, ursprünglicher im Ausdruck (wie alles Archaische und Kindliche)? Der das phylogenetisch uralte Schaffen in Symbolen wieder zu Ehren bringt? Man schätzt die Bildkraft der gestaltenden Traumschicht, schätzt bildhaftes Urdenken, schätzt das Archaische im Künstler. Insofern klingen Zeitsehnsuchten und Schizophrenie zusammen.

Es bleibt nun noch die äußerst wichtige Frage zu erörtern: auf welche Weise erscheinen die psychotischen Quellen im Werk? Sind sie zu erkennen, oder nicht? Und von wem? Von wem nicht?

Psychotisches muß nicht, aber kann irgendwie ins Werk eingehen. So können Halluzinationen im Werk gestaltet erscheinen (Belege bei Prinzhorn [645]). Es kann die Unfähigkeit zur Synthese in Gestalt von „bildlichem Agrammatismus" sichtbar werden. Das Krankheitssymptom der „Entfremdung der Wahrnehmungswelt" kann einer Bildnerei seinen besonderen Stempel aufprägen (so bei Pohls „Seltsame Landschaft", Prinzhorn [645] S. 287). Solche pathologische Züge sind vom psychiatrischen Kenner sehr oft im Werk als solche aufzeigbar. Allerdings nur unter einer Bedingung: man muß wissen, daß der Schaffende krank war. Aus dem Werk allein kann fast nie auf die Psychose des Schaffenden geschlossen werden.

Man sieht es dem Bild eines Fabelwesens später nicht an, aus welchem Schoß es geboren. Es kann geträumt sein (aus Verdichtungen entstanden), es kann (psychotisch) halluziniert sein, kann wahnhaft kombiniert worden sein, kann aber auch gesunder

Phantasie entsprungen sein. Noch ein anderes ist möglich (und nicht selten). Krankes kann, als geheimnisvoll-originell, als wirkungsvoll nachgeahmt und von einem gesunden Formtalent (assimilierend) verarbeitet worden sein. So ist ja die Jazzbandmusik unserer Tage entstanden; ein Kapellmeister in Nordamerika spielte entsetzlich falsch, wenn er betrunken war. Die Gäste schickten ihm immer mehr Alkohol und lachten sich tot über sein falsches Spiel. Dieses falsche ahmten später, der günstigen Wirkung halber, nicht betrunkene Spieler nach. So kann auch die heiße Lava pathologischen Erlebens in das kühle Wasser gesunden Kunstverstandes getaucht werden und zu Form erstarren.

Aus diesen „induzierten" Zügen darf also nie auf eine „Krankhaftigkeit" des Künstlers oder einer „Richtung" geschlossen werden. Sondern höchstens auf eine Beeinflußbarkeit durch Abnormes.

Ein berühmtes Beispiel. Die Bildwerke der Villa Palagonia bei Palermo, die Goethe beschreibt (Cotta, Bd. 22. S. 190). Wer hat sie geschaffen? War es psychotisches Erleben? Oder Laune eines bizarren Psychopathen? Oder hat ein gesundes Talent im Auftrage, nach psychotischen Anregungen diese „abenteuerlichsten Zwittergeschöpfe der verschrobensten Art" (Kräpelin) in die Welt gesetzt? Kräpelin [550] (I, S. 431) bildet sie ab und nennt sie ein „Beispiel krankhafter Kunstübung". Solch Urteil bleibt immer eine höchst gewagte Diagnostik.

Fischer [597] urteilt schon erheblich vorsichtiger und spricht nur von dem „Unsinn" des Prinzen Palagonia. Es wären wohl Ausgeburten eines abnormen oder krankhaft entarteten Geistes, aber die Möglichkeit von Laune, Mode, Zeitmilieu sei offen zu lassen. — Erst Weygandt [678] ist es gelungen, den Fall einigermaßen aufzuklären. Die Bildwerke sind nur im Auftrage des Fürsten von Bildhauern gearbeitet [also nicht „krankhafte Kunstübung"]. Der Fürst hätte aber ein eigenartiges Wesen und asthenischen Habitus gezeigt [schizoid], außerdem Verfolgungsideen, denn seine Kutsche war mit Panzerplatten gesichert. Weygandt nimmt einen Fall aus dem Bereiche der Schizophrenie an und hält eine paranoide Demenz für wahrscheinlich. Wir fügen aber hinzu: trotzdem kann noch Künstlerlaune die Anregungen des „verrückten" Auftraggebers, ihn heimlich verspottend und noch übertrumpfend, grotesk übertrieben haben. —

Im ganzen menschlichen Leben, in allen Berufen und ihren Erzeugnissen, in jeder Kunst besteht ein großer Unterschied zwischen der Betrachtungsweise des Fachmanns und der des Nichtkenners. Wichtige genetische Werte bleiben dem Nichtfachmann meistens verborgen, er bekommt nur den Gesamteindruck von einem Produkt; der Kenner aber weiß, wie es hinter den Kulissen zugeht. Jeder Beruf, jede Produktion hat ihr Hinter-den-Kulissen; so auch jede Kunst und alles höhere Schaffen. Wer nur genießend im Parkett sitzt, ahnt nichts von all den genetischen Werten, die mit in den Gesamteindruck eingehen. Aber dem Fachmann im Zuschauerraum, dem Regisseur des Konkurrenztheaters erscheinen auf den ersten Blick all die „Mätzchen" und „wie es gemacht wird"; sein Auge ist durch bestimmte Erfahrung geschult. So kann der Kenner stets differenzieren, heraussehen, abstrahieren, Einzelzüge isolieren, weil er sie als Einzelzüge kennengelernt hat. Der Nichtkenner bekommt stets nur einen undefinierbaren Gesamteindruck

von der Sache. (Man denke an ärztliche Kunst, Rechtsanwaltsreden, an Wahlreden, an Film und Orchester, an Malerei usw.)

In derselben Weise können nun auch psychotische Symptome in ein Werk eingehen, die für sein Zustandekommen höchst wichtige genetische Werte bedeuten. Dem psychiatrisch Ungeschulten bleiben sie aber vollkommen verborgen; sie stecken für ihn maskiert, unkenntlich im Werk. Nicht bloß im Kunstwerk. Bei irgendeiner Sektenstiftung behauptet ein psychotischer Prophet: ich bin der Messias, und eine große Gemeinde hängt ihm gläubig an; sie weiß nicht, daß jener Gedanke, der in die religiöse Lehre, in das Werk mit eingeht, eine alltägliche Wahnidee ist, wie sie tausende Kranke darbieten. Der Psychiater erkennt dies aber auf den ersten Blick.

Es kommt sehr darauf an, ob das Psychotische als solches erkannt wird oder nicht. Wird es im Leben erkannt, so pflegt der Durchschnitt auf drei verschiedene Arten affektiv zu reagieren. Die erste Form wäre: Achselzucken, Geringschätzung, Komischnehmen, Lachen und Ablehnung mit Ausdrücken wie „närrisch", „verrückt", „Littiti", „Manoli", und mit entsprechender Deutung auf die Stirn. Kurz: das Psychotische wird (wenn harmlos) als Widerspruch zum Vernünftigen nicht ernst genommen. — Die zweite Form von Reaktion wäre Bedauern, Mitleid, namentlich wenn der Betrachter irgendwie affektiv mit dem Kranken verknüpft ist. — Und die dritte Form wäre das Grauen. Grauen vor den Abgründen des Daseins überhaupt, vor solchem Widerspruch zu allem Sinnvollen, Wünschenswerten, Grauen vor der Möglichkeit eigenen Erkrankens — Grauen vor dem Auftauchen einer „anderen" Welt, vor bösen Geistern; phylogenetisch uralte Dämonenscheu fängt an zu gespenstern. — Im Einzelfall überwiegt bald die eine, bald die andere Komponente; das Gesamtergebnis bleibt aber, wenn das Psychotische als solches erkannt wird, immer ein negatives Wertgefühl.

Gegenüber von Werken, in denen das Psychotische offensichtlich für jedermann zutage tritt oder gar einem nackt entgegenprallt, entwickeln sich ganz ähnliche Gefühle; nur etwas abgeschwächt, da die Werke ja nur Abglanz und Schattenspiel der Wirklichkeit bedeuten. Man lacht, je nach Bildung, man zuckt die Achseln, schüttelt den Kopf, man gewinnt wohl auch den Eindruck von einer gewissen Unheimlichkeit, oder man wendet sich unwillig, widerwillig ab. (Ein gutes Beispiel die Zeichnungen des Bildschnitzers Brendel in ihrer Wirkung. Prinzhorn [645] S. 166.)

Ganz anders gestaltet sich der Eindruck des Psychotischen, wenn es unerkannt bleibt; dies kann gewöhnlich nur geschehen, wenn es sich mit Talentleistung mischt. Solche Mischung kann man unter Umständen beobachten, wenn man Talentwerke vor und nach der Erkrankung vergleicht und einen Stilwandel mit dem Beginn der Psychose feststellt. Die geradlinigen, rational geprägten Bahnen des gesunden Talentschaffens werden

durch die pathologischen Beimischungen gleichsam krummer, verbogener, sie verwerfen sich. Die geraden, hellen, klaren Lichtstrahlen werden gebrochen, geknickt oder auch zerlegt in Spektralfarben, sie zerstreuen sich zu einem gedämpften Halbdunkel, und man weiß nicht recht, wo sie in diesem Clair obscur herkommen: Zwielicht mit verborgener Strahlenquelle. So läßt sich im Falle II von Pfeifer [641] (S. 75) deutlich ein Stilwandel bei der hochbegabten Künstlerin nachweisen; die Werke werden durch die Psychose origineller, eigengesetzlicher, teilweise rätselhafter, unklarer, geheimnisvoller.

Ähnliches hatte schon Binder [179] an unberühmten Dichtern festgestellt. Er meint von den psychotischen Störungen sehr richtig: „... solange sie nur angedeutet sind, bieten sie der dichterischen Entfaltung kein Hindernis, verleihen im Gegenteil den Werken ihrer Träger oft etwas Originelles, Pikantes."

Es kommt nun außerordentlich viel auf die Einstellung des Betrachters an. Der Nichtfachmann bleibt immer lediglich auf Genuß und Gesamteindruck eingestellt; ihm sind die genetischen Quellen gleichgültig. Aber auch der Regisseur im Parkett der Konkurrenz kann seine kritische, fachmännische Haltung ab stellen und sich nur dem Genuß des Ganzen hingeben.

Ebenso kann der psychiatrisch Geschulte die fachmännische Einstellung vor einem Werke beiseite lassen und es ganz wie ein Laie genießen. Dies kann ganz bewußt, aber auch unwillkürlich, unbewußt geschehen; der Psychiater weiß dann gar nicht, daß er als Laie auffaßt.

Werke, die sich aus Talentleistung und psychotischen Zügen zusammensetzen, wollen wir gemischte Werke nennen. Solche gemischten Werke erzielen nun, je nach der Einstellung des Betrachters, auch auf Fachleute einen ganz verschiedenen Gesamteindruck. Dieses hochwichtige Problem wollen wir einmal an Beispielen ins Auge fassen.

Zuerst zwei Fälle von Prinzhorn: Brendel und Pohl. Aus den Geschmacksurteilen seines Buches können wir ohne weiteres den Eindruck ablesen, den die Werke auf Prinzhorn [645] gemacht haben.

Brendel war Maurer, Stukkateur und Former; er hatte sich als Gesunder im Schnitzen und Formen geübt. Nebenbei besaß er noch ein angeborenes mimisches Ausdruckstalent. Mit 35 Jahren wurde er schizophren, aber nicht mit so tiefgreifenden Veränderungen der Persönlichkeit wie sonst wohl gewöhnlich.

In welcher Art werden nun seine Holzschnitzereien, die er als Psychotischer lieferte, von Prinzhorn selber beurteilt? Da sehen wir unter anderm das „Nilpferd mit zwei Köpfen auf dem Stiefelknecht" (S. 154). Prinzhorn [645] bedauert, darüber, seinem Grundsatz gemäß, nicht „schwärmen" zu dürfen. Da ist weiter „Hindenburg" (S. 162). Prinzhorn nennt dieses abstruse Wurzelmännchen „die Mythisierung eines Zeitgenossen" und zieht die Schnitzerei den üblichen Photographien Hindenburgs vor. Eine lange, nahezu schwärmerische Beschreibung widmet Prinzhorn dem „bescheidenen Tier" (S. 134); dabei ist aber hervorzuheben, daß der Künstler nicht diese Unterschrift gewählt hatte, sondern die Benennung: „die Kuh, die auf katholisch geht" [nämlich auf den Knien]. Man beachte die Umformung des

Titels zum Zwecke des Schwärmens; denn dieses wäre bei dem zweiten Titel auf Hindernisse gestoßen.

Auch auf Pfeifer [641] haben die Schnitzereien Brendels starken Eindruck ausgeübt. Er meint (S. 14), daß in den Plastiken ein „Kern steckt, der an eine große Kunst erinnert". Und sie erwecken ihm ebenso wie Negerplastiken „jenes unsagbare Gefühl der Unheimlichkeit und Fremdheit, das bei den meisten Figuren ins Grauen und Entsetzen geht". Die starke Wirkung (in der Richtung von Negerplastiken) „übersteigt in den Heidelberger Schnitzereien alles Dagewesene".

Man höre aber nun, wie der Kranke (Brendel) seine eigenen Werke interpretiert, wie er sie eigentlich gemeint hat (S. 17). „Mann und Frau; sie hat den Maßstab zur Hand und führt ihn zum Mund, hat Bärenfüße, trägt das rote Kreuz vor dem Kopf; er hat den Hobel, trägt Kehlkopfkanüle und hat auch Bärenfüße" oder „Mann und Weib sitzen auf einem Storchbein, welches auf einem Felsen liegt, in welchen sein Haus eingehauen ist. Aus der Brust ragt die Lunge heraus, in der Hand hält er die Uhr mit Blumen und Zeiger." Beide Bildwerke sind mann-weibliche Doppelfiguren. „Eine Ruine, daran ein Sofa mit Pudelhunden, davor ein Mann, der einem Vogel die Eier herausholt; oben auf der Ruine ein Ochse, wie ein Engel aufgestellt, mit eigenem Mantel, welcher zugleich für ihn ein Dach ist." Sehr treffend kritisiert infolgedessen Pfeifer weiter: „Danach müßten wir uns die Schnitzwerke vorstellen als ein Konglomerat von Formelementen ohne Sinn und Verstand. Rein formal machen sie aber den Eindruck völlig geschlossener Kunstwerke." [Und weshalb? Eben durch die gesundgebliebene Fähigkeit zur linienhaft geschlossenen Komposition, die all die psychotischen Brocken zusammenhält.] „Die Dramatik der Bildstruktur läßt hinter ihnen einen tiefen Sinn ahnen, der durch Gefühle des Zweifels aber ganz unbestimmt bleibt. So wirken sie auf den heutigen, dem Kunstgeber so willig entgegenkommenden Kunstnehmer anziehend bis zur Faszination und abstoßend bis zum Grauen." Dagegen urteilt Pfeifer über die Zeichnungen desselben Brendel: „In ihrer Wirkung sind sie so trivial, daß man gar nicht dazu kommt, dahinter irgendein Geheimnis zu wittern ..."

Also die gesunden Züge, so läßt sich nunmehr feststellen, stützen die kranken, stellen sie auf einen Sockel, geben die Möglichkeit, daß der Betrachter Psychotisches ahnend oder staunend aufnimmt. Ein völlig abstruser, konfuser Inhalt, nachweislich aus schwerster psychotischer Denkstörung stammend, kann, gestützt und gehoben durch eine imponierende Talentform, auf zahlreiche Beschauer eine faszinierende Wirkung ausüben.

Nicht auf alle. So ist anscheinend Weygandt [677] gar nicht entzückt. Er wendet gegen Prinzhorn ein: es scheine ihm ergangen zu sein wie manchem Biographen, der sein Objekt heroisiere und „aus Eigenem möglichst viel Gedankliches" hineininterpretiere; so besonders „bei der Exegese der zehn Hauptfälle". Und wenn Prinzhorn den „Hindenburg" von Brendel preise, so habe er vielleicht als „Philisterschreck" wirken wollen.

Hat damit aber wohl die Heroisierung eines Geistesgestörten ihren Gipfelpunkt erreicht? Nein. Denn es wartet auf uns noch der „Würgengel" des Schizophrenen Pohl (Prinzhorn [645]). Pohl war anfangs Kunstschlosser, Kunstgewerbler, schließlich Lehrer an einer Gewerbeschule. Also begabt und geschult. Dieser Kranke schafft eines Tages (neben vielem völlig Mißglückten) den „Würgengel". Ein Engel mit einer Strahlenkrone hat sein Opfer, das auf dem Boden liegt, an der Kehle gepackt und beugt sich mit dem Schwerte darüber. „Angesichts dieses Werkes von Grünewald und Dürer zu reden, ist gewiß keine Blasphemie", meint Prinzhorn voll tiefer Bewunderung. „Was ist hier schizophren? Wir vermögen es nicht sicher zu sagen."

Darauf erwidert Weygandt sehr treffend, den Einfluß der Krankheit erkenne man dennoch, und zwar: 1. am Übergang vom Zeichnen zur Plastik bei der Einkerbung des Papiers am Strahlenkranz [Vermengung der Kunstmittel, Unfähigkeit, bei einem Stile zu bleiben]. 2. am höchst gleichgültigen Gesichtsausdruck des Opfers, der zwar auch beim Engel vorhanden, aber hier seiner Idee entspräche. [Wir fügen hinzu: ein typischer Fall von Wert-Entstehung, nicht Wertschaffung. Mögen tausend Werke von Psychotischen auch mißglücken, es kann doch einmal, gerade aus der Eigengesetzlichkeit der Psychose heraus, ein Würfelfall gelingen. Die Kälte im Gesichtsausdruck des Würgengels ist die gleiche wie bei dem Opfer; sie fließt vielleicht aus einer psychotischen Affektstörung des Künstlers. Für das Opfer paßt sie gar nicht. Aber: man sieht das Gesicht des Opfers umgekehrt, daher bemerkt man die Kälte im Ausdruck nicht. Am Würgengel wirkt die Gefühlskälte aber zweifellos dämonisch, denn sie steht als Affekt unberührtheit im Gegensatz zu seiner grausigen Tätigkeit. — Noch eine andere Lösung ist uns eingefallen, das maskenhaft Leere und Kalte im Ausdruck von Opfer und Engel zu erklären. Beide Gesichter erinnern nämlich bedenklich an die inhaltlosen Köpfe der Engel, Genien, Allegorien, wie sie kunstgewerbliche Lehrer vielfach in Ornamenten zeichnen oder modellieren müssen. Somit könnte die wirkungsvolle Kälte im Ausdruck einfach einer eingelernten Erinnerung entstammen, die von gesunder Zeit her noch automatisch angewandt wurde, als Manier. Und so bekam das Opfer und der Engel diesen leeren Genienkopf.] 3. Die Umdrehung der Beine des Opfers um 180° hebt Weygandt weiterhin hervor. Und wir fügen hinzu: darin zeigt sich der typische schizophrene Mangel an Folgerichtigkeit. Kopf und Schultern liegen auf dem Rücken; die Beine sind aber so gezeichnet, als ob das Opfer auf dem Bauch läge. Die Figur hat eigentlich überhaupt keinen rechten Körper.

Bei Brendels Schnitzereien wie bei Pohls Würgengel stellt sich demnach die gesunde Talentleistung schützend wie ein Schild vor die psychotischen Züge. Man weiß nicht recht, was hinter dem Schild verborgen ist: irgend etwas Rätselhaft-Geheimnisvolles, Irrationales, vielleicht irgendein ganz tiefer Sinn. Bei soviel Talentleistung muß doch etwas dahinter stecken.

Bei dem „Würgengel" geht für den psychiatrisch Geschulten und den affektiv nicht Geblendeten deutlich sichtbar allerhand Psychotisches mit ins Werk ein. So die Erinnerung an halluzinatorische Erlebnisse voll Grauen, wie Prinzhorn gewiß richtig vermutet; ferner die Denkstörung der Zerfahrenheit, Sprunghaftigkeit und Inkonsequenz, endlich die Gemütskälte und Ausdruckssteifigkeit mancher Schizophrenen. Diese psychotischen Züge und ihre Blößen werden aber gedeckt, geschützt durch geschultes Können aus gesunder Zeit, durch die reizvolle Farbengebung und die geübte Gestaltung der Einzelheiten. Gleichwohl verleiht das Pathologische, durch Unlogik, „geniale" Gleichgültigkeit und eine unbeabsichtigte Nebenwirkung, dem Ganzen dennoch den Charakter des Rätselhaften, Tiefen, Dämonischen.

Aus allem folgt für uns der Schluß: eine Mischung von gesundem Talent und Psychose leistet manchmal mehr als das gesunde Talent allein für den Eindruck. Denn trotz aller rationalen Einwände, die Weygandt richtig vertritt, läßt sich doch jene gewisse Gefühlswirkung, selbst auf Fachleute wie Prinzhorn und Pfeifer, nicht aus der Welt schaffen.

Pfeifer [641] selbst macht sogar den Versuch, dieser Wirkung auf den Grund zu kommen. Er meint, das schizophrene Werk ergreife und erschüttere am ehesten, wenn es dämonisch wirke. Aber das Schizophrene an sich wäre nicht dämonisch. (Von 5000 Bildwerken der Heidelberger Sammlung sind nur 14 für Schizophrenie ganz spezifisch, d. h. die Diagnose läßt sich aus dem Werk allein stellen; von diesen 14 ist aber keins dämonisch.) Außerdem könne das Dämonische aber auch von Gesunden hervorgebracht werden; sogar experimentell bezweckt, absichtlich. Und Pfeifer liefert uns die hervorragenden, überzeugenden Leistungen seines ungenannten Dilettanten, die zielbewußt Dämonisches gestalten. Folglich, sagt er, stammt das Dämonische aus der Gesundheit, aus einem Rest gesunder Anlage.

Ob dieser Schluß nicht zu rasch sein dürfte? Das schizophrene und das gesunde Dämonische könnten nämlich eine gemeinsame dritte Quelle haben. Es könnte sich um eine Kombination von Gefühlswirkungen handeln, die bald einmal vom psychotischen, bald vom gesunden Talentwerk geleistet würde. Also um etwas Übergeordnetes.

Dämonisch sein heißt nach Pfeifer: die lähmende Komponente des Affekts gar nicht kennen, kein Grauen und keinen Gefühlsrausch. Gewiß, solche Gefühlskälte kann zweifellos dämonisch wirken; aber auch noch vieles andere. Darum wäre dies nur ein Unterfall.

Nach dem Sprachgebrauch aller Religionspsychologie ist dämonisch immer das Unheimliche, mit dem Beigeschmack: „aus einer ganz anderen Welt", alles Unheimliche, das ein übersinnliches Grauen erzeugt.

Da es eine bestimmte individuelle Anlage gibt, Unheimliches zu wittern, zu erleben, zu bevorzugen, so kann auch ein Künstler diese Anlage zum Dämonischen in seinen Werken ausleben. So Pfeifers Gesunder.

Muß nun aber das Dämonische eines Werkes überhaupt nur aus dem Schaffenden stammen? Kann es nicht auch einmal im Stoff, im Thema liegen? Bei dem Würgengel ist es bestimmt der Fall. Die anderen Werke von Pohl wirken nämlich durchaus nicht dämonisch. Nur dieser eine Würgengel.

Ist er nicht das verkörperte Tremendum? Mit einem ganz klaren Mirum, das leise mitschwingt? Ein mr, ein Geistwesen aus einer anderen Welt, ein Wesen, das es „eigentlich gar nicht gibt"? Dämonische Wirkung heißt uns: Erzeugung eines Mischgefühls aus mr und tr, wobei das tr überwiegt. Als ein zweites mr-tr kommt sogar noch der Eindruck des Affektlosen, Unberührten, Unmenschlichen im Gesichtsausdruck hinzu.

Man kann sehr wohl mit Pfeifer sagen, das schizophrene Werk hat nur künstlerische Wirkung, wenn es dämonisch ist. Schizophren allein wirkt nicht dämonisch. Denn es kommt auf das Mischgefühl mr-tr an. Und dessen Komponenten können teilweise aus dem Stoff stammen.

Aber das Schizophrene kann zu einem Talentwerk mit mr (fc) das tr hinzuliefern; es kann sein eigenes Fremdes, Absonder-

liches, seine grauengesättigten, psychotischen Erlebnisse hinzuamalgamieren oder formal in den Stil hineintragen. Oder es kann, wo der Stoff das tr enthält, von sich aus ein mr hineinmischen, in Gestalt von psychisch Rätselhaftem überhaupt.

Für Pfeifer sind die Schnitzwerke Brendels dämonisch: „... anziehend bis zur Faszination und abstoßend bis zum Grauen ...“ Dies deckt sich vollkommen mit dem Gefühlston, wie Prinzhorn schizophrene Werke überhaupt erlebt. Ihm bleibt als Gesamteindruck: die „faszinierende Fremdartigkeit“, und zwar erstens durch ihre „Eigengesetzlichkeit“ [mr], zweitens durch ihre, kurz gesagt, Unheimlichkeit [tr].

In beiden Fällen ist klar das Mischgefühl des mr-tr gegeben. Kommt zu diesem nun noch das fc ästhetischer Wirkung hinzu, wie es die mj gesunden Talentes zu schaffen vermag, und wird alles vielleicht ergänzt durch das en eines seelennackten Ausdrucks, so vermögen solche Werke wie der Würgengel vornuminos zu wirken.

Der numinose Eindruck — das ist der Kernpunkt. Was sagt uns denn im Grunde eigentlich Prinzhorn [645]? Weg mit dem Schlagwort „Genie und Irrsinn“; das beunruhigt nur und löst kein Problem. Nieder mit allen Pathographien über Genies. Aber hier, meine Geisteskranken Pohl und Brendel, das sind Genies. Genies, die man ohne Gotteslästerung in einem Atem mit Dürer und Grünewald nennen darf. [Man beachte genau, was das heißen will.] Pohl und Brendel haben also Geniewirkung für Prinzhorn, das besagt: numinose Wirkung.

Auch Pfeifers „dämonisch“ ist nichts anderes als numinos, primitiv-numinos, wie der Vergleich mit der Negerplastik beweist. Wir haben vielfach nachgeprüft, daß Pohls Würgengel auch auf andere Betrachter vornuminose Wirkung ausübt.

Einen weiteren, sehr klaren Beweis spielt uns Jaspers in die Hände. Es handelt sich um den Genuß einer musikalischen Talentleistung, die durch den Beginn einer Schizophrenie psychotisch abgewandelt wird — also um einen musikalischen Stilwandel. Jaspers [1500], [735] (S. 384 f.) schildert den Eindruck als „unendlich gefühlstief, fremd, unheimlich und bezaubernd“ — er spricht von „Seligkeit und Grauen“. Und was tut er damit anderes, als die wirksamsten Komponenten des numinosen Akkords bezeichnen? Das mr-fc und das tr? Das fc stammt aus dem gesunden Rest ästhetischen Schaffens — das mr-tr aus dem Zusammenklang von psychisch ganz Unbegreiflichem im Verein mit mystischem Grauen.

Unser Gesamtergebnis, das an ganz Unberühmten mit wissenschaftlicher Beweiskraft gewonnen ist, lautet: das Psychotische kann zur numinosen Wirkung wichtige Gefühlstöne beisteuern, vor allem ein mr-tr, aber auch ein en.

Wann wäre wohl je auf die Talentwerke von gesunden, unberühmten Künstlern ein solcher Eifer, solches Interesse, so viel unendliche Mühe aufgewandt worden, wie es Prinzhorn für seine

geistesgestörten Genies Pohl und Brendel getan hat? Daß etwas zuerst auf einen Apostel numinos wirkt, darauf kommt es an; dann kann dieser Apostel sein Numinoses auf Tausende übertragen, er kann seine Genies berühmt machen. Das Psychotische kann Erhebliches leisten für den Ruhm. Wir beobachten, wie Prinzhorn im Begriff ist, eine Art Gemeinde zu gewinnen für seine Heroen; er fügt als Apostel dem mj-mr-fc-en-tr, das sie für ihn schon neben Dürer und Grünewald erscheinen läßt, bereits ein kleines sa hinzu, und der vornuminose Akkord beginnt sich zu schließen.

Die Psychopathie. Was leistet die Psychopathie für das Tagewerk der Unberühmten? Gar nichts. Das liegt schon in ihrem Begriff: eine leichtere Form von Lebensuntüchtigkeit. Unbegabte Psychopathen leisten fast nirgends und nie etwas; sie sind sich selbst und aller Welt durch ihre Unterleistung zur Last. Viele sind in jeder Beziehung weitgehend schädlich und (viel eher als ein Psychotischer) würdig, aus der Gesellschaft ausgesondert zu werden. Damit zielen wir auf das ganze Heer der psychopathischen, wirklich „minderwertigen" Verbrecher; weiter auf all die entgleisten Schmarotzer, die fortwährend gestützt, mitgeschleppt und ernährt werden müssen.

Es wäre ganz irrtümlich, wenn man etwa Psychopathie und „geniale Anlage" gleich setzen wollte, als zwei Seiten einer Grundkonstitution. Vielmehr hat man übernormal Begabte ohne Psychopathie und solche mit Psychopathie zu unterscheiden und sich die Frage vorzulegen, welche der beiden Formen mehr leistet, und zwar in welcher Richtung mehr leistet.

Wer bisher unseren Ausführungen aufmerksam und zustimmend gefolgt ist, müßte, meinen wir, nun auch ohne weiteres erkennen, daß das psychopathische Talent mehr zu leisten vermag als das gesunde. Wenn schon die funktionsstörende Psychose in Verbindung mit gesundem Talent oft mehr vermag als dieses allein, um wieviel eher die Psychopathie, die nicht zerstört und bei der die pathologischen Beimischungen zur Talentleistung nur mühsam isoliert werden können!

Eine auffallende Tatsache bedarf der Erklärung. Übernormale Begabung und Psychopathie kommen sehr häufig zusammen in derselben Person vor. „In der Klasse der Dégénérés supérieurs finden sich die feinen Köpfe zusammen" (Charcot).

Hören wir weiter, was Kräpelin [550] (I, S. 1783) über diesen Punkt zu sagen weiß. Schon bei Besprechung der „Nervosität", die nur einen kleineren Teil der Psychopathie ausmacht, kommt er zu folgenden Feststellungen. „Die gemeinsame Eigentümlichkeit derjenigen psychopathischen Zustände, die wir als Nervosität bezeichnen, ist die dauernde Beeinträchtigung der Lebensarbeit durch unzulängliche Veranlagung auf dem Gebiete der gemütlichen und namentlich der Willensleistungen. In der Hauptsache handelt es sich um eine Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit gegen gemütliche Einflüsse einerseits, um ungenügende Spannkraft des Willens andererseits. Damit verbindet sich in der Regel ein Mangel an Ebenmaß in der Ausbildung der gesamten psychischen Persönlichkeit. Auf einzelnen

Gebieten finden sich hervorragende Eigenschaften neben ganz auffallenden Unvollkommenheiten auf anderen. So entsteht der Eindruck des Unausgeglichenen, Widerspruchsvollen, Unberechenbaren im Denken, Fühlen und Handeln, der den nervösen Menschen ihren eigenartigen Stempel aufdrückt. Die verstandesmäßige Begabung kann eine gute, gelegentlich, bei den „Dégénérés supérieurs", sogar eine bedeutende und selbst geniale sein. Von meinen Kranken, bei denen darüber Nachrichten vorlagen, waren über 70 Prozent gute oder sehr gute Schüler gewesen; etwa 8 Prozent hatten schlecht gelernt. Verhältnismäßig häufig scheint sprachliche, dichterische, schriftstellerische und überhaupt künstlerische Veranlagung zu sein, während die Befähigung zur Mathematik und zu naturwissenschaftlicher Beobachtung bei Nervösen weit seltener entwickelt sein dürfte. [?] Oft sind gewisse, ganz umschriebene Fähigkeiten in besonderer Weise ausgebildet, Formensinn, Farben-, Zahlengedächtnis, oder die ganze Richtung der geistigen Entwicklung ist eine auffallend einseitige; es findet sich großer Scharfsinn ohne Menschenkenntnis, weites Wissen ohne praktischen Blick, glänzende formale Begabung bei Unklarheit und Verschwommenheit der Begriffe. Sehr häufig begegnet uns geistige Frühreife; pflegen doch gerade die sogenannten Wunderkinder das Ergebnis krankhafter Veranlagung zu sein und sich in diesem Sinne weiter zu entwickeln."

Kräpelin stellt also nur das einfache Nebeneinander fest. Ebenso fanden Haecker und Ziehen [359], die 5000 Musikschüler untersucht haben, dabei „zahlreiche Fälle von Neurasthenie (Nervosität)[16]".

„Auch hysterieverdächtige Fälle finden sich in nicht unbeträchtlicher Zahl." Von psychopathischen Konstitutionen wären am häufigsten die depressiven mit hoher musikalischer Begabung verbunden.

Wir erinnern uns weiter daran, daß Möbius gerade auch unter Mathematikern sehr viele Psychopathen vermutete und fand.

Wenn von Kräpelins Fällen 8 Prozent schlecht gelernt hatten, so können unter diesen trotzdem noch höhere Begabungen gewesen sein. Denn Psychopathen sind bei sehr hoher Begabung oder sehr abwegiger, seltener Veranlagung häufig keine Musterschüler und bringen dem Schulkram wenig Interesse entgegen. So wären etwa ¾ aller Psychopathen als überdurchschnittsbegabt anzusetzen[17].

Handelt es sich nun um ein einfaches Nebeneinander, eine einfache biologische Koppelung, die wir bloß feststellen können? Oder wären vielleicht auch kausale Zusammenhänge aufzuzeigen[18]?

Möglich, daß manchmal nur Koppelung vorliegt. Aber allein schon die Überlegung, daß bei zahlreichen Psychopathen die archaische Schaltung stärker entwickelt ist, läßt eine Verknüpfung aufleuchten; die Neigung zum Träumen, zum Phantasieren, die Fähigkeit zur Phantasie macht für alles Künstlerische eher geeignet. Diese Beweglichkeit und Lockerheit aller seelischen Verknüpfung ist aber auch gleichbedeutend mit Ideenflüssigkeit, mit Begabung für Kombination und Neukombination.

Weiter. Uns scheint der Gedanke nicht fern zu liegen, daß eine angeborene Intelligenz durch psychopathische Affektivität manchmal

---

[16] Die Autoren meinen zwar: erworbene Neurasthenie; wir möchten aber doch viel eher an angeborene Psychopathie denken.

[17] Eine Arbeit darüber, wieviel Prozent Psychopathen sich bei Überbegabung überhaupt finden, scheint zu fehlen.

[18] Auch darüber fehlen jegliche Vorarbeiten, abgesehen vielleicht von einigen Ideen Bleulers, die wir später zitieren.

besser entwickelt, geübt, ausgebildet werden kann. „Im Vordergrunde stehen [bei der Psychopathie] meistens die affektiven Eigentümlichkeiten. Auch wenn die Intelligenz im allgemeinen genügend oder hervorragend ist, hat sie zu wenig regulierenden Einfluß auf das Handeln" (Bleuler).

Wohl aber umgekehrt: das Affektive beeinflußt die Intelligenz. Schon das Temperament ist nicht gleichgültig, d. h. die Struktur, wie die Affektivität abläuft und wie sie auf das seelische Gesamtgeschehen einwirkt (Grundstimmung, Raschheit oder Langsamkeit der Reaktion, ihre Stärke oder Schwäche und die Dauer der Nachwirkung). Das phlegmatische Temperament z. B. wird kaum sehr geeignet sein, vorhandene Intelligenz zur Höherentwicklung aufzustacheln. Dagegen könnten all jene Temperamentsformen, die man sonst wohl auch als psychopathische Funktionsstörungen bezeichnet, manchmal sehr geeignet sein, vorhandenes Form- oder Intelligenztalent zur vollen Höhe zu entwickeln und auszubilden.

Wie hätten wir uns solchen günstigen Einfluß „gestörter" Affektivität auf die Intelligenzausbildung wohl zu denken? (Intellekt einschließlich Erfahrung und Gedächtnis.)

Alles Erleben macht von vornherein stärkeren Eindruck. Die Überempfindlichkeit und Reizbarkeit für das Kleinste und Feinste macht auf Dinge aufmerksam, die der Gesunde breitfüßig übergeht. Die Sensitivität erweitert den Blick, den Umfang des Aufgenommenen, der Erfahrung, des Wissens, sie differenziert den Intellekt. Primitive oder Kinder vertragen starke Reize ohne Unlust; je feiner ein Nervensystem entwickelt, desto empfänglicher ist es für Unlust (Lehmann [339] S. 238). Unlust vermag den Blick zu schärfen. Wo die eigenen, allzu heftigen, allzu häufigen Schwankungen der Affektivität zur Qual werden, wo an der eigenen Willensschwäche oder Haltlosigkeit bitteres Leid erlebt wird, da schärft solche Unlust den Blick für die Schwächen der andern. Denn Unzufriedenheit stellt immer Vergleiche an; und Vergleichen ist eine wesentliche Funktion der Intelligenz. Körperlich Verkrüppelte besitzen einen Adlerblick für alles Hinter-den-Kulissen.

Die depressive Grundstimmung eines Psychopathen verleiht erst den rechten Ernst für viele Probleme, öffnet den Blick in Spalten und Abgründe. K. Schneiders [575] (S. 48) Worte über die depressiven Psychopathen bleiben ebenso treffend, wenn man sie auf die Unberühmten des Alltags anwendet: „Auch jede lebendige Philosophie und namentlich jede Kunst hat in den Kämpfen einer an sich selbst leidenden und durch sich selbst zerquälten Seele eine ihrer Quellen. Nur der depressiven oder zum mindesten skeptischen Lebenseinstellung erschließen sich die letzten Tiefen des Daseins." Man braucht nur an zahlreiche Forscher zu denken, die nicht hochberühmt bei der Masse sind und doch Außerordentliches leisten — gerade durch dieses Schwernehmen.

Die innere Unrast, die Veränderlichkeit der Stimmung zeigt die Dinge von den verschiedensten Seiten, in der verschiedensten Be-

leuchtung. Dies schärft wieder den Blick für das Bleibende, Wiederkehrende, für das Wesentliche (auch das eine Hauptfunktion der Intelligenz). Die große Beweglichkeit des Vorstellungslebens macht im Verein mit dem ewigen Reizhunger neugierig, „vif"; die innere Unruhe treibt ihn bald hierhin, bald dorthin, sie läßt in viele Dinge, in mannigfache Gebiete hineinlugen, hineinhorchen, die andere gleichgültig lassen. Die Unrast erweitert den Horizont, entwickelt seelische Möglichkeiten, schleift der Psyche zahlreiche Facetten an, stöbert sogar eigene Begabungen erst auf; so schlägt sie im Psychopathen die Brücke zwischen Verschiedenartigstem. Gebiete werden in einer Psyche vereint, die sonst ewig getrennt lägen (Grenzwissenschaften und ihre enorme Bedeutung für allen Fortschritt).

Der Psychopath macht auch viel reichere und tiefere Erfahrungen als der Gesunde. Die Stärke der Affektivität, seine größere Unvernunft, der häufige Mangel an Selbstbeherrschung werfen ihn in Erlebnisse hinein, die andere überhaupt niemals erfahren würden; solche Affektivität ist oft gleichbedeutend mit Kühnheit, Wagemut, Rücksichtslosigkeit, die sich einen ganz andern Gedächtnisschatz angliedern können als ein ruhiger, behäbiger Paßgang in der Wüste des Lebens.

Sogar die Willensstörungen können förderlich sein. Auch K. Schneider [575] (S. 81) findet unter den Willenlosen (Haltlosen) manchmal Dégénérés supérieurs, intelligente, oft künstlerisch begabte Menschen vom Typus gewisser Bohémiens. Haltlosigkeit aber bringt Leid; Leid vertieft. Die erhöhte Beeinflußbarkeit läßt traurige Erfahrungen machen; diese wecken Reue, Reue weckt Nachdenken, läßt genauer beobachten und hinschauen. Das Wissen wächst, die Differenzierung schreitet fort. Überhaupt alle Unzufriedenheit fördert das Nachsinnen, stachelt die Intelligenz, sich zu regen, bringt Einfälle und Neues.

Also — Psychopathie vermag vorhandenes, potentielles Intelligenztalent samt der nötigen Erfahrung zu entwickeln und zu differenzieren. Namentlich für alles künstlerische Schaffen bildet die Psychopathie einen überaus günstigen Nährboden, Formtalent immer vorausgesetzt. In der meisten Kunst leistet die begabte Psychopathie schlechthin mehr als gesundes Talent für sich allein[19].

Noch am besten scheint uns Bleuler [523] (S. 129) das Problem durchschaut zu haben: „Der Psychopath kann sich nicht so gut oder gar nicht anpassen

[19] Es befremdet geradezu, wenn manche Forscher an solchen Problemen fast absichtlich vorbeischauen. So Müller-Freienfels, der sonst immer so ausgezeichneten psychologischen Blick beweist. In seiner Psychologie des Kunstschaffens schildert Müller-Freienfels [634] an sehr vielen Stellen (z. B. S. 23, 37, 45, 70) als typisch „künstlerisch" gerade das, was wir typisch psychopathisch nennen würden. Er sieht im Künstlertum die gesteigerte Fähigkeit zu Erlebnis, Ausdruck und Gestaltung; wir sagen dazu: das ist meistens (nicht immer) formbegabte Psychopathie. — Ähnlich Utitz [760b] S. 264—279: Das Pathologische könne am Künstler lediglich „seine Reizbarkeit, Sensibilität, Autosuggestivität" steigern. Lediglich? Ist dies nicht schon sehr wesentlich?

[wie der Normalphilister]; er reagiert auf die dadurch entstehenden Schwierigkeiten entweder ausweichend (sei es, daß er sich vor den Anforderungen in die Hysterie oder Neurasthenie flüchtet, sei es, daß er sich im Größen- und Verfolgungswahn eine eingebildete Welt schafft) oder aggressiv durch Versuche, die Außenwelt an seine Bedürfnisse anzupassen, oder durch beides zusammen. Derjenige, der die Außenwelt im großen oder kleinen anders haben möchte, ist gezwungen, über sie nachzudenken und Erfindungen, soziale Verbesserungen und dgl. anzustreben. Ist er zugleich intelligent genug, so kann ihm die Leichtigkeit der Abweichung von den gewohnten Bahnen direkt förderlich sein, etwas Neues zu finden. Oft liegt die Anpassungsunfähigkeit mehr in inneren Schwierigkeiten, indem verschiedene Strebungen sich nicht ausgleichen, sondern zu einem dauernden Zwiespalt im Busen führen. Solche Leute können im autistischen Denken die Gegensätze vereinen oder sich nach außen Befriedigung schaffen; sie werden, wenn sie das übrige Rüstzeug dazu haben, Dichter und Künstler. Es ist deshalb kein Zufall, daß berühmte Männer so oft aus Ehen verschiedenartiger Eltern stammen, deren Tendenzen sich in der Psyche der Nachkommen nicht zu einem einheitlichen Ganzen fügen, sondern zeitlebens nach verschiedenen Richtungen streben. Dichter und Musiker müssen auch feiner empfinden als andere Leute, eine Eigenschaft, die für die alltäglichen Leistungen des Lebens hindernd ist und oft geradezu die Bedeutung einer Krankheit bekommt." So kluge Worte liest man nicht gerade oft.

Die Psychopathie an und für sich bleibt im Ganzen immer etwas Bionegatives, der Ausdruck einer gewissen Lebensuntüchtigkeit. Trotzdem kann sie, wie wir gesehen haben, einen genetischen Wert darstellen für „Höherwertigkeit" in irgendeiner Hinsicht. Es ist allerdings unlogisch, von „psychopathischer Höherwertigkeit" schlechtweg zu sprechen; denn Psychopathie bleibt Psychopathie. Aber was mit ihrer Hilfe entsteht, kann durchaus den Charakter der Höherwertigkeit aufweisen. So hat Oppenheim[564] darauf hingewiesen, daß die ethische Höherwertigkeit bei Zwangsneurotikern aus der Psychopathie herauswächst. Und Morgenthaler[563] hebt hervor, daß gerade das Gefühl eigener Minderwertigkeit den Psychopathen zur Kompensation und Überkompensation und damit zu Höherwertigkeit emportreibt. (Adlers Kompensation ist etwas anders gemeint, kann aber ähnliche Ergebnisse zeitigen.)

Wie aller Kompensationswille, so kann auch jede Neurose auf psychopathischem Boden zu beträchtlichen Leistungen aufstacheln. Jedenfalls auf bestimmten Gebieten. Und häufig übernimmt die Gesellschaft die Aufgabe, offensichtliche Schwächen in anderer Hinsicht zu stützen oder auszugleichen. Wer möchte verkennen, daß sich gerade geltungsbedürftige Psychopathen besonders gut zum Schauspielertum eignen? Oder die Phantasten und Pseudologen zu Dichtern? Die Gefühlsschwelger zu Musikern?

Auch die Richtung auf etwaigen Ruhm hin ist beim psychopathischen Talent von vornherein eher gegeben als beim gesunden. Nicht „das" Genie ist häufig psychopathisch, sondern der talentierte Psychopath wird eher zum Genie als der talentierte Gesunde. Gerade die beigemischte Disharmonie macht mehr Eindruck, übt mehr Wirkung, das Abnorme des Psychopathen (und damit seiner Leistung) fällt leichter aus dem Rahmen, liefert mehr Gesprächsstoff, hält die Gemüter in Atem, kurz, wird eher be-

rühmt. Dies braucht nicht immer bloß durch die Leistung zu geschehen; auch das ungewöhnliche Schicksal eines Psychopathen (aus seiner Psychopathie heraus), z. B. Verurteilung, Selbstmord, sekundäre Psychose usw., können erst den Blick so recht hinlenken auf sein Talent, können sein Werk aus hundert gleichwertigen heraus heben und mit dem nötigen tr versehen. Wer sich in solchen Extremen ergeht, wer so im Leben umherquirlt, sollte nicht eher die Blicke der neusüchtigen Menschheit auf sich lenken?

Auch noch als Unberühmter liefert der Psychopath dem Betrachter viel müheloser die Einzeltöne zum numinosen Akkord. Auffallende Mimik, „ausgefallene" Haltung, geltungsbedürftige Pose, Kleidung, Haartracht — die Exzentrizität seiner Gefühls- und Handlungsweise, die Unberechenbarkeit von Stimmungen und Launen, sein Immer-anders-als-Andere — all das kann weit eher einmal für den empfänglichen und einflußreichen Betrachter ein en, ein mr, ein tr abgeben. Zur Psychose sind nur Grad unterschiede.

Der Rationale verachtet das alles vielleicht; aber Menschen mit Anlage zu numinosem Erleben können leicht eine kleine Verehrergemeinde bilden. Und wenn diese urteilt „genial", so trifft sie damit häufig gerade die psychopathischen Züge. Die Talentbegabung stellt sich mit ihrem Schilde schützend, zweifelerregend, entschuldigend vor die Exzentrizität, die sonst leicht der bürgerlichen Geringschätzung anheim fallen würde. Der Bourgeois, der Talent nur sieht, wenn es allgemein anerkannt und berühmt ist, schaut nur auf die psychopathischen Schwächen der Künstler und verachtet sie samt und sonders; er entspräche auf anderem Gebiet den rationalen Beurteilern psychotischer Propheten.

Wenn die Psychopathie sich vorwiegend in Willensschwäche äußert, so kann sie aber auch Hochbegabten, denen sie in anderer Hinsicht genützt hätte, doch ein Bein stellen. Entweder kommt es dann überhaupt zu keinen bedeutenden Leistungen: im Akkord fehlt das fc für den Verbraucher; oder es fehlt das Zwingende, das en, die tiefe, nachhaltige Leidenschaft, die Mauern bricht und im Sturm erobert. Der erträumte Genieruhm bleibt auf seinem Marsche irgendwo im Sumpf stecken.

Daß aber Psychopathie und sogenannte Genialität in irgendwelcher Beziehung zueinander stehen, haben schon große Geister gefühlt oder ausgesprochen. „Schon im Altertum fiel die große Veränderlichkeit im Charakter des Genies auf, und es ist daher mit dem Chamäleon verglichen worden (Julian, Imper. Cäs.)" (z. n. Reibmayr [73] II, S. 224). „Es ist nämlich eine fatale Tatsache, daß sich der Geist mit besonderer Sympathie auf die Ungesunden und Unersprießlichen niederzulassen pflegt, während der Philister zwar vielfach geistlos, aber durchweg gesund philosophiert" (Nietzsche) (z. n. Jaspers [501] S. 4). „Gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders, als bei einer zarteren Organisation" (Goethe). —

Psychotische und besonders psychopathische Talente gelangen eher zum Genie-Ruhm als das gesunde Talent allein.

Die ganze Geniefrage läßt sich nicht voll erfassen, wenn man sie nicht einordnet in den allgemeinen Zusammenhang von bionegativ und numinos, wie er überall in der Kultur- und Religionsgeschichte aufzeigbar ist. Versuchen wir, die numinose Wirkung gerade des Bionegativen in den Rahmen der Menschheitsgeschichte einzuordnen und vor allem dabei den psychologisch-genetischen Standpunkt nicht zu verlieren.

Entstehung des Numinosen

RELIGION UND NUMINOSES. Ist numinoses Erleben, psychologisch betrachtet, gleichbedeutend mit Religion? Die Beantwortung dieser Frage hieße das Problem lösen: auf welchen psychologischen Wegen hat sich, von den Tiervorfahren an, religiöses Leben allmählich entwickelt? Alle wissen, daß dieses Problem noch lange nicht zu Ende gedacht ist und vielleicht auch nie ganz gelöst werden kann[20].

Alle Versuche, Religion aus einem Keim abzuleiten, erscheinen uns von vornherein verfehlt. (Auch „die" Kunst kann man ja nicht bloß aus ästhetischem Erleben entwickeln.) So breite soziologische Ströme haben meist viele Quellen und Nebenflüsse.

Unseres Wissens hat man bisher noch nicht versucht, über den Menschen hinaus in die Tierreihe zurückzugehen. Und doch meinen wir, Keime vorreligiösen Erlebens schon bei einigen höheren Tieren entdecken zu können. Keime, wohlverstanden.

Zum religiösen Erlebnis ist eine gewisse Stufe von Intelligenz Vorbedingung; denn Intelligenz raubt die naive Sicherheit des allgemeinen Lebensgefühls. Sie erst läßt Urgefühle wie Grauen oder grüblerisches Staunen zustande kommen. Einfaches Staunen und Neugier besitzen allerdings schon Ameisen. Aber ausgesprochenes Grauen sehen wir erst bei höheren Tieren, wie Hunden und Affen. Wenn die Schimpansen Köhlers [430] (S. 39) vor seltsamen Tieren oder Puppen deutliches Grauen empfanden, so müssen wir darin Keime mystischen Erlebens erblicken, Keime zu dem Gesamtgefühl: „nicht von dieser Welt". Ebenso bei dem Hund von Möbius (vgl. Das Unheimliche). Der Akzent in solchem erlebten mr-tr liegt, wie bei aller primitiven Religion auch, auf dem tr.

Religiöse Urgefühle lassen sich wohl schwerlich dunkel, komplex oder dumpf genug bei den ersten Tiermenschen vorstellen. (Erst auf viel viel höheren Stufen erscheinen Ahnenkult, Anbetung heiliger Tiere, Heldenverehrung usw. — Levy-Brühl [435] S. 329.) Das Gefühl des Unheimlichen, das des Grauens vor unsichtbaren bösen Naturgewalten, die mit Krankheit und Tod das ohnmächtige Ich bedrohten, war gewiß einer der ersten Hauptkeime. Ein Staunen mag sich hineingemischt haben, ein Befremden und Nichtbegreifen, ein Ahnen, Scheu und Erschauern. Ein dunkles mr-tr dämmerte auf.

Und ebenso dumpf zu gleicher Zeit auch die katathym geborenen Mittel zur Gegenwehr oder zum Überbrücken der Kluft, zu dem geheimnisvollen Unsichtbaren hin. Religion und Zauberei haben teilweise ähnliche affektive Wurzeln. Religion ist nicht nur aus Zauberei entstanden; aber sehr viel Magie ist in das religiöse Leben mit eingeströmt.

Die unheimlichen Kräfte erhielten Namen (erste Form der Bannung),

---

[20] Wen die wissenschaftlichen Ansätze dazu tiefer interessieren, sei zur Einführung auf einige Untersuchungen hingewiesen: James [447], Runze [462], Müller-Freienfels [450], Oesterreich [455], [456], Freud [434], Vierkandt [466], [467], Durkheim [441], Preuß [430], Levy-Brühl [435], Werner [471], Bychowski [494], Reik [460], [461], Heiler [445], Otto [458], [459], Hauer [444].

nicht als „Geister" oder „Seelen", sondern einfach als anthropomorph gedachte mystisch-magische Zauberkräfte. So ist das Wakan nordamerikanischer Indianer ein Fluidum, ein mystisches Prinzip, das in allem Mysteriösen, Wunderbaren [mr], allem Furchterweckenden [tr], allem kultisch Angebeteten [num.] wirksam ist (Levy-Brühl [435] S. 108). Durch Namensanrufung konnte man die Dämonen beschwören.

Möglich, daß sich aus den Schreckwundern der Natur und ihrem Erleben die ersten Keime zur Vergottung herausgebildet haben: aus Gewitter und Sturm, aus dem Kommen und Scheiden der Sonne, aus Vulkanen, Tigern und Schlangen. Überall, im Bösen wie im Guten, wurde eine Überkraft als Ursache gesetzt. Diese Übermacht mußte Schutz und Hilfe, Geborgenheit und Rettung schenken können, mußte viel stärker zaubern können als die menschliche Ohnmacht, und man suchte sie, in rührender Kindlichkeit, zum günstigen Zaubern zu bestimmen durch Opfer und Gebet.

Und war die Überkraft einmal gesetzt, so drängte der Trieb nach eigener Icherhöhung den Menschen hin zur Vereinigung mit dem unendlich Überlegenen, und weg, los von dem Ungenügen am eigenen, armseligen, langweiligen Alltags-Ich: in Ekstase und Festrausch, in Gebet und Versenkung. Und womöglich soll dies erhöhte Ich auch noch ewig leben und alle Sinnlosigkeit, alle Ungerechtigkeit wird einst ausgelöscht sein.

Damit haben wir aber schon recht späte, verfeinerte Ausgestaltungen der Wunschträume erreicht. Noch später findet die Rationalisierung der Überkraft statt, ihre Formung nach dem Bilde des idealisierten Menschen, ihre Ethisierung nach dem eigenen Ichideal. Ganz spät strömt etwas wie Vater-Imago mit ein: Liebe, Schutz, strafende Gerechtigkeit von oben, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Verehrung von unten. Die Kraft wird als heilig erlebt.

Religion hat weiterhin noch eine soziologische Wurzel; das Gemeinschaftsgefühl sammelt sich unter einem Banner (vom Totemtier an aufwärts).

Rein psychologisch betrachtet würde demnach die mystische Wurzel der Religion eine andere Welt setzen; die magische Wurzel würde die Überkraft der anderen Welt mit Zaubermacht ausstatten, die alle menschlichen Wünsche erfüllen könnte. Das eigene Gesamtgefühl von der Unbegreiflichkeit und der Übermacht der Umwelt wird substantiiert und (eventuell personifiziert) nach außen projiziert; ebenso wird der eigene Wunschtraum nach Zaubermacht substantiiert, objektiviert und jener ersten Substantiierung als Eigenschaft angegliedert. Die Substantiierung des eigenen Ohnmachtsgefühls wird mit ungeheurer Machtfülle ausgestattet, idealisiert, ethisiert und zum heiligen Banner der Gruppe erhoben: wahrlich ein sehr merkwürdiger, katathymer Schutzmechanismus der menschlichen Psyche.

Auf einer ganz anderen Seite steht das Problem, welche Hilfsmittel, welche Brücken und Umwege, welche intellektuellen und affektiven Stützen der Mensch, sich selbst unbewußt, benutzt hat, um zu dem Gipfel seines religiösen Zieles hinaufzugelangen.

Ein Beispiel. Wenn ein Naiver im Traum Verstorbene sieht, so leben diese für ihn noch irgendwie. Der Traum gehört für den Primitiven „in die Sphäre des Übersinnlichen" und hat als solcher „mystischen Charakter" (Hauer [444] S. 225). Der Traum stellt also einfach die andere Welt und ihre abgeschiedenen Personen dar. Und die grauenvolle Unfaßbarkeit des psychischen Todes vermag solche Annahme noch zu stützen.

Die Erfahrung des Sichloskaufens vom Feind, des Opferns also, um noch Wertvolleres zu erlangen, könnte die Wurzel abgeben für die Idee eines Opfers an die zürnende Gottheit; das Geborgenheitsgefühl im Schutz der Eltern schafft die Idee eines Gottvaters usw.

Wenn der eine glaubt, die unmittelbare Gegenwart eines göttlichen Wesens erlebt, seine Stimme gehört zu haben, und wenn dann solche Offenbarung von anderen geglaubt und weiterberichtet wird, so wäre dies eine Form von Stütze, eine Überwelt anzunehmen. Andere Formen könnten

vielleicht phantasievolle, übertreibende Erzählungen bilden, von Zeichen und Wundern, Umdeutungen, Mißdeutungen, Mißverständnisse, jede Art von Legenden- und Mythenentstehung.

Religion ist also ein höchst verwickelter, verzweigter Bau mit vielen, kaum noch sichtbaren Fundamenten. Uns interessiert nun vor allem die Frage: ist das Heilige, besser das Erlebnis des Numinosen ein elementares religiöses Urerlebnis?

Hauer [444] bejaht die Frage. Auch R. Otto [458] scheint es zu tun. Scheint. Denn der Standpunkt von Otto [458] (Kap. 8, 10, 14—18) tritt nicht vollkommen eindeutig hervor.

Eine Einzelheit als Beispiel vorweg: das Gefühl des Erhabenen. Otto (S. 52) spricht von der Ähnlichkeit des Erhabenen und des Numinosen. Von Gottes Erhabenheit zu sprechen, soll aber nur „als analogische Bezeichnung" erlaubt sein. „Aber wollte man's ernstlich und wörtlich meinen, so wäre es ein Irrtum. Religiöse Gefühle sind nicht ästhetische. Das ‚Erhabene' gehört aber nächst dem ‚Schönen' noch in die Ästhetik, so sehr verschieden es auch vom Schönen ist."

Wir sind Gegner der üblichen Begriffsschachteln „religiös" und „ästhetisch". Das Erhabene ist ein religiöser Bestandteil in der Natur und in der Kunst, es ist nichts rein Ästhetisches. Höchste Gebirge, der Sternenhimmel wirken erhaben; nicht aber als ästhetisch, sondern als numinos. Das Erhabene ist eine Form des Numinosen selbst, und nicht bloß eine Anregung, ein Übergang zu ihm, nicht bloß eine „Gefühlsgesellung".

R. Otto widerspricht sich im Grunde selber; denn auf S. 57 findet er es „wahrscheinlich, daß auch die innige Verbindung des Heiligen mit dem Erhabenen noch mehr ist als bloße Gefühlsgesellung, daß diese vielleicht nur ihre geschichtliche Weckung und erste Veranlassung ist, daß aber ihre innige Dauerverbindung in allen höheren Religionen darauf hinweist, daß auch das Erhabene ein echtes „Schema" des Heiligen selber ist." Heißt das nicht aber: ein Vor-Numinoses? Und schließlich meint auch Otto (S. 75), „daß zwischen dem Numinosen und dem Erhabenen eine verborgene Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit besteht, die mehr ist als eine bloße Zufallsähnlichkeit". Sehr richtig.

Ist das Numinose tatsächlich eine „Kategorie a priori"? Und hat sich das numinose Gefühl im Lauf der Geschichte „entwickelt"?

„Religion fängt mit sich selber an", doziert Otto (S. 152). Nichts fängt mit sich selber an, mit Verlaub zu sagen; am allerwenigsten auf unserer allzu irdischen Erde.

Das Numinose ist keine „Kategorie a priori", die sich im Lauf der Jahrtausende etwa nur auszuwickeln gehabt hätte. Es ist nicht wie eine Pflanze, die sich aus einer Anlage a priori, einem Keim entwickelt hätte, nicht wie ein Tier, das schon im Ei potentiell enthalten wäre. Sondern das Numinose ist (als Gefühl) wie eine Tier-Art, wie eine Gattung, die aus ganz anderen Gattungen entsprungen ist. In gewissen Würmern oder Fischen ist der Mensch auch nicht a priori im Keim enthalten gewesen und hätte sich nur zu „entwickeln" gehabt (obwohl er aus diesen Quellen herkommt).

Otto sagt einmal (S. 54), die heutige Entwicklungslehre sollte richtiger „Verwandlungslehre" heißen. Dies trifft, obwohl es polemisch und spöttisch gemeint ist, trotzdem den Nagel auf den Kopf. Die ganze Stammesgeschichte der Pflanzen und Tiere ist tatsächlich viel eher Verwandlung (mutatio) als Entwicklung; und genau so die Phylogenie der großen soziologischen Gebilde wie Kunst, Moralen, Religion. Der Begriff des Auswickelns, der Evolution paßt im Grund nur auf das organische Einzelwesen und seinen Keim; man weiß, aus einem Frosch-Ei entwickelt sich ein Frosch. Alles andere ist ständige Abwandlung; ist Genesis nur im Sinne von Causa, nicht aber im Sinne von Ovum.

Otto fordert als Ziel der Religionsgeschichte: „die Kette der Reize aus-

findig zu machen, unter deren Wirkung das numinose Gefühl wach wurde, hat an die Stelle der ‚epigenetischen' und sonstigen Konstruktionen des Entwicklungsverlaufes der Religion zu treten."

So spricht ein Forscher, der sonst mit den andern (intellektualistischen) Theorien, z. B. der von Wundt, so gut fertig wird (O. [450] Abschn. 25)? Und dessen Werke selber voll der feinsten psychologischen Delikatessen sind? Der nicht müde wird, die Ausdrucksweisen und „Entsprechungen" des Numinosen in der Kulturgeschichte aufzuspüren?

Nun heißt es aber wirklich, auch ganze Arbeit leisten: das a priori muß fallen. Das „Gefühl des Numinosen" sollte „ein seelisches Urelement" sein (S. 143)? Das unter gewissen Bedingungen oder Reizen nur hervorzutreten brauchte? Nein. Sondern das Gefühl des Numinosen stellt eine verwickelte chemische Verbindung dar, deren Elemente erst zusammentreten müssen und die einzeln aus ganz verschiedenen Richtungen herkommen können. Gerade R. Otto hat uns doch selber gelehrt, die sechs Elemente am Numinosen zu analysieren. Und diese sind einzeln entstanden, erworben, eingeübt; sie schließen sich bald zu zweit, bald zu dritt zusammen, überall mit fließenden Übergängen, Verwandlungen, Amalgamierungen bis zum vollen Mischgefühlsakkord des Heiligen hinauf. Bald tönt es ganz primitiv numinos, bald volltönend „heilig" von heute; bald unvollkommen numinos, bald religiös-numinos, endlich auch profan-numinos, alltäglich vornuminos.

R. Otto widerlegt sich auch insofern selber, als er zu seiner religiösen Anlage a priori als Parallele nennt: die Anlage zur Musik. Aber wie hoch verwickelt ist heute musikalisches Talent; und wie ganz verschieden bei verschiedenen Typen. Solche Hochdifferenzierung sollte genau dasselbe sein wie beim Primitiven, nur unentwickelt? Dieser mag einige Elemente der Anlage bereits haben (z. B. Rhythmusgefühl usw.), aber es müßte noch sehr viel Anlage (nicht „entwickelt", sondern) hinzuaddiert werden, bis ein volltönendes Musiktalent für moderne Musik entstände. [21]

Tatsächlich spricht Otto überall von den „Vorstufen" des Numinosen (S. 136), von einem „Vorgott" (S. 86), von „niederen Ebenen"; ja der Grundgedanke des Werks (das Numinose als das Primär-Heilige, als das Primär-Religiöse) ist ganz eminent im Sinne einer Verwandlungslehre gedacht. Nur gerade ausgerechnet das Numinose soll als „Urelement" mit sich selbst anfangen? Dem widerspricht S. 152: „Wo aber noch nicht das Ganze ist, da haben seine vereinzelt wach gewordenen [eS] Anfangs- und Teilmomente von Natur etwas Bizarres, Unverständliches, ja oft Fratzenhaftes an sich."

Die magische Wurzel des Religiösen ist auch nicht a priori als religiös entstanden; ebensowenig die Teilmomente des Numinosen. Dies sind einfach die Elemente des affektiv Eindrucksvollen überhaupt.

Was dem unentwickelten Naiven als voll religiös-numinos vorschwebt, läßt in uns vielleicht bloß ein alltäglich-vornuminoses Gefühl erklingen. So etwa eine erhabene Berglandschaft. Oder ein Gewitter mit grandioser

[21] Daß sich Vierkandt [467] dem Apriorismus anschließt, befremdet. Denn in früheren Arbeiten hat Vierkandt z. B. das Zaubern aus dem alleralltäglichsten affektiven Handeln erfolgreich abgeleitet und doch im Magischen eine der Wurzeln des Religiösen gesehen. Sogar in diesem Aufsatz (Vierkandt [467] S. 319) betont Vierkandt, die Heiligkeitshaltung brauche ursprünglich nicht einer Geister- und Götterwelt, sondern anderen Gebilden zugewandt gewesen sein. Damit ist es aber schon keine religiöse Kategorie a priori mehr.

Wolkenbildung. Oder nur der Blitz für sich selber. Man höre Otto [459] (S. 13) über den Blitz: „Das Unerwartet-Überraschende, das Gespenstisch-Furchtbare, das Übermächtige, das ganz Prachtvolle, das Blendende, das Entsetzende und Entzückende des Blitzes sind hart am numinosen Eindruck, ja häufig dieser selbst."

Ist nun vielleicht das Gefühlserlebnis des Numinosen an jenem elektrischen Funken eine „Kategorie a priori"? Oder setzen sich nicht vielmehr lauter einzelne, nicht religiöse Eindrucksmomente des Blitzes derart zu einem Gefühlsakkorde zusammen, daß er numinos erklingt? Und zwar: dem Primitiven vollnuminos, uns aber nur noch vornuminos?

In Aufsatz 2 stellt Otto [459] überaus feine Untersuchungen an über „numinose Urlaute", d. h. wie sich die Gefühle, die Spannungszustände des numinos gestimmten Gemüts entladen. Solche Urlaute wären: Hu, As, Om. Der numinose Brummlaut des Om (gedehntes nasales o) wäre aus Aum hervorgegangen; ähnlich aun, ein Laut numinosen Grauens.

Da es sich teilweise um Sanskrit, also um indischen Ursprung handelt, sprechen wir eine Vermutung aus. Könnten solche Laute am Ende ursprünglich ein Raubtierbrummen nachahmen? Ein Tigerknurren (A-uhm)? Tiger werden nachweislich numinos erlebt. Beweis auch das schöne Gedicht von Blake, The Tyger (Otto [458] S. 220), das die unsterbliche Hand preist, weil sie den Tiger geschaffen (Gefühlsverschiebung vom Tiger auf die Hand).

Dies führt uns noch einmal auf das durchaus Subjektive des numinosen Gefühlsakkords hin. „Auch bei stärkster Spannung der Aufmerksamkeit gelingt es hier nicht, das Was und Wie des Gegenstandes in den Bereich begreifenden Verstehens zu bringen. Er bleibt im unauflöslichen Dunkel des rein gefühlsmäßigen, unbegrifflichen Erfahrens" (Otto [458] S. 70). Und die Dämonen, etwa in ihrer echtesten Form, wie die altarabischen Gottheiten, „die eigentlich nichts sind als wandelnde Demonstrativ-Pronomina" (S. 141), „Gottheiten sehr mächtiger Wirkung und sehr lebhafter Verehrung" — „Sie sind reine Erzeugnisse des religiösen Gefühles selber." Dieses bleibt nun (S. 144) „entweder rein Gefühl . . ., wie im panischen Schrecken, oder aber" es geschieht, daß das religiöse Gefühl „den numinosen Gegenstand selber erfindet (oder besser entdeckt), indem es seine eigenen dunklen Vorstellungs-keime auswickelt." So kommt es zur „Setzung des numinosen Objekts". Jene altarabischen Dämonen oder Gottheiten aber waren „Schauungen" ... „prophetischer Naturen" (S. 141). „Zu diesen numina gehört immer der Kâhin, die primitive Urform des Propheten. Nur er erlebt ein Numen original. Und wo und wann es sich durch einen solchen ‚geoffenbart' hat, da entsteht Kult und kultische Gemeinschaft. Zum Numen gehört ein Seher, und ohne diesen gibt es keins." Diesen Satz wollen wir uns scharf einprägen: kein Numen ohne seinen Seher.

Ruskin hatte das Erlebnis des Numinosen ganz rein nur in der Jugend. Und Parker (Ten sermons of Religion, Boston 1853) weist nach, daß die primitiven Völker, die „Kindheitsvölker", das Numen (The Divine) ebenso unbestimmt, fast nur als Gefühl an sich gleichsam, erleben wie heute manche Kinder (nach Otto [459] S. 56—60). Das numinose Gefühl gehört vorwiegend der archaischen Schaltung an.

Das Numinose ist nicht „die" Religion (im Keim), sondern ein wichtiges Teilmoment; genau wie die andern Wurzeln (die mystische, die magische usw.). Das Heilige und alle seine Vorstufen können auch im Alltag psychologisch nachgewiesen werden.

Das Vor-Numinose. Vor-numinos soll uns heißen: nicht etwa eine primitive Form des religiösen Voll-Numinosen, sondern eine schwache, eine unvollkommene Form. Entweder fehlt der eine oder andere Ton, oder das mr-tr bewegt sich auf niederer Ebene.

Man kann alle Übergänge beobachten, denn numinos ist ein W e r t-gefühl und als solches durchaus r e l a t i v. Verschiedene Menschen, Bildungsstufen, Zeitalter haben i h r Numinoses.

Dem Neger ist sein ekstatisch berauschter Medizinmann voll-numinos, für uns fast eine komisch-bemitleidenswerte Figur. Dem Kind ist der Vater, der Lehrer vornuminos; w i r kennen beide auch hinter den Kulissen. Dem Backfisch erscheint der Heldentenor als Halbgott, bei u n s sitzt er vielleicht als Syphilitiker in der Sprechstunde.

Schon die anorganische Welt kann uns vornuminose Eindrücke vermitteln: Gewitter und Meer bei Sturm, Feuer und Sonne, Sternenhimmel und Hochgebirge, weite Wüste und donnernde Wasserfälle. Jeder kann selbst überall mit Leichtigkeit das Eindrucksvolle herausanalysieren. Z. B. das Gewitter. mj: die Macht, zu töten. en: die Intensität von Blitzschein und Donnerschall. fc: die Schönheit der Lichtkontraste, der Wolkenbildung. mr: das ganz B e s o n d e r e von Schall und Lichtart, das „Magische" der Beleuchtung, das K n a t t e r n des Donners. tr: die Unberechenbarkeit der Blitzgefahr. sa: die allgemein-menschliche Anerkennung des höchst Eindrucksvollen am Gewitter.

Im Pflanzenreich sind es uralte, blitzdurchfurchte Bäume, die vornuminos wirken können, oder endlose Wälder (Rußland); im Tierreich die großen Raubkatzen.

Auch Plätze und Stätten wirken vornuminos: ein Hain, eine Quelle, das Elterngrab. Oder größere Komplexe: Heimat, Vaterland.

Alle I d e a l e haben etwas Vornuminoses (tr: die Unerreichbarkeit). Auch manche Gruppen oder Stände: Fürsten, Adel, Priesterkaste. Ebenso Abstrakta: Liebe, Mutterliebe, das Leben, „das" Genie. Alles Torsohafte wirkt als leises mr-tr (mr: das Geheimnis, wie war es einst? tr: das Grauen vor dem Verfall und vor dem Ablauf der Zeit).

Lehrmeinungen oder Weltanschauungen können für ihre Gemeinde durchaus numinos werden: „der" Okkultismus, „die" Psychoanalyse (wobei „das" Unbewußte, substantiiert, als mr-tr erlebt wird); die Lehre von „dem" Unterbewußtsein (z. B. Hauer, Österreich usw.). Daher immer der „h e i l i g e" Krieg um einen Glauben, eine Weltanschauung. Nur um N u m i n o s e s blutet der Mensch in großen Gruppen.

Viele Arten von M e n s c h e n können irgendwie einmal vornuminos wirken; man bedenke dabei aber immer das R e l a t i v e: auf wen, in welchem Volke, welcher Zeit. So Vater. Mutter, die Ahnen, die Angebetete, der Lehrer, jeder hohe Würdenträger (Häuptling und Schamane, Kaiser und Papst), tragische Helden, überhaupt alle Helden (Kriegsgefallene), Propheten, Athleten, Stierkämpfer, berühmte Ärzte oder Kurpfuscher.

Je suggestibler jemand, desto eher eine vornuminose Wirkung. „Napoleon, Jesus, die Jungfrau von Orleans, Maria, aber auch der Kaiser, der Vater, der Onkel, die Mutter, ein Bruder usw. sind häu-

fige Ersatzideale der aufgepeitschten Gier nach Überlegenheit und stellen gleichfalls richtunggebende, affektauslösende Bereitschaften im Seelenleben des Nervösen dar", meint richtig A d l e r [515] (S. 160) (von g a n z andern Gesichtspunkten aus und ohne das Numinose zu kennen).

Alle starke Suggestions-Wirkung von bestimmter Mischung ist vornuminos. Auch die ärztliche Hypnose kann nicht gelingen, wenn der Arzt auf den Kranken nicht vornuminos wirkt. mj: das ärztliche Können. en: der autoritative Befehl. fc: Heilung in Aussicht (auch Einströmen von Sympathie und Libido, „Übertragung"). mr: das geheimnisvolle Drum und Dran. tr: das Unheimliche, in fremde Gewalt gegeben zu sein. sa: der R u f des Arztes a l s Hypnotiseur.

Auch höhere Tiere haben, wie sie mystisch oder magisch erleben können, bereits vornuminoses Gefühl: der treue Hund gegenüber seinem Herrn.

Mystisch und numinos aber sind g a r n i c h t identisch. Dagegen könnte man wohl sagen, je voller und intensiver der numinose Akkord erklingt, desto e h e r sind die meisten Menschen geneigt, auch etwas Mystisches mitzuerleben, mit anzunehmen („das" Genie).

R. O t t o [458] (S. 152—154) betrachtet ebenfalls die „Momente des Rohen", nämlich all die Übergangsstufen bis zum Numinosen hin. Aber er wird zur Annahme gezwungen, daß das numinose Gefühl fortwährend in die I r r e geht, sich also täuscht. Darnach hätte es sich hunderttausend Jahre lang, bei Tausenden von Völkern, bei Milliarden von Menschen f a l s c h schematisiert? Es hätte sich in zwar Ähnliches, „innerlich aber ihm nicht Zugehöriges" (S. 154) eingebettet? „Das religiöse Gefühl" hätte sich (S. 144) „auf irdische, diesseitige Dinge" „ablenken" lassen, „indem es sie fälschlich für numinos nimmt"?

F ä l s c h l i c h ? Wer legt den Maßstab an? Ein evangelischer Theologieprofessor? Oder wer sonst? Und w e l c h e n Maßstab? So hätte also die Allmacht und Allgüte ihre Milliarden Geschöpfe ausgerechnet d a r a n verhindert, s i e zu erkennen? Und hätte sie getäuscht und an der Nase herumgeführt, indem sie das religiöse Gefühl fälschlich ablenkte von sich selbst...? Auf solche Weise wäre es demnach möglich, daß in fünfzigtausend Jahren eine n e u e Religion mit andern Professoren unser heutiges Christentum a u c h als „fälschlich", als „primitiv" oder „roh" bezeichnete?

Wie unendlich viel natürlicher und einfacher ist es dagegen, nicht a priori, sondern g e n e t i s c h zu denken, und überall, auch im Psychischen und seinem Werdegang, das fließende Strömen zu sehen. Je intensiver und je voller der numinose Gefühlsakkord klingt, desto e h e r verbindet sich mit ihm der mystische Trieb, ein transzendentes Objekt zu setzen.

Jeder Alltag kann uns dies lehren. Über die Bestattung seines Freundes Weininger schrieb Rappaport (z. n. Probst [1565] S. 2): „Es sei hier erwähnt, daß zur Zeit seines Leichenbegängnisses eine nur

in Wien sichtbare partielle Mondfinsternis stattfand, die genau in dem Moment endigte, als sein Leib in die Erde gesenkt wurde." Dergleichen wäre nur beim Tode Christi, beim Begräbnis des Philosophen Karneades geschehen, dazu die weiße Wolke bei der Bestattung Kants. — Numinoses Fühlen (des toten Freundes) setzt mystische Zusammenhänge, es verwandelt sich teilweise in mystisches Erleben. Aber andere Naturen können im Alltag einen Toten auch tief numinos erleben, ohne eine Spur von Mystischem.

Quellen aus Bionegativem. Von jeher, bei fast allen Völkern aller Zonen und Zeiten, galt der Psychotische oder der Krampfbefallene als ein Heiliger; er war Tabu, unantastbar, selbst dann unverletzlich, wenn er Verbrechen beging. Denn er stand mit der Gottheit in Verbindung, die Götter sprachen aus ihm. Auch Levy-Brühl [435] (S. 44) betont „... die Willfährigkeit und Hochachtung, die man Visionären, Sehern, Propheten, manchmal Verrückten entgegenbringt. Man schreibt ihnen eine spezielle Fähigkeit zu, mit der unsichtbaren Wirklichkeit zu verkehren, d. h. eine privilegierte Wahrnehmung". Die Aussprüche des Kranken wurden als prophetisch hochgeschätzt, er wurde zum Zauberer und Medizinmann, zum Propheten und Heiligen ernannt. Seine Wirkung war und ist vielfach heute noch numinos. An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln[22].

Bei den Juden oder Arabern, bei Berbern oder Kosakaffern, bei Türken und Indern, bei Batacks und Nias, in China oder auf Madagaskar, auf Tahiti oder Neuseeland und Neuguinea, bei Indianern in Nordamerika oder Peru und Patagonien, in Sibirien und Südaustralien — überall, mit fast ermüdender Einförmigkeit, immer dasselbe: im Psychotischen wirkt die Gottheit, er ist heilig. Oft gilt dasselbe Wort für Narr, Heiliger oder Prophet (navá, nigrata).

Wo das Psychopathologische mit Krämpfen verbunden war, bekam es den Akzent besonderer Heiligkeit. Die Epilepsie war *νόσημα ἱερόν*, morbus sacer [nicht etwa sanctus] oder morbus divinus, die heilige Krankheit. Die Konvulsion hielt man für eine Erscheinung göttlicher Inspiration. Das Zucken von Gliedmaßen konnte aber auch ein böses Vorzeichen bedeuten (Preuß [436] S. 65); darum ist sacer (wie tabu) ambivalent, positiv und negativ zugleich.

Wie läßt sich dies alles psychologisch auf eine Formel bringen? Die Lösung ist sehr einfach: das Psychopathologische stellt ein äußerst stark wirkendes mr-tr dar. Krämpfe sind für sich schon ein tr in nie versagender Form; und alles seelisch so ganz andere schafft ein mr, das „baff" sein läßt und zugleich mit einem leisen Grauen verbunden zu sein pflegt. Der numinose Akkord ist im Kern angeschlagen. Raserei oder „Toben" bilden ein intensives en; die

[22] Sehr schöne Belege bei Lombroso [161] S. 257 und besonders Lombroso [223] S. 132 f. Lombroso ist hier so wertvoll, weil er nur berichtet und nicht deutet.

Prophezeiungen oder Offenbarungen, die aus dem Wirrwarr der Äußerungen deutend herausgelesen, geben ein begehrtes fc ab, hinter denen man höchste Fähigkeiten (mj) wittert. Und die allgemeine Sanktionierung, das Tabu, war das sa. So rundete sich mühelos ein vornuminoser Gefühlsakkord.

„... es war der stärkste Medyub, seine Konvulsionen waren sehr heftig" (Lombroso [223] S. 132). Alles war oft solchen Heiligen erlaubt; sie durften würgen, vergewaltigen, töten. Man hätte sonst in ihnen die Gottheit selbst angetastet. Umgekehrt schützte Simulation einer Psychose vor Angriffen.

Sehr bemerkenswerterweise machten schon früher manche die Verehrung von Psychotischen oder Epileptikern nicht mit; offenbar die rationalen Typen (bei den Juden, in Peru, im alten Griechenland). Hippokrates meinte von der Epilepsie: „Die Menschen hielten ihr Wesen und ihre Ursache für etwas von Gott Herrührendes, und zwar wegen Unwissenheit und der wunderbaren Beschaffenheit, da sie den übrigen Krankheiten gar nicht gleicht" (z. n. Specht [512] S. 13). Wie fein der antike Arzt beobachtet hat: wegen des mr! Die Wirkung des Rätselhaften, Unerkannten.

„Die Heimlichkeit, Unerkanntheit eines Wesens erzeugt ein ankerloses unbewußtes Gefühl, dessen Grund im magischen Zeitalter eben auch magisch umgedeutet wird zu einer besonderen zauberhaften Macht. Darum ist die Unerkanntheit des dämonischen Wesens: ob Mensch oder übermenschliche Naturkraft, ein wesentlicher Teil seiner magischen Stärke" (Werner [471] S. 25). Daher stammt das Bestreben des Magiers, den Dämon zu „erkennen" und ihn so seiner Kraft zu berauben.

Es sei sogleich besonders betont, daß stets das Kranke nicht als Krankes, sondern als Fremdartiges wirksam ist. Insofern ist es auch anderem Psychischen nebengeordnet, das ebenfalls fremd, ungewohnt, „ganz anders" anmutet.

Zum Beispiel der Traum. Auch er gehört für den Primitiven „in die Sphäre des Übersinnlichen", hat „mystischen Charakter" (Hauer [444]). Das seelisch Fremdartige mußte von anderswoher stammen; noch in der griechischen Antike wurden die Träume von außen gesandt, von den Göttern. Daß Götter und Genien in die Träume eingriffen, bekämpfte schon damals ein Rationaler; sie wären vielmehr das Werk der Einbildungskraft oder des Empfindungsvermögens (Aristoteles, De insomniis). — Daß die fremdartige Sprache von Sterbenden (Schwächung der Ratio) ebenfalls mystisch anmuten kann, haben wir schon berührt (Sanctis [401] S. 263).

Ähnlich vornuminos wie ein echt Psychotischer können auch noch andere psychopathologischen Zustände wirken: die erregte Ekstase, bestimmte Vergiftungen (Meskalin in Mexiko, Giftgase bei der Pythia), jede Art von Besessenheit. Besessenheit ist unbewußte Darstellung der Erfülltheit mit einer Zauberkraft; mag diese nun Dämon oder Teufel, Gott oder heiliges Tier bedeuten. „Fuchsbesessenheit" in Japan (Hennig [606] S. 153, Bälz [1601]), Leoparden-Besessenheit in Afrika.

Für die vornuminose Wirkung des Psychopathologischen, wenn es als solches nicht erkannt wird, haben wir auch klinisch-wissenschaftliche Beweise. So die sehr lehrreichen zwei Fälle von Weygandt [717].

Erster Fall: Ein 10jähriges Mädchen hat ein Muttergottesbild geschenkt erhalten und sieht die Mutter-Gottes, hört ihre Antworten. (Hysterie? Halluzinationen? Pseudohalluzinationen? Illusion? Reproduktionsillusion aus Pseudologia phantastica? Auf alle Fälle pathologisch.) Im Dorf bricht infolgedessen eine religiöse psychische Epidemie aus, die erst langsam abklingt. Aber auf einen (schon ursprünglich schwachsinnigen) Schizophrenen hat alles so tiefen Eindruck gemacht, daß er mit dem Kinde Sitzungen abhält und 7 Familien 1½ Jahre religiös beeinflußt. So lange, bis er als tobsüchtiger Schizophrener in die Klinik kam.

Zweiter Fall: Eine Schizophrene (mit hysterieformen Zügen) wird für teufelsbesessen gehalten. [Das Pathologische als transzendentes mr-tr, mit dem stärkeren Akzent auf dem tr, wie bei den Dämonen der Urvölker.] Die Kranke ruft eine ziemlich umfangreiche psychische Epidemie hervor. Eine ganz unbeteiligte Frau wird beschuldigt, als Hexe jene andere krank gemacht zu haben (völlige Parallele zur Inquisition). Sie bekommt eine Depression und bringt sich um.

Das kleine Mädchen sowohl wie die Schizophrene waren also vornuminos erlebt worden. Und Weygandt[717] fragt endlich ganz allgemein (S. 99): „Hat nun bei der geistigen Übertragung der Umstand, daß sie von einem Geisteskranken ausgeht, eine besondere Bedeutung? Ist anzunehmen, daß etwa sektiererische Ideen, die von einem Paranoiker gepredigt werden, eher auf Anklang und Nachahmung rechnen können als Reformideen, die ein geistig Gesunder vertritt? Die Frage ist zweifellos zu bejahen." Die Gründe dafür sieht W. in Folgendem: Das Auftreten des Geisteskranken geschehe ohne kritische Hemmungen, mit pathologischer Energie, die keine Rücksicht kenne. Auf Ungebildete wirke „Das Unerklärliche, Rätselhafte, Abweichende", es mache oft einen „faszinierenden, unheimlichen Eindruck". Dieser stamme aus der Neugier, der Sucht nach etwas Besonderem, Außeralltäglichem, aus der Weckung lebhafter Affekte, vor allem von Furcht und Ratlosigkeit, denn die Logik versage.

Jeder wird mühelos auch in dieser Schilderung Weygandts unsere Töne des Eindrucksvollen herausfinden können; nur daß W. nicht das Heilige als Gesamtakkord herangezogen hat (und das Numinose noch nicht kannte).

Die Geschichte weist viele Beispiele solcher Wirkung auf, viele Sektenstiftungen auf ähnlicher Grundlage. Ob Paranoiker, Paraphrene oder Schizophrene, ob schwere Psychopathen von hysterischem oder extrem schizoidem Charakter — gleichviel; überall spricht gerade das Pathologische ein gewichtiges Wort mit.

1862 gründete der geisteskranke Neuseeländer Horopapera eine neue Religion (Lombroso [223] S. 132 f.). — In China stiftete 1850 ein unbegabter Geistesgestörter Hang-Sien-Tsiuen eine Sekte (l. c.).

In Rußland war der Paranoiker Maljowanny Urheber einer religiösen Epidemie [also Gemeindebildung] Bechterew [679] S. 79). Desgleichen der

Bauer Seliwanoff bei den Skopzen; dieser war zugleich der inkarnierte Christus und Zar Peter III., der garnicht gestorben wäre.

Bernadette Soubirons begründete 1858 durch ihre Visionen und Gehörshalluzinationen den Ruf von Lourdes.

Außergewöhnlich interessant sind zwei italienische Fälle. Lazzaretti (geb .1834), offenbar ein Paranoiker oder Paraphrener, dessen Geschichte höchst lesenswert ist (Lombroso [1145], meisterhaft Rasmussen [1146]). Und Oreste de Amicis (1824—1889), den ebenfalls Rasmussen [1107] (S. 102 bis 9) beschreibt — offenbar eine Schizophrenie. Dieser „Christus der Abruzzen" wurde von d'Annunzio im „Trionfo della morte" in einen idealen abruzzesischen Nationalheiligen verwandelt; vergleicht man aber die maßlosen, wüsten Schimpfereien und Schmähbriefe dieses „Christus" gegen seine Widersacher, so hat man einen beweiskräftigen Fall von Umformung, von Verheiligung vor sich.

Die Begründerin der Christian Science war eine typisch hysterische Psychopathin; sie wurde von ihrer Gemeinde noch über Christus gestellt (Geiger [443]).

Weiter wären all jene Fälle zu vergleichen, die Rasmussen [1107] zusammengestellt hat, und jene, die Lombroso [161] (S. 254—317) im Abschnitt „Propheten und Revolutionäre" wiedergibt.

Die numinose Wirkung des Psychotischen kann sich auch wissenschaftlich oder pseudo-wissenschaftlich verkleiden. Der Okkultist Du Prel legt in den Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften (S. 92) seine Anschauungen über die „Mystik im Irrsinn" dar. Man höre: dem körperhaften Leib wäre das irdische Bewußtsein zugeordnet, dem Astralleib das transzendentale Subjekt. Dieses erschiene nun im Traum, im somnambulen und hypnotischen Schlaf, im Trancezustand der Medien und als „ungeregelter Autosomnambulismus" im Irrsinn. Der Irrsinn offenbare erst das Mystische und mystische Fähigkeiten. Specht [512] hat Du Prel in temperamentvoller, geistreicher Weise widerlegt; auch er weist darauf hin, daß Kranke einst wegen ihrer Krankheit als Heilige angesehen wurden.

Die erste Vor-Gottheit, der Dämon wird nicht „gestaltet durch den Mythus", nicht „entwickelt aus Naturgottheiten" oder „Seelen", nicht aus „Völkerpsyche" — sondern (Otto [458] S. 141): „Zum numen gehört ein Seher, und ohne diesen gibt es keins." „Nur er erlebt ein numen original."

Gut. Wenn nun aber nachweislich in zahllosen Fällen der „Seher" ein Psychotischer war? Und seine „Offenbarungen" nichts anderes als die allergewöhnlichsten psychiatrischen Krankheitssymptome, Sinnestäuschungen und Wahnideen? Klafft da nicht ein tiefes Problem aller Religionspsychologie? Hic Rhodus, hic salta. Hauer [444] z. B. springt nicht. James [447] hilft sich damit, daß er sagt, für religiöse Erfahrung wäre das Psychopathische eine Vorbedingung. Mörchen [449] stellt sachlich einfach fest, daß Heilige oft geisteskrank waren, und daß eine unverhältnismäßig große Zahl der Heiligen „Psychopathen und Neuropathen" gewesen. Dies erscheint in keiner Weise verwunderlich, wenn man bedenkt, was alles als heilig kanonisiert worden ist; z. B. (S. 396) wurde ein Hund zum Heiligen gesprochen als St. Guinefortis, oder eine mißverstandene, rätselhafte Inschrift, als St. Hulpe.

Inwiefern Offenbarungen überhaupt kein objektiver Beweis sein können, hat Müller-Freienfels [450] (S. 54) ausgeführt. Was sollte auch den Maßstab abgeben für die Echtheit der Offenbarung?

Die „Divination", das Vermögen, das Heilige echt zu erkennen, antwortet R. Otto. Wenn aber nur der Seher das numen original erlebt? Und jeder behauptet, sein numen wäre das „richtige"? Merkwürdig, daß immer gerade von andern Gemeinden aus das Abnorme oder Pathologische an den Sehern sofort erkannt wird; es fehlt nämlich dann die affektive Blendung.

So findet Otto[459] (S. 71) z. B. an den Mystikern (die ihm anscheinend nicht recht gefallen) Überschwenglichkeit, Exaltation und „das oft ans Abnorme und Bizarre Streifende". Ähnlich betont der Jesuit Grisar[1203] das Pathologische an Luther (objektiv richtig). Viele christliche Theologen sehen das Pathologische an Mohammed. Übrigens hat Luther den Teufel tausendmal „original erlebt", und doch glaubt nicht einmal die Theologie mehr an einen Teufel.

Im Werterleben beobachtet man viele optische Täuschungen. Als Beispiel das Erlebnis der leibhaftigen „Nähe Gottes" (2 Mos. 4, 26. Otto[458] S. 84). Das Numen wird als praesens, als gegenwärtig erlebt. Aber man lese bei Jaspers[543] nach, wie sehr solches Gefühl leibhaftiger Bewußtheit täuschen kann (S. 150). Es kommt vor im Traum, bei Psychotischen, besonders Schizophrenen und gehört ganz offenbar der archaischen Schaltung an. Auch der psychotische Strindberg schildert es im Inferno. Wenn James[447] (S. 54) Gottes Nähe leibhaftig erlebt, so gehört dies ebenfalls ins Bereich solcher Täuschungen.

Numinoses hat in zahllosen Fällen seine Quelle im Bionegativen, im Psychopathologischen. Gerade das Bionegative liefert ein mr, ein tr, auch ein en oder fc zum numinosen subjektiven Gefühlsakkord. Psychische Gestörtheit vermag von der Masse der Menschheit eher als heilig erlebt zu werden als Gesundheit und Vernunft. Darum schafft die Psychose für einen großen Teil der Menschheit höchst bedeutsame Werte, ja sie stellt diese selbst dar.

Erzeugung des Numinosen

Im Kult. Wenn der numinose Akkord aus seinen Teilmomenten entsteht, so muß er sich auch aus seinen Elementen synthetisch erzeugen, künstlich herstellen lassen.

Es grenzt ans Fabelhafte, mit wie feinem Spürsinn auf der ganzen Erde und bei allen Völkern der menschliche Instinkt die Mittel herausgefunden hat, numinose Gefühle zu erzeugen. Fabelhaft und doch leicht zu erklären. Gewiß nicht als bewußte, rationale, „schlaue" oder gar betrügerische Erfindung. Sondern gefühlshaft gewonnen aus Millionen Erfahrungen. Ebenso wie die Frau herausfühlt, was auf die Männer wirkt — ebenso wie der Schauspieler oder Redner zutastend fühlt, womit er wirken kann — wie überall die unbewußten Forderungen der Zuschauer, der Zuhörer, der Gemeinde den „inventeur" anregen, ihr das Eindrucksvolle zu verschaffen, was sie wünscht — genau so beim Numinosen und seiner Erzeugung.

Man staunt, wenn man sich den darstellerischen Instinkt der Primitiven daraufhin anschaut. Sind die fürchterlichen Götterbilder der Urzeit nicht wirklich eine Inkarnation des mr-tr? Oder die Tanzmasken — was hier durch Erfindungsgabe an mr geleistet wird, erregt höchste Bewunderung; welcher abendländische Künstler könnte solche Masken erfinden, wie sie

uns aus Museen in Bremen oder Frankfurt in Erinnerung sind? In diesen Masken stellt der Primitive nicht etwa schauspielerisch seine Dämonen und Götter dar, sondern er wird in den Masken einfach selber zum Dämon und Gott. (Viele Belege bei Oesterreich [456] S. 118 f., auch Oesterreich [1635] S. 231 f.) Mit der Maske wird demnach das Numinose unmittelbar erzeugt.

Auch Vierkandts [467] (S. 308) Schilderungen bringen klassische Beweise aus der Welt der Primitiven. Bei der Krankenheilung werden religiöse Gefühle erzeugt; ein australischer Zauberer war ein virtuoser Bauchredner und ließ nun bei solcher Heilung im nächtlichen Dunkel hilfreiche und feindliche Geister kommen und gehen und sprechen. Das tat derartige Wirkung, daß selbst der Forschungsreisende (Im Thurn) aufs tiefste erschüttert war. Namentlich nächtliches Dunkel und Waldumgebung tragen sehr zur Entstehung eines mr-tr bei. So erzeugen Indianer (S. 309) durch dumpfheulende Gesänge bei Nacht, durch Beschwörungen und durch das bauchrednerische Nachahmen von Tierstimmen numinoses Schaudern.

In den höheren Kulten tritt uns dagegen die Erzeugung des Numinosen in sehr verfeinerter Form entgegen. Otto [458] sei uns wieder ein unübertroffener Führer (S. 72 f. Nur, daß Otto es „Ausdrucksmittel" und „Entsprechungen" nennt, wir aber Erzeugung des Numinosen). Das tr wurde anfangs gern durch das Fürchterliche erzeugt (byzantinische Madonnenbilder, indische Göttergestalten), später gern durch das Grandiose, Erhabene. Das mr durch Erzählung von Wundern, überhaupt durch „das Unverstandene, Ungewohnte, Rätselhafte." — „Am drastischsten kommt das zum Ausdruck in dem Reize, den die halb oder ganz unverstandene Kultsprache hat, und in der zweifellos tatsächlichen Steigerung der andächtigen Scheu durch sie. Die altertümlichen, nicht mehr ganz durchsichtigen Ausdrücke in Bibel und Gesangbuch auch bei uns, die besondere Stimmungskraft von Halleluja, Kyrieleis und Sela, gerade deswegen, weil sie ‚ganz anders' und unverstanden sind, das Lateinisch in der Messe, das der naive Katholik durchaus nicht als ein notwendiges Übel, sondern als besonders heilig empfindet, das Sanskrit in den buddhistischen Messen Chinas und Japans, die ‚Sprache der Götter' in den Opferritualen Homers und tausend anderes gehört hierher. Hierher gehört auch das halb Offenbare, halb Verborgene im Kultus von Messe, griechischer Liturgie und so vielen anderen Liturgien."

Alles Unklare, Unverstandene kann ein mr, ein mr-tr werden. Über die „heilige Kabbala", jene mystische mittelalterliche Religionsphilosophie führt Lehmann [480] ungemein treffend aus (1. Aufl. S. 110): „Es ist mit ihr gegangen, wie es so oft, selbst in der modernen Wissenschaft, geht: nicht die klaren und inhaltsreichen Schriften gelangen dahin, daß sie eine Rolle spielen, sondern die dunklen und unverständlichen, in die ein jeder den Sinn hineinlegen kann, der ihm am besten paßt. Den Europäern imponierten geradezu die grenzenlose Unklarheit und die mystischen Methoden der kabbalistischen Werke".

Wenn in der Architektur der Tempel und Kirchen der Eindruck des Erhabenen erzeugt wird, so ist dies für uns völlig gleichbedeutend mit vornuminos. Das Erhabene ist dabei nicht etwa bloß Hilfsmittel des Religiösen, sondern bereits ein Teil des Religiösen selbst. — Was von der erhabenen Kunst gilt, gilt auch von der magischen (China, Japan, Tibet). Magisch heißt: mr-tr + fc. Und was erhaben und magisch zugleich in der Baukunst wirkt, schenkt uns Abendländern gewöhnlich die numinosesten Gefühle: die Gotik. „...der Turm des Ulmer Münsters ist... numinos", urteilt Otto [458] (S. 80). [Man beachte „ist". Nicht: drückt aus. Genau das meinen wir ja gerade.]

Versuchen wir, den Akkord zusammenzusetzen, den ein gotischer Dom auf uns ausübt. mj: der hohe, weite Raum, imponierende, mächtige Steinmassen. en: die langen Pfeiler reißen uns zwingend zur Höhe. fc: das rein Ästhetische der Innenarchitektur. mr: durch bunte Fenster fällt ein so besonderes Licht, wie es die ganze Natur nicht kennt. tr: das Dämmer-

dunkel und die Stille, das feierliche Schweigen durch den Raum. sa: das Fernhalten alles Alltäglichen, die heilige Scheu, die Heilighaltung des Raums durch alle andern.

Die Technik des Kultes bedient sich zu Anfang einer Einschläferung (der Ratio), die, ganz ähnlich wie in der Hypnose, die Verbindung mit der realen Welt, mit der Welt der klaren Sinne, unterbrechen soll: Halbdunkel, nur einzelne hypnotisierende Lichter, monotones Stimmengemurmel, einförmiges Plätschern der Liturgien, leises Orgelbrummen und Flüstern, langanhaltendes Schweigen.

Otto [458] (S. 81) nennt als einzige direkte „Ausdrucksmittel" des Numinosen in der Kunst „bei uns im Westen nur zwei. Und die sind bezeichnenderweise selber negativ; sie sind das Dunkel und das Schweigen." Das Dunkel durch Kontrast gehoben. „Erst das Halbdunkel ist ‚mystisch'." „Das Halbdunkel, dämmernd in hohen Hallen, unter den Zweigen eines hohen Baumganges, seltsam belebt und bewegt noch durch das mysteriöse Spiel des Mirum der halben Lichter, hat noch immer zum Gemüte gesprochen."

Die Sinnenwelt darf nicht vollständig ausgelöscht werden, sonst würde das tr zu stark. Aber Welt und Wirklichkeit müssen fast verblassen, sonst kann das Traumspiel der anderen Welt, des Unweltlichen, Überweltlichen nicht beginnen.

Im Osten kommt als Erzeugungsmittel noch „das Leere und das weite Leere" hinzu, „das Erhabene in der Wagerechten" (Otto). Auch Leere löscht eben Sinnenwelt aus. Dunkel, Stille, Leere bilden die äußersten Gegensätze zum gesunden, lebendigen Wirklichkeitsleben: im Extrem die Grabesstille, das Lebensfremde an sich, die — andere Welt.

Das höchste numinose Mischgefühl erscheint derart subjektiv, daß es am stärksten erklingt, wo Vorstellungswelt nur ganz komplex („leer", „weit") gegeben ist, wo sie zusammenfällt mit Dasein, Welt, Leben überhaupt.

DAS VORNUMINOSE. Auch das Vornuminose läßt sich künstlich erzeugen und darstellen; und der Instinkt aller Herrschenden hat es von jeher verstanden, durch geschickte Gruppierung der Eindruckstöne, um sich herum Würde, Nimbus, Tabu zu verbreiten.

mj kann erzeugt werden erstens durch räumliche Höhe (Thron, hoch zu Roß, Kanzel), durch „Haltung" (teilweise ein Sich-Hochrecken), erhabene Miene, Unnahbarkeit, gemessenen Ernst, Schweigen (soll heißen: Selbstbeherrschung, Freisein von menschlichen Leidenschaften, höchste Vernunft, folglich Überlegenheit). Das en liegt in der Bestimmtheit des „Auftretens", der Sprechweise, der Selbstsicherheit, in dem offenen oder versteckten Kommandoton der ganzen Gestenführung. Das mr wird häufig erzeugt durch bunte, absonderliche, fremdartige Kleidung: Uniformen, Amtstrachten; Spitzenröcke für Männer. Aber auch durch ein Distance-Zeremoniell, das besagt: nun erscheint etwas ganz Besonderes (Vortritt der Könige usw.). Das mr wird gern mit dem tr direkt verbunden: so der „Schreckschmuck" der Primitiven, der das Besondere und das unheimlich Abschreckkende gemeinsam enthält; Uniform und Waffe, bunte Mütze und Schmisse. Rühr' mich nicht an, ich könnte beißen. Im Gegensatz dazu gerade (eine gesuchte, gewollte Kontrastwirkung) das fc von Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit, Gnädigkeit, Gunstbezeugung; auch im rein Ästhetischen der Tracht kann das fc liegen. Der Sockel, das nötige Niveau des sa wird durch Herkommen und allgemeines Sich-Beugen vor der Würde dargestellt.

Unsere Ausführungen gelten gleichmäßig vom Priester und Richter, vom Kaiser und Papst, vom Offizier und Korpsstudenten. Auch die Primitiven verstehen sich darauf. Bei ihnen muß die Herrschermacht unverhüllt durch das Numinose selbst gestützt werden. Vierkandt [467] (S. 320) macht aufmerksam auf den Zusammenhang gewisser gesellschaftlicher Absonderungsbestrebungen mit religiösen Veranstaltungen. Geheimnisvolle Feierlich-

keiten sollen die Macht zur Geltung bringen; um die Autorität zu kräftigen, wird die Mitwirkung der Geisterwelt benützt und diese durch Schwirrhölzer und Masken dargestellt. Nicht anders bei uns, wenn der Staat den Schreckschmuck des Mystischen um die Schultern legt (in Gestalt der Staatskirche), wenn er mit den Schwirrhölzern von Höllenstrafen usw. droht.

Das Künstlich-Bionegative. Wenn bionegative Seelenzustände numinose Wirkung ausübten, so mußte man sich auch Heilige selber herstellen können, indem man Menschen k ü n s t l i c h, absichtlich bionegativ machte. Und dies haben denn auch zu allen Zeiten und bei zahlreichen Völkern ganz instinktiv Schamanen und Priesterkaste getan. Auf alle möglichen technischen Arten und durch mancherlei Vergiftungen stellte man sich Heilige und Propheten her, d. h. man erzielte psychopathologische Zustände, in denen die Gottheit aus dem Menschen sprach. Nicht K r a n k e suchte man, sondern das seelisch ganz A n d e r e, das nun, nicht mehr nachfühlbar, unverständlich, als Fremd-Geist erschien[23].

Gewissermaßen als einen Ü b e r g a n g zu jenen Zuständen könnte man vielleicht die extreme Askese betrachten. Sie ist im Grunde noch nicht pathologisch, aber doch zweifellos so abnorm, daß sie unbedingt als bionegativ bezeichnet werden muß. Lebensfeindliche Unnatur unterdrückt jede natürliche Lust: Sexualtrieb und Hunger, Artfortpflanzung, Gattenliebe, Kinderliebe, Reinlichkeit — ja, sie wandelt durch Selbstpeinigung masochistisch-sadistisch das Leben ins Negative um. Wer 30 Jahre, oben auf einer Säule angekettet, mit Gebetsverneigungen zubringt, der wird ein Heiliger für die Menschheit, der gewinnt Zauberkraft[24].

Das G e m e i n s a m e der künstlich-abnormen Zustände, die sich bereits dem Pathologischen nähern, wäre etwa Herabsetzung der Bewußtseinsintensität und der Ratio, gewöhnlich mit motorischen, hypobulischen Folgen. Meist war dem Individuum vorher bewußt, daß eine Gottheit oder ein Dämon aus ihm reden w ü r d e. In dieser Absicht werden also Dämmerzustände, Depersonalisationen, Ekstasen mit Offenbarungen, automatisches Reden, Zungenreden, Krämpfe, Schmerzunempfindlichkeit erzeugt, dazu alle Arten von Besessenheit.

Die psychotischen Rauschzustände mit ihren echten Halluzinationen, Parästhesien, mit ihrem gänzlich veränderten Ich und Wirklichkeitsbewußtsein waren besonders geschätzt. War ein Gift nicht zugänglich, so erzeugte man den Rausch durch langdauerndes, heftiges Kopfschütteln, was Blutandrang nach dem Gehirn verursacht (das Djedjeb der arabischen Aissaui-Sekte). Oder rasende Tänze riefen schließlich den Rausch hervor.

---

[23] Gute Belege bei Lombroso [223] S. 135; auch bei Stoll [712] und Hauer [444] I, S. 72.

[24] Ob das Zazen im östlichen Buddhismus (vgl. Otto [459], 15) vielleicht auch in diesen Zusammenhang gehört? — Die buddhistische Versenkung entspricht lediglich unserm Gebet (Hauer [444]).

An Giften wählte man Cola, Opium, Milchsäure, Manioc, Essigsäure, Wein usw. Da das Getränk mit der Gottheit in Verbindung brachte, galt auch der Wein als heilig und wurde nur von den Priestern getrunken. — Auch giftige Gase sind vielfach verwendet worden; so versetzte man die bedauernswerte Pythia durch Erdgase in einen deliranten Zustand von Betäubung, Rausch und Taumel. Ihre wirren Reden wurden von Priestern dann g e d e u t e t und von angestellten „Dichtern" sogleich in Verse gesetzt; häufig starben die armen Mädchen an der Vergiftung, gleichviel, die Prophezeiung war erreicht.

Auf Haiti werden halluzinatorische Inspirationen durch Tabakschnupfen erzeugt. In Mexiko durch das Alkaloid M e s k a l i n[25]. Das Meskalin stand bei den Eingeborenen „in geheimnisvollem, ja göttlichem Ruf"; es wird „bei religiösen Feierlichkeiten zur Erzielung eines rauschartigen Zustandes genossen". Ihn kennzeichnen farbenreiche, bunt wechselnde optische Trugwahrnehmungen, die in phantastischer Weise mit solchen des Allgemeinsinns verschmelzen. „Besonders eindrucksvoll wird ein von innen herauskommender, ausstrahlender Kältestrom empfunden, der mit dem Gefühl irgendwelcher Größe und Erhabenheit verbunden ist" — (Beringer [585] S. 427). Die Erlebnisse sind von dem Gefühl erhabener, ungeheurer Bedeutung für das Ich begleitet, werden als neu-wertschöpferisch empfunden, und b e h a l t e n diesen Erlebniswert auch s p ä t e r noch, nach dem Abklingen der Psychose. „Das irrationale Geltungsbereich metaphysischer Erkenntnisse scheint sich zu erschließen."

Scheint. Eine psychiatrisch-experimentell erzeugbare Rauschpsychose wird als übersinnliches fc genossen oder, von außen, als mr-tr erlebt. Ein A n d e r s - Ich wird nach außen projiziert als d a s numen. (Vgl. als wichtig dazu: Otto [459] S. 248.)

Eine Veränderung des Ich und seines Bewußtseins wird oft auch durch Fasten, Erschöpfung, Einsamkeit usw. erreicht; ebenso durch eine Art Autohypnose. Chinesische Wahrsager auf West-Borneo versetzen sich selbst in Hypnose und beantworten darin zwar vorgelegte Fragen, „oft aber so undeutlich, daß eine zweite Person zur Erklärung der Antworten nötig ist. Dieser Praxis liegt die Ansicht zugrunde, daß während des hypnotischen Schlafes eine Gottheit in den Körper des Schlafenden fahre und durch seinen Mund spreche" (Stoll [712] S. 51).

Auch die Besessenheitszustände werden durch eine Art Autohypnose (bewußt-unbewußt) erzeugt. Z u e r s t wird die Vorstellung: ein Geist, ein Gott, ein Dämon w i r d in mich hineinfahren und aus mir wirken, objektiviert und d a n n diese Suggestion befolgt, mit sekundärem, „hysterischem" Sich-Hineinsteigern und allerhand Darstellerischem, Schauspielerischem für Andere. Liest man von den alten Propheten in Israel, so drängt sich einem diese Nuance stark

[25] Neuerdings experimental-psychiatrisch untersucht; Lit. bei Mayer-Groß [560], die jedem Religionspsychologen dringend empfohlen sei. Vgl. auch Hauer [444] I, S. 727.

auf. Sie spielten vielfach den von Gott Besessenen. Und bei den Nias simulierten sogar viele Irrsinn, um Ehren und Vorteile zu gewinnen (Lombroso [223] S. 132).

Eine merkwürdige Verquickung von Kult und instinktiver Erzeugung des Numinosen sehn wir noch heute bei den Okkultisten. Auch sie hüllen sich, wie der Kult, in Dunkel und Schweigen, in andächtig-dämmerige Stimmung, zugleich mit soziologischer Dynamik von Massenpsychologie. Auch sie erzeugen Bionegatives in Gestalt von Dämmerzuständen (aus Fremd- oder Autohypnose), sie stellen ein (scheinbares) Fremd-Ich (Anders-Ich) her mit automatischem Schreiben, Zungenreden, Hellsehen usw.; auch sie erleben solch scheinbare Durchbrechung der Naturgesetze als mr-tr. Der wissenschaftliche Okkultismus setzt nur in verfeinerter Weise ebenfalls ein Fremd-Ich, nämlich „das" Unterbewußtsein, ein zweites Ich im Ich, mit erhöhter Leistungsfähigkeit. Auch die Okkultisten deuten in das hysteriforme Gestammel ihrer autohypnotisierten Medien (Psychopathen, geltungsbedürftige Schwindler), die sie vornuminos erleben, alles Mögliche hinein: „Hellsehen", Fernsehen, Telepathie usw. Psychologisch unterscheidet sich dies aber in keiner Weise von den Pythia-Orakeln oder den Kulten der Primitiven.

Das Scheinbar-Bionegative. Man trifft auf Menschen, die sich scheinbar bionegativ geben; sie wecken den Anschein, als ob sie „verrückt" oder verzückt wären. Wir zielen auf die Art gewisser Künstler, namentlich eben Geltungsbedürftiger, sich halbverrückt zu gebärden, als ob sie mit höheren Sphären in Verbindung ständen. In ihnen geistert noch die dunkel-archaische Vorstellung: verrückt, folglich heilig, folglich inspiriert, ein Mundstück der Gottheit, folglich „genial", oder gar „Genie". Der „holde Wahnsinn" wird dargestellt, heilige Besessenheit, überirdisches Außersichsein, göttliche Entflammtheit oder ein so tiefes Versunkensein, daß es nur einer höheren Welt angehören kann. Wer be-geist-ert ist, kann sich um irdische Dinge nicht kümmern; er wird von finsteren, wilden Leidenschaften durchfurcht, er ist so überweltlich ergriffen, daß alles um ihn und an ihm in wogende, irrationale Unordnung gerät: die Locken fallen dämonisch in die Stirn, die Krawatte beginnt zu wehen, der Mantel zu fliegen, die Augen rollen umher, irre, seherische Blicke sprühen, und die Hände fahren aus, als ob sie wie Handschuhe abfallen wollten. „Oft ergreift mich eine dämonische Weihe, daß meine Augen dabei wild herumrollen und andere, die mich ansehen, von Schauer ergriffen werden . . .", schreibt Lenau an Kerner (z. n. Noack [131] S. 261).

Erst der Oberbegriff des Numinosen erschließt uns das volle Verständnis solchen Gebarens. Man will im Grunde durchaus nicht etwa echt psychotisch, echt „verrückt" wirken; vielmehr will man numinos erlebt werden, als Priester des Göttlichen auf Erden

wallen. Das „Verrückte“ in der Kleidung ist Priester-Ornat (Samtjacke, Barett, die auffallende Kleidung des Meisters R.Wagner).

In der gleichen Absicht geben sich auch zuweilen Gelehrte das Ansehen eines Künstlers: Schlapphut, weiter Mantel, langes Haar — aber sie tun es gewöhnlich rührend-kindlich, bescheiden, und offenbar nur als eine Art Kompensation ihres sonst so festen rationalen Grundwesens.

Auch eine Gegenkompensation ist bekannt. Uhland und Mörike verbargen sich absichtlich in Kleinbürgerlichkeit, um nicht in den Verdacht der Gefallsucht, der Geltungssucht, in den Verdacht des „Genialischen“ zu gelangen.

Höchst ergötzlich hat uns die Tatsache berührt, daß schon im Altertum manche Dichter, aus den gleichen Gründen, dasselbe Gebaren an den Tag legten. Horaz (Ep. 2. 3. 295) gießt seinen Spott über sie aus:

„Ingenium misera quia fortunatius arte
Credit et excludit sanos Helicone poetas
Democritus; bona pars non ungues ponere curat
Non barbam, secreta petit loca, balnea vitat.
Nanciscetur enim pretium nomenque poetae,
Si tribus Anticyris caput insanabile nunquam
Tonsori Licino commiserit. O ego laevus
Qui purgor bilem sub verni temporis horam!
Non alius faceret meliora poëmata ...“

Ganz frei zu deutsch: Ein Gesunder kann nie Dichter werden. Sondern nur die Verrückten. Darum wildes Haar, keine Bartpflege, keine Körperpflege, das heilige Haupt nicht scheren lassen. Ich Tor, daß ich für meine Gesundheit sorge. Sonst hätte ich bessere Gedichte gemacht.

Man erkennt in solchem Spott des Horaz den klugen, rationalen, gesunden Ironiker wieder, der wohl kaum irgendwelche psychopathischen Züge an sich gehabt hat.

Psychische Epidemien (Soziopathologie). Auch die psychischen Epidemien gehören in den Rahmen „numinos und bionegativ“ und streifen das Problem der Geniewerdung. Aber noch fehlt ein großes Werk, das uns mit Riesenfaust al fresco hinmalte, welch ungeheure Rolle das Psychopathologische in der Kulturgeschichte gespielt hat. Und ein Riese an Geist und Kenntnis würde nicht einmal genügen; hunderte von Mitarbeitern wären nötig. Und wo fänden sich die? Nur, um die partie honteuse der lieben Menschheit bloßzulegen? Das lohnt sich praktisch nicht.

Psychische Epidemie nennen wir jede geistige Ansteckung in immer weiterem Kreise, namentlich wenn sie sich zeitlich und räumlich abgrenzen läßt und der Ansteckungsstoff als auslösender Reiz nachweisbar ist. In Mode, Sitte, Zeitgeist, Anschauung, Ideen, Wertungsweise kann man von gesunden Epidemien sprechen; ihre Dynamik besteht vor allem in Nachahmung, Suggestion, Massenpsychologie. Solche gesunden Epidemien wer-

den besonders auch durch biopositiv Numinoses hervorgerufen (Freiheit, Vaterland, Heldentum) und wirken sich positiv aus.

Wie aber, wenn sie ausgesprochen negative Wirkungen ergeben? Darf man dann eine Masse „krank" nennen? Darf man gar von „Wahnideen" im Völkerleben sprechen, von „Massenwahnsinn"[26]?

Zwei große Problemkreise harren der Lösung. Erstens: kann Psychopathologisches (eines oder weniger Menschen) eine Masse ebenfalls psychopathologisch umformen, sie „krank" machen? Zweitens: vermag überhaupt etwas Eindrucksvolles eine Masse krank zu machen?

Jedes überstarke Erlebnis kann einen einzelnen psychisch krank machen (Schreckpsychosen bei Katastrophen — Birnbaum [293] S. 246). Erschießt sich aber ein Bankier aus Furcht vor dem Zuchthaus, so muß dies nicht „krank" sein. Ungünstig-abnorm, mit Bedrohung des Lebens, bionegativ ist sein seelischer Zustand aber auf alle Fälle.

Genau dasselbe kann vom Erleben in Gruppen gelten: viele Selbstmordepidemien unter den Indianern aus Furcht vor den Grausamkeiten der spanischen Christen. „Krank"? Nein. — Oder wenn eine Masse in tierhaften Affekten brutale Verbrechen begeht? Ist sie dann „krank"? Allerdings sucht sie sich gern zum Führer einen Geistesgestörten oder Schwerpsychopathen aus; denn dessen pathologische Affektivität paßt so gut zu ihrem eigenen überhitzten Affektleben. „... die Masse folgt, wie dies bei der Kommune mehrfach der Fall war, einem Führer, den sie sich soeben aus der Irrenanstalt geholt hatte. Dem Narrenkönige gehört die Welt" (Pelman [267] S. 53. Vgl. Kahn [696], Brennecke [682]). Ist die Masse selber im ganzen „krank"? Raubtiere, die eine Gazelle zerreißen, sind es auch nicht.

Eine Panik kann, je nach Veranlagung der einzelnen, alle Übergänge zeigen vom Gesundbleiben bis zum psychotischen Verwirrtheitszustand. Alle „krank" zu nennen, geht nicht an. Ebensowenig dürfte man bei den Tanzepidemien des 14. Jahrhunderts im ganzen von „pathologisch" sprechen (wenn höchst wahrscheinlich auch psychopathische Individuen den Anstoß abgaben oder die Ausbreitung vergrößerten, als ein immer neuer Zündstoff).

Gerade numinoses Erleben scheint besonders geeignet zu sein, bionegativ oder krank zu machen. Zunächst einen einzelnen allein für sich. Origines (185—254) kastrierte sich selbst „um des Himmelreichs willen" (in Gefolgschaft der Worte Jesu Matth. 19, 12) (Eusebius, Eccles. hist. VI, c. 8). „Krank"? Jedenfalls ein Seelenzustand, den man bionegativ nennen muß. — In der Geschichte ist es öfters vorgekommen, daß jemand, der den leidenden Christus numinos erlebte, sich selber kreuzigen ließ (so noch die Kreuzigung von Wildenspuch — Birnbaum [293] S. 252). Krank? — Oder wenn ein Mann, numinos erregt durch eine Pfingstbewegung, seine Frau schlachten und sie Gott als wohlgefälliges Opfer darbringen wollte. „Die Frau weigert sich, zu ihrem Mann zurückzukehren", meldet lakonisch

---

[26] Eine ausgebaute Wissenschaft dieser Probleme besitzen wir noch nicht. Sogar ein Name fehlt, der allgemein angenommen wäre. „Kulturpsychopathologie" (Birnbaum) klingt etwas schwerfällig. „Psychopathologische Soziologie" (Kronfeld [700]) desgleichen. Kürzer schon „Sozialpathologie" (Hellpach [690], [691]). Als noch etwas kürzer möchten wir vorschlagen: „Soziopathologie". Dies hätte später den Vorteil, von einer „Soziopathographie" sprechen zu können, wenn eine Pathographie auch die Wirkungen eines Bionegativen auf Massen und Jahrhunderte darstellen würde. — Außer den Autoren, die im Abschnitt „Psychopathologie der Kulturgeschichte" aufgeführt sind (Calmeil, Hecker usw.), haben Verdienste um solche Probleme: Bechterew [679], Bonhöffer [681], Brennecke [682], Friedmann [685], Gaupp [687], Gudden [688], Hellpach [692], Kahn [696], Reichmann [704], Rossi [706], Simmel [707], Stoll [712], Vierkandt [715] (S. 389), Wedekind [716], Weygandt [717], Wollenberg [718]; ferner Jolly [544], Birnbaum [293] (S. 228), Jaspers [501] (S. 409), Pelman [267], Horstmann [536], Rittershaus [510] (S. 197).

die Zeitung (Rittershaus [510] S. 199). Pathologisch? Kaum. — Aber deutlich krank, sogar psychotisch wurde der Fall von Dodel [526]. Ein spiritistisches Medium wirkte auf einen weichen Psychopathen ausgesprochen numinos [e A]; ihn lockte als mr-fc seine „Berufung", andererseits fühlte er Grauen, denn es lief ihm eiskalt dabei über den Rücken. Dodel schildert (aber ohne den Begriff numinos) sehr gründlich den psychischen Mechanismus, auf welche Weise numinoses Erleben im Verein mit bestimmter Anlage zu einer Psychose führen konnte. — Wir merken uns überhaupt, daß in vielen Fällen die psychopathische Anlage von großer Bedeutung ist.

Auch vornuminoses Erleben in Massen kann derartig stark werden, daß es das Einzelindividuum (für sich allein betrachtet) zum Bionegativen hin abwandelt: es wird so ungünstig abnorm, daß das Leben aufhört. Wohlgemerkt, der Wert für die Gruppe bleibt damit unangetastet; aber die Individuen hören auf zu existieren. Jeder Kampf, jeder Krieg um vornuminose Ideale liefert den Beweis: um Vaterland oder Glauben, um militärische Ehre, um die Regimentsfahne sind Ungezählte gefallen. Und oft wider jede Vernunft; so stark schwillt der Affekt in Massen an. Darf man solche Gruppen als Ganzes „krank" nennen oder „wahnsinnig"? Niemals.

Man mag immerhin, um das Unrationale, ganz Unsinnige, Unvernünftige an einer Bewegung drastisch zu brandmarken, volkstümlich ruhig von „Blödsinn", von „hellem Wahnsinn", von „Massenwahnsinn" reden. Man mag unbesorgt all die Irrwege der Hexenprozesse und Kinderkreuzzüge, der Wiedertäufer und Geißelbrüder populär mit „Wahnwitz" abtun — nur muß man dann wissen, daß man nicht von echter Psychose spricht.

Wenn in einer Gruppe von Zungenrednern ein Bauer tagelang wartete und wartete, daß Jesus Christus käme, um ihm beim Schweineschlachten zu helfen (Rittershaus [510] S. 200), so läßt sich wohl volkstümlich von „Blödsinn" reden, aber die ganze Gruppe der Zungenredner ist darum noch nicht psychotisch. Ebensowenig die Schar der Mucker von Königsberg (Birnbaum [293] S. 256), wo ein Geistlicher Ebel sich samt seiner Gemeinde geschlechtlich austobte, während sein adliger Harem ihn als „Christus" und als „Repräsentanten des Heiligen und Reinen im Universum" vergötterte.

Nicht jeder Irrglaube, nicht jeder maßlose Affekt und die Umsetzung beider in die Tat ist „krank" oder „Wahnsinn", nicht jede unlogische, archaische Anschauung oder Gefühlsweise ist „pathologisch". All das, was uns Lehmann [480] an Aberglauben und Torheit gesammelt hat, ist deshalb nicht „Krankheit", nicht „Wahnsinn".

Wohl aber haben Irrglaube und echt psychotischer Wahn einen gemeinsamen Oberbegriff, eine ähnliche Wurzel; und das ist die Katathymie. Der starke Affekt hat noch immer die Ratio, Verstand und Vernunft umnebelt.

Die echte Psychose stellt einen organisch-biologischen Schicksalsgang des Individuums dar. Aber das gesunde Psychische ist formbar wie Wolken oder Nebel, und katathymen Unsinn kann jeder Redner einer Masse aufschwatzen; eine Stunde später glaubt sie einem zweiten Redner den entgegengesetzten „Blödsinn".

Niemals kann natürlich ein Psychotischer eine größere Gruppe mit seiner organisch bedingten Psychose infizieren; sondern er kann höchstens eine Epidemie von psychogenen Erscheinungen hervorrufen, vielleicht bei disponierten Individuen eine Form von Hysterie auslösen. Aber eine psychotische Ansteckung Gesunder gibt es nicht (Weygandt [717]); sie nehmen schlimmstens „einzelne Züge" an: „wahnartige Vorstellungen", einseitige, vorherrschende Affekte oder selbst Sinnestäuschungen — alles eben durch Suggestivwirkung, psychogen.

So kommen auch bei Massen psychoseähnliche Einzel-Symptome oder kurze Syndrome vor; etwa Massenhalluzinationen oder Illusionen: die

„Engel von Mons“ wurden von erschöpften englischen Soldaten gemeinsam gesehen (Birnbaum [293] S. 245). In solchen Fällen erlebt die Masse als Masse, nur als Masse die Symptome.

Ganz anders eine psychotische Erkrankung in Massen. Schwere Katastrophen vermögen bei vielen einzelnen zu gleicher Zeit eine psychogene Schreckpsychose hervorzurufen; dabei erkranken die vielen nicht als Masse.

Bei Paniken kommt beides vor; einige erkranken für sich allein durch die Katastrophe, andere gesteigert durch die psychische Ansteckung. So bei der Explosion in der Panzerfestung Douaumont (Kronfeld, bei Birnbaum [293] S. 246).

Übrigens finden sich solche psychoseähnliche Syndrome in Massen recht selten. Viel wichtiger sind all die psychogenen Erkrankungen in Massen, die man mit Birnbaum [293] (S. 228 f.) „hysteropathisches Geschehen“ nennen könnte. Es wächst gewöhnlich auf dem Boden psychopathischer Anlage und wird begünstigt durch körperliche Schwächung, seelischen Druck, Affektspannung, deprimierende Einflüsse — lauter Zustände, die eine erhöhte Suggestibilität und Autosuggestibilität hervorrufen. „Nur Erwartetes, Gedachtes und Vorgestelltes verwirklicht sich in Sinnestäuschungen und wahnhaften Einbildungen; abnorme Bewußtseinslagen treten auf, in denen die psychischen Zusammenhänge zumal der Persönlichkeitselemente getrennt sind; unterbewußte seelische Abläufe erzeugen selbsttätige, geistige und motorische Leistungen“ (Birnbaum). Daraus entstehen dann „visionäre, ekstatische, somnambule, konvulsive Erscheinungen sowie automatische, motorische und geistige Produktionen.“

Da erst können wir von wirklich echt pathologischen Epidemien sprechen; denn jedes Einzelindividuum der Gruppe ist tatsächlich psychisch krank (wenn auch keineswegs psychotisch), und die Erkrankung hat sich massenpsychologisch gesteigert und ausgebreitet. Solche neurotischen Massenerkrankungen, unter Umständen mit Halluzinationen, Konvulsionen, Zungenreden und anderen Automatismen wären etwa: die Besessenheitsepidemien jeder Art („Dämonomanie“, „Theomanie“, Tierbesessenheit), gemeinsame Ekstasen, das Zungenreden in den Pfingstbewegungen, die Predigtsucht in Schweden (Birnbaum [293] S. 200)[27].

Die Bewegung der Hexenprozesse gehört nur teilweise in diese Gruppe. Als Hexen wurden nicht Kranke, sondern Gesunde verbrannt. Weil sie die Besessenen verhext hätten. Dies allerdings waren Kranke, nämlich geltungsbedürftige Hysterische mit Anfällen, die in sich einen Dämon wähnten. Es war eine Besessenheitsepidemie der Nicht-Hexen (vgl. Snell [1646] und Wölfing [1650]). Aber es war kein echter, psychotischer „Wahn“, wenn sie meinten, den Teufel in sich zu spüren, sondern Unsinn, Aberglaube, religiöser Zeitgeist; und die Einzelsymptome waren neurotisch, nicht echt psychotisch. Das Neurotische drückte sich auch in den reichlichen sexuellen Beimischungen zur Besessenheit aus[28].

Bonhoeffer [681] meint zwar, es gäbe Wahnbildungen krankhafter Art bei Gruppen, etwa wenn ein Paranoiker seinen Wahn induziere und ein ganzes Dorf anstecke. Aber man muß sich sehr vor solchen Trugschlüs-

---

[27] Über Besessenheit ausgezeichnet Oesterreich [1635]. Zu warnen wäre vor dem Buch von Friedmann [635]; trotz brauchbarer Einzelheiten geht alles bunt durcheinander, und jeder menschliche Unsinn wird zur „Wahnidee“.

[28] Auch Birnbaum [293] (S. 232) irrt sich in dieser schwierigen Materie. Die Bulle Innozenz' VIII. und der Hexenhammer waren nicht Geistesprodukte des Irrwahns, die besonders von pathologischen Erscheinungen ausgingen und gegen pathologische Individuen gerichtet gewesen wären. — Die Hexen waren Gesunde; die geistlichen Richter und ihre Henkersknechte waren religiös-fanatische Sadisten. Krank oder halbkrank waren nur ihre Vorwände und Beweisstücke, die hysterischen Besessenen. Echten Wahn können wir nirgends dabei erblicken.

sen bewahren. Am Wahn ist nicht sein Inhalt das Essentielle. Ungemein treffend hat Jolly [544] auf das Wort von Willers Jessen hingewiesen: es gäbe nicht epidemischen Wahnsinn, sondern „epidemischen Unsinn". Und echter Wahn ist unkorrigierbar. Man lasse aber nur den rechten Suggestor kommen: in einer Stunde ist der „Wahn" ausgetrieben und die Masse glaubt an das Gegenteil (Antonius in Shakespeares Julius Cäsar). Nur einen unsinnigen Inhalt hat der Psychotische dem Dorf eingegeben, aber nicht die Bauern in Wahnkranke umgewandelt.

Nein, der objektive Geist einer Gruppe kann niemals echt psychotisch erkranken, kann nicht „wahnsinnig" werden. Vierkandt [715] (S. 389) bezeichnet dergleichen als „falsche Gleichsetzung der Gruppe mit dem Einzelnen"; der Zustand der Psychose wäre durchaus individuell begrenzt.

Psychose ist etwas eminent Biologisches; Gruppengeist aber ist ein soziologisches Gebilde[29]. Dies alles mußte erst einmal grundsätzlich erörtert werden, damit ein Begriff, den wir jetzt aufstellen möchten, nicht mißverstanden wird.

Das ist der Begriff vom Kreislauf des Pathologischen. Psychose oder Psychopathie können sich nicht als Biologisches übertragen auf Gruppen von Menschen; wohl aber können sie den Eindruck ihrer Inhalte soziologisch weiterpflanzen auf große Gruppen. Am eindrucksfähigsten für geistige Ansteckung sind immer die Psychopathen; als innerlich labile Augenblicks- und Gefühlsmenschen verfallen sie sehr leicht jedem neuen Eindruck und sind dafür „Feuer und Flamme". Zu gleicher Zeit üben sie eine merkwürdige Anziehungskraft gegenseitig aufeinander aus (wohl als suggestibel für Abnormes); jede kleine Sekte beweist es (ein hübsches Beispiel die Naturmenschen von Ancona. Birnbaum [293] S. 261). Psychopathen bilden demnach eher eine Gemeinde untereinander für eine neue Person, für ein neues Ideal.

Und wenn die neue Person ein Neurotischer ist (als Künstler, Dichter, Held usw.), so steckt sie eher an, als ein Gesunder es vermag. (Ähnliche Gedanken gut bei Reichmann [704].) Wer denkt nicht dabei sofort ein paar Jahrzehnte zurück, aus was sich der Chor der Wagnerianer und -innen zusammensetzte. Das war zu einem sehr großen Teil eine Gemeinde von suggestiblen, rauschbedürftigen, femininen Psychopathen und hysterischen Weiblein. (Vgl. auch Nietzsche, Der Fall Wagner.)

Gerade an solchem Falle aber kann man die ungeheure Bedeutung der begabten Psychopathen im Kulturleben ermessen; ohne sie würde so mancher überhaupt versanden, niemals auf Echo stoßen, nie zum Genie werden. Sie sind es, die erstens die allermeisten Genies abgeben und zweitens zugleich die, die als erste, als entscheidende Gemeinde auftreten. Die große Masse der Gesunden, der Norm, ist anfangs immer wenig ergriffen, schwer zu beeinflussen, langsam, begriffsstutzig; erst allmählich kommen sie in Gang und laufen hinter den Psychopathen-Gemeinden her. Psychopathen (oder selbst Psychotische) sind ein Ferment der Kulturgeschichte.

---

[29] Auch Gaupp [687] ist zu ganz ähnlichen Ergebnissen gekommen wie wir.

Das Bionegative eines „Genies“ geht mit ein in den numinosen Akkord, an irgendeiner Stelle, es formt das Heilige mit. Als heilig wird es besonders leicht von den bionegativen Elementen der Gemeinde ergriffen und läuft nun soziologisch weiter im Kreislauf, als Wirkung. Dort trifft es als Numinoses vielleicht wieder auf einen Psychopathen, anregend oder zum Widerstand reizend. Der formt aber neue Ideale, die sich auch wieder am ehesten eine Gemeinde von Psychopathen erobern. Und so fort.

Ein seltsames Bild. Wie sich bionegativ und numinos ständig aufs neue ablösen oder verflechten, wie sie im Kulturleben der Menschheit einen Reigen umeinander aufführen.

Das Bionegative läuft wie eine soziologische „Keimbahn“ weiter, und die gesunden Bewegungen zweigen sich von ihr ab wie sonst die Individuen. Kulturleben kann nie voll verstanden werden ohne Psychopathologie.

Berühmte

Ein langes, aber notwendiges Stück Weg hat uns jetzt endlich zu den Berühmten geführt, zu den anerkannten Genies der Menschheit. Wer uns bisher Gefolgschaft geleistet, der müßte sich eigentlich sagen: bei den Berühmten wird es genau so sein, nur alles in vergrößertem Maßstab. Und so ist es.

Es wäre demnach zu untersuchen: Was hat das Bionegative bei Berühmten geleistet? Für Schaffen und Werk, für Eindruck, Ruhm und numinosen Akkord? Da deren allgemeine Dynamik eingehend besprochen, so trennen wir diese Begriffe nur noch nach Möglichkeit, wie wir auch von jetzt ab Psychose und Psychopathie nicht mehr immer gesondert zu betrachten brauchen.

Unsere Arbeit hat das Bionegative zum Gegenstand. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß wir nie vergessen, was für stark biopositive Faktoren in den meisten Fällen von Genieruhm mit im Spiele sind: übernormale Talentbegabung, feinere Differenzierung, Idealismus, Willensstärke usw. Sie genügen aber in der Regel nicht, um die Augen der Menschheit auf sich zu lenken und mystische Verehrung zu gewinnen.

Schaffen. Welchen genetischen Wert kann Bionegatives für den Schaffensprozeß selbst gehabt haben? Für das Zustandekommen eines eindrucksvollen Werks überhaupt?

Zunächst kann es eine günstige Affektivität herbeiführen. Auch ohne Bionegatives erleichtert Erregung die Umsetzung in die Tat, ebenso Dämpfung der Hemmungen, günstige Stimmungslage. Liebe treibt zum Dichten, leidenschaftliches Fühlen, Aufgeregtsein drängt zum Handeln. „Eine im allgemeinen heftige, leidenschaftliche Natur kann dem Genie förderlich sein . . ., d. h. sie kann da, wo ein großes Talent vorhanden ist, die Möglichkeit des Schaffens gegeben ist, die Leistung steigern“ (Möbius [62]).

Sogar körperliche Krankheit kann einmal günstig sein, als

erregender Antrieb. „Recht unwohl", schreibt Hebbel (Tagebücher IV, 87). „Aber ich mach' die alte Erfahrung: das nützt der Arbeit. Nie blitzte das Gehirn mir mehr, wie heut'." Es entstehen bei ihm 1½ Akte des Demetrius, obgleich er, durch Rheumatismus verhindert, kaum imstande ist, sie niederzuschreiben (Behagel [583] S. 12). War es nur affektive Erregtheit überhaupt? Oder ein autosuggestives Wegsehenwollen von der Erkrankung?

Erst recht vermag das psychisch Bionegative s t a r k e Antriebe zum Schaffen zu vermitteln. Beim Psychopathen, der alles viel brennender fühlt, dessen Triebhaftigkeit von Anfang an ein ganz anderes Kesselfeuer legt, ist auch zum Schaffen ein ganz anderer „Dampf dahinter". Das gleiche gilt häufig von der Psychose, nur daß bei ihr auch noch i n h a l t l i c h die pathologischen Symptome s e l b s t die Schaffensmaschine in Gang setzen. Die Gesichtstäuschungen Swedenborgs z w a n g e n ihn zum Niederschreiben, die Visionen des Malers Blake n ö t i g t e n ihn zum Zeichnen, die der Jeanne d'Arc t r i e b e n sie zur Tat, und die Verfolgungswahnideen Rousseaus gaben den Motor zu seinen Confessions, die ihn rechtfertigen sollten. Auch bei Strindberg (Inferno) d r ä n g t e n die seltsamen psychotischen Geschehnisse, Halluzinationen und Wahnstimmung, zu dichterischer Gestaltung, zu philosophischer Verarbeitung. Eins der schönsten Gedichte von Musset, „Die Dezembernacht", verdankt nur bionegativem Erlebnis seine Entstehung: Musset sah, alkoholvergiftet, sein eigenes Bild als Halluzination vor sich.

Zum verstärkten Antrieb kann sich die e r l e i c h t e r t e A u s l ö s u n g gesellen, und beides wird noch begleitet von glücklich gehobener Stimmung, erhöhtem Selbstgefühl, Dämpfung der Hemmungen, wie in der Hypomanie, in den expansiven Phasen der Paralyse oder gelegentlich im Beginn der Schizophrenie. Die gesteigerte Affektivität braust und schäumt über, reißt alle rationalen Dämme nieder, flutet rücksichtslos und nackt im Ausdruck dahin. Hypomanischer Elan hat Blücher gegen Frankreich getrieben. Und nie hätte der stille, feine Gelehrte in Nietzsche d i e Töne gefunden, die ihm die Euphorie der beginnenden Paralyse eingab; sie war seinem schöpferischen Hochtalent die Peitsche, dem Volk der Gemeinde aber schenkten diese schreienden Töne, wonach es verlangt: das Verblüffende, die Sensation, die umwirft oder niedertritt, die blendende Suggestivkraft (Zarathustra, die neuen Vorreden, Fall Wagner, Götzendämmerung, Antichrist, Ecce homo). Ob in solchen Fällen eine Art Giftwirkung vorliegt (Luesgift?), ob endokrine Störung, ist uns noch unbekannt; aber „rein psychologisch" läßt sich solches Geschehen nicht begreifen. Das lehrt auch das Produktionsfieber der manischen Verstimmung, das wir an C. F. Meyer beobachten (W. Lange [1238]), an Stauffer-Bern (Birnbaum [293] S. 120), den erst die manische Psychose zum Dichter machte, oder an dem hypomanischen Temperament der Bettina von Arnim (Birnbaum [293] S. 124). Vor allem aber an Goethe (Möbius [991]), der ein äußerst empfindsamer, höchst reizbarer Psychopath und Gefühlsmensch gewesen

ist; daneben aber lief, einwandfrei festgestellt, eine ganz leichte Form von Cyclophrenie, mit Depressionen, wo alle Schöpferkraft lahm lag, mit Hypomanien, in denen er jung wurde wie ein Frühlingsgott, sogar noch im höchsten Alter.

Aber nicht bloß glückselige Stimmung macht fruchtbar; fast mehr noch die traurige. Zwar nicht die echte, psychotische Melancholie mit schwerer Hemmung, wohl aber die chronische Verstimmtheit, die Disposition zur Unlust, zum seelischen Schmerz, zur Melancholie. In dieser Gruppe sehen wir all die depressiven Psychopathen zum Schaffen gestachelt, all die Byron, Leopardi, Manzoni, Schopenhauer, Lenau, Schubert. Auch der „Weltschmerz" hat seine biologischen Quellen. Schuberts Liederzyklus „Die Winterreise" (1827) ist aus tiefer Depression geboren. Und jene Coleridge und Baudelaire machte nach ihren Gifträuschen der Katzenjammer, die Depression produktiv, als „günstige" Stimmungslage.

Ja selbst das schauerliche Erlebnis der beginnenden Geisteskrankheit, der eigenen Veränderung, des Hereinbruchs von etwas unerhört Neuem, kann den Kranken derart aufwühlen und erschüttern, daß dem Formtalent ein heftig wirkendes Ferment zugesetzt wird; es kommt zum Gären und sprengt die Weinfässer. So war es bei Hölderlin, so bei van Gogh zu Beginn (Jaspers [1500]).

Allein schon die einfache neurotische Spannung des irgendwie unzufriedenen Psychopathen wird ungemein häufig ein genetischer Wert für das Werk.

„Krankheit ist wohl der tiefste Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen,
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund."

(Heine, Schöpfungslieder Nr. 7.) In solchen Fällen stellt das Schaffen einen Heilungsprozeß dar, eine Art Entzündung, in der die Splitter herauseitern.

Noch in anderer Form tritt eine Selbstheilung auf. Das Werk bildet die Gesundheit ab, als Kompensation zur eigenen unglückseligen Verfassung und inneren Spannung. So bei Grillparzer, einem schwer depressiv-hypochondrischen Psychopathen, dessen dramatisches Werk durchaus als gesund erscheint. So vielfach auch bei Beethoven.

Mit zwei Worten sei nur auf die sexuellen Triebanomalien hingewiesen, die bei manchen Psychopathen als biologischer Motor hinter ihrem Werk wirksam gewesen; zum mindesten als Teilfaktor. Oft gehen aber auch solche Züge, offen oder versteckt, mit ins Werk ein.

Als bionegativ ist natürlich nicht gemeint etwa eine gewöhnliche, einfach besonders starke sexuelle Triebkraft, wie bei Goethe, die das ganze Werk mit ihrem sinnenkräftigen, natürlichen Zauber durchtränkt. Negativ wird der Sexualtrieb erst dann, wenn der Träger selbst schwer darunter leidet und, im Kampfe mit seinem überstarken Triebe, neurotisch wird. Flaubert gehörte zu solchen

Naturen; er litt so ungemein heftig unter seiner Übergeschlechtlichkeit, daß der ernste Drang in ihm auftauchte, sich selbst zu kastrieren (Birnbaum [293] S. 195). Nietzsche hat, wie bekannt, einmal geäußert, in Flaubert sei der Haß auf das Leben produktiv geworden. Daß dieser schwer neurotische Mann an periodischen Nervenanfällen litt, nimmt uns nicht wunder. — Ist der Trieb noch dazu abnorm gerichtet, wie bei dem homosexuellen Platen, so vergrößert dies im heutigen Kulturleben den inneren Zwiespalt; auch Platen hatte bisweilen neurotische Anfälle.

Homosexuelle Neigungen von mehr oder minder großer Stärke, manchmal mit Heterosexuellem gemischt, finden sich (oft versteckt, unbewußt, rein psychisch) bei Michelangelo, Grillparzer (in der Jugend), Gleim, Andersen, Verlaine, Iffland, Winkelmann, Ludwig II. von Bayern, Wilde, wahrscheinlich auch bei Sokrates, Leonardo, Shakespeare, Friedrich d. Gr. (Moll [273]).

Sogenannte „Perversitäten" haben die Rétif de la Bretonne, Sade, Sacher-Masoch produktiv gemacht, teilweise auch Rousseau (Stekel [1435]).

Unbewußte Inzestwünsche bilden, viel häufiger als man ahnt, Antrieb oder Inhalt für ein Werk, wie Rank [648] überzeugend und gründlich nachgewiesen hat. Viele schöpferische Psychopathen, wie z. B. der Typus der Romantiker, bleiben eben auf der Affektstufe der Pubertät und ihren Konflikten stehen (Inzestkomplex). Der Widerstreit von Wirklichkeit und Phantasie erzeugt die neurotische Spannung und treibt zum Werk. Ihr Liebesideal ist gewöhnlich die ältere, verwitwete oder geschiedene Frau (Rank [648] S. 616).

Völlige Asexualität müssen wir an Menzel feststellen; auch sie hat gewiß dazu beigetragen, daß er seine ganze Kraft ausschließlich dem Werk widmen konnte und daß dieses dadurch solchen Umfang gewann.

Bei vielen der Genannten war die sexuelle Anomalie auch stark an der Ruhmbildung beteiligt; manche verdanken ihr allein den Weltruhm: Sade, Sacher-Masoch. Kann es überhaupt anders sein? Als daß gerade das Gestörte, der Mangel an Gleichgewicht, die Maßlosigkeit, kurz das Abnorme auffällt und berühmt macht? „Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren; eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus", schreibt Clemens Brentano an seine Schwester Bettina (z. n. Noack [131] S. 249).

So hat sehr oft gerade der Mangel an Selbstzucht, das Freisein von Hemmungen, ein rücksichtsloser, unverhüllter, nackter Ausdruck Aufsehen erregt und Ruhm verliehen; er ist als Aufrichtigkeit, als Wahrheitsliebe eingegangen in den Akkord, als ethischer Hochwert. Etwa bei Rousseau, bei Strindberg. „Eine Art Wilden-Aufrichtigkeit — nicht grausam, ferne davon —, jedoch wild, nackt ringend mit der Wahrheit der Dinge. In diesem Sinne ist etwas vom Wilden, Urwüchsigen in jedem großen Genie", meinte sogar der geniereligiöse Carlyle. Kein Wunder, daß dieses starke Triebleben,

diese übermächtige Affektivität auch in den Träumen der Dichter erscheint (Stekel [671]). Das „hypertrophische Ichgefühl" des Psychopathen, sein starker Sexualtrieb, auch sein Trieb zum Zerstören, zum Kriminellen (wie Stekel meint) kann sich darin offenbaren, sein „psychischer Infantilismus", sein Mangel an wirklicher Liebe, die innerliche Verachtung der Autorität und des Moralischen. Kurz: seine soziologische Eigengesetzlichkeit, wie wir es genannt haben.

Auch die Form des Ausdrucks gelingt durch jene Hemmungslosigkeit oft viel besser; weil Rücksichten und Bedenklichkeiten fortfallen, wird alles unmittelbarer, flüssiger, schwungvoller, aus einem Guß. Gerade die großen Ausdruckskünstler waren fast alles ausgesprochene Psychopathen: Michelangelo, Goethe, Beethoven, Wagner.

Was von der Affektivität gilt, läßt sich auch von der intellektuellen Dynamik des Bionegativen aussagen; sie kann einen günstigen Ablauf vorstellen, günstig fürs Werk. Eine gewisse Schwächung, eine Art Lockerung der Ratio erscheint vorteilhaft, jedenfalls für die meiste Kunst und Erfindung. Erstens schafft das Oniroide, die Sphäre, eher die Möglichkeit zu Neukombinationen als die festgefügte Ratio; ferner verleiht es allem Künstlerischen jenes Element, das man an Bildern „Atmosphäre" heißt (Monet, Sisley). Schaffensprozeß und Erscheinen im Werk sind auch da wieder schwer zu trennen. Die leise Verschwommenheit macht das Werk „duftiger, stimmungsvoller, poetischer"; gerade die unklare Abbildung der Welt öffnet das Tor zum Ahnen, zum eigenen Ausspinnen beim Aufnehmer.

Auf diese Art werden Ermüdung, leichte Vergiftung, leichte Psychose oder archaische Psychopathie ganz besonders dem künstlerischen Schaffen wertvoll, weil sie die Ratio auflockern oder teilweise abdecken. Rational vereiste, zugefrorene Ströme brechen ihr Eis unter dem Südwind des Traumhaften: alles wird „schöner", bunter, phantastischer, ahnungsvoller. Einfälle, Bilder, Ideen tauchen auf, kommen und gehen, stark anschaulich und visionär. Alles was Birnbaum [293] (S. 72—92) gesammelt hat über Goethe, Grillparzer, C. F. Meyer, Zola, Frenssen, Zschokke, Flaubert, Kleist, Hebbel, Hoffmann, Clemens Brentano, Moritz, Cagliostro, Casanova wäre zu vergleichen. „Viel ja lügen die Dichter" seit Homer. Auch Mohammeds Paradiesphantasien und traumhafte Gebilde (Birnbaum [293] S. 272) haben bei der Menschheit viel Anklang gefunden.

Künstler arbeiten gern des Abends oder nachts, wenn bei leichter Ermüdung die Sinnenwelt matter wird, wenn die Seele lockerer webt. Sie suchen instinktiv jenes Element auf, das manchmal von der Psychose freigelegt wird und was Schilder [511] (S. 281) die „Einschmelzung" in der „Sphäre" genannt hat, nach welcher Regression wieder eine Rückkehr zu den Dingen stattfände. Daß aber erst die echte Psychose dies leisten müßte, ist doch in der Geschichte recht selten der Fall. Überwältigend häufiger tun es

gewisse Formen von Psychopathie. Die Psychose liefert Mysterien für den Eindruck, harte Nüsse zum Aufknacken, Dauerruhm, aber fast nie echte Leistung. Einer solcher seltenen Ausnahmefälle war Nerval, der an einer Schizophrenie mit Schwankungen litt (Birnbaum [293] S. 34); bei ihm quollen wirkliche Kunstwerte aus der Psychose selbst hervor, gerade im Sinne des Archaisch-Oniroiden. (Vielleicht wie der klinische Fall von Serko [666].)

Ob gewisse Formen von Denktypus mit der besprochenen Lokkerung der Ratio in Zusammenhang stehen, sei dahingestellt. Zum Beispiel die Art, wie Schizoide denken. Auch Bleuler [573] erörtert die Nützlichkeit der Schizoidie (S. 382—84). Das Denken verläuft wie im Zickzack, was zum Auffinden neuer Kombinationen sehr nützlich sein dürfte. So war Watt ein ausgesprochener Psychopath und zugleich einer der fruchtbarsten Erfinder (Galton [79] S. 244); ähnlich lag der Fall von Ampère.

Auch abnorme Empfindungen und Gedanken-Verknüpfungen (Déjà vu, Synästhesien usw.) können einmal Wert für das Schaffen bekommen (Birnbaum [293] S. 48 f).

Oft treten günstige Affektivität und vorteilhafter Intellektablauf zusammen. „Die Intuition und die Empfindsamkeit sind die einzigen Werkzeuge, vermöge welcher der Genius arbeitet", meinte Sterne (Brief 20). So kann eine leichte Vergiftung mit Alkohol, Opium usw. den Antrieb zum Schaffen erleichtern, die Stimmungslage verbessern, Unlustspannungen beseitigen, sie kann die Traumschaltung lockern, die Phantasie „beschwingen", unbewußten Trieben die Zügel in die Hand geben. Kurz, sie kann Konzeptionswert erlangen, wie es zahlreiche Künstler bezeugt haben. Für die Ausführung leistet die Vergiftung aber nichts und beweist damit wieder ihr Bionegatives hinsichtlich allgemeiner Lebenstüchtigkeit. Eine geschichtliche Würdigung der hohen Bedeutung des Freimachens der Traumschicht durch Gifte hat uns Klages [393] (S. 420) vermittelt.

Die Beziehungen des Alkohols zum Humor sind bekannt; Kräpelin spricht geradezu von Trinkerhumor. Solche Grundstimmung kann mit ins Werk eingehen. So ist Reuters Humor gewiß nicht bloß aus der Konstitution (leicht cyclophren?) gewachsen, sondern auch aus der chronischen Alkoholeuphorie.

Alkohol erleichtert die Umsetzung in die Tat (siehe Verbrechen). Bismarck nahm „vor Reichstagsreden große Alkoholmengen" zu sich, „weil ihm dann die Rede besser gelang" (Jaspers, Birnbaum [1604] S. 41).

Vleuten [675] hat einmal eine Umfrage bei 150 deutschen Dichtern und Schriftstellern umhergesandt. 115 antworteten; 12 davon lobten den Alkohol für die Konzeption, z. B. Bulcke: die Konzeption einer Idee erfolge „nicht ganz selten" durch alkoholische Wirkung; die Ausarbeitung würde gehemmt. Aber es wären (S. 91) „fast alle großen Humoristen der deutschen Literatur sehr dem Alkohol ergeben". Busse-Palma schrieb: „... Alkohol als Anreger ein

Gott, aber ein Stümper bei der Ausführung" — „regelmäßiger Genuß vor der Arbeit ... schädlich" — [zweifellos richtig]. Auffallend bei der Umfrage blieb, daß gerade die Bedeutendsten nicht geantwortet hatten ...

Daß manche ausgesprochene Psychopathen sich selbst im höheren Alter noch eine große Jugendlichkeit bewahren, ist eine bekannte Tatsache. Haben sie vorher etwas Großes geleistet, so nennt man es die „Kindlichkeit des Genies". Solche Jugendlichkeit vermag einen sehr günstigen Boden zum Schaffen abzugeben; die Gefühlswelt bleibt frisch, das jugendliche Staunen über Alles erhält sich lebendig. Damit verbindet sich aber nun die Erfahrung des Alters und die gereifte Talentvirtuosität zum schönsten Strauß, wie das Beispiel von Goethe beweist.

Psychopathen besitzen oft einen feineren Apparat, den Zeitgeist aufzufangen, eine feinere Witterung. Aufzufangen und auszudrücken. Goethes Werther war aufgefangener (und ausgedrückter) Zeitgeist. Der Psychopath erweist sich feinhöriger, feinfühliger, reizsamer, er nimmt mit seinem Fühldenken halbbewußt-unbewußt sehr viel mehr aus seiner Umgebung auf. Die Fähigkeit zum Mitfühlen, zum direkten Verstehen und Ablesen von Geistigem, nur aus dem mimischen Ausdruck, ist zweifellos oft gesteigert. (Wichtig für okkultistische, „parapsychologische" Probleme.) Wenn Schelers Theorie richtig ist, daß unser Ich auch das eigene Psychische immer direkt aus dem Körperlichen abliest (dem Hirnzustand), so würde solch feinfühliger Psychopath auch das Fremdseelische aus der Spiegelung im eigenen Körper direkt ablesen — jedenfalls besser als Andere. Daß so etwas möglich ist, beweist der Meskalinrausch (Mayer-Groß [560]); in diesem bionegativen Zustand wird ebenfalls die Feinfühligkeit des Verstehens erhöht.

Ferner ist der Psychopath überhaupt eindrucksfähiger, suggestibler durch die Umgebung; er hört aus tausend dünnen Quellen den Pulsschlag der Zeit rauschen. Aber auch, wo es ihr fehlt, vernimmt er besser. Denn in ihm, dem allezeit Unruhigen, Sehnsüchtigen entsteht viel eher die Spannung neurotischer Unzufriedenheit und der dunkle Trieb, Abhilfe zu schaffen; so fühlt er die Logik der Weiterentwicklung voraus und spielt auf dem Instrument seines formalen Ausdruckstalentes das Lied seiner Zeit: ihre Sehnsuchten, ihre Wunschträume, ihre Weiterentwicklung. Und die Zeit, die sich selber im Spiegel sieht, klatscht ihm Beifall; denn sie ist eitel, wie Frauen, und wählt sich ihre Genien nach ihrem, gerade ihrem Geschmack. Genie ist Relation.

Werk und Ruhm. Somit stehn wir vor dem Ergebnis, daß Bionegatives vollkommen maskiert als genetischer Wert im Werk stecken kann, insofern es nur dem Schaffensprozeß zugute kam oder der Widerspiegelung des Zeitgeistes. In dieser Weise war die Psychopathie des weichen, nachfühlenden Goethe eine Quelle für den Werther wie für den Faust, in dem er den Forschergeist

des 19. Jahrhunderts vorfühlend gestaltete; zur mj der übernormalen Talentbegabung kam noch eine zweite mj hinzu: die Feinheit unbewußter psychopathischer Aufnahme- und Ausdrucksfähigkeit.

Gerade die Ausdruckskünste spielen im neueren Kulturleben eine weit größere Rolle als die Gestaltungskünste. Dichtung, Musik und Schauspiel sind viel eindrucksvoller und affektiver als Malerei und Skulptur. Schon in den beiden bildenden Künsten hat sich feststellen lassen, daß in der Malerei, als der stärkeren Ausdruckskunst, sich auch mehr Psychopathen betätigen als unter Bildhauern. So fand Pannenborg [640] (S. 31) am Bildhauer: „Statt der zersplitterten Persönlichkeit des Malers finden wir hier einheitliche, ganze Menschen: innere Harmonie, Übereinstimmung Denken-Handeln und eine kontinuierliche Entwicklung sind vorhanden, die Stimmung ist gleichmäßig." „Pflichtmenschen mit festen Gewohnheiten" — „Kleben an der Scholle." P. findet sie schwerfälliger, ernster, pünktlicher, verschlossen, zurückgezogen, kontemplativer — „Die Visionäre fehlen hier —" Wir fügen noch hinzu: die Skulptur erfordert viel zu viel gediegene Arbeit und Ausdauer, so daß die Psychopathen gewöhnlich versagen; die Bildhauerei sondert sie aus.

An den Malern findet Pannenborg [638], daß ihre Emotionalität „bedeutend höher als die des normalen Menschen" wäre. Sie sind „nicht gewissenhaft und nicht pünktlich", aber arbeitsam und beharrlich beim Malen. Es wird bei 27 Prozent „das Kindliche in ihrem Auftreten" hervorgehoben; sie sind „schwärmerisch", „mit ihrer zeitweisen Umgebung nicht zufrieden", ausgesprochen „ungeduldig", „freiheitssüchtig", „unordentlich".

Anscheinend sind auch bei Pannenborgs [637] Musikern viele Psychopathen, wie bei denen von Haecker und Ziehen [359]. Jedenfalls stimmen diese Ergebnisse vollkommen mit dem überein, was wir an den Berühmten sehen. Überall in Dichtung und Musik mehr Psychopathen als in der bildenden Kunst, und in dieser mehr bei den Malern als bei den Bildhauern.

Der Fähigkeit, intensiver zu fühlen und dieses Gefühl in den Ausdruck zu legen, läuft überall auch das Psychopathische parallel; dieses liefert in bestimmter Richtung überlegenes Können, eben mj. — Es erscheint höchst bezeichnend, daß der einzige ganz große Ausdruckskünstler unter den Bildhauern ein so sehr deutlicher Disharmonischer war; die innere Zerrissenheit, das Extreme des Gefühlslebens gerade hebt Michelangelo über seine Genossen empor.

Das fc eines Werkes, seine Genußgröße, setzt sich aus mindestens drei Faktoren zusammen: aus der mj des Talentkönnens, der Zufallskonstellation und schließlich dem Zusammenpassen von G und $\frac{JP}{V}$ (gleich Zeitgeist). „Genial" wird Einer nur genannt, wenn er ein fc liefert. Von Rouget de l'Isle sagt man, er wäre nur einmal im Leben „genial" gewesen: als er, mitgerissen vom Rausche der Zeit, die Marseillaise schuf; daß die Melodie aber im wesentlichen aus

Grisons Oratorium „Esther“ gestohlen war, vergißt man dabei, denn er hatte eben den Zeitgeist getroffen, erschien also genial.

Während die Antike die Unbewegtheit verehrte (ihren Gegensatz?), will der Mensch der Gegenwart gerade den tiefen Affekt und dessen Ausdruck genießen. Das Mitfühlen gesteigerter Affekte ist ihm das willkommene fc-en.

Offenbar besteht ein allgemeinmenschliches Verlangen nach Übertrumpfung des Alltags um uns und in uns, nach einer Steigerung des Erlebens, weil sie das Lebensgefühl erhöht, weil sie urelementare menschliche Triebe befriedigt. „Über das Steigerungsphänomen in der Kunst“ verdanken wir Kainz [609] eine wertvolle Arbeit. Schon im Klatsch des Alltags wird ein Gefühlserlebnis steigernd gestaltet (Utitz). Eitelkeit und Ichsucht, Ärger und Haß, Freude am Sensationellen, Neid und Trieb nach Darstellung des erhöhten Ich, nach Herabsetzung des Nächsten — das alles zwingt unwiderstehlich zur Aussprache. Diese bringt nämlich befreiende Entladung; und je mehr die Phantasie unwillkürlich dabei umformt, um die Wirkung zu steigern, desto erlösender wird das Abreagieren der Affekte gefühlt. Wer Verlangen nach Aussprache hat, befriedigt es stärker, wenn er sich in Steigerungen ergeht. Weiter regt sich der Machttrieb beim Klatsch; das Gefühl, Herr über den Stoff zu sein und mit ihm schalten und walten zu können, ihn umzuformen mit Schöpfergefühl, diese Lust an der Aktivität steigert auch die Freude am Fabulieren. Das Ich verlangt nach Expansion, es will sich durch Neues, Ungewohntes erweitern, durch Wichtiges selber miterhöhen, es will sich aufblasen vor sich selbst und den Andern mit seinen neuen Wichtigkeiten. Und dazu sind dem Klatschweib alle Mittel recht; da wird umgebogen, phantastisch umgelogen, unterdrückt, übertrieben, umgestellt, ausgemalt — kurzum: die subjektivierte und katathym umgeformte Wirklichkeit erst befriedigt das Menschenherz.

Schon in jeder einfachen Wahrnehmung liegt gewöhnlich Betonung, Auswahl, Zusammenfassung, katathymes Hineinsehen. Dem Liebenden wird die Gans zur Göttin. Auch alle Erinnerung färbt um, wählt aus, verklärt. Noch deutlicher tritt die Tendenz zur Progression da hervor, wo keine starke Ratio mehr die Zügel anzieht: im Traum; alles steigert sich von selbst ins Maßlose, Wünsche und Möglichkeiten erfüllen sich schlankweg, leiseste Sorge steigert sich zur tödlichen Angst. Im Reich des Dionysos schwillt alles ins Große.

Sollte es in Dichtung und Kunst etwa anders sein? Auch sie will vergrößern, steigern, intensivieren, will affektiv eindrucksvoll wirken. Der Künstler ist psychologisch vom Allgemein-Menschlichen nicht durch eine mystische Kluft getrennt; er ist nur gradweise davon verschieden. Dieser anscheinend siegreichen Anschauung moderner Kunstwissenschaft (Müller-Freienfels u. a.) schließt sich auch Kainz an. Er betont, wie das Lebensgefühl beim Künstler stärker und feiner wäre und mächtiger nach Ausdruck

dränge. Das Bedürfnis nach seelischer Entladung steigert sich zum Verlangen nach Gestaltung im Werk. Die befreiende Aussprache wird biologische (!) Notwendigkeit. Alles wird von vornherein intensiver erlebt, das Erlebte ist deutlich, anschaulicher. „Höhere Impressibilität", gesteigerte „Reizsamkeit", intuitives Sich-Einleben. Und dies intensivere Erleben b e d r ä n g t den Dichter auch mehr, fordert „gebieterisch" die befreiende Aussprache. Schaffen ist g e s t e i g e r t e s Aussprechen. „Wichtig für das Eintreten der Steigerung ist das Vorhandensein starker ausdruckheischender Gefühle. Der günstigste Veranlagungstypus dafür ist der des stark emotional-affektiven, des „exklamatorischen" Menschen, für den im Augenblick der Erregung gewisse intellektuelle Hemmungen leicht wegfallen".

Nun — diese Worte von K a i n z könnte auch ein Psychiater geschrieben haben. Denn die M e h r zahl solcher geschilderten Typen sind eben gar nichts anderes als begabte Psychopathen. Und gerade bei ihnen kommt noch um so leichter der R a u s c h des Schaffens zustande; und dieser Gefühlsrausch wirkt wiederum günstig, weil er die Ratio betäubt und die Traumschaltung lockert. Ganz instinktiv wird darum der Affekt auch gehegt und gepflegt durch Sichselbsthineinsteigern in Leidenschaft; und diese wieder verstärkt das Verlangen nach Ausdruck. Diese ganze Dynamik kommt dem Werke des Psychopathen s e h r zustatten; erst das Übersteigerte schafft den notwendigen, wirkungsvollen Al-Fresco-Stil: Molière, Shakespeare, Kleist, Hebbel, R. Wagner.

Das Ausleben von Trieben und Fähigkeiten wird meistens lustvoll erlebt. Der Künstler g e n i e ß t seine Gabe, seinen Drang zur Gestaltung, und er fühlt sein Leben erhöht, wenn er anordnet, komponiert, aufbaut, wenn er Wichtiges auswählt, das Wesentliche übertreibt und steigert. Und nun verbindet sich damit der Trieb, a b zugeben, Eindruck zu machen, i m Gesteigerten auch sich s e l b s t zur Geltung zu bringen. Es ist g e w i ß kein Zufall, daß man unter Künstlern aller Art so viel geltungsbedürftige, „hysterische" Psychopathen antrifft. R. Wagner darf wohl als repräsentativ für diesen ganzen Typus gelten.

In der Schilderung der „Künstlernatur" durch die Ästhetiker und in der Kennzeichnung ihrer psychopathischen Art durch die Nervenärzte herrscht im letzten Grunde v ö l l i g e Übereinstimmung. Der begabte Psychopath bringt die g ü n s t i g s t e n Bedingungen für das Kunstschaffen mit; unter den erfolgreichen Genies werden wir darum auch m e h r von ihnen antreffen. Der ganz Gesunde k a n n das einfach nicht leisten, wonach sich die Menschheit sehnt.

Um diesen Satz einzusehen, braucht man sich die Frage nur einmal umgekehrt zu stellen. Setzen wir bei zwei Männern ein g l e i c h großes Form- und Gestaltungstalent voraus; w e r wird wohl geeigneter sein, einen Werther oder Faust, einen Hamlet, eine Penthesilea zu schreiben? Der ruhige, ausgeglichene, sachlich-vernünftige, bescheidene Wirklichkeitsmensch? Oder ein zerwühlter, durchwogter Psychopath, ein gespannter, überkochender Neurotiker, der sich zer-

reißen möchte? Und was sieht der Kunstgenießer im Durchschnitt wohl lieber: das ewig glatte Meer unter alltäglich blauem Himmel? Oder gischtweiße Wogen, die unter heulendem Sturm an den Felsen hochgepeitscht werden?

Die Antwort kann nicht schwer fallen. Es geht echte mj, wirklich erhöhte Leistungsfähigkeit für diesen Zweck mit ins Werk des Psychopathen ein. Psychopathie ist keine Schande. Man muß nur nicht so übertriebene, mittelalterliche Vorstellungen davon haben. Ein Psychopath ist ja kein Mensch, der sich vor lauter Verrücktheit andauernd horizontal mit dem Schädel in die Wand einer Gummizelle einschraubt ...

Freilich bedeutet ihm, dem Dichter, bitter-ernstes Erleben, was dem Genießenden „nur Spiel". Der Künstler leidet vorm Schaffen, beim Schaffen oft ganz unsagbar. Aber der Kunstgenießer hat Hunger. Alles organische Getier nährt sich jahraus, jahrein vom Schmerz und Fleisch seines Opfers. Das ist Erdengesetz. Der Genießer will Steigerung im Werk; und der leidende Psychopath, qualvoll gebäumt, „liefert ihm das Gewünschte".

Allein schon technisch kann es nicht ohne Übersteigerung von Anfang an abgehen. Man bedenke, was auf dem langen Wege vom Erleben zum Ausdrucksgestalten, von da bis zum Auffassen und Nacherleben alles an Energie, an Intensität des Eindrucksvollen verloren geht. Wenn beim Genuß ein Zwang da sein soll, das Werk gerade so und nur so nachzuerleben, wenn durch all die Röhren der Dampf noch heiß beim Abnehmer ankommen soll, dann muß zu Ursprung der Kessel überheizt gewesen sein.

Schon rein formal muß der Künstler stark übertreiben: die Plastik an ihren Denkmälern im Freien, die Schauspielergebärde auf der Bühne, das Drama in seinen Konflikten. „Aber auch sonst", führt Müller-Freienfels[632] (II, 2. A. S. 43) sehr treffend aus, „wird in der Geistesgeschichte die Steigerung, ja die Übertreibung des Ausdrucks gesucht, und der Ausdruck in dieser Tendenz „gestaltet". In Delacroix' Tagebüchern wird ‚exagération' von der Kunst gefordert, und Strindberg sagt einmal, der Künstler müsse schreien, auch wenn er nur einen mittleren Schmerz ausdrücken wolle. Diese Neigung zur Extremität [hoffentlich von M. F. nicht anatomisch gemeint] des Ausdrucks offenbart sich auch in der Wahl der Symbole, deren Ausdrucksgehalt oft weit über das reale Erleben hinausgeht, also daß für einen Liebesschmerz mittleren Grades gleich eine Fabel mit tödlicher Katastrophe als Symbol gewählt wird."

Äußerst lehrreich, für Ästhetiker wie Biologen, sind auch die beiden ausführlichen Belege zur Steigerung, die Kainz[609] (S. 82 bis 90) uns gebracht hat. Und von wem holt er sich seine Beweise? Von E. T. A. Hoffmann und Hebbel. Beide waren so unzweideutig disharmonisch und psychopathisch, daß selbst der Laie gewöhnlich nicht zweifelt[30].

[30] Die wertvolle Arbeit von Kainz sei dringend empfohlen. Allerdings läßt sich wohl nicht alles, was er Steigerung nennt, nur quantitativ

Ein sehr großer Teil aller berühmten Kunst ist als Steigerungskunst begabter Psychopathen aufzufassen. In besonderen Einzelfällen lassen sich aber außerdem noch Leistungen des Pathologischen aufzeigen, die nur dieses hat aufbringen können. Zur mj addiert sich dann ein mr hinzu. So war Dostojewski als Epileptiker besonders befähigt, epileptische Typen zu schildern, überhaupt stark abnormes psychisches Erleben; da er nach seinen Anfällen oft an Schuldgefühl litt, gelang es ihm auch gut, verbrecherisches Innenleben darzustellen (Birnbaum [293] S. 279). Auch die Schilderung religiöser Glücksgefühle war ihm leicht zugänglich, weil er solche in der epileptischen Aura selbst erlebt hatte. — Ähnliches gilt von den Gifterlebnissen eines Quincey, Baudelaire, Coleridge; nur pathologisch Abgewandelte konnten dergleichen darstellen, etwas qualitativ Neues.

Ein ganzes Lebenswerk erhält mehr Größe, Umfang, Masse, Überlegenheit, wenn es vielseitig erscheint. So schädlich meist die Vielseitigkeit mancher Psychopathen für diese wird, so günstig kann sie gelegentlich für den Genieruhm werden, falls es gut gegangen ist. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen: die Gemeinde muß notwendig größer werden. Vielseitig waren: Plato, Petrarca, Giotto, Verrocchio, Michelangelo, Leonardo, Cardano, Tasso, Rousseau, Goethe, Hoffmann, Gogol, Haller, Ampère, Lenau, Platen, Whitman, Poe, Wagner usw. Nicht: das Genie ist universal — sondern die Vielseitigen erwerben, wenn sie sonst etwas leisten, eher den Ruhmestitel Genie.

Ein besonderes fc beim Kunstgenuß bildet gewiß, worauf die Psychoanalyse aufmerksam macht, das Abreagieren unbewußter Triebregungen in der Dichtung; es wirkt erlösend für Künstler wie Genießende. Je rücksichtsloser und unbeherrschter sich aber bionegative Triebkräfte (oder neurotische Spannung daraus) ergeben, desto eher werden sie zur Schaffung eines solchen fc geeignet sein.

Die drei Töne mj, fc und en gehören eng zusammen. Glutvoll imponierende Talentleistung ist eben lockend für den Beschauer. Ähnlich verbinden sich oft mr und tr, sobald deutlich Psychopathologisches ins Werk eingeht oder darin sichtbar wird. Das tr von Angst und Grauen bei Manzoni stammt aus seiner Psychopathie; ebenso das Grauenerregende bei Wiertz. Das tr der Selbstmordstimmung im Werther, des Weltschmerzlichen bei Leopardi, Byron, Lenau, Schopenhauer stammt aus pathologischer Verstimmung. Noch stärker erleben wir echtes Grauen bei Poe und Hoffmann, denn auch das Pathologische (Alkohol, schwere Psychopathie) war bei ihnen erheblich gesteigert.

---

betrachten. Nimmt man aber qualitative Umwandlung in ein stärker Eindrucksvolles zu Hilfe, so wird alles sofort klar — überhaupt, wenn man unsere Töne des Eindrucksvollen einsetzt. Den Ästhetikern sei ein Versuch anheimgestellt. — Auf das Psychopathologische läßt sich Kainz nirgends ein. Aber es ist leicht, auch bei ihm für „Künstler" gewöhnlich „begabter Psychopath" einzusetzen; die beiden Seiten der Gleichung decken sich.

Ein äußerst eindrucksvolles tr gibt das unheimliche Motiv des Doppelgängers ab, das ebenfalls aus bionegativem Sein, aus stark archaischem Erleben unterirdisch auftaucht. So bei Maupassant (Le Horla), Dostojewsky (Der Doppelgänger usw.), Nerval (Aurora), Musset (La nuit de décembre), Coleridge und Baudelaire (Gedichte), Jean Paul (Siebenkäs u. a.), Raimund (Alpenkönig), Hoffmann (Elixiere des Teufels), Poe (William Wilson), und sein Abklatsch bei Wilde (Dorian Gray). All diese Dichter waren ausgesprochen pathologisch und trugen in sich die Disposition zur Psychose; sie besaßen ferner, wie fast alle Psychopathen, eine besondere Betonung ihres Ich-Komplexes, ein abnorm starkes Interesse an der eigenen Person, ihren Zuständen und Schicksalen, endlich ein hohes Maß von „Spaltung der Persönlichkeit" (wie Rank [649] sich in seiner hervorragenden Arbeit über das Doppelgängermotiv ausdrückt), d. h. Mangel an zentraler, zusammenhaltender Ichkraft, Neigung zur Dissoziation und ein Gefühl davon. Das Erlebnis des Doppelgängertums (Schatten, Spiegel, Porträt oder leibhaft) trägt deutlich archaischen Charakter (das Bild für die Realität). In der Projektion des eigenen Ich nach außen kennzeichnet sich teils die pathologische Selbstliebe („primitiver Narcißmus"), teils eine pathologische Angst vor dem Ebenbild des eigenen Ich, die sich zum Paranoischen steigern kann. Todesfurcht, Angst vor dem Verlust des Ich, oder Angst, durch das eigene Ich verfolgt zu werden, spiegelt sich darin. Psychiatrisch ausgedrückt: die abnorme Selbstliebe des Psychopathen und zugleich das unheimliche Gefühl der eigenen Dissoziation, des Wogenden, Unsicheren, am Ende einmal Zerfließenden der eigenen Seele — dies alles projiziert sich nach außen in Gestalt eines unheimlichen Doppelgängers. Ein völlig Gesunder könnte dergleichen überhaupt nicht adäquat gestalten, das Unheimliche käme viel zu rational und fest geformt heraus — kurz, es würde kein echtes mr-tr.

Häufiger und wichtiger ist das reine mr am Werk, das aus bionegativen Quellen stammt. Das Psychopathologische hat Eigengesetzlichkeit, Eigenbewegung, und tritt unbekümmert aus rationaler Tradition heraus. Mit einer neuen geistigen Stellungnahme öffnet es neue Welten; es setzt dem Gesunden neue Brillen auf, das Leben anzusehen, weist neue Möglichkeiten des Erlebens. Diese Fermentwirkung des eigengesetzlich Bionegativen für alle Kultur, Religion, Philosophie und Kunst kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Selbst da, wo es zunächst nur Scheinwerte, optische Täuschungen, Illusionen schafft — selbst da bringt es Aufregung, Wirbel, Strudel, Quirl in den Teich; es rührt alles derart durcheinander, daß schließlich auch sehr objektive, sehr hohe Werte obenaufschwimmen, die es vorher nicht taten. — So bei Religions- und Sektenstiftungen, bei allen Kunstrevolutionen usw.

Nur ganz wenige Menschen haben eine Ahnung davon, wie sehr sie in Tradition leben. Der Erlebnisstrom umfaßt anfangs immer nur die Umwelt, nichts Eigenes. Wo Sprache, Wort, Aus-

drucksform für ein Erleben f e h l t, hebt sich dieses gar nicht g e s o n d e r t aus dem Erlebnisstrom heraus. Das traditionelle Erleben verbirgt und überschattet das individuelle. Das Erleben formt sich nämlich in der Richtung der B e a c h t u n g. Erlebnisse werden überhaupt eher wahrgenommen, wenn sie in der Richtung der Tradition liegen (der Erfahrung). Jede Talentschulung in Musik, Malerei, Sprache läßt Dinge wahrnehmen, die der Ungeschulte, also Traditionslose n i e m a l s bemerkt. Wo ein Erleben aber durch die Sprache g e f o r m t, gestaltet, also festgelegt, rationalisiert ist, da ersteht ohne weiteres auch die Möglichkeit des Nacherlebens für A n d e r e. Das Unsagbare oder Ungesagte wird immer viel schwerer individuell erlebt; die Dichter e r w e i t e r n daher die Möglichkeit von Selbstwahrnehmungen anderer, indem sie neue Inhalte und Ausdrucksformen schaffen. Sie zeigen, daß man nicht bloß auf der geraden Landstraße zu laufen und zu leben braucht, sondern daß sich auch durch die Wälder daneben streifen läßt. „Ein Gefühl, das z. B. heute j e d e r in sich wahrnimmt, mußte einst durch eine Art von „Dichter" erst der fürchterlichen Stummheit unseres inneren Lebens abgezwungen werden", sind äußerst treffende Worte von Scheler (z. n. Binswanger [319] S. 238).

In genau diesen Zusammenhang gehört, was Gruhle [495] (S. 6), anscheinend empört und entrüstet, niedergeschrieben hat: „Man denke daran, daß Richard Wagners, daß Beethovens Musik seinerzeit für pathologisch gehalten wurde. Nicht aus der Kenntnis der Persönlichkeit, sondern aus der Musik (VII. Symphonie) erklärte Carl Maria von Weber: „Nun haben die Extravaganzen dieses Genius das Non plus ultra erreicht; B. ist nun g a n z reif fürs Irrenhaus." (August Göllerich: Beethoven, II. Aufl., Berlin, Bard-Marquardt, S. 51.)"

Für einen tiefer schauenden Psychiater besteht nunmehr, nach unserer langen Wanderung, kein Grund, auch nur e r s t a u n t darüber zu sein. Weber hatte in seiner Art ganz r e c h t, und ebenso die Anfangsgegner von Wagner, z. B. Nordau. Man muß den Ausdruck „verrückt" nur nicht gar so genau fachmännisch nehmen; er meint im Grunde unsinnig, spleenig, abwegig. Nimmt man „verrückt" cum grano salis, so ist andererseits t a t s ä c h l i c h die Kunst Wagners wie Beethovens verrückt gewesen, nämlich in Wurzeln und Ausdruck d u r c h a u s psychopathisch-bionegativ durchsetzt, eigengesetzlich im Verhältnis zur abgestempelten, rationalisierten Kunst ihrer Zeit, der anerkannten Talentkunst. Natürlich war es ein grober Irrtum von Weber und Nordau, zu sagen: w e i l verrückt, darum m i n d e r wertig. Im Gegenteil: w e i l psychopathisch a b gewandelt, d a her neu, originell und eine neue E r l e b n i s möglichkeit für Millionen. (Bei aller Kunstrichtung tut man gut, stets die Kleidermoden als Parallelen heranzuziehen; auch da heißt es anfangs i m m e r: „Verrückt", und nach einem halben Jahr kann man schon gar nicht mehr anders sehen und schmackhaft finden.)

Wagner und Beethoven bildeten keine Spur von Ausnahme. Die rationalen Talenttypen, die Hüter der Gruppe und des Zeitgeistes, fühlen an dem Neuerer und seinem Werke ganz instinktiv das „Verrückte", d. h. das Bionegative oder Psychopathologische überhaupt heraus; sie sagen „verrückt", das Extrem, nur aus Gegnerschaft, um herabzusetzen. Und das Merkwürdige ist, daß dieser Instinkt der Normal-Rationalen fast immer recht gehabt hat, bisweilen sogar mit „verrückt" als psychotisch im strengen Sinne. Freilich haben die rationalen Talente niemals eine Ahnung davon, daß durch bionegatives Ferment oft ungeheuer hohe Werte herausdestillieren können. Können, d. h. wenn es gut geht, wenn nämlich neue Erlebnismöglichkeiten herausspringen; in tausend Fällen geht es schief. (Hier ruhen noch ungezählte Probleme für eine künftige Wert-Philosophie des Psychopathologischen, die heute durch den Widerstand gegen die Psychiatrie und durch die Reaktion der Psychiater verschüttet werden.)

Werner[1113] macht darauf aufmerksam, was auch uns geläufig war, daß Sokrates öfters als halbverrückt bezeichnet wurde, daß die Jesuiten seit 1640 von Luthers „Wahnsinn" sprachen [schon früher]; auch „Goethe galt in seinen früheren Lebensjahren vielfach für irre". Ibsen wäre von den Zeitungen als „reif fürs Irrenhaus" gescholten worden. Auch Bismarck wurde von Abertausenden für verrückt erklärt; sogar eine psychiatrische Pathographie mit Diagnose erschien 1866. Wir weisen noch darauf hin, daß sowohl Jesus wie Mohammed seinerzeit für „von Sinnen" oder für „besessen" gehalten wurden. Von Zeppelin hieß es vor seinem Erfolge oft, er gehöre in eine Anstalt. — Sobald aber, früher oder später, Werte aus der „Verrücktheit" herausspringen, kniet dieselbe Art Mensch anbetend davor. Denn sie betet ja immer nur ihre eigene Genußgröße an, die dabei herauskommt.

In solchen Fällen hat sich also das mr des Eigengesetzlichen in ein deutliches fc für den Beschauer verwandelt. Das Pathologische vermag aber auch ein mr zu liefern, das nicht so leicht aufzulösen ist, das dauernd vom Reiz alles Verschleierten, Ahnungsvollen umflutet bleibt. „Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser", meinte der kluge Goethe; er hatte gerade für diese Seite der Dichtung eine ungemein feine Witterung und liebte überhaupt gern ein leise schauspielerisches Versteckspiel und Mystifizieren. — Auch Hebbel schrieb (Tagebücher 3. 4. 1838): „Die höchste Wirkung der Kunst tritt nur dann ein, wenn sie nicht fertig wird; ein Geheimnis muß immer übrig bleiben." (Die Citate nach Rank[648] S. 20.) Auch das Kunstwerk braucht, wie alles, was hoch eindrucksvoll bleiben will, einen Zuschuß von unauflöslichem Wunder.

Das Leben zeigt uns zahlreiche, durchaus gesunde Frauen, intelligent, gütig, ehrlich, praktisch, treu und willensstetig — wahrhaft gute Kameradinnen im Strudel der Welt. Und dann wieder begegnen wir „Hysterischen" oder Schizoiden, voll von Wider-

sprüchen und Launen, voll Unberechenbarkeit und Stimmungswechsel, mit einer sprunghaften Zickzackkurve in Motiven, Neigungen, Handlungen. Trotz alledem — nichtwenige Männer lassen die Gesunden als Mauerblümchen am Rande sitzen und entbrennen für das mr oder mr-tr der Unbegreiflich-Unberechenbaren, das sich niemals auflöst.

Genau so die Menschheit vor vielen Kunstwerken. Das Unfertige, Halbfertige, nicht ganz Erledigte, nicht zu Ende Gedachte wirkt reizvoller. Skizzen, Hingeworfenes, Andeutungen, Verschwommenheiten, jedes Torsohafte, die unfertigen Statuen Michelangelos — all das reizt den Geist, selber zu Ende zu schaffen, lockt die Phantasie in das Reich der Ahnung. Als aller schönste Frau gilt eine Göttin ohne Arme. Dagegen läßt das Klar-Rationale, einwandfrei Fertige nichts mehr zu tun übrig, es fördert nicht die Lust an der geistigen Aktivität, und der Liebhaber wirft es rasch als „erledigt" beiseite.

Hieraus entspringt der Kunstwert der Sphäre, des Archaischen, des Traumhaften. In den Symbolen des Traums (wie der Kunst) herrscht nie ein strenger Parallelismus zwischen Symbol und Bedeutung. Zwei oder mehr Begriffe lagern sich stets übereinander, und die verschiedensten Auslegungen bleiben möglich: ein reizvolles Spiel als fc. — Ebenso verleiht alles formal Gelockerte, leise unklar Verschwimmende gerade die Tiefe (oft bei Goethe, besonders in der Lyrik). Im Grunde liegt die Tiefe im Beschauer, ist subjektiv; er kann selber all sein eigenes Gefühl, seine eigene Ahnung und Phantasie in diese Tiefe hineinergießen. Sie entspringt, psychologisch streng genommen, häufig einem psychopathischen Unvermögen zu scharfer Begriffsbildung. Unwert in einer Hinsicht wird zu Wert in anderer Richtung.

Oft geht auf diese Weise Bionegatives ins Werk ein als „irrational" und muß, um überhaupt je verständlich und mundgerecht werden zu können, von den Kommentaren, Interpreten, Schulen erst rationalisiert werden. Ein gutes Beispiel ist Luther. Sein numinoses Gotterleben und seine daraus abgeleitete Glaubenslehre haben etwas Irrationales (R. Otto [458] S. 112 f.). Otto spricht von den „irrationalen Momenten", die „in gewissen eigentümlichen Gedankenreihen Luthers" voll aufbrechen. „„Dieses Moment in Luther ward später stillschweigend ausgeschaltet und wird heute gern als „apokryph", als „scholastischer Rest nominalistischer Spekulation" behandelt. Sonderbar nur, daß dann dieser „scholastische Rest" eine solche Macht im Gemütsleben Luthers selber besessen hat, wie das handgreiflich ist. In Wahrheit handelt es sich bei ihm nicht um „Reste", sondern ganz zweifellos um die geheimnisvollen, dunklen und unheimlichen Hintergründe seiner Frömmigkeit . . .""" (S. 112). „Aber in den Kämpfen mit desperatio und Satan, in den häufiger wiederkehrenden Katastrophen und Melancholien, in dem immer erneuten Ringen um die Gnade, das ihn bis an die Grenze der Gemütskrankheit führen kann, regen sich mehr als nur rationale Seelengründe. Und diese sind die dunkle Folie für das gesamte

Glaubensleben Luthers" (S .118). „. . . in den bangen Stunden, wo das tremendum den Menschen anfällt, als wäre es der Teufel selber" (S. 119).

Luther (siehe Belege) litt an einer sehr schweren Psychopathie, die zeitweise in cyclophrene Phasen überging; einzelne Anfälle (so 1527) müssen als psychotische Melancholien bezeichnet werden. Dieses bionegative Erleben fließt als schwer verständlich, als „irrational" in sein Gotterleben und in seine Lehre über. U n s e r einer, ethisch rationalisiert, e r s c h r i c k t geradezu vor der Gotteslästerlichkeit, mit der Luther seinen Gott beschreibt (Otto [458] S. 114, 115, 117, 119) und wie er ihn tatsächlich in den melancholischen Phasen erlebt haben muß. Das Melancholische bietet natürlich nur e i n e Seite solchen Erlebens, freilich eine hochwichtige. R. Otto findet in Luther nämlich auch viel Überschwängliches und Mystisches (S. 121). Ob dabei religiöses Erleben in überlieferter Form vorlag? Oder ob h y p o m a n i s c h e s Erleben? Jedenfalls hat Luther auch hypomanische Phasen durchgemacht. Von dem tremendum Gottes während Luthers Melancholie sticht scharf ein anderes Erleben ab, nämlich das des fascinans der Gottheit. „Das fühlt man stark an der geradezu dionysischen, fast ausgelassenen Seligkeit seines Gotterlebens" (S. 120), die davon spricht, „vor Freuden zu tanzen und zu springen."

Solche mirum-artigen Widersprüche in einer Lehre (wie der Luthers und anderer) geben für ganze G e n e r a t i o n e n von Theologen einen Grund ab zu endlosen Auslegungen und Deutungen; psychiatrische Erfahrung aber könnte das w e s e n t l i c h Rätselhafte daran mit einem Schlage auf wissenschaftlich Bekanntes zurückführen, könnte das unerkannt Pathologische im Werk demaskieren. Beim Laien m u ß die a f f e k t i v e Auffassung überwiegen, da sich den Gefühlen und Wünschen kein klares Sachwissen entgegenstellt; genau wie in aller Zauberei (vgl. auch Vierkandt [466]). Für den Laien verflicht sich das Bionegative mit der übernormalen Begabung (bei Luther mit g r o ß e m Talent) zu einem Werk von unwägbarer Originalität. Es erhält dadurch den unsagbaren, unauflöslichen Reiz, den alles „aus anderer Zone" besitzt. F r e m d e Welten (Kunst der Primitiven oder Inder, Japaner, Altägypter) erscheinen u n s immer im Gesamtstil viel einheitlicher, geschlossener, weil das G e s a m t fremde überwiegt; es tritt uns vollendeter, sicherer, naturhafter, siegreicher entgegen, läßt kritische Erwägung gar nicht aufkommen.

Solch fremder Gesamtstil ergibt sich gewöhnlich, wenn große Talentleistung mit Fremdseelischem waschecht durchtränkt und gefärbt auftaucht. T r e n n e n kann dann niemand diese Farbe von der ganzen Form und Gestalt des Werkes. Und rational auszudrücken, w o r i n der Reiz eigentlich besteht, vermag selbst der Kenner nur selten; er kann nur sagen: es ist eben der Schmelz jedes echten mr. „Auf einer Ausstellung in Palermo, auf der viele geistesgesunde Künstler Unglück hatten, wurde das Bild eines Gestörten

angekauft, vielleicht, weil der Vorwurf einen starken Eindruck machte: eine ruhige Meeresfläche, die ein furchtbar polychromes Abendlicht zurückwirft und gegen den Himmel einen mächtigen Licht- und Farbenspiegel bildet", berichtet Angelucci (Lombroso [255] S. 186).

Daß aus Vergiftungserlebnissen ein ganz offensichtliches mr ins Werk einströmen kann, liegt auf der Hand: aus echten Halluzinationen, deliranten Erlebnissen, aus Euphorie und Ängsten, aus „Wonnen" und „Paradiesen" nach Haschisch bei Baudelaire (Birnbaum [293] S. 26. f.), aus Opium bei Quincey, aus Alkohol bei Poe oder Hoffmann.

Das mr vieler Werke von Strindberg fließt ebenfalls aus echt psychotischer Quelle. Sein Riesentalent beginnt durch diese Beimischung oft unsagbar reizvoll zu irisieren, wie Perlmutt oder Kolibrifedern; und auch die Halbschatten von tr im Werk stammen aus der Unheimlichkeit von psychotischem Wahnerleben.

Nicht anders bei Swedenborg. Der Übersetzer von Emerson [39] betont in der Vorrede (S. 7): „... die Aufmerksamkeit einer großen, lebenskräftigen Rasse auf diese düstere und gewaltige Wikingergestalt hingelenkt zu haben, wird Emersons bedeutsames Verdienst bleiben." Die echten Talentleistungen Swedenborgs sind längst verschollen; aber das mr-tr des Psychotischen im Werk, das „Düstere" und „Gewaltige", sichert den Dauerruhm.

Was vom Inhalt, gilt nicht im selben Maß von der Form. In den allermeisten Fällen hat gerade die gesundgebliebene Talentform die Aufgabe erfüllt, das Pathologische wie ein Schild zu schützen, zu decken, zu verdecken. Was so gut geformt ist, kann doch nicht verrückt sein, denkt der Laie; aber das ist ein Irrtum.

Wo das Formale offensichtlich zerfällt, gewinnt auch der Nichtfachmann gewöhnlich den Eindruck des Kranken und wendet sich ab. Immerhin bietet die Geschichte auch einige Fälle, wo gelockerte und zerfallende Form als besonders genial gewertet wurde. Fälle, in denen die Mehrzahl der Laien aber das pathologisch Zerfallende deutlich erkannte. Wir denken an van Goghs späte Bilder, oder (da der Fall Gogh noch nicht völlig geklärt) vor allem an Hölderlins Nachtgesänge.

Will man die „künstlerischen" Produkte schizophrener Geisteskranker, die nur wenig oder gar nicht talentiert waren, irgendwie psychiatrisch beschreiben, so kann es nur im Vergleich mit Gesundem geschehen; da aber das Gestörte etwas Negatives bedeutet, auch nur in offenen oder versteckten negativen Werturteilen. Damit wird bei solchen wenig talentierten, unberühmten Schizophrenen eine Minderleistung gebucht. So etwa, wenn Jaspers [501] (S. 189) auf ihre literarischen Produkte Ausdrücke anwendet wie: „maßlos", „phantastisch", „unbeherrscht", „widerspruchsvoll", „verschrobene Ausdrucksweise", „auffallender hochtrabender Stil", „verworren"; oder wenn er wertet urteilt: „Die Disposition schwindet, der Zusammenhang der Gedanken zerfällt. Verschrobene, unver-

ständliche Gedankengebilde reihen sich aneinander. Schließlich wird alles unverständlich . . ."

Indem man solche negativen Werturteile ausspricht, wendet man demnach psychiatrische Kategorien an. Denn auch die Beschreibung der Katatonie in den Lehrbüchern (Kräpelin [550], Bleuler [523]) ist gar nicht möglich ohne sie, ja sie wimmelt nur so von Werturteilen.

Auch der Verfasser dieses Buches (L. [1068]) konnte die schizophrenen Denkstörungen, wie sie Hölderlins Nachtgesänge jedem Fachmann unverkennbar darbieten, nicht anders beschreiben als mit jenen negativen Werturteilen der offiziellen psychiatrischen Wissenschaft. Er sprach also von „Mangel an Komposition, an Ordnung und Übersicht", von „verworrenen Träumereien" und nannte Hölderlins Ausdrücke in den Nachtgesängen „unverständlich, unklar und verschwommen", „ungelenk, verzwickt und verschroben", betonte die „Zerfahrenheit", die „Wortneubildungen", „Klangspielereien" und „Sprachmanieren". Also in vollkommener, vielfach wörtlicher Übereinstimmung mit Jaspers, wenn er die literarischen Produkte Unberühmter beschreibt.

Gerade diese (psychiatrisch kühle, rationale) Beurteilung der Nachtgesänge wurde von den bedeutendsten Fachgermanisten als Fortschritt gebucht (z. B. Erich Schmidt, Rektoratsrede, u. a.). Mehr kann der überall verhaßte Psychiater wirklich nicht verlangen.

Aber bald darauf erschien der junge Hellingrath, der natürlich nie etwas von Psychiatrie gelernt hatte, und pries ausgerechnet diese ziemlich verworrenen, archaisch-traumhaften, auch formal zerfallenden Dichtungen an, als höchste Offenbarungen. Doch schon der alte, hochbegabte Theologe Noack [131] wandte sich gegen solche Geister: „. . . faselten doch gedankenlose Phrasenmacher vom göttlichen Wahnsinn Hölderlins . . ."

Somit waren des Verfasser (L. [1068]) Urteile durchaus nicht „Werturteile aus einem begrenzten Wertempfinden heraus" (Jaspers [1500] S. 84 f.); sondern vielmehr aus dem Wertempfinden der psychiatrischen und germanistischen Wissenschaft, außerdem noch der Mehrzahl aller gesunden Laien heraus. „Begrenzt" ist ja nur das Wertempfinden von Hellingrath, der das Psychotische nach Primitivenart als mr-tr, als numinos erlebt hat.

Der Fall von Hölderlin kann zu solcher katathymen Beurteilung führen, weil Hölderlin vor der Erkrankung ein so hohes Talent war (besonders auch sprachlich), und weil davon noch erhebliche Reste in die kranke Produktion hineinragen, vielleicht sogar noch gewisse Entwicklungsfortschritte (durch Enthemmung); abermals wurde das Pathologische von den Talentresten schützend gedeckt. Hinzukommt, daß Hölderlins Schicksal wirklich als ein herzzerreißendes tr erscheint und die ästhetischen Werturteile sehr stark beeinflußt, nämlich höher treibt. Werk und Person sind völlig untrennbar verschmolzen und können gar nicht mehr isoliert voneinander erlebt

werden. Wer die Nachtgesänge liest, sieht unmittelbar den erkrankten Dichter vor sich.

Person und Ruhm. Person und Schicksal eines Genies sind manchmal viel wichtiger als das Werk, besonders einige Jahrhunderte später. Dann tritt die „neuschöpferische geistige Leistung", die bisher immer als e i n z i g e s Kennzeichen des Genies gegolten hat, s e h r in den Hintergrund gegenüber dem Persönlichkeitsideal, das der Gemeinde vorschwebt.

Sollen wir noch besonders ausführen, wieviel P o s i t i v e s aus Person und Schicksal in den Akkord mit einströmt? Zauber und Schönheit des Äußern (Raffael, Leonardo, Goethe, Körner, Hölderlin), Größe und Wucht (Bismarck), Tatkraft und zwingendes Feuer (Napoleon), Formtalent (Tizian, Rubens), Intelligenztalent (Leibniz usw.) oder der ungeheure Reiz eines glücklichen Schicksals (Napoleon, Goethe) — all das übersehen wir keinesfalls, und andere haben es noch weniger getan. Aber u n s e r e Aufgabe hier ist ja wesentlich härter, undankbarer, dornenvoller. Das Bionegative liefert gewöhnlich k e i n fc, keine mj, kein reines mr aus der Person allein; es steuert vielmehr in manchen Fällen ein starkes en, ein mr-tr oder ein tr von höchster Eindrucksfähigkeit bei.

Ganz unwägbar schwebt allein schon im äußerlichen Eindruck das Psychopathische mit, oft völlig maskiert; es kann eine dunkle Ahnung von etwas Besonderem, etwas Vornuminosem aufsteigen lassen. Für die e r s t e Ruhmbildung, für die Gewinnung von Jüngern und Aposteln bedeutet solch undefinierbares mr-tr einen unschätzbaren Vorsprung vor dem unauffälligen Normalen und Gesunden. Oft blendet allein schon das K ü n s t l i c h - Bionegative, wie es von Eitelkeit oder psychopathischem Geltungsbedürfnis in Haartracht, Kleidung und Geste als numinos d a r gestellt wird. Um wie viel stärker weckt den Eindruck von „Genialität" das Sphinxangesicht von Poe, bleich, niemals lächelnd, mit glühenden Augen, unverkennbar neuropathisch dem Fachmann, aber vielleicht ein wichtiger Oberton im Akkord, wenn ein Kritiker, ein Mäzen das erste Werk zur Beurteilung vorgelegt bekommen.

Tatsächlich wird niemand den äußerlichen Ausdruck des (verkappt) Bionegativen, Psychopathischen aus dem Gesamtakkord wegdenken können: das Geltungsbedürftige, Schein-Numinose bei Byron, Wagner, dem jüngeren Strindberg, das depressiv Zerwühlte bei Beethoven, das Tiefunglückliche, nagend an sich selber Leidende bei Michelangelo, das Überflammende des jungen Goethe, das gespannt Neurotische an Napoleon, das Zart-Empfindliche (wie aus einer anderen Welt) bei Otto Ludwig. Überall schimmert ein mr-tr, weil ein eigenartiges Fremdseelisches erscheint, das der Durchschnittsbürger nicht nachfühlen kann.

Ebensowenig nachfühlbar für den lauen Normalen ist immer ein starkes en; also jede ausgesprochene Ruhm s u c h t, jede pathologische Geltungsbedürftigkeit (Aufsehen um jeden Preis). Entweder

lehnt der Pfahlbürger sie sogleich geringschätzend ab. Oder er fühlt jene leise Scheu: was verbirgt sich dahinter . . . ? Es m u ß „etwas dran" sein. Oder endlich, er leistet ohne viel Nachdenken einfach Gefolgschaft; wer sich zum Führer a u f w i r f t, w i r d ihm zum Führer. So bereits beim jungen Napoleon.

Noch viel, viel stärker aber wirkt ein en, wenn es jemand gelungen, g e g e n den Zeitgeist zu schwimmen, irgendeine Gruppe niederzurennen, die bis zur Flachheit rationalisiert war, jenen großen soziologischen Elefanten zur Strecke zu bringen, der sonst alles zertrampelt. Der Neuerer mag längst schon selber, geächtet und gekreuzigt, elend umgekommen sein, vernichtet von der gesunden Ratio — sein Werk (o d e r die Kunde von seinem Schicksal) hat sich, allem zum Trotz, d o c h durchgerungen, hat sich eine große Gemeinde, ein sa gewonnen. D a n n faßt man plötzlich seine bionegative Eigengesetzlichkeit, seine frühere „soziale Minderwertigkeit", sein früheres „Verbrechertum", das Heiliges antastete, auf als ein unvergleichliches en; das einstige Urteil wird umgemünzt in „unerhörte Kühnheit", „Wagemut", „Titanentrotz", „Gigantentum". Einst sagte sogar Brahms von Beethoven: „Beethoven wäre besser ein großer V e r b r e c h e r geworden!" (z. n. Bruns [226] S. 333).

So wird Einer, wissenschaftlich betrachtet, aus seiner psychopathischen Halsstarrigkeit, Reizbarkeit, aus seinem Widerspruchsgeiste bei L e b zeiten heraus (Giordano Bruno) später n a c h dem Tode zum Märtyrer; seine rücksichtslose, asoziale Unbekümmertheit um Schulen und Lehren, seine Hemmungslosigkeit und bionegative Affektivität läßt ihn n a c h träglich durch das starke en zum Helden und Heiligen emporwachsen: sich selbst getreu bis an den Tod — das zwingt immer, das reißt mit. Dieser zähen Selbsttreue liegt nicht selten ein echt psychotischer Größenwahn zugrunde, die unerschütterliche Überzeugung des Paranoikers oder Paraphrenen (Jeanne d'Arc, viele religiöse Sektengründer und Messiasse). Die Menschheit sieht aber nur einen „Opfertod"; sie münzt den pathologischen Fanatismus um zur „starken Persönlichkeit" und vergöttert.

Aus dem gleichen Formkreis stammen all die vielen psychopathisch-schizoiden Fanatiker überhaupt. Sind sie erst einmal auf ein Ziel eingestellt, steht ihre Maschine erst angeheizt auf dem richtigen Geleise, dann rast sie davon und bremst nicht eher, als bis sie selber entgleist und der Bahndamm zerstört ist (Paulus, Columbus, Savonarola, Robespierre, Napoleon). Aber auf den Trümmern kann sich ein n e u e r Damm erheben.

Jeder verwickelte, höhere Schaffensprozeß bildet für den Laien stets ein mr. Eine lange Entwicklungsreihe prallt ihm a u f e i n m a l als ganzes, fertiges Ergebnis entgegen: er staunt, er ist baff, er steht wie vor einer Zauberei. „Wesentlich ist dabei", sagt Vierkandt [466] vom Zauberer (S. 44), „auch das Überspringen aller Mittelglieder bei der Verknüpfung der Personen mit ihren Leistungen, wie

es sich aus dem Mangel an klaren Vorstellungen über die erforderlichen Mittel von selbst ergibt. Dadurch erhält der Zauberer bei den Naturvölkern ebenso den Nimbus des Mystischen wie bei uns in den Augen des Kindes der Arzt oder in den Augen der Massen die große Autorität, das Genie und der Heros."

Aber auch dem Schaffenden selbst bleibt der ganze Vorgang psychologisch unklar, alles was mit Sphäre, Unbewußt, Inspiration usw. zusammenhängt.

Wird nun zum mr dieser Dynamik noch das Extreme, Abwegige psychopathischen Erlebens hinzugefügt, so addieren sich zwei mira, und das Wunder schimmert in ausgesprochen mystischem Glanz. Gemeint ist eine so tiefe Zerstreutheit während des Schaffens wie bei Beethoven, die halben Dämmerzustände wie bei Goethe, die Zarathustra-Inspiration Nietzsches und ihr Glücksrausch. Die Beispiele ließen sich häufen (siehe auch Birnbaum [293] S. 93 f.). — Für den naiven Betrachter gesellt sich zum mr noch ein Schauer von tr — etwas Dämonisches aus einer anderen Welt wetterleuchtet herüber. Es darf nicht heißen: das Genie schafft aus unbewußter, mystischer Inspiration, sondern wer so zu schaffen scheint, wird eher zum Genie, wird eher von mystischem Hauch umwittert.

Ein anderes mr-tr liegt in der Rätselhaftigkeit des ganzen persönlichen Wesens. „Launenhaftigkeit", ein sehr häufiger oder sehr rascher Umschlag der Stimmung, plötzliche Änderung der Meinungen, Willenssprünge, unvermittelte Anfälle von Reizbarkeit, Zorn, Wut, vielleicht mit elektrischen Entladungen nach außen, Tätlichkeiten, Zerstörung — all das zusammen kann schon bei Lebzeiten deutlich als mr-tr erlebt werden. Dergestalt wirkten auf viele Zeitgenossen Michelangelo, besonders aber Napoleon, auch Bismarck im Amt, weiterhin Kleist, Grabbe, Byron, Hoffmann, oft auch der junge Goethe. Eine Wolke von Wesensfremdheit umhüllte solche Naturen. Der tiefere Grund lag einfach in der psychopathischen Disharmonie, die man aber nicht sehen konnte oder wollte, weil die große Talentbegabung sie verdeckte, oder die man wissenschaftlich überhaupt noch nicht kannte.

In den Biographien taucht dieses mr-tr auf als Erklärungsbedürftigkeit, als Lebensgeheimnis, als Ratlosigkeit der Verfasser, als „Irrationales" (z. B. Luther gegenüber), das dauernd das Interesse wach hält, weil jeder glaubt, etwas Neues darüber sagen zu können. Steigert sich nun gar die Rätselhaftigkeit bis zum Ausbruch einer Psychose, so beginnt das Interesse der Biographen zu sieden. Über alle gesunden Werke von Hölderlin ist nicht entfernt so viel geschrieben worden wie über den Ausbruch seiner Geistesgestörtheit. Diese gibt ein mr-tr κατ' ἐξοχήν ab, und jedermann orakelt, möglichst ohne Sachkenntnis, über die Ursachen des Zusammenbruchs, ja unter Ablehnung der psychiatrischen Sachverständigen, denn deren Urteil könnte Klarheit schaffen, eine Klarheit, die beleidigt und abstößt — man sitzt so gern im Halbdunkel und möchte doch auch selber mitraten. Die mystischen Naturen unter den Betrach-

tern sehen auf einmal ihr Wunderland offen, das Tor ist aufgesprungen, und die metaphysische Weltseele posaunt unmittelbar aus dem armen, kranken Hirn heraus zur Menschheit. Die Werke aber, rätselhaft nur durch die psychotische Beimischung zum früheren Talent, sind von der Gottheit persönlich diktiert. In dieser Weise werden Hölderlin und seine Nachtgesänge sehr häufig erlebt.

Ein letztes, ungemein wichtiges Moment bildet das tr, das sich aus dem Bionegativen des Schöpfers für Schicksal und Lebenslauf ergibt. Man könnte dieses tr in die Formel pressen: Leid statt Lohn. Martyrium, wo heißer Dank und reicher Lohn quellen sollte, die Tragik des Zuspät, wo jetzt Vergötterung anbetet. Das weckt Grauen vor den Abgründen des Daseins, weckt Mitleid und Schuldgefühl. Solch tragisches Schicksal wird als Opfertod für die Menschheit aufgefaßt, und triebartig streben alle darnach, diese Sinnlosigkeit aufzuheben durch verdoppeltes Lobpreisen.

Sie wissen natürlich nicht, daß (einmal abgesehen von Dummheit, Gleichgültigkeit, Bosheit der Zeitgenossen) der Keim zu dem Schicksals-tr oft gerade im Pathologischen des Schöpfers gelegen hatte. Dem Kenner bietet sich, aus großer Höhe geschaut, ein erstaunliches Schauspiel. Das Bionegative schafft sich nicht bloß für den Heiligen-Akkord sein nötiges mr-fc, sondern es gräbt sich zu gleicher Zeit selber sein tr.

Dies kann auf zweierlei Art geschehen. Entweder psychologisch: das en des Schöpfers, seine psychopathologische Eigengesetzlichkeit stemmt sich gegnerisch gegen die Gesellschaft, und die Gruppe, als die stärkere, bereitet dem Unsozialen ein trauriges Schicksal. Oder auch biologisch: die negative Anlage trägt von vornherein den Keim in sich zu Krankheit, Psychose, zu frühem Tod oder Selbstmord, sie wandelt einfach ihren ehernen Schicksalsgang.

Bei der ersten Art, dem Kampf mit der Gruppe, liegt sehr häufig der gewöhnliche Mangel an sozialer Anpassungsfähigkeit vor, wie wir ihn tagtäglich auch bei den unbegabten Psychopathen und Psychotischen beobachten. Reizbarkeit, Ichsucht, Unverträglichkeit, Unbeständigkeit, Reizhunger, Neusucht, Eigensinn, Geltungssucht, Halsstarrigkeit oder eiserner Größenwahn wären solche Quellen zum Kampf mit der Gesellschaft. Sich und seine Sache will der Bionegative durchsetzen, und ob er darüber zugrunde ginge. Die meisten tun dies auch wirklich.

Wenn aber einmal in tausend Fällen, durch günstige Konstellation, wirklich ein fc für viele heraussprингt, so wird das frühere „Verbrechertum" gegen die Gruppe umgewandelt, umgeformt in „Aufopferung" für die Gruppe, in höchste Ethik, und das düstere Schicksal schauert als tr im Heiligenakkord.

Der Konflikt mit dem Bestehenden bildet sich in allen Abstufungen ab: von einfacher Nichtanerkennung bis zur Hinrichtung. Die Fälle von anfänglicher Verkennung sind derart häufig, daß Schopenhauer (aus seinem eigenen Schicksal heraus) den Begriff des verkannten Genies prägen konnte. Dieser Klasse gehören zu: all die

Erfinder, Entdecker, Künstler, denen jahrelang oder überhaupt bei Lebzeiten der Lohn versagt war, die oft in Hunger und Armut gedarbt, mögen sie nun Büchner oder Kleist, Wagner oder Nietzsche, Fulton oder Zeppelin heißen. Oft geht aber die Gesellschaft, unter Führung der abgestempelten Talente, zu offener Feindschaft über: gegen Aristarch oder Galilei, gegen Beethoven oder Wagner, gegen Luther, Napoleon oder Bismarck. Häufig treffen wir Verbannung, Flucht, freiwilliges Exil: Aristoteles, Seneca, Ovid, Wolf (der Philosoph), Voltaire, Rousseau, Byron, Napoleon, Ibsen, Strindberg. Seltener kommt Gefängnis vor: Paulus, Columbus, Wilde, Verlaine. Denn die Gruppe macht gern kurzen Prozeß. Sie ermordet den Cäsar oder richtet schnell hin: mit Gift (Sokrates), auf dem Henkersblock (Paulus), auf dem Scheiterhaufen (Huß, Giordano Bruno, Jeanne d'Arc, Servet) oder am Kreuz (Jesus und, sagenhaft?, Petrus).

Die zweite Art, der psychopathisch-biologische Schicksalsweg zum tr, kann zunächst durch einen frühen Tod gegeben sein, der in der zarteren bionegativen Anlage begründet lag: Raffael, Mozart, Byron, Büchner. Manchmal liegt die g l e i c h e bionegative Ursache vor, die auch die hohe Leistung ermöglichte; so bei Mozart, dem Wunderkinde, oder bei Morphy. Deutlicher noch beim Selbstmord, der sehr häufig eine seiner Quellen in der Psychopathie oder der beginnenden Psychose gehabt hat: Kleist, Chatterton, Weininger; auch Körner soll ja den Tod g e s u c h t haben.

Wenn eine Schöpferlaufbahn a b geschlossen wird durch eine echte P s y c h o s e, wie bei Tasso, Hölderlin, Maupassant, Nietzsche, van Gogh, Strindberg, so neigt die Menschheit dazu, dies als O p f e r tod aufzufassen; sie glaubt, das Genie hätte sich durch seine Tätigkeit a l s Genie bis zur Psychose aufgeopfert. Und — Geisteskrankheit erscheint den Menschen n o c h schlimmer als ein ungerechter, gewaltsamer Tod — n o c h sinnloser, noch peinvoller, noch weit mehr Mitleid und Sühne fordernd. Die Neidkomponente löst sich von selbst auf, und aus dem Grauen wächst Liebe und Sympathie hervor. Geisteskrankheit, meint Grasset[218], ist ein hohes L ö s e geld, das die Genies zahlen müssen für ihr Hervorragen.

Wie zu erwarten, fehlt in der Geschichte auch d e r Fall nicht, wo der böse I r r e n a r z t das Genie eigentlich erst krank gemacht hat. So wird von manchen die interkurrente Psychose von Robert Mayer aufgefaßt, etwa von Ostwald[636] (S. 84). Dieser spricht von den „Mißhandlungen der Irrenärzte", die R. Mayer ruiniert hätten. Und Dühring verherrlicht R. Mayer gerade zum A u s g l e i c h für die vermeintliche Schindung in den Irrenanstalten. Dergestalt hat auch bei Mayer die Psychose sichtlich als ruhmbildendes tr beigetragen zum Genieakkord. Ja sogar der Psychiater s e l b s t geht als Quelle in das wirksame tr mit ein.

Der Akkord. Fast nie erzielt das Werk allein oder das Persönliche für sich den Vollklang des Akkords, sondern erst die Verschmelzung von Werk, Person, Schicksal und Ruhm. Meistens kann das Bionegative gar nicht aus dieser Struktur weggedacht werden; es addiert zur mj, zum gesunden, übernormalen Form- oder Intelligenztalent noch die verfeinerte Nachfühlungsfähigkeit des Psychopathen, seine gesteigerte Erlebnisgabe, sein Talent zu Ausdruck und jedweder Steigerung. Zum en liefert es die Gefühlsintensität und die eigengesetzliche Kühnheit oder Zähigkeit des Pathologischen. Somit schafft es, mitenthalten in der en-mj, das fc für die Vielen, so daß sie das sa verleihen. In diesen Tönen ist gewöhnlich auch das positiv Übernormale enthalten.

Aber — gerade das Bionegative fast ganz allein rundet den Akkord erst zum echten Genieklang ab, indem es sein mr, sein tr hinzugibt — somit gerade die mystischen Töne. Denn die Menschheit liebt die rationale Auflösung gar nicht, ebensowenig klare, übersichtliche Persönlichkeiten oder Werke; ihr muß immer noch ein Dunkles, Tiefes, eine andere Welt verbleiben als Spielzeug für phantasievolles Ahnen und mystischen Trieb.

Welche Züge bilden das mr? Extremes, disharmonisches oder rätselvolles Affektleben (Michelangelo, Luther, Napoleon) oder die psychopathische Färbung von Schaffen, Inspiration und Ekstase (Beethoven, Nietzsche). Weiterhin das Eigengesetzliche, Fremde, mit dem das Pathologische Werk und Schicksal durchtränkt (Luther, Hoffmann, Kleist, Strindberg).

Die gleichen psychopathischen Züge können auch als tr erscheinen: befremdende Wunderlichkeiten (Luther, Beethoven, Byron), soziale Eigenwilligkeit (Rousseau), Ruhe- und Heimatlosigkeit im Leben (Kleist), ethische Minderwertigkeit, wie es bei Napoleon oder Hebbel heißen würde, wenn nicht das Talent davor schützte. — Eine Psychose bildet ohne weiteres ein tr; ihr Hereinbruch in Person oder Werk wird gern als mr-tr aufgefaßt.

Erst das mr-tr all der verkappten psychopathischen, fremdseelischen Züge und ihrer Schicksalsfolgen erweckt den Eindruck des wahrhaft Originalen, „Titanischen", Übermenschlichen, Mystischen und „Dämonischen".

Nichts leichter, als dies an den einzelnen Genies nachzuweisen. Ein Beispiel. J. Hirsch [695] (S. 69), der gewiß keinen „psychiatrischen Standpunkt" einnimmt, weist sehr treffend auf Strindberg hin: „Viel Aussicht, rasch zum Mythus zu werden, hat die — im Leben und Schaffen auch wirklich gleich rätselvolle — Gestalt August Strindbergs. Gerhart Hauptmann schreibt über ihn noch vor dem Tode: ‚Wer in einer solchen Natur keine Größe sieht, der wird sie auch nicht in der Sage von Prometheus finden, der um der Menschheit willen mit den Göttern im furchtbarsten Kampfe lag, oder in dem Mythus von Wieland dem Schmied. Zwar ist das Flugproblem heute gelöst, aber nicht so, wie es Wieland und Lionardo auffaßten, denn wir sind höchstens zu fliegenden Philistern geworden.

Strindbergs Flüge in den eisigen Weltenraum und sein Hinabsteigen in die Abgründe bietet meinem Geist noch immer das sowohl gefährlichere als erhabenere Schauspiel dar, und seine Abenteuer sind die verwegeneren (Berl. Tagebl. 23. I. 1912).' Einen Tag nach Strindbergs Tode aber schreibt der Chronist einer vielgelesenen Berliner Zeitung sogar: ‚Oft wenn ich ihn las, hielt ich den Atem an und fragte mich: ist dies noch ein Mensch? An seiner Riesengestalt begriff ich die Vorstellung der alten Griechen, daß Menschen zu Göttern erhoben werden können' (Berl. Börsenkurier, 15. Mai 1912) —."

Man erkennt ganz offensichtlich: die Beimischung eines ganz Fremdseelischen (d. h. Pathologischen) erscheint hier als a n d e r e Welt, höhere Welt, Ü b e r welt.

Aber nicht j e d e r Historiker läßt sich blenden; W a l z e l (Bonn) widmet Strindberg zum 22. 1. 24 die rationalen Worte: Strindberg wäre mit den A n s p r ü c h e n und den G e b ä r d e n eines Genies aufgetreten. „Ein Genie in dem Sinne, wie das 18. Jahrhundert es meinte, wenn es das Eigenwillige des wildlaufenden Genius zu rechtfertigen suchte. Die trotzige, überall ohne Bedenken anstoßende, die herausfordernde Genialität ... Etwas Krankhaftes, etwas wie eine Störung der Seele waltet in solcher Genialität, waltet bei Lenz und bei Brentano, bei Grabbe und bei Büchner. Ja sogar dem höchsten Typus dieser Richtung ist das nicht fremd, Lord Byron. Das Krankhafte, das Verfallgemäße ist bei Strindberg nicht zu verkennen. Sind doch Mediziner so weit gegangen, ihm mehr als Nervenzerrüttung, ihm sogar Geistesstörung nachzusagen. Auch wer nicht gleicher Ansicht ist, muß zugeben" usw.

Das Pathologische („Etwas Krankhaftes", „Störung der Seele") wird also auch vom a n d e r n Lager aus gesehen. (Nur der F a c h mann darf es nicht aussprechen, darf nicht recht bekommen.) In dem gleichen Aufsatz von Walzel wird auch das Geltungsbedürftige an Strindberg gut gesehen, überhaupt die psychopathischen Züge. Schon im äußeren Auftreten, in dem veränderten Ausdruck der Augen u. A. Naturwissenschaftlich habe man ihn zu einem marktschreierischen Pfuscher gestempelt. Er könne in seinen Werken den Eindruck machen eines Menschen, „der die sittliche Kraft entbehrt, sich emporzuheben", „er kann da auch wie ein unsäglich eitler Gesell wirken", es gäbe immer wieder eine Stelle, „an der man eine kleinliche Seele zu vernehmen meint". Schließlich betont Walzel, wie Strindberg zum eigentlichen Stifter der Anarchie im Drama geworden wäre (nach Diebold [dessen Werk wir ebenfalls für sehr wertvoll halten]), und weist auf seine Unzulänglichkeit als Dramen f o r m e r, als Erzieher und Wegweiser im Drama hin.

Die Lösung des Problems Strindberg lautet ganz einfach: sehr hohes Intelligenztalent und Formtalent, gemischt mit stark ausgesprochener Psychopathie (Schizoid + Geltungsbedürftiger, auch zykloide Züge); später echte Psychose (Paraphrenie), aber ohne

Zerfall des Formtalents. In den Spätwerken Talent und Psychotisches gemischt.

Daß selbst psychiatrische Schulung nicht schützt vor einer eigenartigen Gefühls-Einstellung gegenüber Psychotischen, haben wir bereits an Prinzhorn und seinen Unberühmten aufzeigen können. Ähnlich liegt der Fall Jaspers[1500] gegenüber Berühmtheiten; seine Schrift hat teils ein gewisses Aufsehen, teils bei Psychiatern Befremden erregt. Dem hat Birnbaum[1021] in einem offenen Brief, gleichsam im Namen der psychiatrischen Wissenschaft, Ausdruck verliehen. Jaspers hatte den Satz aufgestellt, daß sich manchmal, so auch bei Hölderlin und van Gogh, im Beginn einer Schizophrenie gerade durch die Psychose „eine metaphysische Tiefe offenbare". — Birnbaum sucht nun zu formulieren, was Jaspers vielleicht gemeint habe. „„Die Zeichnung des Bildes ist freilich nicht ganz leicht, denn Sie selbst betonen ganz allgemein: Diese Erfahrungen sind „schwer greifbar", „man vermag sie nicht zu formulieren", „alles bleibt unbestimmt, unklar", „wir können versuchen, sie zu umschreiben, und dies gelingt nur sehr indirekt." Wir suchen [sagt Birnbaum weiter] trotzdem näher auf die Besonderheiten des Wesenscharakters der hier in Betracht kommenden psychopathologischen Phänomene einzugehen und hören zunächst: „Es ist, als ob im Leben dieser Menschen sich ihnen einmal vorübergehend etwas offenbarte, Schaudern und Seligkeit erregt [mr-tr], um dann unter Hinterlassung einiger Reminiscenzen sich in dem Endzustand unheilbarer Verblödung zu schließen." Des weiteren auch: „Es scheint, als ob sich in diesen Kranken eine metaphysische Tiefe offenbare." Dies wird dann des näheren erläutert als „eine Tiefe der Seele", als „das Dämonische", als „ein dämonisches Dasein", „dieses ewige Überwinden und immer Erfülltsein, dieses in nächster Beziehung zum Absoluten, in Seligkeit und Grauen [mr-tr] und doch in ewiger Unruhe Bestehen." Und dies alles finden wir schließlich noch verdeutlicht im Bilde eines Meteors, der „in dieser Welt enger menschlicher Horizonte erschiene, und ehe sich die Umgebung dessen vor Staunen recht bewußt geworden ist, ist dieses dämonische Dasein durch Psychose oder Selbstmord schon beendigt."""

Birnbaum gelangt endlich zu der Auffassung, daß es sich nicht mehr um Wissenschaft, geschweige denn Natur- oder Erfahrungswissenschaft handle, sondern lediglich um das subjektive Erleben von Jaspers.

Hören wir von Jaspers noch einen Satz: „Es kann die tiefe Bedeutung erlebt werden, ohne daß sie sagbar wird. Es ist eine Erschütterung des Aufnehmenden, ohne daß alles klar wird. Was nach objektiver, gegenständlicher Analyse „zerfahren" ist, kann noch subjektiv bedeutungstief erscheinen. Es könnte vielleicht die größte Tiefe des metaphysischen Erlebens, das Bewußtsein des Absoluten, des Grauens und der Seligkeit im Bewußtsein der Empfindung des Übersinnlichen da gegeben sein, wo die Seele so weit aufgelockert wird, daß sie als zerstörte zurückbleibt."

Die Antwort von Jaspers auf Birnbaums Brief klingt ein wenig zwiespältig; jedenfalls hat er an seiner Anschauung festgehalten, denn in einem späteren Buche wiederholt Jaspers [501] (S. 188): „Ferner gibt es klassische Verwirklichungen mystischer Erlebnisse durch Hysterie, metaphysisch-mythischer Offenbarungen in beginnender Schizophrenie." „In großartiger Weise sichtbar bei Hölderlin und van Gogh."

Während also nach Jaspers das „absolute Übersinnliche" von einer beginnenden Schizophrenie unmittelbar erlebt werden kann, ist ihm auch an anderer Stelle (J. [736] S. 27) überhaupt das Genie, „metaphysisch gesprochen", „eine Manifestation des absoluten Geistes".

Damit schließt sich der Ring unserer Beweisführung zur schönsten Rundung: gerade das Psychotische ergibt, als mr-tr numinos erlebt an Person und Werk, den mystischen Begriff des „Genies". Das Fremd seelische malt die „andere", die Über-Welt[31].

Schilder [560] bemerkt einmal sehr treffend, daß dem affektiv Bedeutenden [d. h. dem sehr stark Eindrucksvollen] eine psychische Kausalität (unter Umständen als Symbol geformt) untergelegt würde in Gestalt von zauberischen, magischen Kräften.

Daß diese dann numinos erlebt werden können, haben wir überall nachgewiesen. Schon Plato schilderte (im Phädrus), wie die mystische Schau der Ideen von Gefühlen begleitet sei, die wir numinos nennen würden: zuerst ein Erschauern, dann ein Fascinans-Erlebnis. „Das Dortige" nennt er zugleich das Heilige (ἱερῶν) (Otto [459] S. 66).

Auch Weygandt [677] findet die Analysen von Jaspers „nicht ganz frei von der Heroisierungstendenz" (S. 423 f) und weist im Werk van Goghs schizophrene Symptome nach (wie wir es an Hölderlins Nachtgesängen getan hatten). Eine „solche Wesensveränderung", wie Jaspers sie bei Schizophrenen im Auge hätte, käme auch sonst vor bei anderem Psychopathologischen (Epilepsie, Paralyse, Erschöpfung, Vergiftung usw.).

Als moderne Forscher werden wir uns an einen philosophischen Gedanken gewöhnen müssen, der von ungeheurer Tragweite erscheint: nicht alles Psychische ist gleich geformt, läuft in gleicher Weise ab oder auch nur in ähnlicher; Psychisches und Psychisches kann eine ganz andere Art Kausalität und Gesetzmäßigkeit in sich tragen. Der moderne, gesunde, rationale Erwachsene und seine Psyche stellt nur einen Fall dar. Wo aber stände, daß er

[31] Ein hübscher Beweis auch das Werk von Zweig [764]. „Das" Dämonische bedeutet wieder einmal eine mystisch-archaistische Substantiierung von unbekannten (dem Autor unbekannten) dynamischen Verhältnissen. „Der Dämon" kann mühelos überall durch „das Psychopathologische" im Ausdruck und Begriff ersetzt werden; in jener Form nimmt die Lesermasse den Begriff ohne Widerstreben auf, in der wissenschaftlichen Auffassung dagegen gar nicht oder ungern.

gerade die „Norm" des Psychischen wäre? Nur wir können natürlich nichts anderes tun, als unsere Psyche zugrunde legen, wenn wir Fremdpsychisches verstehen wollen; das bedeutet aber menschliche Begrenztheit und Schwäche, nicht Kraft. Das Psychische des Primitiven, die Ungültigkeit z. B. des logischen Gesetzes vom Widerspruch darin, dies nachzufühlen, zu „begreifen", macht uns bereits erhebliche Schwierigkeiten. Um wieviel mehr noch die Psyche der Tiere, die vielleicht in jedem Stamm nach ganz anderen Gesetzen abläuft.

So nun auch alles Fremdseelische beim Menschen. Schon die Psyche eines Japaners oder Chinesen ist uns Abendländern im tiefsten Grunde kaum nachfühlbar. Ebenso die Seele manches Psychopathen unserer Umgebung; es gibt Verbrechen, die einfach nicht nachzufühlen sind. Im Meskalinrausch ist das Körpersubstrat der psychischen Funktion derart verändert, daß auch ein gänzlich anderer psychischer Ablauf herausspringt, eine vollständig neue Psyche, mit neuen Gesetzen, wie sie sonst vielleicht nirgends in der ganzen Welt wieder vorkommt. Gewiß — wir können psychopathologische Zustände weitgehend und verfeinert psychologisch analysieren, nach Analogie des Gesunden, denn die gestörte Psyche ist ja auch nicht durch und durch pathologisch. Aber nur der ganz Naive und Gläubige kann wähnen, alles Psychopathologische je „rein psychologisch" auflösen zu können; vieles Pathologische wird uns im allerletzten Grunde wesensfremd bleiben wie die Psyche der Schwämme und Korallen, wie die „Psyche" der Pflanzen.

Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, es gibt auf Erden vielleicht hundert oder mehr Arten von Psyche, immer mit anderen inneren Gesetzen. Und das Psychopathologische beim Menschen ist nur ein Unterfall dieser Tatsache, ein Unterfall, der sich auch noch zehnfach oder mehr unterteilen ließe.

Aus diesem Gedankengang folgt nun aber mit eiserner Notwendigkeit der Schluß: das Psychopathologische des Menschen stellt nicht eine derartige Ausnahme dar, daß sich darin nun plötzlich eine „absolute Übersinnlichkeit", ein absoluter Weltgeist offenbarte. Wo kämen wir hin, wenn alles Anders-Psychische den Akzent der „anderen Welt" bekäme? Würden wir damit nicht auf den Zustand jener armen Primitiven zurücksinken, die in jedem Verrückten einen Heiligen, in jedem Meskalinvergifteten einen Gotterfüllten anbeten? Die philosophische Einkleidung in esoterische Terminologie ändert gar nichts an der Gleichheit des Gefühlserlebens.

Nein. Durch das flackernde Hirn eines Geistesgestörten streckt sich kein okkultistisch-mystisches Pseudopodium der absoluten Weltseele zu uns Menschen hindurch. Ein Schizophrener ist kein Aussichtsturm ins Jenseits. Diese Erkenntnis wollen wir uns niemals und von niemand wieder rauben lassen, solange es Wissenschaft auf Erden gibt. Auch die heutige Reaktion der Psychiater wird einmal vorübergehen.

Gerade die rationale Unauflöslichkeit des Anders-Psychischen

verhindert, daß manche Eindruckstöne im Genieakkord verblassen und verklingen. Die schwer auflösbaren Nachtgesänge Hölderlins bilden ein immer wieder neues, frisches mr-tr für jeden Betrachter, und sie gerade sichern Hölderlin damit den Dauerruhm (wie die Tatsache des mr-tr der Psychose überhaupt „Nichts entzückte sie [seine Freunde] so sehr, als was ungereimt und unheimlich war; nichts befriedigte sie so, als was sie mit Grauen erfüllte. Kurz, das Vernünftige, Begreifliche und Verständliche war nicht nach ihrem Geschmack, und nichts kam ihnen ungelegen, was der Natur und Ordnung zuwiderlief und in keinem Verhältnis und in keiner Harmonie zu den übrigen Dingen der Welt stand" (Shaftesbury z. n. Jaspers [735] S. 168).

Zu jedem Genieakkord gehört immer eine Gemeinde, die ihn fühlt. Nun wirkt das teilweise aus Pathologischem entstandene Numinose sehr häufig ansteckend auf andere Bionegative, besonders Psychopathen; und diese bilden denn auch oft genug die ersten Mitglieder der Gemeinde. So hat Baudelaire (als Pressemächtiger) den Ruhm von Poe endgültig begründet, indem er ihn pries und übersetzte. Ähnlich liebten Swift und Rousseau den Tasso, Haller wieder Swift, Ampère gefiel sich in Rousseau-Nachahmung, und Baudelaire schätzte außer Poe noch besonders E. T. A. Hoffmann. Die Keimbahn des Pathologischen kann auch sehr schön an den Sekten studiert werden (z. B. an den Mormonen: Kalb [1637], Ed. Meyer [452]).

„Irrsinn", Ruhm, Genie. Daß Bionegatives auch für die Produktion einmal Unwert bedeuten kann, versteht sich von selbst. Eine Psychose kann hochwertiges Schaffen für immer vernichten. Eine Depression kann ein Talent brachlegen (C. F. Meyer). Bestimmte Formen von Psychopathie sind schädlich für ganz bestimmte Produktionsweise: für Skulptur (Leonardo), fürs Drama (Hölderlin, Otto Ludwig), für staatsmännische Leistung (Cäsaren).

Darum darf man aber den ungeheuren genetischen Wert des Bionegativen für den Genieruhm nicht unterschätzen, und damit für alle Kultur. „Irrsinn" macht eher berühmt als Gesundheit, „Irrsinn" fällt einfach mehr auf und bleibt länger im Gedächtnis haften. Pathologisch allein verschafft ja doch schon Ruhm: Helen Keller, Hauptlehrer Wagner, viele (halb oder ganz) kranke Verbrecher, viele Cäsaren, all die Sade und Masoch. Und Amiel, der Genfer Philosoph? „Gerade seine Schwäche hat seinen Namen überleben lassen und das Dokument seiner Schwäche, sein vieltausendseitiges Tagebuch, ist die Quelle seines Nachruhms geworden" (Birnbaum [293] S. 162).

„Irrsinn" macht eher berühmt, auch ohne „schöpferisches" Talent im modernen Sinne. Das beweisen die vielen Sektierer und Fanatiker. Forel [215, 216] hat einmal betont, Genialität wäre nicht nötig, um eine größere Masse menschlicher Schafe zu suggerieren. Verbohrtheit und hirnverbrannte Grillen, besonders solche von mystischem Charakter, genügten. Bei Paranoiakranken hätte der patho-

logische leidenschaftliche Eigensinn und der barocke Unsinn ihres Werkes eine einzige Kraft; die sinnloseste leidenschaftliche Überzeugung, mystisch angehaucht, hätte bedeutende Suggestivkraft, und ließe sie mit genial verwechseln. — Forel setzt dabei genial mit schöpferisch gleich, was aber geschichtlich nicht gerechtfertigt ist; denn Naturen, wie er sie meint, gelten bei der Menschheit als Heilige und volle Genies.

So Jeanne d'Arc. Das mr ihrer (unerkannten) Psychose und damit Sendung, das en ihrer wahnhaften Selbsttreue, das tr ihres Scheiterhaufens (aus dem Wahn geboren), nicht aber schöpferisches Talent hat sie zum Zankapfel der Meinungen, zur Märtyrerin, zur Heiligen, zum Genie erhoben, wie sie oft genannt wird.

„Irrsinn" macht aber auch eher berühmt als gesundes Talent allein. Und gerade das Pathologische verleiht oft den Dauer-Ruhm. Von Quincey lebt heute nur noch sein „bestes" Werk: Die Bekenntnisse eines Opiumessers. „Irrsinn" hat auch einem Hölderlin das Dauer-mr-tr gegeben. Wilde wäre wohl schon halb vergessen, wenn nicht das tr seiner Kerkerhaft, gewachsen aus Bionegativem, immer von neuem seinen Ruhm hochpeitschte.

Bei gleich großem Schöpfer- oder Intelligenztalent siegt bei der Ruhmgewinnung stets der Bionegative über den Gesunden. Es kann gar nicht anders sein. Die Extravaganz seiner Persönlichkeit, das Extreme seines Werkes hat den höchsten genetischen Wert für die Ruhmbildung. Rücksichtslosigkeit und Unbekümmertheit, der extreme Charakter des an sich schon geheimnisvollen Schaffens, die Traumnähe seines Denkens, der Verfall des Psychopathen in Psychose (gleich disponiert zum Schaffen wie zur Psychose), dies ganze tr des Opfertodes — wie könnte das ruhige, gesunde Hochtalent je damit konkurrieren? Konkurrieren, wenn es auf Ruhm ankommt, Ruhm bei der Menschheit, wie sie nun einmal beschaffen. Und ausschließlich der dauernd Berühmte kann als Genie erscheinen, sonst ist er keins mehr.

„Irrsinn" macht eher berühmt, aber läßt zweitens auch eher numinos erlebt werden. „Ich habe in London viele Männer von Talent gesehen", sagt Gozinger, „aber nur drei Genies: Coleridge, Oxanan und Blake". Davon war Coleridge ein schwer vergifteter Psychopath und Blake ein ausgesprochen Geisteskranker. „Zur Verehrung", führt Zilsel [92] (S. 26) treffend aus, „zur Verehrung eignen sich ... ungewöhnliche und nicht ganz verständliche Persönlichkeiten und Werke mehr als alle andern."

Aus hundert Quellen strömt Bionegatives in den Genieakkord ein: hinter dem Schaffen als Motor, im Schaffen, im Werk, im Eindruck, im numinosen Vollklang, im Dauerruhm — und überall siegt der „Irrsinn" über das gesunde Talent.

Nicht: das Genie ist „irrsinnig" — sondern: der „Irrsinn" wird eher zum Genie als die Gesundheit. Ist es da ein Wunder, wenn man überall beim abgestempelten Genie „krankhafte" Züge findet? Genie muß durchaus nicht bionegativ sein; es gibt gesunde

Talente, so riesengroß, daß sie den Schrittmacher „Irrsinn" nicht brauchen. Aber je subjektiver ein Feld, desto eher dringen auf ihm durch und behaupten sich die rätselvollen Bionegativen: in Dichtung, Musik und Religion.

Den Psychiater interessiert nun noch das Problem: Was leisten die verschiedenen einzelnen psychopathologischen Zustände für den Genieruhm? Nur wenige kommen in Betracht. — Die Epilepsie in ihrer echten, „genuinen" Form ist in keinem Falle von Genie ganz einwandfrei nachzuweisen (höchstens bei Dostojewsky) — im Hinblick auf Lombroso eine Ironie des Schicksals. Unter keinen Umständen spielt sie eine irgendwie nennenswerte Rolle in der ganzen Geniefrage. — Zyklophrenie allein, besonders als Hypomanie, findet sich ebenfalls seltener, als man annehmen sollte (Luther, teilweise Goethe, Blücher, Stauffer-Bern). — Die Paralyse (oder Lues cerebri) war nur in wenigen Fällen förderlich für Werk, Ruhm und Akkord; sie hat dann ähnlich wie eine Hypomanie gewirkt (Nietzsche), oder wie eine Vergiftung und Depression (Maupassant). — Die Schizophrenie im Beginn hat, durch Erregtheit und Lockerung der Traumschicht, zuweilen etwas geleistet, besonders aber für die numinose Wirkung und den Dauerruhm (Hölderlin). — Entschieden wichtiger in der Geschichte waren Paraphrenie und Paranoia; in ihnen mischt sich das mr des Schizophrenen mit dem en-fc des Hypomanischen, und die Persönlichkeit zerfällt nicht so leicht, das Talent wird, wenn vorhanden, nicht gleich zerstört. (Jeschua, Jeanne d'Arc, Tasso, Swedenborg, Rousseau, Blake, Strindberg, viele Sektenstifter.) — Am allerwichtigsten aber, namentlich in Kunst und Denkertum, erscheint die Psychopathie, mit ihren Abzweigungen Neurose, „Hysterie" und Vergiftung; unter den Psychopathen dürften vielleicht die Phantastischen (Mohammed, zahllose Dichter) und die depressiven Schizoiden (die meisten großen Denker) die größte Zahl von Genies abgegeben haben.

Blicken wir auf unsere „Gruppen" zurück, so kommt die Wekkung eines Talentes durch die Psychose nirgends in Frage beim Genie; auch das Nebeneinander von Psychose und Talent, oder die Psychose als Motor des Talents ist nicht so wichtig und nicht allzu häufig. Ebensowenig jene Fälle, in denen das Werk nach Inhalt und Form verändert, d. h. gewöhnlich zerstört wird. Wichtig wird die echte Psychose erst dort, wo sie den Inhalt oder namentlich die Form unberührt läßt. Psychotisch abgewandelter Inhalt und gesunde Talentform in inniger, unauflösbarer Verflechtung, das erweist sich als das Wirksamste zur Erlangung von Genieruhm (die obigen Fälle von Paraphrenie und Paranoia, ferner der späte Strindberg). — Am dauerhaftesten aber wirkt die Mischung von gesundem Formtalent und Psychopathie, wenn sie einen ganz besonderen und doch nicht allzu abnormen Inhalt erzeugt. In dieser Gruppe begegnen sich die Größten aller Zeiten („Größten" für eine Qualitätsgemeinde).

Gerade die psychopathischen Züge zeichnen im Gesamtbilde nachträglich das „Geniale", das mr-tr, das „Irrationale". Nur da, wo sie dem Ideal der Zeit widersprechen, werden sie umgeformt, rationalisiert, ethisiert. Je emphatischer die „Gesundheit" eines Genies betont wird, desto wahrscheinlicher sind unbewußte, heimliche Zweifel bei dem Deklamator selbst zu vermuten (oft gegenüber Goethe). Der Alkoholismus Grabbes, Kellers, Hoffmanns wird so lange retouchiert, bis er zum Idealbilde paßt, oder er wird totgeschwiegen wie bei Beethoven. Trotzdem aber sind mit der Idealisierung die psychopathischen mr-tr-Züge nicht ganz aus der Welt geschafft; sie schwingen trotz aller Umbiegung noch leise mit und helfen, das Irrationale festzuhalten. „Ich erinnere", sagt Moll [273] (S. 4), „an die homosexuellen Gedichte Michelangelos, die des Künstlers Neffe so umänderte, daß man glauben sollte, Frauen, nicht aber männliche Personen seien hier besungen worden." Solches Umbiegen mag gut sein für Schule und Volk, aber nicht für biographische Wissenschaft.

Seit Jahrzehnten beobachten wir auch die lebendige Gegenwart der Modernen; überall sehen wir die gleichen Gesetze. Je stärker das Bionegative (neben Talent), desto eher die Neigung, den Ehrentitel „genial" oder Genie anzuwenden. Strindberg der beste Fall aus unserer Zeit.

Will man durchaus ein Schlagwort für den Hauptinhalt dieses Buches und setzt man gesundes Formtalent (als gewöhnlich vorhanden) voraus, so kann man dem Gedächtnis die Formel einprägen:

„Irrsinn", Ruhm, Genie.

„Irrsinn" hieße: alles psychisch Bionegative. Und Genie würde heißen: ein Mensch als mystisch-numinos verehrt von Vielen.

Irrsinn bringt Ruhm bei den sehr Vielen und macht zum Genie bei einer Gemeinde (die unter den sehr Vielen). Bringt eher Ruhm, macht eher zum Genie. Bisher hat der „Irrsinn" bei der Menschheit dem Gesunden weitaus den Rang abgelaufen.

Irrsinn, Ruhm, Genie . . .

BIOLOGISCHE PROBLEME

Das Genie. „Das" Genie, das Genie der Menschheit stellt unter keinen Umständen etwas Biologisches, ein Objekt der Naturwissenschaft dar. Geht man zum historischen Menschen zurück, so findet man Typen, die biopsychologisch gänzlich voneinander verschieden sind; nicht bloß, daß sie in der Art ihres Schaffens, ihres „Schöpferischen" von einander abweichen, sondern auch nach Gesamthöhe oder Gesundheit der geistigen Begabung überhaupt. Man sieht darunter Persönlichkeiten, die übernormal begabt waren, aber auch solche, die höchstens Durchschnittsbegabung besaßen oder bei denen Konstellation, eine Psychose, ja Torheit und Irrtum die Leistung zustande gebracht hatten. Nach unsern Ergebnissen

erscheint es nunmehr veraltet, das Genie als etwas Biologisches, etwas Organisch-Naturwissenschaftliches, als eine besondere Abart oder Variante der Gattung Mensch, des homo sapiens anzusehen; Genie ist eben keine besondere Form von Begabung.

Mit einem Bilde aus der Physik ließe sich eher sagen, Genie ist ein Ding ohne Trägheit, ohne Masse an sich, vielmehr nur mit einer Masse als Folge der Wechselwirkung mit dem „Felde" (vergl. Bavink [710] S. 126). Das Genie ist nur vorhanden, wenn das „Feld", die betrachtende Menschheit da ist; sie bestimmt, wer als Genie zu gelten hat.

Genie ist ein Wertbringer, der von Vielen numinos (oder mystisch-numinos) verehrt wird — also ein religiös-soziologischer Begriff. Der dargebrachte Wert kann in einer Leistung, einem Werk bestehen; aber auch darin, daß die (umgeformte) Person des Genies Symbol wird für ein Persönlichkeitsideal, daß sie dem Verehrungstriebe ein Zielobjekt bietet (oft als religiöser Ersatz), oder daß sie ein Banner-Symbol abgibt für eine große Gruppe. Daher ist Genie ohne Ruhm undenkbar; Genie ist, so kann man auch sagen, numinoser Ruhm bei einer großen Gemeinde. Und solcher Ruhm wäre ein hochverwickelter, soziologischer Wunderbau, einem gotischen Dom vergleichbar.

Begriff und Bezeichnung „Genie" sind so wenig etwas Psychobiologisches, daß sie vielleicht überhaupt nur ganz episodisch im Laufe abendländischer Geschichte auftauchen. Denn Original-Schöpferisches wurde erst von dem Persönlichkeitsideal gefordert, als man den sachlichen Fortschritt der Menschheit ins Auge faßte; da erst prägte die Spätrenaissance den Begriff des Genies. Es könnten aber in einigen hundert Jahren wieder ganz andere Ideale erstehen und der heutige Geniebegriff könnte völlig verklingen.

Vier Gruppen soziologischer Genie-Erscheinung sind etwa zu unterscheiden. Die erste Gruppe würden die sehr hohen Talente bilden. Solche schöpferischen Hochtalente sind psychologisch nur grad weise oder kombinatorisch (glückliches Zusammentreffen einzelner Begabungszüge) verschieden von der Mehrzahl. Sie können vollkommen gesund sein. Das Talent stellt allein schon durch seine Riesengröße und Verwickeltheit ein Wunder, ein mr dar. In diese Gruppe wären Männer einzuordnen, wie Raffael, Andrea del Sarto, Rubens, Tizian, oder Bach, Mozart, Schubert, Schiller, oder Plato, Leibniz u. a. Bemerkenswert ist immerhin, daß diese sehr hohen Talente, wo sie als Genies gefühlsmäßig erlebt werden, doch nur einen leiseren Ton von Mystik an sich zu haben pflegen.

Viel stärker wird der mystische Unterton bei der zweiten Gruppe. Zum Talent, das zwar auch sehr hoch sein kann, es aber durchaus nicht zu sein braucht, tritt noch irgendein mr-tr hinzu. Dieses mr-tr kann nun entweder aus Bionegativem, Psychopathologischem stammen, oder aus dem Schicksal. Gewöhnlich

hängen aber diese beiden Quellen kausal zusammen, insofern das Schicksal aus dem Bionegativen herausgewachsen war. — Das mr-tr psychischer Rätselhaftigkeit kann aus einer Psychopathie stammen (Michelangelo, Luther, Beethoven, Kleist, Hebbel, Bismarck). Oder aus beginnender Psychose (Hölderlin, van Gogh, Maupassant, Nietzsche). Die ausgebildete und als solche erkannte Psychose wirkt als Opfertod (Tasso, Hölderlin, Lenau, Schumann, Nietzsche). — Das mr-tr kann aber auch v o r w i e g e n d im äußeren Lebensschicksal gegeben sein (Alexander, Cäsar, besonders Napoleon); die Maßlosigkeit der Psychopathie führt das Schicksal herauf, vor allem das tr. Nicht, weil sie „Genies" (angeboren) waren, wurden sie verbannt und verbrannt, sondern weil sie pathologisch und d a m i t auch asozial oder antisozial erschienen, wurden sie gekreuzigt und d e s w e g e n wieder zu Genies erhoben.

An der Verstärkung der Hölderlin-Verheiligung im Laufe eines Jahrhunderts, vom wenig beachteten Nur-Talent bei den Zeitgenossen bis zum Genie bei vielen Heutigen hinauf, läßt sich klar erkennen, daß von der Menschheit s e l b e r ihre vergötterten Genien gezeugt, ausgetragen und geboren werden.

Die d r i t t e Gruppe lehrt uns eindringlich, daß n i c h t etwa „das Schöpferische", als besondere psychische Begabungsform, das Wesentliche ist, weswegen die Menschheit Genie sagt. Sondern es kommt auf den dargebrachten Wert, auf die Genußgröße an; der W e r t b r i n g e r wird Genie, gleichviel, auf welche Art er den Wert erworben. In dieser Gruppe treffen sich viele Entdecker und Erfinder, wahrscheinlich auch manche Schlachtenlenker und Staatsmänner, denen ein blinder Zufall oder die Konstellation einen Wert in die Hände spielte. Das klassische Beispiel ist C o l u m b u s. Er war, im heutigen Sinne, ü b e r h a u p t kein Hochtalent. Die geistigen Ideen, die ihn führten, stammten gar nicht von i h m. Er war ein recht wenig intelligenter, verschrobener, verbohrter Kapitän, ethisch minderwertig (wie übrigens viele Genies), aber waghalsig, weil er blind an uralten Autoritäten hing und gänzlich verkehrte Ideen, ausgesprochene I r r t ü m e r durchführen wollte — kurzum: von höherer Intelligenz keine Spur (siehe Belege).

A b e r — Columbus öffnete der europäischen Menschheit eine neue Welt. Er brachte nicht e i n e n , er brachte t a u s e n d e potentielle Werte mit, eine unerschöpfliche Quelle sprang auf, und alle Bücher der Menschheit preisen ihn als Genie. Wohlgemerkt: nicht einmal e r brachte die tausend Werte (den armen Indianern bloß U n werte); s o n s t hätte Spanien ihn m e h r gefeiert, und er wäre nicht halb vergessen gestorben. Erst n a c h t r ä g l i c h erscheint es so, als ob Columbus all die Werte geschaffen; er hatte aber gar nichts anderes geleistet, als einen Seeweg zu einem neuen Land zu finden, weiter nichts. Er gab nur als erster einen Anstoß, er e r ö f f n e t e eine R e i h e von Werten, die später erst ganz a n d e r e wirklich fanden. Diese späten Werte als Genußgröße, die so stark affektiven Eindruck machen, bekommen in Columbus einen g e m e i n s a m e n

Urheber, eine v e r m e i n t l i c h e einzige Ursache; und diese angenommene Ursache wird nun „die" Schöpferkraft, „das" Genie des Columbus genannt, sie wird substantiiert. Das Werk schafft den Schöpfer, und dabei ist das Werk nicht einmal von i h m ...

Auch bei der v i e r t e n Gruppe stehen wir keinem Hochtalent in u n s e r m Sinne gegenüber. Aus Psychose oder phantastischer Psychopathie wachsen für Milliarden von Menschen höchste Werte, Glaubens- und Gefühlswerte; der moderne, rationale Denker kann sie nur als Illusionswerte bezeichnen. Es ist die Gruppe vor allem der großen Religionsstifter (oder richtiger: jener Männer, an deren Persönlichkeit sich irgendeine Religionsbildung a n g e g l i e d e r t hat). Sie verhelfen der Menschheit, in die harte Wirklichkeit holde Wunschträume halluzinatorisch h i n e i n zusehen; und als Vermittler ist nichts geeigneter als das Seelisch-ganz-Andere, das Psychopathologische, das eben „die andere Welt" einfach darstellt. Auch i n d i e s e n Fällen ist der historische Mensch d u r c h a u s nicht der Schöpfer des späten, hochverwickelten ethisch-religiösen Baus; sondern ungezählte Apostel, Jünger, Führer, ja die Menschheit s e l b e r waren es, die sich ihre Ideale und Götterbilder gemeißelt. Das „Werk" schafft den Schöpfer; dieser ist im Grunde nur Symbol, nur Formel für h ö c h s t verwickelte soziologische Tatbestände.

Die Gruppen drei und vier, in denen k e i n schöpferisches Hochtalent am Werk ist, erinnern uns an die Grundbedeutung dreier wichtiger Worte: Prestige, Nimbus und Mysterium. Oft sind ja erstaunliche psychologische Feinheiten im Sprachlichen versteckt niedergelegt.

P r e s t i g e heißt gewöhnlich: überlegenes Ansehen, gebietender Einfluß, Nimbus; in seiner G r u n d bedeutung aber — B l e n d w e r k, Gaukelei, Zauber.

N i m b u s heißt figürlich: der Glanz, der eine Person umgibt, dann auch der Heiligenschein, die Aureole; u r s p r ü n g l i c h aber bedeutete Nimbus die Regenwolke, die N e b e l h ü l l e.

Und M y s t e r i u m ? Mystik wird sonst gewöhnlich vom griechischen *μύω*, ich schließe die Augen [vor der Wirklichkeit], abgeleitet. Dagegen behauptet R. Otto [458] (S. 27) als Theologe: „Mysterium, Mystes, Mystik leiten sich wahrscheinlich ab von einem Stamme, der im Sanskrit muš noch erhalten ist. Muš heißt Verborgenes, Verstecktes, Geheimes treiben und kann darum den Sinn von Betrügen und Stehlen erhalten. Dieser Stamm steckt wohl auch in unserem „Muscheln" = etwas unauffällig tun, was nicht bemerkt werden soll (etwa beim Kartenspiel) [muscheln?], oder undeutlich reden. Vgl. auch munkeln und mogeln."

Prestige: Blendwerk. Nimbus: Nebelhülle. Mysterium: Betrug, Mogelei. — Mundus vult decipi. V u l t ...

Die Einteilung in vier Gruppen hat uns etwas Ähnliches gelehrt, was man in der Zoologie den biologischen Begriff der „Konvergenz" nennt: gleiche Formgebung auf getrennten Wegen. Ein Auge zum Sehen, ein Flügel zum Fliegen, eine Flosse zum Schwimmen — sie

können auf g a n z verschiedenen Wegen entstanden sein. So auch die numinose Genie-Erscheinung. Den Baustoff und den Weg zu dieser Relation vermögen v ö l l i g verschiedene Menschentypen und ganz verschiedene soziologische Mechanismen abzugeben.

Genie ist wohl Helligkeit. Aber auch o h n e physikalische Schwingungen draußen kann ein „Schein" im Auge entstehen, besser: im auffassenden Menschen. Licht kann halluziniert sein, und es kann durch einen Faustschlag aufs Auge erzeugt werden. Nur auf die Reizung des I n n e n apparats, auf das Subjektive kommt es an. Das numinose E r l e b e n erzeugt das Genie, setzt eine mystische Kraft, die den Wert erzeugt hätte. Auf diese Weise kann eigentlich jeder Durchschnittsmensch zum Genie werden.

Genie ist nichts F e s t e s, Greifbares, Zerlegbares, k e i n e seltene Blüte, die man botanisieren könnte. Sondern ein Etwas, das uns unter dem Griff der Hände zerrinnt und zerstiebt. Aber das dennoch, aus der Ferne, wieder Form und Gestalt zeigt. Genie ist etwas wie ein Regenbogen, oder wie zuckende Flamme, wie Gewitter, wie wogende Wolken und Nebel. Genie ist wirklich N i m b u s. Schwebend und nie zu greifen und trotzdem vorhanden im g a n z e n, in Gestalt und Form, in seiner S t r u k t u r. Aber n i c h t seinem S t o f f nach (n i c h t als historischer Mensch) — dem Physiker in der Nähe nichts als „nur" Wassertröpfchen und Dampf — dem Schönheitstrunkenen aber von fern eine wundervolle Wolke, überirdisch verklärt, als ob alle Himmel sich öffneten, strahlend in goldenem Glanz wie der Schild des Zeus.

Die Geltung einer Sache ist unabhängig von ihrer Herkunft, sagt Kant. Der arme h i s t o r i s c h e M e n s c h bedeutet der Masse, im Verhältnis zu seiner Wertgabe und genau s o gesehen, wie er tatsächlich w a r, etwas gänzlich Gleichgültiges. Die Menge will nicht Wahrheit, die Menge will Gefühl. Wie in alten Zeiten in Ägypten die Zunft der Schmiede g e ä c h t e t war und in eigenen Dörfern lebte, so oft auch der wertebringende Mensch; einsam und oft irgendwie geächtet lebt er dahin (von seltenen Glücksfällen abgesehen). Eine namenlose Tragik. Denn das Genie gleicht n i c h t dem Schauspieler der Schmiere; der ist ja auch kein König, kein Held und nagt hinter den Kulissen an trockener Rinde, aber das Volk h a t ihm doch wenigstens den Beifall geklatscht, nach dem sein armes Herz verlangte. Das Genie aber huscht erst lange nach seinem Tode als bunter Schatten über die Bühne der Menschheit. Würde der historische Mensch sein umgewandeltes Bild hundert Jahre oder tausend nach seinem Tode s o sehen — er würde aufs tiefste erstaunen und sich selber nicht wiedererkennen. Auch sein W e r k würde er gar nicht mehr erkennen; ähnliche Umrisse hat es v i e l l e i c h t noch. Aber wie e r es gewollt und gemeint, als er den Menschen sein blutendes Herz hinhielt und einstens sie bat: so nehmt doch — was war doch aus s e i n e m Werke geworden, was hatten sie daraus gemacht und nach i h r e m Auge und Wunschtraum h i n e i n gelegt . . . Und wenn er nach zweitausend Jahren wiederkäme und sein unseliges, irdisches

Leben unscheinbar von neuem begänne: sie würden es wieder nicht merken, daß er unter ihnen weilte, oder sie würden es genau so machen wie einst, ihn verlachen und geißeln und verbrennen. Und es würde ihm wenig nützen, wenn er ihnen klar zu machen versuchte, daß ihre höchsten Werte gerade aus seinem Leid und seiner Krankheit gewachsen. Denn davon wollen sie durchaus nichts hören, weil sie — feige sind, feige, wie jede Masse und jede Sklavenseele, feige vor der Wahrheit.

Aber — Wert für den einen aus Unwert für den anderen — ist dies nicht das alltägliche, stündliche Spiel auf Erden? Alles organische Leben der Tierwelt nährt sich von Raub und von Mord; die Gazelle muß Millionen Pflanzen vernichten, um dem Tatzenschlage des Raubtiers entgegenzuwachsen. Aus dem Schmerz und Leiden der andern erhebt sich der prachtvolle Tiger, aus ihrem Tode ringsum.

Und Krankheit ist weniger als Tod, ist nur ein Bruchteil, ein Schattenspiel von Tod. Dieser Bruchteil sollte nicht auch mit aufbauen können? Aus Seelenleid und Seelenkrankheit, aus „Irrsinn" wächst Stärkeres, wächst Größe und Herrlichkeit, wächst Genie und Heiliges, blüht das höchste Verehrungsglück des Menschen empor.

„Irrsinn", Ruhm, Genie —.

Der Geniale. Seit Jahrhunderten ist immer wieder die Frage aufgetaucht: könnte man nicht am Ende Genies züchten? Diese Frage hat für den echten, soziologischen Geniebegriff überhaupt keinen Sinn. Ein ungeheurer Bau von Talent (oder Nichttalent), von Pathologischem, von Ruhm-Dynamik, Zufallskonstellation, Wertentstehung (nicht Schaffung), Zeitgeist, religiösem Erleben, Gemeindebildung und hundert andern Momenten ist kein zoologischer Begriff. Solches Genie züchten zu wollen, wäre lächerlich.

Wohl aber könnte man sich folgendes überlegen: Im allgemeinen haben schöpferische Hochtalente vielleicht die meiste Aussicht, Genie zu werden. Hochtalent aber ist ein psychobiologischer Begriff. Könnte man Hochtalente züchten? Oder Geniale? Der Ausdruck „die Genialen" scheint sich immer mehr einzubürgern, und wenn man genau weiß, was man damit meint, so wäre auch nichts dagegen einzuwenden; vor allem darf man nicht das anerkannte, allgemein verehrte „Genie" mit ihm verwechseln.

Freilich, geht man der Sache genau auf den Grund, so beginnt auch der Begriff des „Genialen" einem unter den Fingern zu zerrinnen. Hochtalent, im Sinne von großem Formtalent, das im Rahmen des Zeitgeistes auch schöpferisch wäre, läßt sich biologisch einigermaßen greifen (z. B. Familie Bach). Denkt man aber an Typen wie Raffael, Andrea del Sarto, auch Verdi, so würden heutzutage manche diesen Typen gerade den Titel essentiell „genial" versagen.

Denn in „genial" liegt eine Nuance von Rebellion, von Wildheit, von „neuschöpferisch" im Sinne des 18. (—20.) Jahrhunderts, also im Sinne eines historisch-soziologischen Zeitideals. Und auch die

Verquickung mit Psychopathischem, Regellosem ragt sofort in solchen Begriff „genial", „genialisch" hinein. Darf man daran denken, solche Genialen zu züchten?

Tatsächlich besteht, in der Geschichte wie im täglichen Leben immer wieder aufzeigbar, ein gewisser Unterschied zwischen den großen, ruhigen Formtalenten und solchen quirlköpfigen Genialen, denen wirklich öfter als anderen etwas Neues und Besseres einfällt, deren produktives Denken also mehr hergibt. Ein Unterschied allerdings wieder mit allen fließenden Übergängen. Ist nun dieses „Geniale" nur die Psychopathie? Oder vielleicht irgendein Excitans, ein „Ferment" im Blute? Ein sehr schwieriges Problem.

Fangen wir mit einer Vorfrage an: Warum gibt es so wenig weibliche Genies? Daß sich höhere Talente unter Frauen in Masse finden, braucht heute nicht mehr belegt zu werden: allgemeine Intelligenztalente, wissenschaftliche Fachtalente, reproduktive künstlerische Talente oder produktive im Rahmen des rational geprägten Zeitgeschmackes (Roman, Lyrik). Weibliche Komponistinnen hat uns Möbius [371] (S. 122) zusammengestellt; sie scheinen allerdings (Feis [270] S. 15, 20) ohne großen Belang zu sein. Aber sehr begabte Malerinnen haben uns (außer der Kauffmann) noch die letzten Jahrzehnte gebracht (Bonheur, Kollwitz u. a.). In der Mathematik weist uns Möbius [370] ebenfalls 20 höher begabte Frauen nach; aber keine war nach ihm wirklich original und „groß", die meisten nur ausführend und mitarbeitend. Dies scheint überhaupt ein sehr häufiger Zug an allem weiblichen Schaffen zu sein.

Obwohl die Frau (Heymans, z. n. W. Stern [353]) im allgemeinen eine größere Emotionalität und eine größere Aktivität besitzt, außerdem sekundäre Eigenschaften, die mit den genannten in starker Korrelation stehen, und obwohl diese beiden Eigenschaften für alles Schöpferische gewiß nur günstig sein könnten, so leisten sie „original" doch weniger (was nicht bewiesen zu werden braucht). Aber woran fehlt es?

Erstens am Mut. Frauen lernen gewiß sehr gut, wie jede Hochschule zeigt. Sie sind aber viel mehr Gruppenwesen, viel mehr soziale Tiere (*ζῶα πολιτικά*) als der Mann. Die Selbständigkeit fehlt in affektiver Hinsicht; sie unterwerfen sich in weit größerem Umfange der Sitte, der Mode, der Gruppe, dem Ansehen, kurz allem „Herrschenden". Die Frau steht nicht gern allein.

Zweitens fehlt aber auch das tiefe und sachliche Interesse für etwas Objektives, die intellektuelle Leidenschaft; ihr Hauptinteresse gilt natürlicherweise nicht Sachen, sondern Personen, einem Mann oder Kindern.

Schließlich fehlt das große Talent zur Konstruktion, zur Synthese; man beobachte z. B. den auffallenden Mangel an Begabung für alle angewandte Physik, für Technik (trotz guter mathematischer Anlage), für Schachspiel.

Im großen und ganzen bleibt die Frau an psychischer Höhe und Kraft zurück. Ihr Gehirn ist im allgemeinen kleiner und auch

einfacher gebaut. — Kennt man eine einzige große Philosophin, eine einzige Denkerin hohen Stils? Eine einzige, wirklich hochbedeutende Erfinderin? Die Riesen-Intelligenztalente (Typus Leibniz) fehlen gänzlich.

Manche Forscher behaupten, jene Frauen, die etwas Bedeutendes leisten, wären maskulin, wären halbe Männer. Daran scheint etwas Richtiges zu sein. Sind vielleicht (abgesehen von der morphologischen Hirnanlage) männlich-biologische Momente dazu nötig, ein Talent in Gang zu bringen? Man darf so fragen; auch bei Insekten (Ameisen, Termiten) sind nur die sexuell U n tätigen unter ihnen intelligent, vielleicht stacheln die Hormone im Blut die Intelligenz (namhafte Zoologen bejahen dies).

Außer psychologischen und biologischen Ursachen haben wir allerdings auch noch s o z i o l o g i s c h e anzunehmen, weswegen so wenig Frauen Genie werden. Eine sehr große Anzahl der ersten, hauptsächlichsten, einflußreichsten Verehrerinnen von späteren Genies sind gerade F r a u e n ; sie sind, außer den suggestiblen Psychopathen, die Hauptgemeinde, sind die soziologischen P r o d u z e n t e n der (besonders k ü n s t l e r i s c h e n) Genies, sie stimmen und intonieren die Ruhmesgeige, wofern nur erst ein paar Männer den Anfang gemacht haben. Nun fragen wir: sollten die Frauen gerade geneigt sein, einer F r a u die Siegespalme zu überreichen? Sie mit dem Genietitel zu schmücken . . . ?

Kehren wir zum Manne zurück. Hat der „Geniale" (im Gegensatz zum ruhigen Formtalent) vielleicht irgend ein biologisches „Ferment" im Blute? „Ferment" ist natürlich nur ein Verlegenheitsausdruck; gemeint ist irgend eine r e i z gebende biologische Ursache, die aber in jedem Einzelfalle nicht notwendig die g l e i c h e sein müßte.

Man könnte diesen ganzen Fragenkreis das „Problem Reibmayr" taufen; trotz abfälliger, katathym bedingter Urteile von heutigen Rassetheoretikern verbleibt Reibmayr das hohe Verdienst, diese Frage an einem großen Material aufgerollt zu haben. R e i b m a y r [73] sagt: die genealogische Vorbedingung eines hohen Talentes ist Inzucht; Begabung muß von allen Seiten her zusammenkommen, muß sich erbbiologisch addieren (wie bei der Tierzucht). Kreuzt man nun solche hochgezüchtete Talentanlage mit Blut, das e t w a s verschieden davon wäre, so entsteht das Genie. (Bei g r o ß e r Verschiedenheit entsteht nur „Blutchaos", und weder Talent noch Genie.) Reibmayr nimmt an, die größere geistige Beweglichkeit, die die meisten Genies auszeichne, würde hervorgerufen durch einen größeren Kontrast in der Polarisation der Eizellen und darum eine stärker fermentierende Wirkung auf Wachstum und Konstitution der Nervenzellen.

Man erinnere sich an das biologische Grundgesetz von Arndt-Schulz: „Schwache Reize fachen die Lebenstätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie, stärkste heben sie auf." B i e r [720, 721] bringt Anwendungen. Chemische und physikalische Einflüsse (Nadel-

stiche) können auch o h n e Spermatozoon die weibliche Eizelle stören, erregen und zur Entwicklung bringen, wie Bataillons traumatische Parthenogenese beweist. So konnte Bier feststellen, daß eine g e r i n g e Menge Schimmelpilze als s t a r k e r Reiz (zum Auskeimen) auf Eicheln wirkte, eine g r o ß e Menge Schimmel sie aber zerstörte und tötete. — Der Reiz bedeutet nun nach Virchow eine S t ö r u n g der Zelle, eine Gleichgewichtsstörung. Diese kann sehr günstig wirken: Wundheilung durch den Reiz (richtig dosierter) Röntgenstrahlen, Heilung durch Fieber usw. Störung ist nicht gleichbedeutend mit Krankheit; aber sie liegt doch an dem e i n e n Ende einer Reihe, an deren a n d e r m das Pathologische einsetzt, eben dann, wenn die Reize ü b e r stark werden.

Und nunmehr können wir das Problem aufstellen: ist die Fermentunruhe im Blut der „Genialen" und der „pathoide Reiz", den manche Psychosen ausüben, vielleicht etwas Ähnliches? Nur an verschiedenen Punkten einer fließenden Reihe?

Die Treibhausentwicklung der Produktion v o r oder unmittelbar i m Ausbruch mancher Psychose lassen an einen pathologischen R e i z denken (z. B. endokrin oder sonstige Giftwirkung); gemeint sind typische Fälle wie Schumann und Nietzsche, oder die Kunstgewerblerin Pfeifers — also nachweisbar bei Paralyse und Schizophrenie. Schon Kräpelin kannte den Begriff der „primären triebartigen Erregung der Ausdruckbewegungen" in der Psychose. Natürlich ist auch die fieberhafte Erregung der Gesamtaffektivität zu berücksichtigen; aber biologisch und affektiv wohnen ja sehr eng beieinander und könnten dasselbe von zwei Seiten bedeuten. Die Psychose könnte bisweilen wie ein schwaches Ferment auf eine Talentanlage wirken, zu A n f a n g, während sie s p ä t e r, als zu s t a r k e r Reiz, das Talent zerstört.

M ö g l i c h, daß die Fermentunruhe im Blut, in Form von Überempfindlichkeit, Sensitivität, geistiger Beweglichkeit, noch eine f a s t normale Variation der Blutmischung bedeutet; ihr schlösse sich in der Reihe an: die mehr oder weniger ausgesprochene Psychopathie (Keimfeindschaft usw.), die b e g i n n e n d e Psychose (die ja auch eine A r t von schwerer Psychopathie), endlich die volle Psychose am a n d e r n Ende der Linie.

Uns scheint dieser Gedankengang manches für sich zu haben, obwohl er bisher noch nirgends ausgesprochen worden ist. Wir beobachten nämlich zuweilen auch „geniale" Völker oder Volksstämme. So ganz deutlich die J o n i e r unter den antiken Griechen, bisher wohl der produktivste Stamm der ganzen Geschichte. Im Gegensatz dazu sehen wir Völker, die im allgemeinen ziemlich unproduktiv sind; so z. B. die Westfalen, die Japaner, die südamerikanischen Kolonialvölker.

Deutschland hat v i e l e Geniale hervorgebracht. Und zwar gerade als Land der Mitte, als Land der Rassen m i s c h u n g. Reibmayr [73] weist nach, daß vor allem in den deutschen R a n d gebieten, wo am ehesten Blutmischung stattfand, auch die größten Genies (wie R.

noch sagt) entstanden wären. (Eine Mischung von zwei durch Inzucht jede für sich hochgezüchteten Rassen wäre am günstigsten.) Solche genialen Mischlinge hat Reibmayr [73] (II, S. 53 f) zusammengestellt; sie wären aus einer Kreuzung von Rassen, Nationen, Volksstämmen oder Ständen hervorgegangen. Seine Liste beweist, daß das Problem einer Diskussion wert ist, und vor allem — daß es vielleicht doch mit dem Problem der Psychopathie zusammenfällt. Denn weitaus die meisten waren eben Psychopathen (Keimfeindschaft?)[32].

Gerade der letzte Name von Reibmayrs Liste, Frau von Stael, führt uns wieder zum Problem Talent und Psychopathie hinüber. Nämlich auch die originellsten, bedeutendsten unter den weiblichen Mathematikerinnen waren ausgesprochene Psychopathinnen: die Agnesi (1718—1799), über die es eine Pathographie gibt, und die Germain (Psychopathie und Zwangsneurose?).

Nach allem scheint es wirklich so zu sein, als ob Fermentunruhe (durch fremdes Blut) und der pathoide Reiz (von Bionegativem) auf einer Linie lägen, wenigstens in vielen Fällen. So hätte am Ende der geistvolle alte Moreau doch recht gehabt mit seiner „surexcitation"? „Quand la nature forma Rousseau, la sagesse pétrit la pâte, mais la folie y jeta son levain" (Marquise de Créquy).

Doch es gilt, noch auf ein morphologisches Problem zu verweisen. Beim Menschen ist eine bilaterale Symmetrie der Großhirnwindungen das Normale. Bilaterale Asymetrie findet sich z. B. auffallend häufig bei Epileptikern. Andererseits sind bei domestizierten Tieren (Hunden) Asymmetrien „nicht selten"; ferner tritt aber auch bei Domestikation eine Zunahme der Häufigkeit von Varietäten im Windungstypus und in gewissem Sinne auch eine Zunahme von Sekundär- und Tertiärwindungen auf. Daraus folgt: Höherdifferenzierung hat oft ähnliche morphologische Ergebnisse wie „Degeneration". Sehr vorsichtig sagt einer unserer besten Kenner des menschlichen Hirns, Jakob [363]a (S. 49), darüber: „Heute läßt sich mit einem gewissen Vorbehalte nur das eine sagen, daß im Prinzip die Frage der bilateralen Symmetrie der Hirnfurchenanlage zu bejahen ist, daß eine ausgeprägte Asymmetrie in dem Oberflächenrelief beider Hemisphären im einzelnen Falle im Sinne eines „angeborenen Degenerationszeichens" sprechen mag, daß ferner ein derartiger Befund im Zusammenhange mit einer reicheren Ausprägung von Sekundär- und Tertiärwindungen auch der Aus-

[32] Unter einigen Weglassungen und unter Vorbehalt seien die Namen wiedergegeben: Amenhotep IV., Ramses II., Moses, David, Hiram, Kyros, Thales, Pythagoras, Kimon, Themistokles, Perikles, Thukydides, Herodot, Antisthenes, Alexander, Demosthenes, die Gracchen, Cäsar, Augustus, Paulus, Konstantin d. Gr., Mohammed, Gregor d. Gr., Gregor VII., Thomas Aquino, Fr. v. Assisi, Otto d. Gr., Friedrich II. (Hohenst.), Dante, Leonardo, Savonarola, Tasso, Cromwell, Paracelsus, Don Juan Austria, Leibniz, Peter d. Gr., Molière, Rousseau, Haydn, Mozart, Beethoven, Herder, Goethe, Byron, Napoleon, Schopenhauer, Haman, Cavour, Bismarck, Nietzsche, Wagner, Tschaikowsky, Puschkin, Frau von Stael.

druck einer höheren Differenzierung (vielleicht auch im Sinne einer speziellen Leistungssteigerung) sein kann."

Gibt dies nicht sehr zu denken, und ist die begabte Psychopathie etwa ein Ausdruck der sogenannten „Höher"-, richtiger der Über-Differenzierung des menschlichen Hirns? — An dieser Stelle ragt nun auch ein ganz modernes zoologisches Problem in das unsere hinein. Nämlich: die Frage nach den Ursachen der echten Ent-Artung, des Aussterbens der einzelnen Tierarten (und Stämme) im Laufe der Erdgeschichte. So verschwanden z. B. die Saurier mit einem Schlage, ohne jede Erdkatastrophe, offenbar aus inneren biologischen Ursachen heraus, die man echte Art-Entartung nennen müßte.

Bei der Hochdifferenzierung der Arten stellt sich viel Unzweckmäßiges und Bionegatives heraus. Das Riesenwachstum mancher Geweihe oder Wachstum und Form mancher Zähne (Mammut) usw. Weiterhin verhindert Zellkonstanz (sehr übersichtlich bei Harms [730]) eine weitere Anpassung an neuartige Umweltverhältnisse. (Bei Zellkonstanz bleibt die Zahl der einzelnen Zellen eines ganzen Individuums oder eines seiner Organsysteme während des ganzen Lebens die gleiche; die Zellen vermehren und teilen sich nicht.) Durch und durch zellkonstante Arten und Stämme sind darum eher zum Aussterben fähig. Am reichsten differenziert sind heute die Arthropoden, aber zugleich auch am zellkonstantesten. — Beim Menschen ist das Zentralnervensystem bereits zellkonstant.

Damit stehen wir vor der bitteren Entscheidung: ist am Ende doch diese Zellkonstanz zu gleicher Zeit der Beginn einer echten Entartung und der Ausdruck einer biologisch-intellektuellen Hochdifferenzierung? Und wäre auf diesem Wege vielleicht auch der Zusammenhang von Hochtalent und Psychopathie zu erklären? Wir wagen keine Antwort zu geben. Vieles an der Art homo sapiens wird jedenfalls schon recht unzweckmäßig; physiologisch z. B. die ganzen Geburtsmechanismen, dann aber auch seine Gehirn- und Geistesentwicklung. Im Sinne eines gesunden, zoologischen Lebensablaufs können wir darin nur eine Übersteigerung erblicken, unzweckmäßig wie die gewundenen, viel zu schweren Zähne des Mammuts. So ist der Mensch allmählich zum tragischen Tier geworden. Affektiv viel zu schwach, die volle Wahrheit zu ertragen — Anpassungsversuch: Religion. Intellektuell viel zu stark, die Rätsel der Welt nicht zu sehen — Anpassungsversuch: Philosophie. Und doch wieder viel zu schwach, sie wirklich lösen zu können — Anpassungsversuch: Wissenschaft (d. h. jeder Tag wirft die Ergebnisse des vorigen wieder um).

Auch die Tatsachen von Genie und Vererbung sprechen eher dafür, daß sich im Genialen das Talent mit Bionegativem verbindet. (Soziologisch entstandenes Genie kann sich natürlich nie vererben.) Hohe Geistigkeit ist an sich bereits bionegativ hinsichtlich der Art und Nachkommenschaft; sie kann für Ehe und Kinderzucht niemals jenes tiefe Interesse aufbringen wie die Norm. Geistig-

keit braucht innere Schaffensfreiheit, braucht Einsamkeit und Konzentration. Geniale werden durch die Ehe oft sehr unglücklich, wie Sidney Low (Nineteenth Century, Sommer 1909) für die Literaten nachgewiesen hat; so Shakespeare, Milton, Swift, Shelley, Ruskin, Dickens usw. Von Musikern lebten unglücklich: Berlioz, Boieldieu, Haydn, Méhul, Glinka, Wagner (I. Ehe) (Feis [270] S. 18). Glücklich waren recht wenige Ehen: Herder, Schiller, Bismarck, Wagner II.; unter Musikern: Bach, Gluck, Mozart, Spontini, Spohr, Weber, Schumann.

Eins scheint ein Naturgesetz zu sein: wenn Kinder vorhanden sind, so geraten sie nicht gut (Luther, Rembrandt, Goethe usw.). Daß talentierte Familien überhaupt gern im Mannesstamme aussterben, könnte gerade psychopathologische Ursachen haben. Denn Psychopathie und Psychose zeigen die Tendenz, sich, biologisch wie soziologisch, selber auszumerzen.

So auch die bionegativen (z. B. sexuell abnormen) und pathologischen Genies. Kein Zufall, wenn ihre Ehen oft (aus psychologischen oder biologischen Gründen) kinderlos bleiben: Thukydides, Ovid, Dürer, Friedrich d. Gr., Haydn, Spontini, Méhul, Cäsar. Auch die häufige Ehelosigkeit ist ganz gewiß kein Zufall: Buddha, Thales, Heraklit, Pythagoras, Solon, Plato, Jesus, Herodot, Demosthenes, Vergil, Horaz, Walter v. d. Vogelweide, Kopernikus, Donatello, Botticelli, Raffael, Michelangelo, Leonardo, Galilei, Cervantes, Calderon, Tasso, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Beethoven, Händel, Bellini, Nicolai, Volkmann, Hugo Wolf, Hume, Schopenhauer, Auber, Schubert, Brahms, Bruckner, Chopin, Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Auch Goethe ließe sich im Grunde noch anfügen.

Offenbar spricht da ein tief unbewußter Instinkt. Und am allereinfachsten lösen sich eben diese Probleme, wenn man die Psychopathie als die gemeinsame Hauptursache ansieht — der genialen Produktivität wie auch des Bionegativen zur Fortpflanzung. Von Bachs Söhnen war Friedemann der Liebling des Vaters; er war „der genialste", aber der Trunksucht und einem unsteten Wanderleben hingegeben. Und der jüngste Sohn Bachs aus zweiter Ehe war — Idiot (Feis [270]). Solche Fälle sprechen doch Bände.

So hat der Gedanke, „Genies" züchten zu wollen, nicht bloß einen Anflug von Lächerlichkeit, sondern auch von ausgesprochener Grausamkeit. Zum Genie auch nur entfernt bestimmt zu sein oder gar es wirklich zu werden, bedeutet meist und gesetzmäßig ein derart tiefes, schauervolles Martyrium, daß es unmenschlich wäre, dergleichen heraufführen zu wollen. Man müßte Personen aus talentierten Familien mit fremdartigem, vor allem psychopathischem Blute kreuzen, man müßte einen Menschen also absichtlich bionegativ machen, ihm Leid zufügen, ihn verkennen, verspotten, verbannen oder, mehr weniger bildlich, ans Kreuz nageln.

Gegen den Plan von „Geniezüchtung" sprechen aber auch noch

andere Gründe. Jedes rationale, absichtliche Wollen eines hohen Zieles mißlingt gewöhnlich. Und einer, der zum Genie gezüchtet worden ist, einer, der Genie werden will, der verfehlt ganz bestimmt das Ziel, ja allein schon das Ziel, überhaupt nur etwas Tüchtiges zu leisten. Man sehe sich doch nur das Literatenvolk an in den verschiedenen Cafés „Größenwahn" von Berlin und München. — Ob man weiter kommt, wenn man die Menschen in den Ställen der Tierzüchter paart? Oder wenn Verlobte das Problem vor der Hochzeit besprechen ...? Etwas so unendlich Verwickeltes wie numinoser Genieruhm läßt sich nicht technisch konstruieren, läßt sich niemals absichtlich wollen.

Himmelweit verschieden davon ist gewiß die Forderung, begabte Kinder allgemein zu schützen und zu fördern. Aber sogar solche harmlosen Selbstverständlichkeiten haben praktisch ihre Haken. Die „Hochbegabtenschule" in Berlin ist als kläglich gescheitert anzusehen (Giese [439] S. 445). Und auch Révész [652], der als wünschenswertes Ziel den Schutz und die systematische Pflege, die wissenschaftlich begründete Ausbildung der Talente ansieht, meint, man solle zwar die Talente im 14., 16., 18. Jahr und vor der Berufswahl prüfen, aber keinesfalls könne man vor der Pubertätszeit irgend etwas Entscheidendes aussagen. Wir fügen hinzu, auch viel später noch nicht. Laßt lieber die Blumen und Bäume wild wachsen, wo und wie sie gedeihen!

Sogar Hildebrandt [498], dem das Genie die Norm des Menschen bedeutet, hält allein schon den Gedanken einer echten Höherzüchtung des Menschen (als Art) für ein leeres Phantasma.

Und was soll man noch viel zu den Autoren der Geniezüchtung sagen? Ostwald [636] sieht als Kennzeichen kommender Genies an: Frühreife, Konflikte mit der offiziellen Schule und Liebe zu Büchern. Sollte das wirklich schon genügen? Jeder begabte Psychopath wäre dann ein Genie. Und Hock [93], offenbar ein Anhänger Ostwalds, erkennt zwar richtig, daß zu einer großen Leistung ein Komplex sehr verschiedener Umstände zusammenkommen müsse, aber — was für positive Vorschläge weiß er zu machen zur Entwicklung des Genies? Erstens: man solle bei wissenschaftlicher Arbeit methodisch vorgehen. Sehr schön. Zweitens: man solle seine Gedanken sofort notieren. Auch sehr schön; die Notizbuch-Industrie wird sich freuen. Aber zuallererst gilt es, Gedanken zu haben. Mit Notizbüchern züchtet man noch keine Genies.

Und schließlich: warum überhaupt züchten wollen? Die Gewünschten sind ja hundertfach jederzeit vorhanden. Nur — sie sind nicht berühmt.

Das Problem der Genieleistung und das des geborenen Genialen hat sein vollkommenes Spiegelbild in dem Problem des Verbrechens und dem des geborenen Verbrechers. Nur alles negativ. Lombrosos Irrtum, Genie wäre eine biologische Unterform des Pathologischen, ist heute widerlegt. Genau so seine Lehre vom „geborenen" Verbrecher (vgl. D. Sernoff, Die Lehre Lombrosos und

ihre anatomischen Grundlagen im Lichte moderner Forschung — Biolog. Zentralblatt XVI, Nr. 8). Den geborenen Verbrecher gibt es ebensowenig wie das geborene Genie. Trotzdem war nun aber nicht alles etwa Unsinn, was Lombroso in der Wirklichkeit beobachtet hatte. Das Leben zeigt uns Begabungsarten und Psychopathien, die e h e r zum V e r b r e c h e r t u m führen, als die Durchschnittsanlage des Normalen; und e b e n s o solche, die m e h r Aussicht haben, Genie zu werden.

Über den Verbrecher kommt Birnbaum (Kriminalpsychopathologie, Springer, Berlin, 1921, Kap. 5. T. I) zu dem Ergebnis: der Schwerverbrecher und der Gewohnheitsverbrecher bildet kein einheitliches, spezifisch naturwissenschaftliches Problem. Weder somatisch noch psychisch gibt es einen spezifischen Verbrechertypus. Der Verbrechertyp ist k e i n e atavistische Varietät, k e i n epileptischer Typ, keine moral insanity; trotzdem aber bestehen s i c h e r e Zusammenhänge zwischen echter, endogener Kriminalität und (allgemein) degenerativer Psychopathie. Die g e m i s c h t e, soziologisch-biopsychologische Verbrechertheorie wäre heute anerkannt. Der „delinquente nato" wäre eben ein degenerativer Psychopath.

„Gemischte" Theorien sind gewöhnlich viel schwieriger und verwickelter als einseitige; dafür kommen sie aber der Wirklichkeit näher. So auch unsere gemischte Genietheorie.

In seltenen Fällen begegnen sich Genieleistung und Verbrechen in derselben Person. Gemeinsamer Boden für beides ist eben die Psychopathie. Der hochbegabte, wirklich „geniale" französische Dichter Villon (geb. 1431) war nebenbei (oder im Hauptberuf?) Zuhälter und gemeiner Gewohnheitsverbrecher. Cellini spielte ein bißchen Mörder, und Verlaines Revolverattentat auf Rimbaud brachte ihn ins Gefängnis. Van Goghs Attentate auf Gauguin sind in ihrer Art ebenfalls Verbrechen gewesen (n. O. Knaus, Berl. Ill. Ztg. Nr. 46, 1924). Auch einer unserer meistgespielten Dramatiker hat ja vor Gericht gestanden und ist zu Gefängnis verurteilt worden; d a r a u f h i n nahmen sofort 70 Bühnen seine Stücke zur Aufführung an, die sie vorher abgelehnt hatten. Auch so wird man Genie . . .

SECHSTER ABSCHNITT

BIO-GRAPHIE

ANFORDERUNGEN

Die Notwendigkeit biologischer Bio-Graphie war bereits dargetan. Noch ein paar Worte über die Darstellungsart. Der Zorn der Historiker und Philologen wendet sich oft gar nicht einmal gegen die Betrachtungsweise, sondern gegen die Form und ihre Entgleisungen.

Die Psychographie stößt (abgesehen von manchen psychoanalytischen P.) wohl nur selten auf Widerstände. Um so mehr die Pathographie, besonders die psychiatrische. In der Tat sind ihre Schwierigkeiten und Gefahren ungewöhnlich groß; niemand wird bestreiten, daß sich mancher in ihren Schlingen verstrickt hat. Pathographien sind keine Doktorarbeiten. Aber die pathographische Wissenschaft ist ja noch jung und kann aus ihren Jugendeseleien lernen, wie man es besser macht.

Schon rein äußere Schwierigkeiten stehen überall im Weg. Es fehlt an Aufmunterung, es mangelt an Nachfrage, an Widerhall, an Anerkennung. Der Pathograph arbeitet in die blaue Luft hinein, lediglich für den Erkenntnistrieb ganz schmaler Gruppen; die Verleger wissen das.

Die inneren Schwierigkeiten sind nicht geringer. Jede einzelne Bio-Graphie bildet eine besondere Wissenschaft für sich (wie Assyrisch, wie Keilschrift); sie erfordert eine ganz eingehende Spezialisierung, oft ein jahrelanges Vorstudium. Und nur sehr selten finden sich Historiker und Psychiater zusammen zu gemeinsamer Arbeit, wie es eigentlich vonnöten wäre.

Das liegt zum Teil daran, daß die Pathographie noch keine eigene Schule besitzt, keine Tradition, keinen Kanon; es fehlt an Institutionen, Zeitschriften, Lehrstühlen, es fehlt an der Aufzucht eines Nachwuchses. Warum? Es besteht gar kein praktisches Bedürfnis nach Pathographie; die Erkenntnis von Negativem baut keine Häuser. Jeder muß auf eigene Faust zusehen, wie weit er kommt.

Dazu gesellten sich die Fehler der Anfangsperiode. Schon Möbius und Hellpach [772] haben ernst auf Fehler und Gefahren hingewiesen. Die Flüchtigkeit vieler Arbeiten, das Pathographieren Lebender (Bismarck, Wagner, Strindberg), das Schaffen aus einer lebensfremden Anstalts-Psychiatrie heraus wurde gerügt. Vor allem aber (Wasser auf die Mühle der Gegner) das Einmischen von Werturteilen, wo die Menschheit doch schon längst gewertet hatte. Falsch wäre es, zu sagen: „Kein Genie, sondern ein Geisteskranker“ (Hellpach). Oder umgekehrt in einer der beliebten „Rettungen“: „Kein Abnormer, sondern ein ungetrübter Genius“. Jedes affektive Für oder Wider wäre fehlerhaft. Ganz besonders natürlich die Folgerung: was mir unsympathisch und unverständlich, das ist objektiv „krankhaft“. — Noch viel schlimmer der Irrtum: weil etwas aus psychisch Krankem hervorgegangen oder ihm benachbart lag, darum taugt es nichts.

Alle solche Fehler haben sehr bald, vor allem Möbius und Hellpach, dazu veranlaßt, gewisse Anforderungen an die Pathographie und den

Pathographen zu stellen. Der Pathograph müsse geschulter Psychiater sein und nicht Nur-Mediziner; er müsse die Umwelt des Dargestellten sorgfältig berücksichtigen, nur den psychiatrischen Sachverhalt schildern und sich aller Werturteile enthalten. —

Jedenfalls muß einer zu biologischer Betrachtungsweise geschult sein. Wenn die Kunsthistoriker Scheffler und Deri das kleine Bildformat bei Adolf Menzel in Beziehung setzen zu seiner kleinen Figur, so wäre das zwar biologisch gedacht, aber offensichtlich verkehrt. Den wirklichen Zusammenhang hat erst Weygandt [677] geklärt.

Eine sehr wichtige Forderung möchten wir damit aufstellen, daß der psychiatrische Pathograph sein Material selbst durchgearbeitet hat. Wenn z. B. Löwenfeld [228] einen Lombroso dadurch widerlegen will, daß er sich von Damen (!) aus Biographien großer Künstler Auszüge machen läßt und diese verarbeitet, so ist das ein unverzeihlicher methodischer Fehler. Mit verehrungssüchtigen Damen und ästhetischen Biographien könnte man leicht beweisen, daß Goethe Adlerflügel gehabt hat. Löwenfeld begibt sich nämlich dergestalt eines feinsten Instrumentes, das notwendig ist zur Pathographie: der jahrzehntelang im Umgang mit Kranken geübten und geschulten psychiatrischen Einfühlung oder Nachfühlung. Gerade diese hat man als Sonde in das originale Quellen-Material einzutauchen.

Weiter stellen wir als Anforderung auf: der Forscher soll nach Möglichkeit nicht bloß die pathologischen Züge darstellen. Das gibt naturgemäß ein verzerrtes Bild für den Laien; lieber soll er versuchen, den ganzen Menschen in einem abgerundeten Bilde wiederzugeben. Oder er müßte seine spezialistische Darstellung in eine allgemeinere eingliedern.

Solche Pathographien wären zu bevorzugen, deren Verfasser affektiv nicht allzusehr an das Objekt gebunden erscheint (wie neuerdings wieder Jaspers an van Gogh). Liebe macht blind. Eher sieht noch der Haß den historischen Menschen durch den Nimbus hindurchschimmern. Am weitesten kommt gewöhnlich der Gleichgültige (Jaspers gegenüber Strindberg).

„Die Pathographie ist eine heikle Sache. Gründliche psychopathologische Einsicht, Fähigkeit zur historischen Kritik sind Bedingung für vertrauenswürdige Erkenntnisse, Respekt und eine gewisse edle Scheu, die doch gar nichts zu verschweigen braucht, Forderung für eine pathographische Darstellung, die man nicht widerwillig fortlegen soll“ (Jaspers [501] 1. Aufl. S. 309).

Pathographien haben nun nicht bloß den Wert jeder strengen Erkenntnis, sondern vermögen auch ganz spezielle psychiatrische Anregung zu verschaffen; die Analyse eines einzigen hochdifferenzierten Individuums kann manchmal mehr bedeuten als die Untersuchung von zweitausend Anstaltsfällen. (Z. B. der Vergleich des vorpsychotischen Hölderlin mit dem späteren Geisteskranken durch W. Lange [1003] hat Bausteine geliefert, den Zusammenhang von Charakter und Schizophrenie zu erkennen.)

Viele Stimmen vereinigen sich in dem Ruf: die ganze Persönlichkeit erfassen und schildern. Seit zwanzig Jahren bemüht man sich um solches Schema, solches „Psychogramm“. Verdienste in dieser Richtung besitzen W. Stern [793], [794], Baade [766], Margis [782], [783], Lewin [781], E. Stern [792]. Schon die Aufnahme Zolas durch Toulouse [1594] war im Grunde ein solches Psychogramm. Aber die Untersuchung allein mit Tests (Stichproben) kommt, wie alle Experimentalpsychologie, an den Wesenskern einer Individualität nicht heran (vgl. W. Stern [353] S. 90, 343). Das Zola-Porträt von Toulouse wird allgemein als keine sehr glückliche Arbeit beurteilt.

Dagegen wird voll Bewunderung auf die Porträtierung von Hervieu oder Tade Styka durch Binet [1052] hingewiesen, und das mit Recht. Auch Margis [783] lobt das Künstlertum Binets; andererseits lehnt er die alte intuitiv-deskriptive Methode ab, ebenso die klassifizierende Typen-Methode. Das Psychogramm stellt, alles in allem, nur ein Ordnungsprinzip dar, Materialsammlung, Hilfsmittel; darin sind sich wohl die meisten einig (so

Jaspers [501] S. 345, Schilder [511] S. 280). Wir halten es für einen Fehler, wenn im fertigen Psychogramm das Schema (nach Frage und Antwort) noch sichtbar bleibt; so etwa im E. Th. A. Hoffmann von Margis [782]. Dieses sehr gründliche und gediegene Werk wirkt ebenso zerrissen wie das krause Durcheinander im Hebbel von Lewin [781]; beide Arbeiten sind aber höchst wertvoll als Materialsammlung und Anordnung und harren nur einer künstlerischen Darstellung, die ja immer Lebensvolleres leistet, als rationale Mosaiksteinchen (z. B. Emil Ludwigs Bismarck). Es bleibt sehr bemerkenswert, daß jenes mühsam ausgearbeitete Schema der „Kommission für übernormale Begabung" (Z Ang Ps, 3) sich als teilweise unbrauchbar erwies, sobald es auf Hebbel angewandt werden sollte (Lewin, Z Ang Ps, 7. S. 447). Und so wird es wohl immer gehen.

Nicht anders pathographische Schemata, wie ein solches E. Stern [792] versucht hat. W. Mayer-Groß (ZNPt, 89. S. 75) weist mit Recht auf die Unzulänglichkeiten hin. Erst die Struktur verschafft uns die Gesamtheit des Individuellen. — Da wäre wohl das ausgezeichnete „Modell einer klinisch-experimentellen Pathographie" von Kehrer und Fischer [777] noch vorzuziehen — freilich für historische Pathographie ein ewig unerreichbares Ideal. — Das bisher wirklich brauchbarste Schema scheint uns neuerdings Kretschmer in seinem „Psychobiogramm" geliefert zu haben (abgedruckt bei Hoffmann [363]).

Für jede Pathographie ist größte kritische Vorsicht am Platze, auch in historischer Hinsicht. Ein Beispiel. Gewöhnlich hält man Rousseaus Confessions für eines der ehrlichsten, nacktesten Bücher der Welt. Relativ mag das stimmen. Aber die moderne Selbstbiographie (Glagau [770]) hat sich als Tochter des Romans entwickelt, und der Forscher muß das romanhafte Element, das Übertreiben und Ausschmücken durch die Phantasie erst ausschalten. Auch Rousseau hat umgeformt und ausgeschmückt (S. 29—31). —

Hat die Bio-Graphie, hat insbesondere die Pathographie eine Zukunft? Wenn man die Feigheit der Menschen vor der Wahrheit anschaut, möchte man daran zweifeln. Aber andere Wissenschaften haben ja ganz ähnliche Glaubenskriege durchzumachen gehabt. Und wer überhaupt Erkenntnis und Wahrheit will, jeder tiefere Denker, der wird die Pathographie niemals entbehren können; ohne sie ist Kulturgeschichte nicht zu begreifen. Das werden unsere Belege eindringlich (und für manche zartere Seele vielleicht erschreckend) beweisen.

Ferne Zeiten und ferne Zonen sind der Pathographie kein Hindernis, wenn sie genügend vorsichtig bleibt. (Ebensowenig wie der Geschichte überhaupt.) Genau wie der Paläontologe vermag auch der Pathograph noch um Jahrtausende zurück psychiatrische Erkenntnisse heimzutragen. Der Fall Amenhoteps IV. (1375—1358 v. Chr.) lehrt es unbestreitbar.

Die Pathographie hat, als echte Wissenschaft, keine nationalen Grenzen; im Gegenteil, sie wird international, d. h. von andern Völkern her das Objekt betrachtet, mehr leisten, weil sie dann eher den Nimbus nationaler oder gläubiger Begrenztheit durchdringt.

Der Pathograph hat all dieselben Mittel heranzuziehen, dieselben Quellen wie der Historiker: Mitteilungen von Freunden und Verwandten, von Gegnern und Feinden, Tagebücher und Briefe, Memoiren und Selbstbiographien, allen Nachlaß, alle früheren Fassungen der Werke. Und weiter hat er die Ruhmbildung und die langsame Verheiligung durch die Jahrhunderte zu verfolgen, er hat, wenn er die Kraft dazu besitzt, eine Sozio-Pathographie zu leisten. Erst sie wird dem Kulturhistoriker das rechte Bild in die Hand geben. — Daß nach Möglichkeit bereits die lebenden Berühmtheiten zu untersuchen sind, wäre wünschenswert; die Veröffentlichung könnte ja viel später, nach dem Tode, erfolgen.

Wie soll nun die formale Darstellung beschaffen sein? Völlige Objektivität wäre das Ideal; aber kaum je erreichbar. „Es steht fest, daß selbst Ranke mit seiner erstaunlichen Objektivität ohne Werturteile nicht auskam" (J. Hirsch [695] S. 248); auch ihm gelang es nicht, „weder Sympathie

noch Antipathie" zu zeigen. Wie sollte es auch anders möglich sein? Leben heißt fortwährend werten. So wird das Affektive wohl stets ein wenig mitfärben; und wenn einmal ein Kollege über unsere Maupassant-Pathographie (W. Lange [1221]) urteilte: „beleidigend objektiv", so mag dies eine Ausnahme bilden. Andererseits beweist solches Urteil, daß viele die klare Objektivität gar nicht lieben.

Da völlige Objektivität kaum erreichbar sein dürfte, so möchten wir etwas ganz anderes vorschlagen. Vom Biographen sind ausdrücklich Werturteile zu fordern, über die Persönlichkeit wie über die Werke. Dann würde man nämlich sofort erkennen, in welcher Richtung sein Blick vielleicht befangen gewesen (nach unserer Meinung; andere nennen ihn vielleicht gar nicht befangen usw.). Solche Werturteile müßten aber in einem besonderen Abschnitt deutlich erkennbar als solche abgegrenzt sein; hier könnte der Biograph seine Affektivität offen abreagieren, ohne daß sie überall, heimlich fälschend, miteinströmte. Ein weiterer Grund, Werturteile zu fordern, wäre der, daß solche Urteile von jemand, der sich jahrelang mit ein und derselben Persönlichkeit beschäftigt hat, immer wertvoll sind, jetzt oder später. Welche Dienste haben uns nicht die sehr subjektiven Werturteile von Jaspers über van Gogh und beginnende Schizophrenie, oder die von Prinzhorn über Pohl und Brendel geleistet.

Die Pathographie, behauptet Kirchhoff [502] (S. 47) schlicht und nüchtern, „wird immer mehr Bausteine liefern zur richtigeren Würdigung von Personen, typischen Charakteren und geschichtlichen Ereignissen, so daß sie mit der Zeit die Anschauungen darüber sehr verändern wird". Vorläufig wird sie aber wohl nur esoterische Erkenntnis-Werte prägen für Gelehrte, Philosophen und seltene Wahrheitsucher.

Leider fehlt noch immer ein Ausdruck, der wissenschaftlich die ganze Lehre vom Genie (einschließlich des Pathographischen und Soziologischen) umfaßte. Ostwalds [636] Ausdruck „Geniologie" ist von Rieger zurückgewiesen worden, weil er auch Kinnlehre bedeuten könnte (*γένυς* = Kinnlade, z. B. Musculus genio-glossus usw.). — Oder soll man einfach sagen: „Geniekunde"?

BELEGE

Die nachfolgenden Belege sind größtenteils ganz kurz, meist im Telegrammstil gehalten. Sie möchten Überblick geben und Anregung zum Weiterforschen. Kaum der Kenner vermag zu beurteilen, wieviel Arbeit darin steckt. Es handelt sich nämlich keineswegs bloß um Sammelreferate, sondern um viel kritische und selbständig ergänzende Arbeit; darunter auch eine eigene neue Pathographie, die nicht isoliert veröffentlicht werden konnte, sondern nur in diesem großen Rahmen.

Nicht alle Fälle des Literaturverzeichnisses und auch nicht alle Pathographien konnten berücksichtigt werden. Von 188 Fällen des Literaturverzeichnisses fehlen 30 in den Belegen (fast nur ausländische); die Belege enthalten demnach daraus rund 160 Fälle. Dafür kommen aber noch 13 Fälle in den Belegen hinzu, die nicht im Literaturverzeichnis stehen. Somit haben wir rund 170 Belege und rund 190 Namen im Literaturverzeichnis (mit über 800 Einzel-Bio-Graphien). Man beachte, daß also, wenn man einen Fall aufsucht, beide Abschnitte nachzuschlagen sind: Belege und Literaturverzeichnis.

In diesem Abschnitt können wir nun nicht mehr eine so allgemein verständliche Darstellung anstreben wie bisher; psychiatrisch Geschulte werden den meisten Gewinn davon haben.

Um Raum zu sparen, sind absichtlich keine runden Bilder gegeben, die etwa auch die übernormale Begabung miterfaßt hätten, sondern vorwiegend das Bionegative.

Auf Ruhmbildung und numinose Wirkung ist nur ausnahmsweise eingegangen; ihre Dynamik ist in jedem Falle leicht zu ergänzen nach unseren allgemeinen Erörterungen.

Als eine neue Abkürzung wurde Pspth. = Psychopath eingeführt.

(mit * unter „Belege“ nicht behandelt, aber im Literaturverzeichnis; mit — unter „Belege“ behandelt, aber nicht im Literaturverzeichnis).

Agnesi
Alexander
*Alfieri
Amenhotep IV.
Amiel
Andersen
*Argentinische Berühmtheiten
Augustin
Balzac
Baudelaire
*Beccaria
Beethoven
*Belgioioso
Berlioz
Berthelot
Berzelius
Bismarck
Blake
*Blavatzky
Blücher
Böcklin
Böhme, Jak.
—Boerhaave
—Brougham
Bruno, G.
Buddha
Byron
Calvin
Cäsaren
Cardanus
*Cellini
*Chateaubriand
Chopin
Coleridge
Columbus
Comte
Condorcet
*Coppé
—Courbet
—Cromwell
*Curel
Dante
Darwin
—Davy
Dehmel
Diderot
Diogenes
Donizetti
Dostojewsky
Dumas
Duquesnoy
—Euripides
Faraday
Fechner
Feuerbach, A.
Flaubert
—Fourier
Friedrich d. Gr.
Garschin
Goes
Goethe
van Gogh
Gogol
Goncourt
Grabbe
Grillparzer
Guerrazzi
Gutzkow
—Hauff
Häußer
Hebbel
Heine
Helmholtz
—Heraklit
Hervieu
Hoffmann, E. T. A.
Hölderlin
Hugo
Jeanne d'Arc
Jesus
Johanna von Castilien
Johnson, Sam.
Josephson
Kambyses
Kant
Keller, Gottfried
*Keller, Helen
*Kierkegaard
Kleist
Klopstock
Körner, Th.
—Lamb
Lazzaretti
Lenau
Lenz
Leonardo
Leopardi
—Lermontow
Leuthold
Lincoln
Lingg
*Lißt
Lorrain, Claude
Loyola
Ludwig II. v. Bayern
Ludwig, Otto
Lukrez
Luther
Manzoni
Marat
Maupassant
Mayer, Robert
*Meilhac
Menzel
Meyer, K. F.
Michelangelo
Mohammed
Molière
Mörike
Morphy
*de la Motte Fouqué
Mozart
*Müller, J. v.
Musset
Napoleon
Nerval
Newton
Nicolai, Otto
Nietzsche
Nodier
Pailleron
Panizza
Parmenides
Pascal
Paulus
Petrarca
Platen
Poe
*Poincaré
Propheten
Quincey
*Rabelais
*Raffael
*Raimund
Reni
Rethel
Reuter
*Rimbaud
Robespierre
Rossetti
Rossini
Rousseau
Rubens
Sade
Saint-Pierre
Saint-Simon
Sarto, Andrea del
Savonarola
Scarron
Scheffel
Schiller
Schopenhauer
Schubart
Schubert
Schumann
Segantini
*Serembe
Shakespeare
Shelley
Smetana

Sodoma
Sokrates
*Spitteler
Stauffer-Bern
*Stendhal
*Stephen
Strindberg
*Styka, Tade
Swedenborg
Swift
Tasso
*Thoma, Hans
Tolstoi
Trenck
—Turgenjew
*Vergil
*Venezuelanische Politiker
Verlaine
Villemain
Voltaire
Wagner, R.
Weininger
Whitman
Wilde, Oskar
Wilhelm II.
Wilson
Wolf, Hugo
*Zimmermann, J. G.
*Zinzendorf
Zola

AGNESI

Frühreif. Eine der bedeutendsten Mathematikerinnen. Neigung zur Asketik. Mit 12 Jahren neurotische Anfälle. Vollkommen frigide. Gab mit 30 Jahren die Wissenschaft auf, wurde fromm (Lombroso [797]).

ALEXANDER D. GR.

Blond, langköpfig, sehr zarte Hautfarbe; ein hellblaues, ein dunkelblaues Auge. Mittelgroß, ebenmäßig. Haar gelockt. Fliehende Stirn, starke Brauenbogen, geschwungene Nase, kräftiges Kinn (Ujfalvy [799] z. n. Hauser [90]). Unmäßig, wild (Hauser [90]). Psychoanalytisch: liebte die Mutter, haßte den Vater; daraus Ehrgeiz und wahnhaftes Größengefühl. Ermordete in Kleitos die Imago des Vaters; bekämpfte auch im Tyrannen Darius den Vater. Besonders strenge Verfolgung der Mörder seines Vaters: Überkompensation des eigenen Vaterhasses. Auffallend ritterlich gegen alle Frauen: Übertragung von der Mutter-Einstellung her (versetzte sie unter die Götter, wie auch sich selbst) (Boven [802]). [Strittig die Todesursache:] Epileptischer Anfall oder Delirium tremens. Caillau 1810: „Enteritis." Typhöses Fieber (Bosc [798]). Starb unter Anzeichen des akuten Delirium tremens (Radestock [151] Anm. 49). Am wahrscheinlichsten Tod durch Intermittens, Sumpffieber; disponiert dazu durch dauernde, schwere Alkoholexzesse. Mutter sittenlos, ungezügelt; Vater heftig, Bruder Idiot. Alexander sehr heftig, maßlos, tötete mehrere Menschen. Anfangs frigide, später homosexuell. Nach der Rückkehr nach Babylon dauernd berauscht (Cabanès [800]). Durch den Schleier der Überlieferung schimmert noch die ungeheure Maßlosigkeit und Zügellosigkeit des Pspth hindurch.

AMENHOTEP IV.

Schwächlicher Träumer. „Neurotiker" [Pspth.]. Vielseitige Intelligenz. Ließ alle Inschriften des alten Gottes Amon und den Namen seines Vaters Amenhotep beseitigen. Erhob Aton zum einzigen Gott, nannte sich Atons Sohn. Bestattete die Mutter getrennt vom Vater, in seinem eigenen späteren Grab. Hohe Ethik, Wahrheitsliebe, künstlerischer Realismus. Weich, zart, unkriegerisch. Aton sein eigenes Spiegelbild (Selbstzeugung, Vater ausgeschaltet) (Abraham [804]). „Zweifellos kränklich und übernervös", aber Hochbegabter; körperlich minderwertig und „entartet". Hatte nur kränkliche, kurzlebige Töchter. Bei Vorfahren Inzucht; nur die Mutter hatte „neues, frisches Blut" (Ausländerin oder geringe Herkunft). „Ketzerkönig" (Kekule von Stradonitz [805]). Man sieht förmlich den schizoiden, asthenischen Hyperästhetischen vor sich (Hölderlin-Typ). Körperlich bionegativ. Aber neue Ideen, Kulturförderung.

AMIEL

Übersensitiver Pspth. Leben in autistischer Selbstbespiegelung. Berühmt nur durch sein Tagebuch, durch seine Schwäche (n. Birnbaum [293] S. 161).

ANDERSEN

Dänemark hat nur vier berühmte Größen: Holberg, Andersen, Kierkegaard, Jacobsen. Allen vier sagt man Homosexualität nach. Bei Jacobsen unbewiesen. Holberg: Hagestolz, Weiberfeind, uranistische Charakterzüge.

Kierkegaard: unzweifelhaft homosexuell. Andersen: Großvater väterlich und Vater psychotisch. Mutter Mannweib, Trinkerin, † Delirium tremens. Andersen fiel als Kind schon auf; nähte bis spät Puppenkleider, machte weibliche Handarbeiten. War halb weiblich, Mädchenstimme (n. Hansen [807]. Wertvoll). Ähnlich Moll [273] (S. 51). Das Feminine, vereint mit männlicher Kombinationskraft, leistet die Märchen.

AUGUSTIN

Körperlich zart. Empfindliches Nervensystem. Alles „schlug ihm auf den Magen". Leidenschaftlich, sehr sinnlich; Ängstlichkeit, überzartes Gewissen. Vater jähzornig, sinnlich, leidenschaftlich, Römer; Mutter Numidierin [Keimfeindschaft?] (Legewie [814]). Homosexuell (Anonym [810], Achelis [813]).

BALZAC

Unruhe, wechselte ständig die Wohnung. Übersteigerung des Selbstgefühls. „Megaloman": stellte sich, als Marschall der modernen Literatur, neben Napoléon, Cuvier, O'Connel, seinem unermeßlichen Einfluß nach. Ganz egozentrisch, sprach nur von sich. — Vater lag (ohne Motiv) 20 Jahre zu Bett [Depression?], nahm dann sein früheres Leben wieder auf (n. Cabanès [815] Rf. Grasset). Hypomanischer Pspth.?

BAUDELAIRE

Eltern „idiots ou fous". Opium-, Tabak-, Wein-Mißbrauch. Färbte sich die Haare grün. Schwelgte in Gerüchen (auch üblen). Impulsiv, wollte Schwiegervater erdrosseln. Sadist (Szene mit Glashändler). † „ramollissement cérébral avec hémiplégie droite et aphasie" (Grasset [254] S. 153). Starb an Paralyse (Saaler, Z Sex, 4. S. 295). Psychasthenie. Seelenkrank mit zerrissenem Herzen. Kam zum Gift, weil krank (Dupouy [821]). Sehr gut spricht B. selbst über Inzestliebe (Stekel [822]). Seine scherzhafte Selbstbeschuldigung des Vatermordes unbewußt richtig (Rank [823]). Gute Darstellung bei Birnbaum [293]. Wohl eine der schwersten Psychopathien unter Produktiven. Gerade das Pathologische sichert seinen Dauerruhm.

BEETHOVEN

Schwerer Pspth. (n. Radestock [151] S. 56, Anm. 17). Mit 30 J. taub. Otosklerose. † Lebercirrhose (Lues? Wahrscheinlicher durch früheren Typhus) (Jakob [832]). Ein „Original". Unordnung. Übergoß sich mit Fluten von kaltem Wasser den Kopf, gegen Kongestionen. „Il paraît être mort d'une cirrhose atrophique d'alcoolique" (Grasset [254] S. 181). B. als Pspth gut dargestellt bei Mercklin: Mißtrauen nicht durch die Otosklerose allein, sondern vor allem auf dem Boden der Psychopathie und ungünstiger Umstände (Mercklin [835]). Durch Taubheit Abschluß von Sinneseindrücken und Beschränkung der inspiratorischen Gedankenwelt, ihrer Möglichkeiten; intensive Vertiefung in sich selbst. Schaffen untrennbar von seinem persönlichen Innenleben. Am Beginn eines subjektivistischen Zeitalters ein höchster Subjektivist als Heros. Dazu die Verstimmung, der „krankhafte Argwohn" [paranoid]; innerer Kampf in B. gemalt in der V. Symph. Sittliche Höhe der IX. Symph.: Menschenliebe trotz aller Verspottung und Vernachlässigung von außen. Wichtig die Gehörsparästhesien: kontinuierliche Geräusche in höchsten Tönen (Pfeifen, Zischen), lang ausgehalten, teils Sausen im Pulsschlag. B.: „Dämon in seinen Ohren"; Qual bis zu Selbstmordgedanken. II. Periode: die der subjektiven Geräusche (häufige Kontrastierung hoher Diskantpassagen gegen tiefe rollende Bässe). B's. Tempi hielten sich immer im Rahmen des menschlichen Pulsschlags (60—80 in d. Min.); mußte so komponieren. — B. litt außerdem an Arteriosklerose und Herzfehler mit allen Folgezuständen. Angina pectoris. Auch dies erscheint im Schaffen: in der Cavatina des einen Galitzinschen Quartetts op. 130 musikalisch gemalt, Vorschrift „Beklemmt" (d. h. Beklemmung erlebt, Herzschlag eines Arteriosklerotikers mit Herz in unvollständiger Kompensation) (Niemack [831]. Höchst wertvolle Arbeit). Vater Trinker, ebenso dessen Mutter

Psychopathie durch Keimfeindschaft der Eltern? B. war Alkoholiker wie Vater und Großmutter. Alkoholische Lebercirrhose nicht unwahrscheinlich. Schönes Beispiel für Kompensation: Darstellung von gesunder Kraft als Gegensatz zur eigenen Kränklichkeit. „Mut! Bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen", schrieb B. Eine große Pathographie fehlt.

BERLIOZ

Äußerst sensitiv. Kunst und Krankheit hängen zusammen. „Hysterische Anfälle wie ein junges Mädchen". Maßlosigkeit im Fühlen und Urteilen. Übermaß an Phantasie, Mangel an Selbstbeherrschung. Unbefriedigtes Sehnen nach Etwas, das ihn von sich selbst befreit. Ihn reizt stets das Sensationelle. Sehr einsam, egozentrisch. Suchte Leidenschaft als Genuß. „Kongruenz von Mensch und Kunstwerk", gab nur s i c h, in künstlerischer Wahrhaftigkeit. Suchte nach Unerhörtem; „Gewaltmensch der Phantasie". Musik barock, grotesk. „Stark pathologisch, aber nicht sehr kompliziert" (Goehler [838]. Vortreffliche Arbeit eines Kapellmeisters, der Möbius' Methode empfiehlt). Schwerer Pspth. Suggestibel, überempfindlich, labil, unstet, ruhelos. Überschwenglich, daher Massenwirkung (auch Wagner liebte Berlioz' Werke). Kompositionen machten einen „pathologischen Eindruck": toll, bizarr, extravagant. Heftigstes Affektleben. Stark hysterische Züge. Anfälle: plötzliches Einschlafen nach starken Affekten [hyst. Narkolepsie?]. Anfälle epilept. oder hyster.? F. läßt offen [rein hysterisch]. † Folgen einer Apoplexie (Lähmung, Sprachlähmung, Gedächtnisschwäche) (Feis [841]).

BERTHELOT

Als Kind Angstträume. Nervöse Empfindlichkeit. Malaria. Mit 7 J. Schädeltrauma: Knochendepression (n. Toulouse [842]). Pspth.

BERZELIUS

Gesundheit von Jugend auf schwankend. Ab 23. J. periodische Kopfschmerzen (Migräne). „Niedergeschlagenheit und äußerster Widerwille gegen die Arbeit" [Pspth. mit period. Depressionen?] Zuletzt „centrale Erweichung des Rückenmarks" (myelitischer Herd). † Paraplegie, Gangrän der Beine (n. Ebstein [843]).

BISMARCK

...„hervorragende Psychiatriker Berlins betrachten ihn längst „als ein ihrer Behandlung bedürftiges Individuum". Auch die öffentliche Meinung (in Österreich, Deutschland, „ja in Preußen") sage: „Er ist verrückt!" — Diagnose: „Manie mit Größenwahn." Von Jugend auf „exzentrischer als seine Genossen". Schlug seinem Reitlehrer mit der Reitpeitsche ein Auge aus. Mit 16 Jahren Selbstmordversuch (Liebesaffäre). Vom Gymnasium relegiert, weil er den Professor einen „bürgerlichen Esel" nannte. Mit Familie in Fehde. Exzentrische Launen. Barsch, burschikos, keck. Sagte in Paris „La Prusse c'est moi". Zerstörungssucht (Anonym [844] 1866). In Vorfahren beiderseits reichliches slawisches Blut. Bismarck dem Großvater väterlich auffallend ähnlich (Interessen ü b e r seinen Stand, Alkoholismus). Väterliches Erbblut: körperlich absolut gesund, geistig Durchschnitt. Großvater mütterlich Psychopath, kränklich, übernormal begabt. Mutter: kühl, sehr begabt, „dégénerée supérieure" [schizoid, mit mystischer Ecke, z. B. Swedenborg]. Mütterliches Erbblut: körperlich der Erschöpfung nahe, geistig sehr hochstehend. Bismarck machte mit Vollbart r u s s i s c h e n Eindruck. Augen tränten leicht. Stimme sehr weich, lebhaftes Mienenspiel Lunge und Herz ungewöhnlich stark. Als Schüler eher u n t e r dem Durchschnitt. Bedeutende Begabung für Sprachen (auch Deutsch). Atheist. Wenig sexuell. Viel Alkohol und Nikotin. Sehr empfindlich, weich, verwundbar, sehr reizbar. Physischer Mut. Temperament ging mit ihm durch. Zeit des „tollen Bismarck": Skepsis, Weltschmerz. Keine 24 Stunden wahren Glücks; disharmonisch durch heterogene Blutmischung. Bedeutendes Selbstbewußt-

sein. Tiefe Depressionen mit Alkohol betäubt. Große äußere und innere Unruhe. Liebe zur Schwester, mit erotischem Zug. Psychogene Züge (z. B. Husten). Vor Bekehrung in weicher, depressiver Gemütsverfassung, aufgelockert, der Suggestion zugänglicher; zwei Todesfälle in näherer Umgebung. Streben, die innere Disharmonie durch Taten zu entspannen. Phantasie, Menschenkenntnis, scharfe Auffassung, persönliche Gewandtheit. Royalistische Politik war stark persönliche Gefühlspolitik. Große Emotivität: bei starker Erregung körperlich krank. Draufgängertum, überwältigende suggestive Initiative und Energie. Als Politiker ging er bis zum Rechtsbruch. Liebe zur Frau tief, blieb darin jugendlich. Politische Reifung erst in Frankfurt. Wenig Bewunderung für andere Menschen. Merkwürdiger Aberglaube. Optisch veranlagt. Bestrickender Plauderer (slawisch!). Ungeheure Arbeitskraft. Status nervosus: äußerste Empfindlichkeit, Reizempfänglichkeit. Labil, „hysterisch". 1859 in Petersburg starke Erkältung: Rheumatismus und schwere seelische Depression mit Hypochondrie. Kränkelte viel. Periodisch? Der tolle Bismarck depressiv; Ende der 1840er Jahre expansiver; Petersburg Depression; ab 1864 expansiv. Nach 1870 ständig leidend: Gesichtsneuralgie, Podagra, Schlaflosigkeit. In Depressionen weichmütig. Alkoholmißbrauch: hob Stimmung, erleichterte Aktionen. Seit 1868 „unerträgliche Herrschsucht", vertrug keinen Widerspruch, erregte Furcht. Reizbarkeit bis zum Zerstören von Gegenständen. Später auch Morphium und Opium gegen Schmerzen (Lomer [846]. Sehr wertvoll). Reizbar, empfindlich, in Kleinigkeiten sehr nervös. Leidenschaftliches Temperament. Im persönlichen Haß unversöhnlich. Sehr verschlossen (aus Politik), offen nur gegen Frau. Keine Menschenverehrung, geringe Anerkennungsfähigkeit. Unausgeglichenheit, problematische Natur, zwei Seelen, Spiel widerstreitender Kräfte, zahlreiche Gegensätze in ihm: Aktivität und Weltflucht, Romantik und Skepsis, Heiterkeit und Melancholie, Nüchternheit und Dämonie (das Irrationale; Aberglaube), Tatmensch und Selbstbetrachter. „Antediluvianisch" (höherer Primitiver). Blieb in vielem sehr jugendlich, z. B. Kampffreude. Grundzug: Kampftrieb (Groos [848]). „Neurasthenie." † an akutem Lungenödem (Müller [849]). Gute psychologische Analyse bei Klein-Hattingen [739]. Aus Ständekreuzung talentierter Familien (Reibmayr [73] II. S. 47—48). Ausgesprochene, schwere Psychopathie, vielleicht mit leichteren zyklophrenen Schwankungen. Nur Zentralnervensystem bionegativ, andere Organsysteme kerngesund und übernormal positiv. Starke archaische Schicht (Glaube, Aberglaube, Kampftrieb, stärkste Affektivität, unversöhnlicher Haß usw.), dazu aber stark rationale Schicht. Stärkster Eindruck des Psychopathischen, überhaupt des gänzlich Disharmonischen als persönliches mr-tr. Gutes Beispiel, daß das Werk den „Schöpfer" (als Genie) schafft.

BLAKE

Ähnlich krank wie Swedenborg, Newton, Swammerdam: „halluzinatorische Paranoia originaria". Verfolgungsideen, Gesichts- und Gehörshalluzinationen. Blakes Inspiration ist der Beginn der Halluzination, seine Phantasie ein Genießen der Halluzination. — Das Material zu den Halluzinationen stammt (wie bei Swedenborg) aus ihm (und damit aus seiner Zeit). Zeichnungen: Hintergrund immer konventionell, nur Staffage; die genau nachgezeichneten Halluzinationen im Vordergrund, weil so erlebt; vage, abstrakte Typen. Wut gegen Zeichnen nach der Natur. An seinen Figuren, die nach den Halluzinationen gezeichnet, die Gegend vom Rippenbogen bis zur Hüfte „unterschlagen" (Vleuten [850]). Vgl. Lombroso [852]. Manisch-depressiv [?] (Normann [853]). Paraphrenie.

BLÜCHER

Im höheren Lebensalter Depressionszustände mit Hypochondrie, Sinnestäuschungen, Beeinträchtigungsideen (Kreuser [856]). Leidenschaftlicher Spieler. Affektiv stark erregbar. Periodische Melancholie (zum Manisch-Depressiven gehörig); „nichts Sicheres über manische Zeiten" — aber

manchmal gewisser Grad von Hypomanie nicht auszuschließen. Die melancholische Hemmung bei Laon (März 1814) weltgeschichtlich; Napoleon vielleicht sonst eher erlegen (Mayer [857]). Zyklothymie [Cyklophrenie]; Blücher in „gesunden" Tagen hypomanisch; sein Alkoholismus sekundär, Begleitung der konstitutionellen Erregung (Haberkant [859]. Wertvoll). In der ganzen Familie zahlreiche Fälle von Man.-depr., Selbstmord usw. Ein Urgroßvater 1642 wegen Mordes enthauptet [manischer Jähzorn und Alkohol]. Vielfach gewaltsame Selbsthilfe [manisch]. Ein Vorfahre 1680 wegen Bigamie hingerichtet. Blüchers Bruder psychopathischer Querulant. Blüchers Sohn geisteskrank. Blücher selbst 1808, 1814, 1815—16 Depressionen. Historiker Delbrück: „Blücher 1814 bei Laon irrsinnig." Gelegentlich Gesichts- und Gehörstäuschungen. Wähnte, zur Strafe mit einem Elefanten schwanger zu sein. † in einer Depression mit Nahrungsverweigerung. In der „Gesundheit" oder Hypomanie erstaunlich frisch und jugendlich, mitreißend und von hinreißender Wirkung auf die Massen (Haberkant [858]. Wertvoll). Das Psychopathologische macht Geschichte.

BÖCKLIN

Pspth. Sonderbarkeiten. Nachtwandeln. Jähe Stimmungsschwankungen. Mißtrauen. Paranoid. Wahrscheinlich Zwangsvorstellungen. 1892 Schlaganfall mit Lähmung. Unstetheit. „Déséquilibré." Schwerere psychische Störungen nicht auszuschließen (Loewenfeld [860]).

BÖHME

Dementia paranoides (Moses [861]). Von zahlreichen ersten Denkern sehr hochgeschätzt als tiefer Geist. — Schwächlich, kränklich, abgesondert. Schuhmacher. Ekstatische Zustände. Verkaufte das Schuhgeschäft; von Gönnern ernährt. Wanderleben. Von Geistlichkeit verfolgt. Prüfung durch Kollegium von Theologieprofessoren: man wurde aus ihm nicht recht klug. Von Mitbürgern als verwirrter Enthusiast und Phantast beurteilt. Fühlte sich als von Gott inspirierter Prophet berufen, die Kirchen zu einigen; verkündete nahen Weltuntergang. Pathologischer Prozeß in drei Phasen: 1. Selbstvorwürfe (vorwiegend sexuell), Depression, Todesängste. 2. Abwendung von Außenwelt, Versenkung in sich, mit innerem Kampf. 3. „Abnorme visuelle Sensationen", ausgesprochenes Glücksgefühl, Gefühl der Inspiration, deutlicher Größenwahn (stellt sich über Christus — „heller"). Lehre: projiziert seine Erlebnisse in die Schöpfung; Parallele mit Schreber (Freud Jb PA III). Darstellung der ganzen Schöpfung unter dem Bilde eines Coitus mit allen psychischen und physischen Komponenten [vgl. Original!]. Keine reine Paranoia (oder doch?), kein Psychopath mit verrückten Ideen, keine Epilepsie, keine chronische Manie, sondern Paraphrenia systematica oder paranoide Form der Schizophrenie. Viele Gegner, viele Anhänger (Bedürfnis nach Anlehnung, 30jähriger Krieg). Felsenfeste Überzeugung des Pathologischen gibt Glauben, bannt Zweifel. Märtyrer (Kielholz [862]. Eine der besten p. a. Pathographien und überhaupt Pathographien. Original dringend empfehlenswert, schon wegen der großen Parallelen in der Geschichte.

BOERHAVE

Infolge angestrengten Arbeitens [?] eine Art Stupor: 6 Wochen apathisch, schlaflos, unfähig zu denken (n. Radestock [151] Anm. 40).

BROUGHAM

Lange Zeit psychotisch.

GIORDANO BRUNO

Klein, zart, bleich. Melancholische Augen. Sehr lebhaftes Temperament. Sehr reizbar, heftig, impulsiv, Augenblicksmensch. Stimmungswechsel. Sehnsucht nach dem Frieden des Todes. Große innere Unruhe, Wandersucht,

Streitsucht (n. Lombroso [863] und Riehl, Führende Denker und Forscher). Gutes Beispiel, wie die Psychopathie sich s e l b s t ihr tr schafft.

BUDDHA

Verließ ohne Abschied Frau und Kind. Wanderte. Fastete viel. Im Hunger Ekstasen. Folgte Roudraka, s e i n e m Johannes d. T. Gegen Ritus (haßte die Brahmanen); für Tugend, Mitleid, Selbstlosigkeit. Größenideen: Herr der Welt, allmächtig, höchstes Wesen. Halluzinationen von Göttern, Engeln, Dämonen. Melancholisch, asketisch, bescheiden, sanft. Wandersucht. Lebte von Almosen. Viele Schüler, viele Feinde (n. Binet [864]). Es würde sich s e h r lohnen, das Problem pathographisch neu aufzunehmen. Jedenfalls extrem schizoid, hyperästhetisch. Schizophrener Schub? Paraphrenie ohne Zerfall nicht ausgeschlossen. Milieu, Zeitgeist und Psychogenes wären sehr zu berücksichtigen.

BYRON

Mutter exzentrische Hysterica. Ihre ursprüngliche Liebe zum Sohn schlug in Haß um, den Byron erwiderte. Flucht vor der Mutter aus England. In der Jugend hysterische Krämpfe. Erbliche Schwermut (Großvater mütterlich † Selbstmord; naher Verwandter der Mutter Selbstmordversuch). Zwei Monate vor Tod hysterischer Anfall (Rank [873] S. 135). Homosexuell (Rau [866]). Byron lebte „in unerlaubter Gemeinschaft mit seiner Stiefschwester Augusta"; der „Nachweis wurde von Byrons Enkel, Lord Lovelace, auf Grund von Familiendokumenten geführt" (Lord Lovelace. Astarte — A Fragment of Truth concerning George Gordon Byron, sixth Lord Byron. London, 1905. „Beschränkte Auflage"). Sexuelle Frühreife; daher die vorzeitige und intensive Fixierung an die Mutter, d a durch das spätere Erleben (Schwester-Liebe) und Schaffen. Überwindung der frühen Fixation an die Mutter durch Verdrängung, die zu Haß und Homosexualität führte. In Liebschaften „Reihenbildung". Cain und Manfred gedichtet zur Selbstbefreiung von der Sehnsucht nach der inzestuös geliebten Schwester (Rank [873], S. 546). Schwere Psychopathie. Psychopathische Entwicklungshemmung: blieb in der Pubertät stecken. Dazu geltungsbedürftig, „hysterisch". Liebte Gefühlsrausch. Schwelgte extrem in Liebe und Freundschaft. Stärkste, maßlose Affektivität. Reizbarkeit, Zornmütigkeit, Wutanfälle. Hazardspiel. Übermaß in Alkohol, Tabak, Opium. Ruhelosigkeit, Haltlosigkeit, wildeste Ausschweifungen. Wankelmütigkeit. Maßlose Eitelkeit. Vorwiegend depressiv.

CALVIN

Syphilis? Nein. Litt an Intertrigo-Ekzem mit unerträglichem Jucken, an Nierensteinen, Gicht, Hämorrhoiden, Atemnot, zuletzt Phthise. Vor allem an Migräne (n. Cabanès [876]). Extrem schizoider Pspth. Typus des Fanatikers.

CÄSAREN UND FÜRSTEN

Dieser Abschnitt bietet für unser Thema wenig Interessantes. Er beweist nur wieder, daß das Gedächtnis der Völker und der R u h m sich besonders gern an das ganz A b n o r m e (bis Pathologische) zu heften pflegt. Die wichtigsten Fürsten sind gesondert behandelt, so Ludwig II. von Bayern. Die Autoren haben sich vornehm ich mit den römischen Cäsaren beschäftigt, dann auch mit den russischen Zaren, den spanischen Habsburgern, einigen französischen Königen. — Über den Begriff „Cäsarenwahnsinn" am besten Hentig [910].

JULIUS CÄSAR

„Cäsar war Potator. Cato hat ihn einmal in der Senatssitzung als Trunkenbold bezeichnet. Möglich ist also, daß er an Spätepilepsie gelitten hat" (Schaefer [1116], S. 13). Arteriosklerotische Frühepilepsie. (Kanngießer [904]). Erster Anfall von Fallsucht 45 v. Chr. Alkoholepilepsie (Knauer [1487]. S. 27).

Jedenfalls Pspth und sekundär Alkoholiker. Keinesfalls echte, ursprüngliche, genuine Epilepsie. Affektepilepsie unwahrscheinlich. Vielleicht arteriosklerotische Frühepilepsie oder Alkoholepilipsie. Möglich aber auch hysteriforme Anfälle, Darstellung von Krankheit, oder Flucht in Krankheit.

CARDANO

Schwerer Pspth. mit hysterischen und zwangsneurotischen Zügen. Auch körperliche Stigmata (Henkelohren). Sehr abergläubisch (n. Rivari [917]). Gesteigertes Selbstgefühl, Verfolgungsideen [paranoid], Halluzinationen. Deutete seine vielen Träume. Vater Pspth., Söhne auch (einer ein Mörder) (n. Lombroso [918]).

CHOPIN

„Nervosité excessive." Überempfindlichkeit höchsten Grades. Ständig zunehmende Qual. † mit 39 Jahren an Lungenphthise (n. Cabanès [932]).

COLERIDGE

Vater pathologischer Sonderling. Coleridge Pspth. Später manisch-depressiv. Wenn manisch: schöpferisch, wenn depressiv: Opiophage. Absonderlichkeiten durch Psychose, nicht durch Opium (n. Dupouy [933]).

COLUMBUS

Columbus wird in der Literatur allgemein als „Genie" gefeiert. Wer dies nicht glauben mag, lese einmal Fastenraths [727] Werk über die Zentenarfeier nach; hier erscheint Columbus geradezu als der „Genius" der spanischen Nation. Es erhob sich ein allgemeiner Unwille, als einige Forscher der historischen Wahrheit die Ehre geben wollten. F. selbst sagt S. 341 „erhabene Personifikation des Genies". — Ebenso meint Roscher: „Fast jeder geniale Erfinder, von Columbus an bis auf Stephenson" (z. n. Radestock [151] Anm. 101) . . . „einer der Größten der Menschheit" nennt ihn H. Vignaud in seiner Biographie. Und Regnard [206] (S. 359) zählt Columbus unter der Überschrift „Hommes de génie dans le domaine de la philosophie et de la science" in einem Atem auf mit Kepler, Galilei, Harvey, Watt, Lavoisier u. a. Noch weiter geht Zürcher [1093] (S. 53): „Sind . . . Phantasie und kritische Vernunft gleich harmonisch angelegt und entwickelt, so sind das Naturen von genialer Größe (Goethe, Schiller, Columbus, Newton, Dante, Shakespeare etc)." Auch Reibmayr [73], der doch das Genie biologisch untersucht, nennt Columbus, auch wenn er eine andere Entdeckung gemacht hätte, als er theoretisch vorausgeahnt, an drei Stellen „Genie" (I. 439; II, 11, 374) und bespricht sogar ernsthaft das Aussterben der Nachkommen in den männlichen Linien. — „Seinen Gebeinen ist es übrigens wie denen eines Heiligen gegangen: sie ruhen sowohl in der Kathedrale von La Havana, als auch in der von Santo Domingo." „Derzeit . . . in Spanien beigesetzt", berichtet Hertslet [733] (8. Aufl., S. 425—426).

Und dennoch war Columbus gewiß „kein großer Geist", wie der Historiker Helmolt [731] (I, S. 352) und andere bewiesen haben; vielmehr war der florentinische Gelehrte Toscanelli der geistige Urheber der Entdeckung Amerikas. Nach Helmolt war Columbus ein Abenteurer, anscheinend sittlich minderwertig, ein Prahlhans, Lügner und Aufschneider, voll von Aberglauben, ein ungebildeter Wollweber, der sein Handwerk verleugnete, dazu ein schlechter Seemann, aber mit Energie; er war hochmütig, anspruchsvoll, anmaßend, von aufgeblasenem Selbstgefühl: er glaubte auf der dritten Reise in die Nähe des Paradieses gelangt zu sein und wähnte seine Mission als von Gott auserwählter Heilsbringer „sichtlich bestätigt". Er erging sich in „abenteuerlichsten Spekulationen" (n. Helmolt [731]). Ganz ähnlich lautet das Urteil aller ernsteren historischen Forscher. Sogar Meyers großes Konversationslexikon (6. Aufl. Bd. 11. 1905) stellt fest: „Vor der welthistorischen Größe des K. stehen wir mit geteilten Gefühlen." Er hatte Kühnheit und felsenfeste Überzeugung, aber auch blinden Autoritätsglauben, An-

maßung (führte sich als Abgesandten Gottes ein), Doppelzüngigkeit und Grausamkeit; Columbus glaubte, nur eine neue Handelsstraße zu alten Ländern gefunden zu haben. — Auch Brockhaus' Konversationslexikon (14. Aufl. Bd. 4. 1901) hebt seine „hohe Meinung von seiner unmittelbaren göttlichen Berufung" und seinen starren Autoritätsglauben hervor. — Im Folgenden noch einige Auszüge aus dem trefflichen Werk des deutschen Biographen Ruge [755]. Körperlich: groß, kräftig, längliches Gesicht, Adlernase, graue lebhafte Augen, rötliches Haar. Im Benehmen: Milde, Ernst, Würde, Mäßigkeit, Frömmigkeit. Wissenschaftlich war er ganz von den Autoritäten abhängig [„neuschöpferisch"], er glaubte bis zuletzt an die falsche Karte Toscanellis. Die Ansichten von Pierre d'Ailly über Erdgröße, Lage des Paradieses, Weltuntergang usw. waren ihm „Glaubensartikel". Lebhafte Phantasie und mystische Anschauungen, dadurch Fanatiker für seine Ideen und Pläne. „Columbus lebte in lauter geistlichen Ideen und hatte keine Ahnung von einem ungeheuren Kontinent, der gleichsam in der Halbscheid des westlichen Meeres liege. Indem er auf den Antillen landete, glaubte er, er werde dort Gold und Silber finden, um die Mohammedaner zu bekämpfen und das gelobte Land zu erobern. Niemals hat ein großartiger Irrtum eine großartigere Entdeckung hervorgebracht" (Ranke, Weltgeschichte). Noch schärfer spricht Bancroft (alles z. n. Ruge [755] 2. A. S. 196): „Der größte Mangel in den Fähigkeiten des Columbus, die übertriebene Leichtgläubigkeit, war die Hauptursache seines Erfolges. Er erhob den Anspruch auf eine göttliche Berufung zu dieser Mission; er versicherte, daß seine Reise ein Wunder sei und er selbst dazu durch die allerheiligste Dreieinigkeit inspiriert sei; er schwor, das heilige Grab zu befreien, was er niemals tat; er verkündigte Visionen, die er niemals sah, wie z. B. das St. Elmsfeuer am Topmast mit sieben angezündeten Kerzen, und erzählte von Stimmen, die er niemals hörte. Er schilderte sich selbst als Christträger [Christophorus] zu umnachteten Heidenvölkern, während er in Wahrheit Legionen Teufel unter sie ausstreute." Columbus unterzeichnete seine Briefe stets:

S. A. S.
X. M. Y
X. po ferens.

D. h. Christus, Maria, Joseph, und brachte sich, auf Christophorus, den Christusbringer deutend, mit der heiligen Familie in Verbindung. Columbus „verlor sich in einem Labyrinth von Mysticismus"; es hätten biblische Prophezeiungen in Erfüllung gehen müssen, sein seemännisches Können hätte ihm nichts genützt. Kam „zu einer Verachtung aller wissenschaftlichen Leistungen", leugnete schließlich die Kugelgestalt der Erde, „nur um seinen Wahn vom irdischen Paradies festhalten zu können". Dies zähe „Festhalten an seinen verfehlten Theorien" war seine Stärke, seine „unüberwindliche Kraft". „Seine Leistungen in der praktischen Nautik waren nur mäßig, seine Breitenbestimmungen waren falsch, seine Orientierungen unsicher." „...hält den Vergleich mit den großen, in ihrem Fache ausgezeichneten Entdeckern zur See nicht aus." „Nur der zufällige Erfolg hat ihn groß gemacht." Der „Erfolg" . . . „so groß" . . ., „daß man über der Tat gern den Plan und die Befähigung vergißt". „Verdienst" wird „ungeschmälert bleiben, was man sonst auch mit Fug und Recht gegen seine Person, gegen seinen Charakter, gegen seine nautische Bedeutung einwenden mag". „ . . . Columbus, von dem sich die gebildete Welt gemeiniglich ein ganz falsches Bild macht" (alles n. Ruge [755]). Noch ein paar Einzelheiten zur Abrundung. Columbus erzählte, obwohl seine Vorfahren sämtlich arme Weber waren, aus vornehmer Familie zu stammen, darunter mehrere Admirale. — Columbus stellte an den König, für den Fall der Entdeckung des Weges nach Asien, ungeheure Forderungen. — Floh heimlich, in Flucht vor Behörden und Gerichten [Kriminell? Diebstahl?], aus Portugal, ließ Frau und Kinder im Stich und sah sie nie wieder. — Die Leitung der kleinen Flotte war „nicht mehr als die Durchschnittsleistung italienischer Kapitäne". Hatte sehr günstiges Wetter! Der Matrose, der zuerst das Land sah, bekam die Prämie der

Königin nicht, weil Columbus sie zu Unrecht für sich beanspruchte aus „Habgier"; „häßlicher Charakterzug", nahm dem armen Matrosen die rund 250 Mark weg. — Glaubte an Japan vorbeigefahren und in Ostasien zu sein. — Wollte den finanziellen Mißerfolg der zweiten Reise durch Menschenraub und Sklavenhandel ausgleichen [„neuschöpferisches" Genie] (Ruge [755]).

Nach allem war also Columbus in modernem Sinne alles andere als genial; er war sogar ethisch und vielfach auch intellektuell unter dem Durchschnitt, er steckte „mehr als andere seiner Zeitgenossen tief in den Anschauungen des Mittelalters oder einer schon zu seiner Zeit untergegangenen Weltauffassung" (Ruge). Columbus ist ein klassisches Beispiel dafür, daß man Genie nicht als spezifische Begabung aufzufassen hat. „Genie" heißt lediglich Wertbringer. Und Columbus brachte einen hohen Wert, die neue Welt als ein mr-fc. Aber nicht bei Lebzeiten. Jubel, als er vermutlich den Weg nach Indien entdeckt. In Ketten, als er kein Gold brachte (sonst wäre dies nie geschehen). Schließlich in den letzten Lebensjahren fast vergessen, vom König kühl behandelt, sein Tod überhaupt nicht beachtet. Später, als man sah, wie sich sein Beginn auswirkte (Gold in Peru usw.), wurde sein Sohn zum Herzog ernannt. Der große Wert tauchte allmählich auf und machte ihn zum Heros, zum Heiligen, zum Genie. Das „Werk" (nicht von ihm) schuf den „Schöpfer". Und das Werk entstand aus Unfähigkeit, Rückständigkeit, Beschränktheit, aus Habsucht und Größenidee.

Es erhebt sich nun noch sehr ernsthaft das Problem, ob Columbus nicht an einer Pychose gelitten hat, im Sinne etwa einer Paranoia. Lombroso [934, 935] hat es behauptet und nicht unwahrscheinlich gemacht. „Sein einziges Verdienst, seine Überzeugung und seine zähe Ausdauer, verdankte er dagegen seinem paranoischen Größenwahn." „Paranoiker mit religiösem und Größen-Wahn und Sinnestäuschungen" (Lombroso [335]); „religiöse, halluzinatorische Paranoia mit Größenideen" (Lombroso [334]). Beide Pathographien von Lombroso sind sehr lesenswert, da er sich auf gute Biographien (Ruge, vor allem De Lollis) stützt.

Verdächtig auf stark Psychopathologisches ist die Gestalt des Columbus auf alle Fälle. Wenn wir uns trotzdem nicht unbedingt Lombroso anschließen, so liegt es daran, daß Columbus eine ethisch so unterwertige Persönlichkeit war: man kann ihm nie trauen, ob er etwas so meint, wie er schreibt oder ausspricht. Paranoia ist durchaus möglich. Aber möglich auch: archaische Geisteswelt bei maßlos gesteigertem, psychopathischem Selbstgefühl und Pseudologia (daneben vielleicht auch Schauspielerei und Täuschungen). Eine große Pathographie wäre sehr lohnend, aber wohl nur für Italiener oder Spanier ausführbar.

COMTE

Man.-dep. 1827 Selbstmordversuch. Psychose beeinträchtigte sein Genie (Dumas [938]). Pspth. mit „accidents cerebraux"; nicht „fou", sondern Mystiker mit Halluzination und Ekstasen (Dumas [940] z. n. Grasset [254], der doch eine echte Psychose annimmt). Manie avec mégalomanie (Esquirol). Pspth. mit psychotischen Anfällen. Am wahrscheinlichsten wohl eine Schizophrenie in Schüben, ohne starken Zerfall.

CONDORCET

„Volonté incertaine" (Herrero [943]). Nicht verhungert. Am wahrscheinlichsten Tod durch Embolie; möglich aber auch durch Gift (n. Cabanes [942]).

COURBET

Schwerer Pspth. Ungebildet, halb schwachsinnig, ohne Kompositionstalent. Malte nur „ab". Dadurch Begründer der Schule des Realismus. [Ein Mangel wird Wert.] Ungeheure Eitelkeit und Eigenliebe (n. Hirsch [195], S. 151).

CROMWELL

Heftige Anfälle trauriger Verstimmung (n. Radestock [151], Anm. 34).

DANTE

Offenbar schizoider Pspth. Stets depressiv. Sehr reizbar, zornmütig, rachsüchtig. Sehr erotisch. Austoben der (sadistischen?) Rachsucht an Gegnern bei Schilderung ihrer Qualen in der Hölle. Enorm empfindlich. Hochmut, Größenbewußtsein, Egozentrizität. Dabei moralisch der unfehlbare Richter der sündigen Menschheit. Charakter antithetisch. Ausschweifend. Aus Erotik zu Beatrice krank: ekstatische Visionen, Delirien (Obsession) (n. Lombroso [181], [186], S. 13).

DARWIN

„Neurasthenia." Angeboren desequilibriert, depressiv (n. Del Greco [954]).

DAVY

Schlechter Schüler. Pspth. Eitel. Unstet. Sehr schnelles Arbeiten, viel Phantasie. Visuell. Rasche Erschöpfung (n. Ostwald [636]).

DEHMEL

Pspth. In der Jugend Epilepsie [?] (Hennig [606], S. 148).

DIDEROT

Vergaß alles: Zeit, Stunde, Menschen, Bekannte. Hielt ihnen lange Monologe. [Immer zerstreut, abwesend, autistisch] (n. Grasset [254], S. 164). „Wenn je die Natur ein empfindsames Gemüt schuf, so ist es das meinige." Höchst reizbar. Sehr intensive, schnell wechselnde Gefühle. Schwerer Pspth. Schwester † psychotisch.

DIOGENES

„Exzentrisch", desequilibriert (Sanchez-Herrero [957]).

DONIZETTI

Wurde depressiv, mißtrauisch. Anstalt. Antwortete nicht, erkannte niemand. Eine Hand gelähmt. Vertierte (n. Cabanès [959]). Paralyse?

DOSTOJEWSKY

Epilepsie mit Anfällen. Frömmelei, Undankbarkeit, Verleumdungssucht. Ausgeprägte sexuell-perverse Neigungen. Nach Sonja Kowalewsky hätte Dostojewsky den ersten Anfall nach Sibirien bekommen, bei Gelegenheit eines Gespräches über Gott und als gerade die Osterglocken zu läuten begannen [autosuggestiv? Psychogen?] (Heß [960]). Eine Tante unentschlossen, suggestibel, abergläubisch, von sehr schwachem Gedächtnis. Ein Bruder Michel hatte „crises". Dostojewsky als Kind pavor nocturnus, später häufig Halluzinationen. Nach E. M. de Vogué, Dostoïewsky (Revue des Deux Mondes, 15. 1. 1885) wälzte er sich auf der Straße mit Schaum vor dem Mund. [Kann auch hysterisch sein, da Dostojewsky sich selbst einmal mit dem „Epileptiker" Mohammed vergleicht.] (Loygue [961].) Dostojewsky schritt nicht bis zur démence vor, aber fortschreitende Schwächung seiner Kritikfähigkeit unleugbar (Lourié bei Grasset [254], S. 143). Epilepsie. Typische Aura, typische postepileptische Dämmerzustände. Sehr mäßig in Alkohol, sehr starker Raucher, Kaffee- und Teetrinker. Anfälle hörten mit Sibirien auf (Segaloff [962]). Epilepsie? „Doch ist das nicht völlig sichergestellt" (Schilder [511], S. 283). Epilepsie strittig. „Tragisches Ereignis in der Familie, aus früher Kindheit. Sonderling, scheu, zurückgezogen, stark paranoid. Leichte Anfälle als Jüngling, in der Verbannung kein Anfall. „Hysterisches Leiden mit pseudoepileptischen Anfällen." Jeden zehnten Tag ein Anfall. „Exzentrisch nach jeder Richtung" (Spiel, Ausschweifungen, Aufsuchen mystischer Schrecken. Grenzenlose Eigenliebe und Eitelkeit. Wühlt im Pathologischen und seiner Darstellung (Rank [649]). Die Akten sind also nicht geschlossen. Fest steht nur schwerste Psychopathie. Nach den „Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskys" (Hg. Fülöp; Piper, München, 1925) gewinnt man den Eindruck, daß es sich doch wohl um genuine Epilepsie

gehandelt habe, zum mindesten als Grundlage. Wahrscheinlich „hysterische" Überlagerung; auch an Affektepilepsie wäre zu denken. Meist wöchentlich, in günstigen Zeiten monatlich ein Anfall; später seltener und schwächer. Anfälle gewöhnlich nachts im Schlaf. Bei Tage Aura mit lautem Schrei; nach dem Anfall schwere Depression. Bei Aufregung Disposition zu Anfällen erhöht. Außer den Anfällen: unvermittelte, ausgeprägte Stimmungswechsel, hochgradige Reizbarkeit und Zornmütigkeit, pathologische Eifersucht, in späteren Jahren starke Vergeßlichkeit (besonders für Namen und Gesichter). Ein Söhnchen starb plötzlich an epileptischen Krämpfen. (Vgl. S. 73, 82, 98—102, 181, 280, 325, 340, 393, 409, 431, 452, 458; Eifersucht: S. 128, 164, 282, 364, 426.) Ferner: „Tagebuch der Gattin Dostojewskys" (Piper, München, 1925) S. 6, 219, 220, 238, 259.

DUMAS

Zwei Syndrome geheilt. [Schizoider Pspth. mit psychogener Reaktion? Schizophrener Schub?] (n. Grasset [254]).

DUQUESNOY

Homosexuell. Deswegen angeklagt und hingerichtet (n. Eekhoud [965]. Auch Moll [273], S. 59). Berühmt durch das Psychopathische.

EURIPIDES

... „von Euripides" ... „ist uns ausdrücklich bezeugt, daß er in Einsamkeit und Verbitterung gelebt hat" (Müller-Freienfels [633], 1. Aufl., S. 111).

FARADAY

Von Kind auf nervös. Pspth. Mit etwa 55 Jahren Gedächtnisschwäche, durch frühzeitige Arteriosklerose (Jentsch [967]). Misogyn [?] (Jentsch [968]).

FECHNER

Abdruck einer Selbstschilderung (Möbius [969]). 1841 f. „anscheinend" . . „eine rein psychogene Störung bei erhöhter nervöser Irritabilität" (Birnbaum [293], S. 97, 266, 315). Ganz verfehlt Hermann [970]. — Neurose bei einem Pspth.

Anselm FEUERBACH

Maler (1829—1880). Schizoider Pspth., depressiv, überempfindlich, stolz, schweigsam. Vater (Archäologe) kleinmütig, verbittert, Dünkel, autistisch-depressiv, als Student Gemütsleiden. Dessen Bruder Karl Wilhelm Schizophrenie, zwei Selbstmordversuche. Anderer Bruder Ludwig (Philosoph) Einsiedler, humorlos, schweigsam, nüchtern, schizoid. Großvater väterlich schizoid. Pspth., reizbar, starr, depressiv, unstet, Stimmungsschwankungen. Optisches Talent muß von Großmutter väterlich stammen, geht auf Vater, Enkel und Enkelin über (Feuerbachs Schwester Malerin und Dichterin). Dazu bei Feuerbach Intelligenztalent. Talent + depressive Schizoidie ergibt den Maler des Kühl-Elegischen (W. Lange, unter Benützung von H. Eulenberg. Die Familie Feuerbach; Engelhorn, Stuttgart, 1924). — Sehr hübsch die Arbeit von Strohmayer [971].

FLAUBERT

Kein Tod im epilept. Anfall (Michaut [973]). Doch! (Gelineau [973].) Epilepsie (Binet-Sanglé [972]). Hysterie (Regnault [975]). Hysteroneurasthenie und Magenblutung (Dumesnil [977]). Ließ sich zum Schriftstellern in einen „état second en s'extériorisant" fallen [Autohypnose] (Fortin [976]). Epileptiker oder Hysteroepileptiker. Auf jeden Fall Psychoneurose (Grasset [978]). Stark ausgeprägter Inzestkomplex. Inzestliebe zur Mutter. Liebte nur gebundene Frauen mit Kindern. Neurose (Reik [979—982]). Hysterie, keine Epilepsie (Birnbaum [293], S. 274). Neurose mit Anfällen. Extrem sexuelle Anlage. Epilepsie bei hoher Leistung stets das Unwahrscheinliche, obwohl die Möglichkeit bei Flaubert nicht auszuschließen. Am allerwahrscheinlichsten Affektepilepsie (vgl. Napoleon).

FOURIER

Schizophrenie. Im Werk „nouveau monde“ die seltsamsten schizophrenen Beziehungs- und Symbolbildungen von abstrus-phantastischer Prägung. Daneben produktive Ideengänge. (Vgl. auch Birnbaum [293] S. 59.)

FRIEDRICH D. GR.

Im ganzen recht schwächlich, fast zeitlebens kränklich. Verdauungsstörungen, Hämorrhoiden, Gicht, Asthma, Wassersucht (Mamlock [985]). Mit 34 Jahren erster Gichtanfall. „Märtyrer“ der Gicht (Ebstein [986]). Starke schriftstellerische Begabung durch Häufung von Keimelementen aus der Familie Braunschweig-Lüneburg (drei Begabte). Talent zum sprachlichen Ausdruck, Reichtum an Vorstellungen und Ausdrücken. Pathologisch: mißtrauischer (paranoider) Zug, der teilweise als vorsichtige Lebensführung erscheint; Großvater Georg I. und dessen Vorfahr Wilhelm der Jüngere psychotisch. Vielleicht wichtig: Eleonore d'Olbreuse (Sommer [987]). Friedrich d. Gr. war nicht verstümmelt, wie die Sage ging. Geschlechtsleben normal. Allerdings ästhetische Freude an schönen Jünglingen. Zuletzt sexuell kühl und abgelenkt (Vorberg [988]). Trotzdem anscheinend doch psychisch homoerotisch. Äußerst beweglicher, impulsiver Pspth. Blut der Mutter (Enkelin einer bürgerlichen Französin) als Ferment zur Hochzucht des väterlichen Blutes hinzuaddiert.

GARSCHIN

Als Gymnasiast leichte Psychose, die heilte. [Depression? Schizophrener Schub?] Sehr empfindlich, reizbar, ängstlich. Tod durch Selbstmord in Psychose? Oder Unglücksfall? (n. Lourié [989]). Schwere Neurose. Periodische Depressionen. Tod durch Selbstmord (n. Birstein [990]).

GOES

„Mélancolie“ (Dupré [991]).

GOETHE

Nervöse Reizbarkeit, große Leidenschaftlichkeit, Zornmütigkeit, Hypochondrie. Fortwährender Wechsel der Stimmung. Außerdem aber endogene größere Perioden von Depression oder Erregung (mit vermehrter Produktion). Produktion oft in fieberhafter Erregung, zwangsmäßig. In der Jugend Selbstmordgedanken. Goethe bezeichnete selbst seine Wertherstimmung später als „pathologisch“. Schwester eine durchaus pathologische Natur: „manisch-depressives Irresein“. Bei Goethes Nachkommenschaft „das Pathologische in furchtbarer Höhe“. Sohn schwer psychopathisch, Trinker. Goethe selbst trank in der Jugend ziemlich viel, konnte vom Wein nicht loskommen; später ein bis zwei Flaschen Wein täglich (Möbius [991]). Nicht pathologisch. Das Unbewußte nichts Krankhaftes (Hirth [996]). Submaniakalische Zustände (Sadger [998], [999]). Übermaß von Erregbarkeit, oft Fehlen jeder psychischen Hemmung, große Zornmütigkeit, Tränenseligkeit ohne Grund, einmal eine Halluzination, rascher Stimmungswechsel, oft verstimmt, reizbar, launenhaft, höchste Empfindlichkeit gegen starke Sinneseindrücke. Schwindelgefühl auf Höhen. Depression oft bis zu Selbstmordstimmung. Das zwangsmäßige Schaffen Goethes in normaler Breite. Allerdings „Berührungspunkte“ zwischen Dichter und Psychopathen (Jacobi [1018]). „Offenkundig libidinöse Fixierung an die Schwester.“ Das ganze Liebesleben Goethes (an Rätseln reich) nur verständlich „aus seiner niemals glatt überwundenen infantilen Fixierung an die Schwester, resp. Mutter“ (S. 505). Vorliebe für gebundene Frauen. Mutter und Schwester in Frau v. Stein für ihn vereinigt. Schwesternliebe vielfach in Werken (Rank [1013]). Eifersucht auf einen jüngeren Bruder, als Kind (Freud [1016]). [Hermann [1019] verfehlt.] Goethe morphologisch ähnlich der Großmutter mütterlich, Frau Textor geb. Lindheimer; psychisch verwandt dem Urgroßvater Lindheimer (Sommer [1004], [1006], [1007]). Großmutter mütterlich genoß

keinen untadeligen Ruf; ihr Bruder zeigte Maßlosigkeiten, die an die Exzentrizitäten Goethes in der Jugend und im Liebesleben gemahnen (Baerwald [1006], Z ang Ps, 3. S. 305). Ab 1808 wahrscheinlich echte Gicht. Mit 56 bis 57 Jahren Nierenkoliken, wahrscheinlich Nierensteine (Ebstein [1002]). Goethes Krankheit mit Blutsturz: Syphilis (Freund [992]). Keine Syphilis, sondern Lungentuberkulose (Kirstein [994], Hansen [995], Fränkel [1009], Gerber [1010], Hansen [1011], [1017]). Goethe kann doch luetisch gewesen sein. Non liquet [?] (Schelenz [1017]). Ausgesprochener Psychopath, gemischt aus schizoid und zykloid; vorwiegend affektiv extrem und sehr labil. Große nervöse Reizbarkeit und Empfindlichkeit. „Schizopath", wie Bleuler es ausdrückt. Daneben längere Perioden endogener Verstimmung, die in der Richtung auf eine ganz leichte Cyklophrenie liegen. Leichterer Alkoholismus aus bionegativem Unbehagen. Ehrfurchtgebietend die erfolgreichen Versuche zur Kompensation: stellte die Gesundheit und das Gleichgewicht dar.

VAN GOGH

Beginn einer Psychose um Ende 1887, bestimmt Frühjahr 1888. Weihn. 1888 akute Psychose. Dann Wechsel zwischen Anfällen und ruhigeren Zeiten. 1889—90 Anstalt. Mitte 1890 Selbstmord. Seit 1888 Stilwandlung in Werken. Diagnose? Keine Epilepsie, denn Fehlen der Anfälle und der spezifischen Verblödung. Paralyse? extrem unwahrscheinlich. Schizophrenie „ganz überwiegend wahrscheinlich" mit „Minimum von Unsicherheit" (Jaspers [1022]). Epilepsie (Birnbaum [1020], [1021]). „Psychose mit schizophrenen Zügen, ohne daß es möglich wäre, die Epilepsie mit Sicherheit auszuschließen" (Schilder [511] S. 283). Keine Paralyse, sondern Schizophrenie. Keine echte Epilepsie, Anfälle bei Schizophrenie (Vorberg [1023]). Schizothyme Anlage. In der Kindheit besonderes Talent zum Zeichnen nicht bemerkt. Beginn der Schizophrenie nicht erst 1887, sondern viel früher. Immer mehr Introversion und Regression zu infantilen Komplexen. Mit steigender Schizophrenie expressionistisch und Regression zum Ornamentalen (wie Prinzhorns Franz Pohl) (Holstijn [1024]). Kein psychotischer Bruch, sondern „Entwicklung" des Stils (Riese [1025]). Erster Eindruck zwar: Dementia praecox mit schleichender Entwicklung und lang dauernden Remissionen. Aber: Malereien haben nichts typisch Schizophrenes. Kein Stilwandel. 1872 und 1890 dieselbe Persönlichkeit. Blieb kritisch der Krankheit gegenüber [was auch Jaspers als auffallend betont]. Keine bloße Komplikation einer Dem. pr. mit epileptischen Anfällen; Kombination möglich von Epilepsie und Dem. pr. oder von Ep. und Paralyse; aber Paralyse oder Lues cerebri unwahrscheinlich. Epilepsie mit psychotischen Zuständen (Evensen [1025a]). Anfallsweise psychotische Erkrankung, die ziemlich plötzlich ausbrach. Dauer der Anfälle: Stunden bis Wochen. Enorme triebhafte Erregung, große motorische Unruhe, Trieb zur Selbstbeschädigung; Verwirrtheit, namenlose Angst; manchmal gänzlicher Bewußtseinsverlust, Halluzinationen, wahnhafte Erlebnisse, religiös-ekstatische Offenbarungen. Höchst unvollkommene Erinnerung an Anfall. Keine echte Wesensveränderung des Menschen und Künstlers; Distanz zur Krankheit. Diagnose der behandelnden Ärzte: Epilepsie. Keine echte Epilepsie, da keine Krampfanfälle und obwohl Schwester der Mutter und mehrere andere Mitglieder der Familie epileptisch. Vielmehr ein der Epilepsie nahestehendes Bild: „episodische Dämmerzustände" (im Sinne von Kleist ZNPt, R, 33. S. 83 und 42. S. 614. Episod. Dämmerzust. Leipzig, 1926). Keine Schizophrenie. Kein Stilwandel. Das Ornamentale bei Gogh nicht neu, sondern freigelegt; nichts spezifisch Pathologisches, nichts spezifisch Schizophrenes. Der ornamentale Stil nicht „mit ganzer Sicherheit" unbedingt unter Einfluß einer Psychose. Gogh ringt überhaupt um das Einfache; seine Entwicklung reift in sich. Bilder in Erregung, aber nicht in pathologischer Erregung gemalt. Stil reift vielleicht stürmischer, aber ohne Bruch. „Riesiger Darstellungstrieb", dem die Fähigkeit nicht entsprach. Trieb greift in Erregung zu unkünstlerischen Darstellungsmitteln. Werk nicht durch die Krankheit, sondern in ihr (Riese [1025b]).

Diagnose nach dem heutigen Stande der Psychiatrie anscheinend unmöglich. Kombination von Schizoid und Epileptoid in der Anlage nicht auszuschließen; auch in der Psychose nicht. Es gibt nach Bleuler [522] (S. 145) „Mischfälle der beiden Krankheiten" (Morawitz, Diss. Zürich, 1900); „Manche unserer Kranken sind deshalb mit der Diagnose Epilepsie in die Anstalt geschickt worden, sogar aus Kliniken." — Sehr zu denken doch auch an eine luetische Herausholung der schizoid-epileptoiden Anlage bis zur Psychose; Goghs Bruder † ein halbes Jahr später an Paralyse (wie Maupassants Bruder). Eine fieberhaft gesteigerte Produktion vor Ausbruch einer luetischen Hirnerkrankung auch bei Nietzsche, Maupassant, Schumann. — Schönes Beispiel, wie ein mäßiges Formtalent durch die Psychose und ihre Rätsel berühmt wird und dann Genie.

GOGOL

Instabil, disharmonisch. Vater Nichtstuer. Gogol träge, unbegabt, willensschwach, kränklich. Spaßmacher; boshafte Streiche. Mimische Nachahmungsfähigkeit. Zeichnete Karikaturen, schauspielerte. Öfterer Berufswechsel. Als Universitätsprofessor unfähig, lässig, lächerlich. Onanie. Endet als Mystiker (Kaus [1027]). Schizoid. Dann Schizophrenie. Produktion durch Psychose zerstört (Gesemann [1028], der Kaus mit Recht ablehnt).

GONCOURT

Beide Goncourt nervös, überempfindlich. Pflegten ihre Nervosität. — Jules † Psychose [Paralyse] (Chm [1030]).

GRABBE

„Psychopathische Minderwertigkeit" (Piper [1032]). Luetische Infektion als Student in Leipzig zwischen Ostern 1820 und Ostern 1822 (authentisch); vielleicht in Berlin eine ärztliche Kur. Gastrische Magenkrisen, lanzinierende Schmerzen, ataktischer Gang, wahrscheinlich Impotenz. Keine Polyneuritis. Angeboren psychopathisch, haltlos; infolgedessen chronischer Alkoholismus. Fast sicher Tabes (Ebstein [1033], [1034]). „Eifersuchtsideen von wahnhafter Färbung". Eher Polyneuritis als Tabes (Birnbaum [293] S. 181).

GRILLPARZER

Erblich belasteter Pspth. von depressiv-hypochondrischer Grundstimmung (Hinrichsen [1036]). Mutter „Mania menstrualis periodica" [Man.-depr.], † Selbstmord. Bruder Grillparzers Karl: psychotische Anfälle, Selbstbezichtigungen [Man.-depr. und Neurose]; dessen Sohn † Selbstmord. Anderer Bruder Grillparzers † Selbstmord. Grillparzer vorzeitige, starke Sexualentwicklung; Entladung des Inzestkomplexes (Liebe zur Schwester) in der Phantasie (Rank [1038]). Wesentlich die konstitutionelle schwere Psychopathie; daraus erst Neurose.

GUERRAZZI

Paranoiker. Im Gefängnis (Mondolfo [1040]).

GUTZKOW

Mit 53 Jahren „chronische Paranoia persecutoria". Verfolgungswahn (die Verschwörer wechseln in drei Anfällen der Psychose). Hypochondrische Ideen. Lebensüberdruß. Remissionen. 1865 Selbstmordversuch, Anstalt. Tod durch Erstickung bei Zimmerbrand. Die ruhmbegründenden Werke vor der Psychose. Diese hat auf die späteren Dichtwerke nur mittelbaren und geringen Einfluß, dagegen starken auf die kritischen und Verteidigungsschriften (Vleuten [1041]).

HAUFF

Pspth. oder scheinbar gesund? Mutter Nachtwandlerin. Onkel mütterlich psychotisch. Großmutter mütterlich geistreich-poetisch und Melancholie, deren Schwester psychotisch; Sohn einer anderen Schwester: Justinus Kerner.

HÄUSSER

Prophet. Der neue Christus. Viele Anhänger [Gemeindebildung!]. Pathologischer Schwindler mit hypomanischem Temperament (n. Reiß [1042]. Psychologisch sehr interessant und wichtig zur Sektenbildung).

HEBBEL

Hebbel wußte viel von neurotischen Zuständen und ihren Zusammenhängen mit der Sexualität. Sadismus (Sadger [1044]). Hebbel verstand viel vom Unbewußten und dessen Beziehungen zur Dichtkunst und zum Liebesleben, auch viel vom Traumleben. Hebbels Träume sehr wichtig. Bestätigt Freud (Sadger [1045]). „Entartet": angeborene Verstimmung (hypochondrisch); Unlust, sein Ich dauernd mit Etwas zu verknüpfen; Selbstflucht, unstete Reiselust; maßlose Affektivität: Heftigkeit, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Unbeständigkeit der Gefühle. Starker Sadismus ein Hauptzug Hebbels. Als Kind nervöse Angstzustände. Stark sexuell und erotisch. Zweifel- und Grübelsucht („infantile Zwangsneurose"). Sehr grausam. „Vorliebe für das Gräßliche." Pathologisch gesteigertes Selbstbewußtsein. Psychisch homosexuell. Tiefes Interesse für interessante Verbrecher (las Pitaval; war selbst „ein arger Phantasieverbrecher". Gereiztheit. Paranoide Züge. Von Jugend auf Selbstmordgedanken. Große Tierliebe (Überkompensation für starken, verdrängten Sadismus usw.) [Sehr häufig bei Verbrechernaturen.] Auch masochistische Züge. In Dramen: sexuelle Rabulistik; Hervorkehren „sexueller Kniffigkeiten"; Grübelsucht; Grausamkeit und Sadismus; Interesse für Verbrechen. — Was H. durchsetzte und zugleich unpopulär machte, war der übermächtige Sadismus und die Tatkraft daraus (Sadger [1047]. Vgl. Original. Eine der allerbesten p. a. Patho- oder Psychographien. Erschöpft das Problem Hebbel in allem Wesentlichen. Beweis, daß die philologische Biographie allein nicht zum Kern vordringen kann).

HEINE

1837 Augenerkrankung. Mydriasis und Akkommodationslähmung rechts, Ophthalmoplegia interna. Seit 1846 ein Prozeß, der vorn am Hirn begann, nach rückwärts schritt, allmählich Lähmung sämtlicher Hirnnerven, dann Erkrankung des Rückenmarks mit progressivem Muskelschwund (Mauthner [1048]). Störungen des Persönlichkeitsbewußtseins (Birnbaum [293] S. 67). Vater starb mit 64 Jahren anscheinend an Erkrankung des Zentralnervensystems („Nervenschlag"), aber „nicht... im Wahnsinn". Heine von früh auf äußerst nervös, reizbar, weich, stark erotisch, schwermütig. „Hang zum Unheimlichen und Grausigen." Träumerisch, starke Phantasie. Neigung zum Übersinnlichen und Visionären. Identifikation mit Großoheim. Frühreif, sehr begabt. Äußerst empfindlich gegen Sinneseindrücke, namentlich Geräusche. Als Student sehr nervös, viel Kopfschmerzen, sehr labile Stimmung, dauernd in ärztlicher Behandlung. Nervosität nahm zu; jahrelange Kopfschmerzen. Beginn der Erkrankung des Zentralnervensystems nicht 1837 (wie Mauthner will), sondern Sommer 1832: Lahmheit, Schwäche, Abmagerung der Hände, besonders der linken. Von früh auf hochgradig kurzsichtig. 1837 Augenerkrankung: selbständige Erkrankung des inneren Auges, Netzhaut oder Glaskörper, keine luetische Augenerkrankung. Vielfach Katarrh, Grippe, Magendarmstörungen, Gelbsucht. 1832—1848 sehr langsam fortschreitende Lähmung aller Muskeln des Körpers, langsame Entkräftung und Abnahme an Gewicht. 1848 beide Beine völlig gelähmt. 1846 Beginn bulbärer Symptome (akute Bulbärparalyse). Diagnose? Klein-Hattingen: Tabes. Mauthner: siehe oben. Rahmer: spinale progressive Muskelatrophie, zuletzt Bulbärparalyse (angeborene Disposition). Populäre Meinung: Rückenmarksleiden nach sexuellen Ausschweifungen. — Lebensweise: nie geraucht, im Alkohol sehr mäßig (bekam Kopfschmerzen); liebte aber, gut zu essen (häufige Darmstörungen), sexuell sehr lockeres, oft ausschweifendes Leben. Durch Kontrakturen in Gliedern und Gelenken starke Schmerzen; nahm oft Morphium, Opium, zuletzt viel, 1848 schon 0,42 Morph. täglich. „Schmerzhafte, akute Entzündungen der Rückenmarks-

häute." Starb nach heftigem Erbrechen an Schwäche. — Werke durch Krankheit nicht geschädigt, vielmehr dauernd ansteigend (Rahmer [1049]). Rahmer gewöhnlich zu apologetisch (obwohl sehr lesenswert). Lues als Ursache keineswegs auszuschließen (Augenerkrankung!), auch nicht bei spinaler progressiver Muskelatrophie. Zu denken auch an kombinierte Systemerkrankungen, an Lues cerebrospinalis.

HELMHOLTZ

Sehr schwächlich, häßlich. Wasserkopf. Häufige Ohnmachten [epileptoid?]. Wöchentlich einen Tag lang Migräne (vgl. Ostwald [636]).

HERAKLIT

Unruhiges Wesen, Feindschaft gegen Mitbürger (Müller-Freienfels [633]). Offenbar depressiver Pspth. Gemütsart „trübsinnig" (n. Zeller, Philos. d. Griechen, S. 787. 1920).

HERVIEU

Gesundheit zweiten Ranges: etwas zart, etwas traurig, ißt wenig, schläft viel, feminin, neigt zur Gicht. Verträgt bei geistiger Arbeit keinen Sport (n. Binet [1052]. S. 10 beweist, daß es doch unmöglich ist, einen berühmten Lebenden ganz auszuschöpfen. Hervieu schwieg manchmal, wich aus usw.).

E. T. A. HOFFMANN

„Degeneriert" und pathologisch, wäre aber ohne dies nicht so wertvoll geworden. „Chamäleonartig", zappelig, reizbar, empfindlich, schroffe Stimmungswechsel. Trank Rotwein. Gewisse Alkoholintoleranz. Kein Trinker [? apologetisch?]. Halluzinationen, sah oft sein Spiegelbild. Angst, wahnsinnig zu werden. Zuletzt: Tabes? Oder Chorea? Oder Alkohol-Polyneuritis? (Klinke [1058]). Hoffmann schilderte Psychiatrisches meisterhaft, z. B. in Medardus (Paranoia der Trinker) (Klinke [1057]). Ziemlich schwere hereditäre Belastung. Unverständig erzogen. Schwach, klein, vielleicht arthritisch. Viele Krankheiten. Trank wenig, war aber alkoholintolerant. Disharmonisch, stark überempfindlich, ausschweifende Phantasie. Egozentrisch, „égotisme", starke affektive Leidenschaftlichkeit. Starb an Lebercirrhose und Alkohol-Polyneuritis (Demerliac [1059]). War Eidetiker. Alkohol steigerte die Fülle und Deutlichkeit der Anschauungsbilder. Sah dann ungewöhnliche Bilder in unnatürlicher Bewegung. Zeichnete sich selbst oft, konnte sich selbst als Anschauungsbild sehen. Daher die quälenden Spekulationen über das Doppelich (Elixiere) (Kroh [613]). Eine umfassende Pathographie fehlt, wäre aber mit dem vorliegenden Material, namentlich Margis [1063], für einen Psychiater leicht möglich.

HÖLDERLIN

Ausgesprochene Psychopathie [schizoide, hyperästhetische Form]. 1800 oder 1801 Beginn einer Katatonie [Schizophrenie]. Ab 1806 Endzustand. Hohe lyrische Leistungen vor der Psychose. Die Psychose fördert die Lyrik nur ganz vereinzelt im Beginn; im wesentlichen schädigt sie das Werk, genau wie bei den alltäglichen Schizophrenen. Die Psychose nicht durch das Schicksal, etwa unglückliche Liebe, verursacht. Vererbung in der Familie; ein vollkommener Parallelfall bei einem Großneffen. Die Psychose wirkt aber als (scheinbarer) Opfertod tragisch (W. Lange [1068]). Wir verweisen auf unsere Originalarbeit und betonen, daß wir diese in allem Wesentlichen noch keineswegs für „veraltet" halten (wie einige Literarhistoriker gern annehmen, um die harten Tatsachen wenigstens auf diese Weise aus der Welt zu schaffen). Das Werk könnte natürlich etwas „modernisiert" werden, etwa in dem Sinne, daß man für die früheren Ausdrücke der Kräpelinschen Psychiatrie (zerfahren usw.) neuere einsetzte nach Art von Storchs „archaisch-primitivem Denken und Fühlen der Schizophrenen"; daß man also an den Gedichten 1801—1805 das Traumhafte noch

mehr hervorhöbe, die Verdichtungen usw. Aber es würde auch dies nichts wirklich Wesentliches ändern. Die „Nachtgesänge" und Hymnen zeigen eben ganz ausgesprochene schizophrene, psychotische Störungen, nur daß diese von den Talentresten wie durch einen Schild gedeckt werden. Wenn sich Einzelne mehr für schizophrenes Denken begeistern als für gesundes, so ist dies Geschmacksache und liegt ganz in der Richtung des Primitiven, der ja auch seine Geistesgestörten anbetet. — Daß die Menschheit psychiatrisch unbelehrbar ist, beweist z. B. Trummlers [1070] rührend-naives Machwerk. Auf vier einleitenden Seiten „Geheimnis" bringt er einen nebelhaften Bombast, der völlige Denkunfähigkeit beweist. Der Autor sieht zwei Pole am Himmel, und das Gestirn Hölderlins saust mitten durch die Erde: „Ihr Durchzug heiligt die Erde und reinigt sie." Zum Schluß fünf Seiten „Glossen": „Was geschah [d. h. die Psychose], ist durchaus Geheimnis und kann nicht Gegenstand jener widrigen Krankheitswissenschaft sein, von der wir bereits Zeugnisse haben." So sieht also die Wirkung wissenschaftlicher Erkenntnis auf unklare, unwissende Köpfe aus.

Die psychoanalytischen Anmerkungen von Jung [1069] haben uns im ganzen nicht überzeugen können.

Von Belang wäre wohl nur noch Jaspers [1071], obwohl er neue, zum Teil befremdende Fragezeichen setzt, ohne Wesentliches zur Problemlösung beizutragen. „Wenn wir . . geistige Werke auf Krankheit genetisch beziehen, so bleibt eine Selbstverständlichkeit, daß der Geist nicht erkranken kann..." (S. 100.) [Richtig. Aber gestört kann er ablaufen.] Problem: stellt die Lyrik Hölderlins 1801—05 eine kontinuierliche Entwicklung (Hellingrath) dar („Dieselbe Meinung scheint [eS] Dilthey zu haben"), oder eine Stilwandlung durch die Psychose? Jaspers „empfindet" . . . [ab 1801] „durchaus auch im Sprachlichen, Formalen eine andere Atmosphäre", enthält sich aber eines Urteils. Ab 1805/06 nochmalige Wandlung. „Die Dichtungen werden nun einfacher, kindlicher oder auch leerer. Es entstehen zufällige Rhythmen und nur klingende Reime, und oft werden die Verse auch für größtes Bemühen schwer verständlich." [Man beachte: lauter psychiatrische und ästhetische Werturteile von Jaspers.] Das Selbstbewußtsein als Dichter wird im psychotischen Prozeß fester, souveräner, erfährt einen Aufschwung, der „ebensosehr verstehbar, wie kausal auf die schizophrenen euphorisch-metaphysischen Erregungen beziehbar ist". Die frühere mythische Weltanschauung wird mythische Gegenwärtigkeit: Realität nicht mehr vom Göttlichen getrennt. [Deutlich archaisches Erleben: Gesetz der Partizipation usw.] Die innere Spannung beim Erlebnis des Krankwerdens zwischen diesem „bewegenden Leben" und einem disziplinierenden Willen zur Ordnung ist gewaltig. [Kampf der Ratio mit der Dissoziation und Ichschwächung.] Bei Hölderlin stärker als bei andern, weil er auch vorher geistig und labil. Durch den psychotischen Prozeß Erlebnis der drohenden Überwältigung [des Ich] durch „göttliche Offenbarung", durch die der Dichter zertrümmert werden könnte. Dichtung als Rettung, als Blitzableiter geführt. „Solche Erfahrung, wirklich echt, wirklich gefährlich, gibt es aber nur in der Schizophrenie." [?] Die Wandlung im Schaffen entweder Entwicklung, trotz der Psychose (erst 1806 der Knick), oder nur durch die Krankheit. Es spricht mehr für das Zweite (Jaspers [1071]). [Durch die Psychose.]

Zum Schluß noch ein paar Literaturangaben und Einzelheiten, die Literarhistorikern die Beurteilung Hölderlins erleichtern mögen, falls sie ernsthaft die Wahrheit suchen.

Psychisches Trauma [etwa Liebe zu Diotima] nicht ursächlich für Schizophrenie, kann aber bei nachweislich oder latent Schizophrenen die Psychose manifest machen; aber nur, wenn der somatische Prozeß schon läuft (Jacobi [537]). „Wie im Traume wechseln die Bilder in bunter Aufeinanderfolge, ohne in den Dienst eines zusammenhängenden Gedankenganges gestellt zu sein." [Optische Parallele zu Hölderlins Nachtgesängen.] (Haßmann und Zingerle [604], S. 28—29). Der Krieg kein ursächliches, kein auslösendes, kein verschlimmerndes Moment für die Dementia praecox

(Klieneberger [548]). Zu den Nachtgesängen Hölderlins vgl. Bleuler [522], S. 10 bis 17: „das Denken zerfahren, bizarr, unrichtig, abrupt", oder der Gedankengang ganz unterbrochen. S. 26 über „Gedankendrängen" und Sperrungen. S. 53 über Autismus und Komplexe. S. 61 über die Erschwerung der logischen Zusammenfassung unter einen Gesichtspunkt. S. 72—73: „Dichterisches Talent leidet natürlich schwer unter dem schizophrenen Ideengang, der Zerfahrenheit, der Gefühllosigkeit, der Geschmacklosigkeit . . ." usw. „Gute Beispiele geben die späteren Gedichte von Hölderlin, unter denen Patmos am bekanntesten ist und den schizophrenen Gedankengang in selten schöner Weise illustriert." S. 281: „psychische Ursachen der Schizophrenie . . ." „wahrscheinlich zu verneinen." S. 294: „warum die Gedanken so leicht auf Nebenbahnen geraten" (Bleuler [522]). „Durchlöcherung des Stils" bei Hölderlin (Kretschmer [366], 4. Aufl., S. 144). Ferner vgl. vielleicht noch Morgenthaler [623] S. 38, Wetzel [573] Z N Pt, 78; Gesemann [1028] S. 87 und für Hölderlin in Frankreich: Fr. Seebaß, Das Reich, 3. S. 598. 1919. In Frankreich war Hölderlins Psychose bereits vollkommen manifest. — Eine Besprechung der ganzen neueren Hölderlin-Literatur seit 1908 im Sinne dieses Werkes behalten wir uns für eine größere, besondere Arbeit vor.

HUGO

Übersteigertes Selbstgefühl. Geltungsbedürfnis. Sehr empfindlicher Egoismus. „La maladie du moi" (n. Cabanès [1072]).

JEANNE D'ARC

Die Geschichte der Jeanne d'Arc ist wohl eine der seltsamsten, die sich je auf Erden abgespielt haben. Ein 19jähriges Bauernmädchen, das bisher die Pferde und Kühe ihres Vaters gehütet hatte, und das weder lesen noch schreiben konnte, empfängt eine Mission von Gott und den Heiligen; sie hört deren Stimmen, sieht ihre Gestalten. Sie soll Frankreich retten und ihren König krönen. Es gelingt ihr, sich endlich bis zum König vorzudrängen. Man ernennt sie, die Gottgesandte, zum obersten Feldherrn, und sie befreit im Sturm Orleans und damit Frankreich von den Engländern. Auch die Krönung ihres Königs setzt sie durch und wird zum Dank geadelt. In einer späteren Schlacht gerät sie in englische Gefangenschaft; die Engländer hatten sie längst als vom Teufel gesandt, als Hexe verschrien. Man macht ihr den Prozeß wegen Gotteslästerung, Zauberei und Ketzerei; die theologische Fakultät verurteilt sie zum Scheiterhaufen. Ihr letzter Schrei erstirbt in den Flammen. Zwanzig Jahre später wird ihr Prozeß revidiert: man erklärt sie für unschuldig. Und wieder 450 Jahre später wird sie von derselben katholischen Kirche, die sie ins Feuer geworfen, zuerst (1894) selig, dann (1920) heilig gesprochen. Weit über 2000 Bände sind über sie gedruckt worden, und täglich erlebt sie eine neue Auferstehung in Kunst oder Wissenschaft. Von zahlreichen Autoren wird sie als „Genie" gefeiert. Was bedeutet das alles?

Die äußerst simple Lösung des Problems lautet: Jeanne d'Arc war eine Psychotische. Nur eine (unerkannte) Psychose bringt, im Verein mit glücklicher Konstellation und dem Martyrium des Scheiterhaufens, ein derartiges Phänomen, eine solche Genie-Werdung zustande.

Aus Raumersparnis müssen wir darauf Verzicht leisten, ihre Geschichte ausführlich wiederzugeben. Das beste und modernste Werk über Jeanne d'Arc ist jedenfalls das von Anatole France [727a], eine gediegene und glänzende Arbeit[1].

Ein Auszug, der aber höheren Ansprüchen nicht genügen kann, findet sich bei Pelman [1100]. Auch auf die Werke von Mahrenholz, Hase, Hirsch, Wölfing wäre zu verweisen.

Jeanne d'Arcs Geschichte steht heute wissenschaftlich einwandfrei fest. Wir gehen nur auf einige Punkte ein, die früher strittig. Schon Thomassin [760a] wandte sich gegen die Legende (Lesigne), daß Jeanne d'Arc gar

[1] Kürzlich auch in deutscher Übersetzung erschienen, die uns unbekannt.

nicht verbrannt worden wäre, sondern eine andere für sie. In der Tat traten nach ihrem Tode noch mehrere als Jeanne d'Arc auf, zumal Viele nicht an den Tod der echten Jeanne d'Arc glauben wollten; es handelte sich um geltungssüchtige Abenteurerinnen, Schwindlerinnen oder Hysterische. — Mit Recht betont weiterhin France, daß manche Autoren ihr einen vernünftigen Enthusiasmus andichten und sie demgemäß mit militärischen und polytechnischen Talenten ausstatten; heute noch diskutierten Offiziere über ihr taktisches Genie, das sie natürlich nie besessen hat. Die Kriegskunst war damals sehr einfach; eine wirkliche Feldherrnstellung hat Jeanne d'Arc niemals eingenommen, wie auch Prutz hervorhebt. Man schloß sie sogar aus von den engeren militärischen Beratungen. Sie gab lediglich ein Beispiel von heldenhaftem Mut. — Ferner ist der Sage entgegenzutreten, daß Jeanne d'Arc eine Magd oder Kellnerin in einem Wirtshaus gewesen wäre. Diesem historischen Irrtum fiel Voltaire zum Opfer; sonst hätte er (gerade er) niemals sein Spottgedicht La Pucelle geschrieben. — Von Jeanne d'Arc gibt es kein authentisches Bild, sondern nur Beschreibungen. — Sie war sehr temperamentvoll: einmal tötete sie eigenhändig mit ihrem Degen eine Soldatendirne (France, II, S. 84); ein andermal zerbrach ihr Degen, als sie damit eine Dirne schlug. — Jeanne d'Arc weckte, obwohl schön, doch nicht das Verlangen der Männer (France, II, S. 204). — Die theologischen Richter, die Jeanne d'Arc dem Scheiterhaufen überantworteten, weinten übrigens alle bei der Verurteilung, und schon bald nach der Verbrennung hielten auch Geistliche das Urteil für ein Unrecht.

Jeanne d'Arc hat eine ungemein verschiedene Beurteilung, wie schon bei Lebzeiten, so durch die Jahrhunderte erfahren. France hat es (I, S. 57 f.) zusammengestellt; auch bei Duhr[726] erhält man eine kurze gute Übersicht. Die zahlreichen Urteile widersprechen sich beständig. Die Auffassung der Rationalisten, daß sie eine Schwindlerin gewesen wäre oder eine politische Schauspielerin mit heimlichen Zwecken, entbehrt jedenfalls jeglicher Begründung. Jeanne d'Arc war grundehrlich. — Natürlich hat die orthodoxe Kirche sie hingerichtet und nicht etwa, wie der Jesuit Ayroles auf 1000 Seiten glauben machen möchte, satanische Ketzer (Thomassin [760a]). — Bourbon-Lignière (Etude sur Jeanne d'Arc, Paris 1875) hat die wichtigste Schrift gegen jede natürliche Auffassung der Jeanne d'Arc verfaßt: sie wäre kein Instrument der Politik, kein Genie, keine erfolgreiche Trägerin eines Enthusiasmus, keine Halluzinantin (weder physiologisch noch pathologisch), sondern eben übernatürlich, göttlich (z. n. Lanéry [1094]).

Wie aber der numinose Heiligkeitsakkord zustande gekommen ist, wollen wir jetzt aufrollen. Das mr liefern, wie so oft, hauptsächlich die Symptome der Psychose: die Größenidee, von Gott gesandt zu sein, die Halluzinationen oder Pseudohalluzinationen, ihre Stimmen und Gestalten — für die einen göttlich, für die anderen teuflisch (oder heute: psychiatrisch), ein dauerndes mr als Zankapfel. Weiterhin das mr des Widerspruchs zwischen Weiblichkeit und Kriegsberuf; auch die Männertracht und Männerfrisur [Bubikopf] erregten das größte Erstaunen und Befremden (France). Man wußte eigentlich nie, wo man sie unterbringen sollte. Als sie zum König wollte, riet man, ihr ein paar Ohrfeigen zu geben; bald darauf war sie dem Volk eine Heilige, den Engländern eine Hexe (auch Shakespeare hat sie in Heinrich VI. 1. Teil, Schlußszene, schlecht behandelt; wie Shaw sagt, aus „Hurrapatriotismus"). Das Gutachten des Erzbischofs Gélu von Embrun 1429 spiegelt die Ratlosigkeit der höheren Geistlichkeit wieder (lauter Antithesen, zuerst Empfehlung, dann Bedenken und Warnung).

Das fc war natürlich, abgesehen von einem gewissen Schönheitsreiz des Weiblichen, die Befreiung Frankreichs von den Engländern; dazu kam noch die Krönung des Königs.

Das en bildet die zähe, hinreißende Energie, mit der sie das Schicksal in die Hand nimmt, und die (wahnhafte) Selbsttreue bis zum Flammentode.

Worin haben wir nun die mj zu erblicken? Alle ernsten Forscher sind

sich einig darüber, daß Jeanne d'Arc keinerlei strategische Begabung besaß. Die Engländer waren bei Orleans sogar recht schwach und schon ziemlich zermürbt (France). „Der moderne hochkirchliche Jeanne-d'Arc-Kultus in Frankreich" dichtete ihr „sogar besondere taktische und strategische Gaben" an, betont Prutz [752a]; aber sie hat „die Feldherrnstellung in Wahrheit nicht eingenommen." [Auch hier wieder: das Werk und die Gemeinde schaffen den „Schöpfer", nicht umgekehrt.] Nein, die mj, die Überlegenheit liegt im Ethischen: der Mut, die sittliche, unantastbare Reinheit und Virginität (oftmals körperlich untersucht), die grundehrliche, reine Gesinnung, die ethische Einfachheit, der Mangel an Raffinement, ein Mensch ohne Lug und Trug.

Das tr wird im Wesentlichen von dem Feuertode gebildet. Ein dunkles Schuldgefühl ließ den Menschen und der Kirche keine Ruhe: die Prozeß-Revision, die Selig- und Heiligsprechung, der Kultus in Frankreich. — Ein weiteres, wenn auch viel kleineres tr bilden die rationalistischen Angriffe auf Jeanne d'Arc, so Voltaires Spottgedicht, das Jeanne d'Arc als Kneipenkellnerin auffaßt und das sie ihre Virginität an einen geflügelten Esel verlieren läßt. Das Werk wurde in Genf verbrannt, verbreitete sich aber in zahllosen Exemplaren (mehr als 100 Auflagen) und Übersetzungen. M. J. Fabre nennt dies Buch: „Crime de lèse-patrie, qui demeure la tâche de la mémoire de Voltaire." Auch Schillers Worte „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn" waren gegen Voltaires Pucelle gerichtet. — Die psychiatrischen Auffassungen der Verheiligten bilden natürlich ebenfalls ein gewisses tr.

Als Jeanne d'Arc nach ihrer Verwundung den Pfeil selber aus der Wunde zog, sagte sie: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt, es ist Ruhm!" Sie hat recht behalten. Ihr Ruhm, ihr sa als Heilige hat immer weitere Kreise gezogen. Auch in England wird ein wahrer Kult mit ihr getrieben (Revue nouvelle 15. juin 1883, S. 883—916). Sie lebt unsterblich; man hat Briefe veröffentlicht, die der Geist Jeanne d'Arcs aus dem Jenseits einem Medium diktiert hatte. Lanéry [1094] beginnt sein Vorwort: „Chaque jour, la figure de Jeanne d'Arc, grâce aux études dont elle est, depuis un demi-siècle, l'object sort plus nette, plus resplendissante des voiles du passé pour monter sans cesse vers le zénith." Und er schließt: „Notre culte filial a voulu mesurer ce monument de réhabilitation et d'expiation qui, construit par mille mains pieuses, par mille coeurs enthousiastes, a élevé Jeanne jusqu'aux cieux, à une hauteur d'où, visible pour tous, elle rayonne comme la plus pure de nos gloires nationales!" — Und Le français sagt am Schluß einer Biographie (Delagrave, Paris, 1883): „C'est ainsi que vécut et mourut la plus héroïque, la plus pure, la plus divine créature qui ait jamais paru sur terre, en aucun temps et chez aucun peuple." Solche Worte wekken notwendig den Vergleich mit Jesus, der in der Tat öfters gezogen wird. So nennt H. Martin (1856) die Jeanne d'Arc „le messie de la France", den Messias Frankreichs. Schon Ravailhé (De l'inspiration de Jeanne d'Arc, Paris 1853) hatte sie den Schutzengel, L'Ange gardien, von Frankreich genannt. Also eine ausgesprochene Vergöttlichung, und zwar teilweise im Sinne der Banner-Bildung: „elle devint . . . le symbole de la patrie" (France). Die katholische Kirche hat Jeanne d'Arc 1894 selig, 1920 heilig gesprochen (vgl. Acta apostolicae sedis 1920, S. 145, 220, 226). Und es wird uns nun nicht Wunder nehmen, wenn Jeanne d'Arc von sehr vielen Autoren als „Genie" bezeichnet wird. Genie ist ja das Heilige. In jedem Mai feiert Frankreich für Jeanne d'Arc ein Nationalfest.

Auf 1007 Seiten zählt schon 1894 Lanéry [1094] 2127 Werke (nicht Aufsätze), die sich wissenschaftlich oder künstlerisch mit Jeanne d'Arc beschäftigen; darunter finden sich 600 Dichtungen, wovon 200 Dramen. Außerdem 16 Opern (Verdi, Tschaikowsky usw.). Die Literatur muß heute, nach der Heiligsprechung und nach Shaws Theaterstück, noch gewaltig angeschwollen sein. Dergleichen bringt nur die Psychose fertig.

Schon seit langem, sobald nur die Psychiatrie als Wissenschaft erstand, haben sich Autoren gefunden, die Jeanne d'Arc als eine Psychotische auf-

faßten. Wir geben ihre Anschauungen in chronologischer Reihenfolge kurz wieder.

Bereits 1839 finden wir bei dem Engländer Turner eine ganz überraschend gute Bemerkung: „Was der Jungfrau von Orleans zustieß, ist dasselbe, was wir im Schlafe erfahren. Der Unterschied ist nur der, daß die täuschenden Einbildungen ihr in wachem Zustand während des Tages kamen, und daß dieselben gleich einem dauernden Delirium sie bis zu ihrem Tode nie verließen. Hätte sie länger gelebt, so würde vielleicht die Geisteskrankheit augenscheinlicher zutage getreten sein" (z. n. Duhr [726] S. 153). Obwohl es schwer zu glauben, war Jeanne d'Arc doch geisteskrank: „une théomane hallucinée, une véritable aliénée" (I. S. 128). Jeanne d'Arc glaubte, daß ihre eigenen Gedanken ihr von anderen zugeflüstert. Ihre besonderen Leistungen sind auf den Glauben an ihre Halluzinationen zurückzuführen, die ihr den Anschein unerhörter Macht gegeben haben (Calmeil [1076]). Projizierte ihre Gedanken in die Wirklichkeit. Erscheinungen waren Phantome ihrer Einbildungskraft. Höchste Ekstase. Ihr Sieg kraft ihrer Visionen (Hecker [1077]). (Ihm schloß sich Hoppe, Halluzinationen usw., Berlin, 1884, später an.) — Halluzinationen das einzige [?] Symptom ihrer folie. Der Glaube an ihre Visionen gab ihr unwiderstehliche Triebkraft, hinreißende Gewalt; ein moralisches und intellektuelles Stimulans, fähig, Berge zu versetzen, hob sie für die Umgebung in eine höhere Sphäre. Der Historiker M. Henri Martin (1859) glaube an das Übernatürliche und Göttliche in Jeanne d'Arc und beschreibe, wie es durch Jeanne d'Arc auf die Erde zu uns komme (Moreau [1079]). Halluzinationen; aber auch die Hilfe Gottes anzunehmen. Ethik zu loben (Schoen z. n. Lanéry [1094]). Jeanne d'Arc hatte nicht „tous les attributs et tous les sens de la femme" (Saint-Germain [1081] z. n. Lanéry). Halluzinationen auf Grund einer organischen Störung der Blutzirkulation in der Pubertät. Beginn der Halluzination in einer Art Ekstase. Die intellektuellen Fähigkeiten blieben intakt. Eine geistig vollkommen gesunde Halluzinantin. Ihr „génie militaire" durch den Glauben zur höchsten Inspiration erhoben (Boismont [1082] z. n. Lanéry). Ebenso (Jackson [1078]). Das psychologisch Frauenhafte ist zu betonen, die besondere Geistesdisposition: Einbildungskraft, Neigung zu Träumereien, Versunkenheit, Ekstase, Enthusiasmus, Halluzinationen (Vergnaud-Romagnés [1084] z. n. Lanéry). „Jeanne est-elle une mystique, et ses visions une illusion de son esprit?" Ohne Antwort (Wallon [762] II, S. 352). „Jeanne fut une hallucinée, mais saine d'esprit." Hatte Fähigkeit, ihre Visionen und Stimmen hervorzurufen. Ihre Mission war keine Offenbarung; nicht von Gott inspiriert. Kann durch menschliche Vernunft erklärt werden. „Mais le peuple néanmoins les a inscrits dans un livre qui ne périra jamais: ce livre a pour titre Gesta Dei per Francos!" [Taten Gottes durch die Franzosen] (Monchy [1868] z. n. Lanéry). Jeanne d'Arc wird aus einer Patriotin allmählich zu einer Heiligen gemacht. „On comprends que les peuples primitifs divinisent leurs héros." Nichts Wunderbares und Übernatürliches, „le délire nerveux causé par le chagrin de voir sa patrie opprimée (Rosières [1088] z. n. Lanéry). Jeanne geistig gesund; ihre Halluzinationen pathologisch (Hagen [1086] und Ireland [1089]). Jede Idee eines Übernatürlichen auszuschließen (Sully [1090]). „Un cas positif d'hallucination" (L. M. [1092] z. n. Lanéry). In Domremy merkwürdige, alte kultische Dorfriten. Heilige Plätze (Buche, Quelle, Hain); uralte Prophezeiung des Zauberers Merlin: einst würde „eine reine Jungfrau aus diesem Hain hervorgehen und Krone und Land erretten". Jeanne d'Arcs Patin will die Feen selbst gesehen haben. „Daß die tiefste Ursache ihres Erfolges weniger in ihren strategischen Kenntnissen als in dem suggerierenden Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit lag, und daß der zeitgenössische Aberglaube ihr fördernd zur Seite stand, tut ihrem Ruhm keinen Abbruch. Ihre Geschichte ist und bleibt die Geschichte des schöpferischen Genies, das sich seine Welt aus dem Nichts aufbaut." „... geniale Geistesgröße." „Ihr gewaltiges Selbstgefühl" ... „steigerte sich aber nie zum ausgesprochen pathologischen Größenwahn". — Seit Ostern 1430 weicher, zu-

gänglicher, bestimmbarer; ihre Stimmen weissagten ihr fast täglich, daß sie in englische Gefangenschaft geraten würde. — „... in der vollkommenen Identifizierung des Ichs mit der assimilierten Idee! Hier grenzt jeder große Pionier und Märtyrer einer Idee an den Hysterischen oder Paranoiker, ja, bei vielen verwischen sich die Übergänge völlig." „Wortzwangsvorstellungen" oder „zwangsartiges Denken". Heimatort und sein Kirchenheiliger durch fromme Tradition in Beziehung zur Krone Frankreichs. Hatte „Erinnerungsfälschungen" (z. B. im Verhör die phantastische Ausmalung der Krönungsszene). „Halluzinatorisches Gedankenlautwerden", „wie wir es sonst mehr nur bei Paranoikern antreffen" (S. 71). „Johanna" . . . „für pathologisch erklären im psychiatrischen Sinne? Nein, nicht unbedingt" . . . „enorme Halluzinabilität und Autosuggestibilität bei ihr als pathologische Züge eines weiblichen Genies aufzufassen". Es lassen sich „Eigenschaften eines gewaltigen Genies nachweisen" — „jedenfalls das größte der bekanntgewordenen weiblichen Genies der Weltgeschichte". S. 89 f. ausführliche Parallele zwischen Jeanne und Christus; „durchaus nicht eine Geisteskranke" — „pathologisches Genie" — „die heutige katholische Kirche erhebt die Märtyrerin zur Heiligen, zur inspirierten Gottesgesandten". Muß aber zugeben, daß „eine so kolossale Halluzinabilität, ein derartiges, zeitweise an Größenwahn streifendes Selbstgefühl die Grenze des Gesunden, Normalen manifest überschreitet; „weibliches Genie von hoher Sittlichkeit" — „originelle Autosuggestionärin, deren religiös-patriotische Begeisterung ihren Ausdruck in der habituellen halluzinatorischen Ekstase findet. Die Höhe dieser spontanen Halluzination gehört in die Pathologie des Genies" (Zürcher [1093]. Prächtiges Beispiel von Ambivalenz bei der Autorin. Zu viel Psychiatrie, um das Pathologische nicht zu sehen, und zuviel Verehrungstrieb, um nicht zu verheiligen. Alles drei nebeneinander: Heilige, Genie, archaische Verehrung des geistig Kranken als heilig). Mit dreizehn Jahren, nach übermäßiger Körperanstrengung, erste Vision (ein Knabe, der sie zur Mutter rief; später Erzengel Michael und Heilige). Führt die Befehle ihrer Heiligen aus. Andere konnten die Heiligen nicht wahrnehmen, weil sie „nicht würdig und tugendhaft genug wären". Sprach vom 13.—19. Jahre zu andern nichts von Visionen. Von Gespielinnen wegen Einsamkeit, Verkehr mit unsichtbaren Wesen mehrfach verspottet. — Nach der Krönung meist kriegerische Mißerfolge, führte Krieg auf eigene Faust. — In Gefangenschaft Sprung vom Turm, Selbstmordversuch [nicht ganz sicher, vielleicht Fluchtversuch]. Im Kerker halluzinierte Jeanne d'Arc Verheißungen, daß sie wunderbar gerettet werden würde; glaubte unerschütterlich daran. Mit 19¼ Jahren verbrannt. Diagnose? Nicht geisteskrank (wie manche Psychiater wollen)? Wegen Halluzinationen geisteskrank? Nein. Es gäbe Halluzinationen, die bei starker Phantasie vorübergehend, durch Affekt ausgelöst, traumhaft, gleich versinnlichten Gedanken und ohne Einwirkung auf Handlungen, nicht Ausdruck von Psychose wären. Bei Jeanne d'Arc aber immer wiederkehrend, bei Ruhe und Überlegtheit, viel sensorischer, leiten vollkommen ihre Handlungen, heben gänzlich die freie Willensbestimmung auf. Allerdings die Halluzination meist Folge (nicht Ursache) ihrer eigenen Gedanken; oft aber auch von Halluzination überrascht als von Fremdem. Abgesehen von Halluzinationen „ganz typischer religiöser Größenwahn", z. B. im Ton ihrer Sendschreiben. Unermüdlichkeit, Heldenmut, Todesverachtung, Gottvertrauen, stolzes Selbstbewußtsein entsprechen durchaus dem Charakter ihrer Wahnideen. „Vollständig systematisiertes Wahngebäude." Zähigkeit, unerschütterliche Konsequenz. Gelübde, zeitlebens Jungfrau zu bleiben; denn: „Abnormität der Geschlechtsorgane" — „sexuelle Impotenz" — Menstruation blieb zeitlebens aus. Vorliebe für körperliche Übungen, männliche Beschäftigung, Waffenübungen, Männerkleider. Halluzinationen beginnen im Pubertätsalter. „Paranoia hallucinatoria chronica" oder „Paranoia religiosa". Wirkung infolge niedriger Kulturstufe jener Zeit: ein geisteskrankes Bauernmädchen entscheidet Geschicke zweier Nationen, wird als Hexe verbrannt. Glaube an ihre Prophetengabe ist „Aberglaube" (William Hirsch

[1095]. Im Original sehr lesenswert). Nur partielles „délire“, d. h. die Halluzinationen, der übrige Teil der Intelligenz intakt. Keine strategischen Gaben, verstand nichts davon (Regnard [1096]). Halluzinationen bedeuten noch nicht Geisteskrankheit. Können auch „Schöpfungen ihrer Einbildungskraft“ sein (Krafft-Ebing, Lehrb. d. Psychiatrie, 7. A. Stuttgart, 1903). Besaß „une mentalité supérieure“. War „un génie d'homme de guerre dans un corps féminine“ — Verdoppelung der Persönlichkeit: das unbewußte Ich erschien im Bewußtsein als Fremdes, als Halluzination „sans délire“; niemals „aliénée“. Autosuggestion (J. Dumaz [1098]). Die Halluzinationen entsprängen „einem hochintelligenten unbewußten Mechanismus“. [An anderer Stelle: bei Schizophrenen spricht oft das Unbewußte aus ihren Halluzinationen und Wahnideen] (Bleuler [378]). Keine Menstruation. Mit dreizehn Jahren „des hallucinations unilatérales droites de la vue et de l'ouïe“. Nach Charcot halbseitige Gesichtshalluzinationen häufig bei Hysterie. Ihre Halluzinationen sehr reell, oft ganz klein. Alles das nicht mehr klassischer Typ der Hysterischen. Hysterisch und nicht hysterisch. Die geheimsten Wünsche und Gefühle ihres Herzens objektivierten sich in Form von Visionen und Stimmen. Intelligenz und Wille gesund (G. Dumas [1099]). [G. Dumas hatte dieses Gutachten auf Wunsch an A. France erstattet, der Verdacht auf Pathologisches hatte und frühere Arbeiten darüber erwähnt. France scheint von Dumas' Urteil nicht recht befriedigt (Vorrede S. 34 f.); es spricht für die außergewöhnliche Intelligenz von France, daß er nun das Problem selbst zu lösen sucht: er vergleicht Jeanne d'Arc mit anderen Heiligen und Visionären, Catherine de Sienne, Colette de Corbie, Yves Nicolazic, Suzette Labrousse, vor allem mit Martin de Gallardon und „le maréchal de Salon François Michel“ Bd. II, Anhang.] Jeanne d'Arc lachte beim Abschwören, was großen Tumult hervorrief [pathologisches Lachen] (France [727a] II, S. 368). „Mit Ausnahme ihrer Halluzinationen fehlt jede andere krankhafte Erscheinung.“ „... wenn man wirkliche krankhafte, und zwar hysterische Züge bei ihr vermuten wollte, dann bleiben doch Vernunft und Wille gesund, und die Nervenpathologie würde nur einen kleinen Teil dieser großen Seele erleuchten“ (Pelman [1100]). Kein „Vorliegen eigentlicher psychotischer Störungen“; religiöse Gedankenwelt plastisch verkörpert — „halluzinatorische Verwirklichung der ihr Inneres erfüllenden naiven Vorstellungskomplexe“. Ihre Taten, scheinbar von außen her angeregt, nahmen im Grunde von ihrem eigenen Innern den Ausgang (Birnbaum [293] S. 13). — Körperlich ziemlich groß, höchst kräftig, doch schlank und fein in der Taille; Gesicht anmutig; Nase gerade, ein wenig dünn; feine Lippen, Kinn klein. Niemals Menstruation: „dysgenitale Entwicklungshemmung“; „anscheinend etwas derbknochiger und an männliche Proportionen erinnernder Habitus“. Diese menstruelle Anomalie „nicht ganz selten bei Geisteskranken“, „und zwar fast ausschließlich bei Schizophrenen“. Jeanne d'Arc geisteskrank. Pathoplastisch wirkten Zeit- und Dorfmilieu. Nicht etwa bloß nationale Begeisterung eines einfachen Hirtenmädchens. Tritt 17 jährig mit ihrer göttlichen Sendung hervor als „Tochter Gottes“. Völlig unbeirrbare Überzeugung bis in den Tod, daß sie von Gott berufen, den König und Frankreich zu retten. Ihre Beweisführung ist immer ihre unerschütterliche Überzeugung. Mit Sicherheit Wahnideen anzunehmen. „Die Sinnestäuschungen sind Bausteine eines gut systematisierten Wahnes geworden.“ Gelegentlich auch Erinnerungsfälschungen. Wahnhafte Selbsterhöhungstendenzen: „Tochter Gottes“, Auserwählte, ihre Geschwister aus dem Paradiese; rühmte sich einmal, sie werde später drei Söhne haben, einen Papst, einen Kaiser, einen König. — Dies alles als gesunde Entwicklung eines Hirtenmädchens undenkbar. Auch nicht bloß Halluzinationen bei sonst intaktem Geist. Auch keine Hysterie: ganzer geistiger Habitus, läßt ihre Person immer hinter ihrer Sendung zurücktreten, läßt sich unbeirrt verbrennen. Seit der Krönung nicht mehr recht zielstrebig [beginnender Zerfall?]. War geisteskrank, psychotisch, weil Stimmen und Erscheinungen in großer Anzahl, weil Glaube an göttliche Sendung und „vor allem das starre Festhalten an dieser Idee“. Dabei äußerlich geordnet und in ihrer

Persönlichkeit komponiert, keine gröberen Zerfallssymptome. Diagnose: „eine dem schizophrenen Formkreis zugehörige Erkrankung", „mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine paraphrene Erkrankung" (Wölfing [1101]). Als Kuriosum noch Marins (1891) Erklärung: nach den „Erfahrungen" von Crookes wären es bei Jeanne d'Arc wirkliche spiritistische Erscheinungen gewesen (z. n. Lanéry [1094] S. 323). Wie völlig unbelehrbar das Laienpublikum in psychiatrischen Dingen, hat Shaw wieder einmal bewiesen Sie wäre verurteilt wegen „unausstehlicher Anmaßung" [Größenideen]; „Johannas Prätensionen" gingen weit über jene des stolzesten Papstes — „maßlose Überhebung" — „Aufgeblasenheit" — sie war dabei „ein Genie und eine Heilige". Ihre Stimmen und Visionen „im Unterbewußtsein gezogene Schlüsse des Genies". „Lassen wir darum ein für allemal all den Unsinn über eine wahnsinnige Johanna fallen"; „eine Hellseherin". „Sie war äußerst begabt — ein geborener Meister" — (Shaw [1101a]. Das Theaterstück hat gewiß außerordentliche Vorzüge, aber die Charakterzeichnung der Jeanne d'Arc ist viel zu rationalistisch und historisch völlig verfehlt. Das war keine Impertinente, Emanzipierte. Bei der Bühnendarstellung kommt doch das Pathologische unbewußt immer wieder zum Durchbruch: teils burschikose Emanzipierte, teils psychotische Visionärin, teils (am Ende der Gerichtsszene) eine Hysterica; in dieser Zeichnung erscheint der Charakter völlig brüchig; es fehlt auch die ethische Höhe, die historisch —).

Den beiden Pathographien von W. Hirsch und Wölfing haben wir diagnostisch nichts Wesentliches hinzuzufügen. Eine paranoische Erkrankung, vielleicht aus dem schizophrenen Formkreis. Schizophrenien kommen (Voigt [577a]) schon im Kindesalter vor, nach Mönkemöller auch paranoide Formen von Schizophrenie. Vielleicht ist aber auch die erste Vision mit 13 Jahren eine Erinnerungsfälschung der Kranken. Das Krankheitsbild erinnert in Vielem an Kräpelins [550] expansive Paraphrenie (Bd. 3. S. 995—1002); K. findet bei seinen Kranken (nur weibliche Fälle) manische Züge, auch hysterische. — Man vergleiche dazu einen Fall von Gutsch [533] S. 286. Ebenso den Fall Mathilde Neu von Mauz [557a] S. 113: Größenwahn, vorwiegend gehobene Stimmung, leichte Erregung. Die zyklothyme Komponente der Persönlichkeit verhindert den Zerfall, erhält das äußerlich geordnete und unverdächtige Verhalten. Gerade dieses spricht für Psychose: die volle Besonnenheit und Bewußtseinsklarheit (vergl. Jaspers [501] S. 102). Natürlich können die Halluzinationen (in solchem Fall, d. h. ohne Vergiftung, ohne schwere organische Läsion) nichts anderes ausdrücken, als was in der Persönlichkeit begründet liegt (aus Konstitution, Milieu, Erfahrung, Zeitgeist). Man kann sagen: die Halluzinationen stammen aus dem „Unbewußten", insofern sie verwurzelt sind in unbewußten Komplexen (z. B. der Selbsterhöhungstendenz) und abgespalten vom bewußten Zentrum der Persönlichkeit. Dies trifft aber auf die meisten Halluzinationen unserer Psychotischen überhaupt zu. (Halluzinationen sind „. . . nicht absolut zufällig, sondern haben z. T. sinnvolle Zusammenhänge, Erlebnisbedeutung als Befehle, Wunscherfüllungen, Ärgern und Spotten, Quälen, als Offenbarungen. Freud nannte Halluzinationen in Bilder verwandelte Gedanken", sagt Jaspers [501] S. 220).

Es ist ungemein interessant zu beobachten, wie auch psychiatrische Autoren der Diagnose ausweichen. Zum Teil liegt dies wieder an Worten, an dem unglücklichen, populären Ausdruck „Geisteskrank", gegen den bei Jeanne d'Arc auf den ersten Blick der ganze Augenschein spricht. Nur wenn man schärfer zusieht und auf den deutlichen Größenwahn merkt, erkennt man die Psychose. Zum Teil widerstreben dieser Diagnose aber die Verheiligungs- und Verehrungstendenzen bei den Psychiatern, ganz unbewußt. Denn in der Tat gehört Persönlichkeit und Schicksal der Jeanne d'Arc zu dem Rührendsten, was die Geschichte kennt; sie geht wie ein wachträumendes Kind durch diese böse Welt. Ihr Schicksal und Ruhm beweist die ungeheure Fermentwirkung des Psychopathologischen. Ebenso lehrt der Fall, daß jemand Genie und Heiliger werden kann ohne alle besondere produktive

Begabung. Wissenschaftlich haben wir in solchen Fällen kein angeborenes Genie und keinen Genialen vor uns, sondern nichts als ganz einfach eine Berühmtheit; eine Berühmtheit mit ungeheuren soziologischen Wirkungen. Der Ruhm bei den sehr Vielen ist die Hauptsache; unter diesen findet sich dann meistens auch eine Gemeinde, die zum Genie erhebt, wenn die Persönlichkeit sich dafür eignet.

DAS PROBLEM JESUS

Beginnen wir mit ein paar Sätzen von Montaigne. „Ich bin der Dogmen und ebenso der Dogmenleugner überdrüssig. Ich bejahe weder, noch leugne ich. Ich stehe hier, um den Fall zu untersuchen. Ich will untersuchen, *σκέπτειν*, untersuchen, wie es ist" (z. n. Emerson [39] S. 8).

Wie er wirklich gewesen ist, dieser rätselhafte Jesus — dieses Problem kann überhaupt nur Sinn haben für die ganz echten Wahrheitsucher. Gehört es aber in den Rahmen der vorliegenden Arbeit? Aus zwei Gründen, ja.

Jesus wird erstens von zahlreichen Autoren als Genie aufgefaßt. So von D. F. Strauß, von Carlyle und Renan, von Chamberlain und Erber (das Genie) und vielen anderen. Auch Rudolf Otto [457] spricht im Hinblick auf Jesus von „hero-worship" und „Heldenverehrung" (S. 73).

Zweitens fällt das Problem unter unsere Aufgabe, weil schon Jesu Familie und viele seiner Zeitgenossen, die pharisäischen Schriftgelehrten, ihn für besessen, für geistesgestört hielten. Ebenso ein Teil der kritischen theologischen Forscher des 19. Jahrhunderts.

Die einen sagen „Genie", die andern „Irrsinn". Was kann die Psychiatrie, nie gerufen und stets unwillkommen, als späte Wissenschaft dennoch beitragen zur Lösung? Wohlgemerkt: die Theologie rühmt sich, dies Problem aufgeworfen zu haben. So hat gerade die Psychiatrie auch die Pflicht, es nach Möglichkeit zu lösen.

Der Forscher ist natürlich bei einem so heiklen Problem in schwieriger Lage. Gewiß — wenn er bequemer Opportunist sein wollte, so würde er die Finger ganz davon lassen; mögen sich doch andere daran verbrennen. Unsere heutige Ethik, die sogenannte christliche, ist aber so verfeinert und hochentwickelt, daß sie auf eigenen Füßen stehen kann. Für sie ist es beinahe gleichgültig, wie das Steinchen beschaffen war, das einst die Lawine ins Rollen brachte. Darum kann heut' auch das Problem des historischen Menschen Jesus ohne Sorge und Gefahr wissenschaftlich erörtert werden. Nur versteht sich von selbst: wir müssen scharf unterscheiden zwischen Jeschua, wie er wirklich gewesen, und zwischen Christus, dem gesalbten Messias und Gott. An diesem idealen Heiligenbild haben ungezählte Millionen der Menschheit seit fast 2000 Jahren ununterbrochen bildnerisch mitgearbeitet. Dieses Christusbild ist allmählich zum Symbol eines höchsten sittlichen Ideals geworden: unendliche Güte und Menschenliebe, Wahrhaftigkeit, unnahbare Hoheit und Reinheit, höchste Weisheit und Opferwilligkeit verkörpern sich in ihm. Solches Idealbild ist, eben weil ihm das feste historische Rückgrat fehlt, einer beständigen Umwandlung unterworfen: jedes Zeitalter, jeder Volksstamm, jeder einzelne hat seinen Christus. Und dieser kann und soll natürlich durch keine historische Forschung, die immer nur für wenige Intellektuelle Sinn hat, irgendwie angetastet oder herabgesetzt werden. Dieses Heiligenbild sei gänzlich unbetrachtet; wir lassen es behutsam auf seinem erhöhten Platz in der Kirche stehen.

Der deutschen evangelischen Theologie gebührt der Ruhm, historisch-kritisch am weitesten vorgedrungen zu sein. Freilich — auch dabei wieder eine Verschiebung der Zwecke. Sie ging nämlich aus, einen höheren, reineren Jesus zu suchen, „als Helfer im Befreiungskampf vom Dogma". „Und die größte Tat der deutschen Theologie ist die Erforschung des Lebens Jesu", sagt einer ihrer bedeutendsten Forscher, Albert Schweitzer [1118] (S. 1 f.). „Sie stellt das Gewaltigste dar, was die religiöse Selbstbesinnung je gewagt und getan hat." „Wir können es kaum mehr begreifen, in welch langen Wehen die historische Anschauung des Lebens Jesu geboren wurde." Und gerade der Haß, meint Schweitzer, hat die wissenschaftliche Erkennt-

nis am meisten gefördert. „Denn auch mit Haß kann man Leben Jesu schreiben — und die großartigsten sind mit Haß geschrieben." Schweitzer meint die von Reimarus und Strauß. „Weil sie haßten, sahen sie am klarsten in der Geschichte. Sie haben die Forschung mehr vorwärtsgebracht als alle andern zusammen. Ohne das Ärgernis, das sie gaben, wäre die Wissenschaft heute nicht, wo sie ist." „Die Erforschung des Lebens Jesu war für die Theologie die Schule der Wahrhaftigkeit." „Ein so schmerzliches und entsagungsvolles Ringen um die Wahrheit", wie es „die Welt noch nie gesehen" hätte.

In der Tat — wer Einblick in diese Forschungen gewonnen hat, muß der deutschen, evangelischen Theologie uneingeschränkte Bewunderung darbringen für ihre ethische Höhe. Und wer je an das Problem Jesu ernsthaft herangehen will, dem muß geraten werden, durch diese Schule zu gehen. Er muß mindestens Schweitzer [1118] verarbeitet haben, um die Schwierigkeiten auch nur zu ahnen, die sich da auftürmen. Die Lösung, die Schweitzer gibt, halten wir, mit Kritik gelesen, von den theologischen für die beste; sie scheint uns der geschichtlichen Wirklichkeit am nächsten zu kommen. Daneben sind wir aber auch gezwungen, den unbefangeneren Historiker zu befragen, und wir finden ihn in Eduard Meyer [453] und seinem dreibändigen Werk über Ursprung und Anfänge des Christentums. Eduard Meyer [453] [im Folgenden überall abgekürzt mit Ed. M.] meint, überaus treffend, von der modernen Theologie (I, S. 153): „Die herrschende Auffassung steht, ohne es zu wissen, noch durchaus im Bann des Rationalismus; sie hat kein Verständnis für die anomalen, rationell gar nicht zu fassenden Seiten des Seelenlebens, welche im Leben aller Religionen und vor allem bei der Entstehung einer neuen Religion oder Sekte eine so gewaltige Rolle spielen; sie möchte alle Propheten, Visionäre und Wundertäter in normale Sterbliche umwandeln, deren geistige Bedeutung zwar anerkannt wird, deren Denken und Handeln sie aber mit dem Durchschnittsmaß zu messen versucht." —

Zuvor noch eine andere Frage, die viele Köpfe gequält hat. Ist Jesus denn nicht bloß eine Sage, ein Mythus? Hat er denn wirklich gelebt? Auch darüber gibt es eine Riesen-Literatur. Nach ihrer kritischen Musterung kommt Schweitzer [1118] zu dem Ergebnis: die Leugnung des historischen Jesus wäre eine „undurchführbare Hypothese"; er findet „... die Annahme, Jesus habe existiert, überaus wahrscheinlich, ihr Gegenteil aber überaus unwahrscheinlich ..." Schärfer drückt sich Ed. M. [453] (III, S. 219) aus: „Von hier aus [nämlich dem Märtyrertod Jesu und seiner Wirkung] wird vollkommen klar, wie kindisch die Versuche sind, Jesus aus der Geschichte zu streichen und ‚religionsgeschichtlich' in eine Idee zu verflüchtigen."

Daß man wirklich an den historischen Jesus herankommen kann, viel besser als etwa die Paläontologie an ihre Geschöpfe, das beweist die historische Textkritik unserer Quellen.

Welche Quellen können wir benützen? Von vornherein auszuschließen sind: der Talmud, die außerbiblischen Evangelien, der sogenannte „Bericht des Pilatus"; sodann vom Neuen Testament das ganze Johannes-Evangelium, ferner alles, was über Jesu Abstammung, Geburt und Kindheit erzählt wird, also von Matthäus und Lukas je die zwei ersten Kapitel (Ed. M.[453] I, S. 54), auch Jesu Taufe und die Versuchung in der Wüste sind als Mythus wegzulassen. Endlich müssen die Reden Matthäus 24 und Markus 13 wegfallen. Dasselbe gilt im wesentlichen vom ganzen Lukas-Evangelium, das (auch nach Ed. M. [453] I) ein „Literaturwerk" ist, eine wissenschaftliche Bearbeitung der Überlieferung. Schweitzer nennt Lukas, wo er nicht mit Matthäus und Markus übereinstimmt und darüber hinausgeht: „zweifelhaftes Gut". Sicherlich steht Lukas, was Umformung, Verklärung und Verheiligung anlangt, in der Mitte zwischen Johannes und den beiden andern. Dafür hat z. B. auch Shaw [1122] einen scharfen Blick; er kennzeichnet das Romantische, das stark Künstlerisch-Literarische am Lukas-Evangelium: Jesus als Frauenheld — Richtung Renan und Pariser Oper —, etwas süßliches Theater also.

Die spärlichen profanen Quellen (Tacitus, Annal. XV, 44[2]; Josephus, Antiquitäten XVIII, 3, 3 und XX, 9, 1; Sueton, Vita Claudii c. 25) bieten teils Unsicheres, teils zu wenig; höchstens wäre die Nachricht brauchbar, daß Jesu Bruder Jakobus 62 n. Chr. wegen Gesetzesübertretung gesteinigt wurde, was auch Ed. M. [453] (I, S. 51 und III, S. 74) für historisch hält (vgl. auch Schweitzer [1118] S. 451).

So bleiben uns in der Hauptsache Markus und Matthäus, die hinsichtlich des Menschlichen an Jesus mit einer geradezu monumentalen Naivität berichten und somit deutlich den Stempel der Echtheit an der Stirne tragen, namentlich Markus. Dessen Quellen gehen (Ed. M. [453] I, S. 121, 146 f.) teilweise, auch schriftlich, bis in die Generation zurück, die Jesus persönlich genau gekannt hat; dazu kamen selbst übernommene Erzählungen von Petrus an Markus. Über die Hinrichtung hatten die Frauen aus Jesu Gefolge berichtet[3].

Über Jesu Äußeres ist nichts Sicheres überliefert worden. Der römische Platoniker Celsus nennt ihn allerdings von Gestalt „unedel, häßlich und klein" (z. n. Dulk [1104] S. 224). Dulk betont, daß dieser Überlieferung aus dem 2. Jahrhundert nie widersprochen worden ist; wir fügen hinzu: Schönheit wäre bestimmt überliefert worden. Das Verschweigen spricht eher für Unscheinbarkeit; Häßlichkeit würde auch ein Verlangen Jesu nach Kompensation noch mehr verständlich machen.

Vom Leben Jesu kann als historisch gesichert gelten (Schweitzer [1118] S. 390 f. und S. [1120] S. 16 f., Ed. M. [453] II): Geboren wahrscheinlich im Jahre 4 vor Chr. (Ed. M. I, S. 51. Gestorben 29 nach Chr. mindestens 33 Jahre alt). In seiner Geburtsstadt Nazareth tätig als Zimmermann. Der Vater war gestorben, die Mutter, vier Brüder und mehrere Schwestern lebten noch, als Jesus anfing, öffentlich aufzutreten. Sein Wirken dauerte höchstens ein Jahr, davon sind aber noch Monate abzuziehen. Er lehrte in geistiger Gefolgschaft von Johannes dem Täufer (der von vielen Zeitgenossen für dämonbesessen, für psychotisch angesehen wurde — Matthäus 11, 18 und Lukas 7, 33). Ob Jesus den Johannes den Täufer persönlich aufgesucht hat, ist historisch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Jedenfalls hat er einen starken Eindruck vom Hörensagen bekommen. Johannes hat nichts von Jesus gewußt (Ed. M. [453] I, S. 82—83); beide waren auch nicht miteinander verwandt. — Jesus heilte und lehrte umherziehend; seinen Lebensunterhalt bezog er von den Frauen aus seinem Gefolge (Ed. M. [453] I, S. 184). Er predigte bis zuletzt: „das Reich Gottes herbeigekommen; tut Buße", Markus 1, 15 — das „messianische Reich" war unter anderem in der Henoch-Apokalypse beschrieben; diese „hat auf die Ideenwelt Jesu sehr stark eingewirkt" (Schweitzer [1120] S. 19), daneben auch das Buch Daniel — der Weltuntergang mit „unerhörten Drangsalen" wäre nahe. Jesus erwartet dabei auch für sich „viel Schmach und Verfolgung", darnach aber (nicht jetzt, sondern im Reich Gottes) ist er zur Würde des „Messias" oder „Menschensohnes" bestimmt, das ist seine felsenfeste Überzeugung.

Nach Schweitzer legt die Henoch-Apokalypse das Engelwesen „Menschen-

---

[2] „Auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat; repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursum erumpebat, non modo per Judaeum, originem eius mali, sed..." usw. „Dieses Zeugnis kann kaum beanstandet werden" (Schweitzer [1118] S. 452); exitiabilis = verderblich, unheilvoll.

[3] Zu den Quellen vgl. Ed. M. [453] I, der alles sehr ausführlich und kritisch untersucht. Er selbst benützt auch nur Markus und die Spruchsammlung Q, die in Matthäus enthalten. — Wir bemerken gleich, daß auch der Mediziner im Grunde an die Quellen heranmuß. Als schlagendes Beispiel etwa Hebräerbrief 2, 9. Hier hat man zwei Lesarten. Die eine heißt „*χάριτι θεοῦ*", „durch Gottes Gnade" oder „von Gottes Gnaden" — die andere Lesart (gut bezeugt nach Barth [440] S. 5) lautet „*χωρὶς θεοῦ*", was heißen würde „unter den Qualen der Gottverlassenheit" (Barth) — nämlich den Tod schmeckte. *χωρὶς* paßt sinngemäß viel besser zu den letzten Worten am Kreuz, aber — die Katathymie wählt natürlich *χάριτι*.

sohn“ und den „Herrscher der Zukunft“, den Messias oder Gesalbten aus Daniels Geschlecht zusammen. Nach E. M. [453] (II, S. 337) ist „Menschensohn“ ein verhüllter Ausdruck; er deutet damit seinen messianischen Anspruch an, „ohne ihn offen auszusprechen“. Menschensohn ist der kommende Weltrichter — trotz seiner menschlichen Gestalt ein göttliches Wesen. Der präexistente Messias ist zugleich der Sohn Gottes. Unvermittelt daneben steht dann „der messianische König aus Davids Stamm“. Jesus selbst verwirft (Markus 12, 35), daß der Messias aus Davids Stamm sein müsse. Sohn des Menschen als Bezeichnung des Messias wird absichtlich gewählt, denn es hat „dieser Ausdruck einen geheimnisvollen, nicht allgemein verständlichen und verstandenen Sinn, sowohl sachlich wie sprachlich, da barnâsâ eben auch einfach jeden Menschen bezeichnet“. Darum gerade wählt ihn Jesus; er deutet die Messiaswürde an, ohne den Anspruch offen zu erheben (Ed. M. [453] II, S. 337—345). Dem Volke hat er sie also geheimgehalten, dem er, bis zum Geständnis vor dem Hohenpriester, immer nur der Prophet aus Nazareth blieb. — Jesus erwartet das Weltende zur Erntezeit, sendet seine Jünger zur Verkündigung aus [?] und wähnt, „im Verlaufe der Drangsal, während sie von ihm fort sind, in den Messias verwandelt zu werden“ (so meint wenigstens Schweitzer; Ed. M. [453] I, S. 278 allerdings hält die Aussendung der Jünger Markus 3, 14 und 6, 7 für eine nachträgliche Einfügung). Als er nicht Messias wird, zieht er sich, jedenfalls für den Herbst und Winter, auf heidnisches Gebiet zurück, „ohne zu predigen und nur darauf bedacht, unerkannt zu bleiben“ (Schweitzer [1120] S. 23). Jetzt reift in ihm die Opferidee. Die Lehre vom leidenden Messias, also die eigenen Prophezeiungen über seine Hinrichtung usw. mit allen Einzelheiten sind nachträglich vom Christentum hinzugefügt und nicht von Jesus selbst verkündet; trotzdem ist sein Gedanke, das Leben als Lösegeld für Viele zu geben, also die Opferidee als historisch anzusehen (Ed. M. [453] I, S. 117—120). Gerade als kommender Messias muß er für die andern leiden und sterben. Er hielt den eben gestorbenen Johannes d. T. für Elias, und dieser sollte ja für die letzten Tage der Welt wiederkommen, also die Drangsal einleiten. Außerdem hatte Jesaja von dem Knecht Gottes gesprochen, der für die Schuld des Volkes leidet. Jesus meint nun, die Drangsal wird den Menschen erlassen, wenn er stürbe (Markus 10, 45: „sein Leben zum Lösegeld für Viele“). Im Tode wird er dann Messias und wird das Weltgericht und das Reich Gottes heraufführen; darum geht er nach Jerusalem, dort zu sterben. Die Mehrzahl der Jünger weiß erst wenige Wochen vor seinem Tode davon, daß er sich für den Messias hält; Petrus hatte es ihnen verraten, der zuerst davon wußte. Jesus handelte oft (insgeheim, nur für sich) als Messias: so der Einzug in Jerusalem insgeheim als Messias, um die Prophezeiung zu erfüllen. Judas verriet dann sein Messias-Geheimnis an die Priester, und so wird er „aus dem gefeierten Propheten zum Wahnwitzigen und Gotteslästerer“ (Schweitzer [465] S. 395). — Das Rätselvoll-Meteorhafte dieses Lebens erscheint auch schon in der Geographie des Auftretens: im Sommer weg aus der Heimatstadt Nazareth, weil er dort sogleich Anstoß erregte — dann zum See Genezareth und seinen Dörfern — im Herbst Entweichen nach dem Norden, nach Phönizien, bis über den Winter — dann im Frühling Zug nach Jerusalem, auf dem östlichen Jordanufer, unter Umgehung des gefährlichen Samaria — Einzug in Jerusalem und Ende. Im ganzen ein Hin- und Herflackern und Verlöschen. — Vom Einzug in Jerusalem an bis zum Kreuzestod ist fast alles als historisch anzusehen, wie es Markus berichtet.

Was hat es mit diesem seltsamen Leben auf sich? Schon seine Familie und die Schriftgelehrten hatten Jesus für „nicht richtig“ gehalten. So übersetzt man wohl am besten für unser modernes Gefühl die griechischen Ausdrücke Markus 3, 21—22; mit „echt psychotisch“ kann man sie nicht gut übersetzen, weil es damals keinen klaren Begriff davon gab. Ähnlich gemeint war es aber. (Vom Dämon besessen sein, *δαιμονίζομαι* oder *μαίνεται*, wie Johann. 10, 20—21 im selben Sinne sagt, wird sonst mit „rasen“ oder „verrückt sein“ übersetzt.) „Wenn irgend etwas im Leben

Jesu, so trägt diese Geschichte das Gepräge vollkommener Authentizität", sagt Ed. M. [453] (I, S. 71), gewiß mit allergrößtem Recht von Markus 3, 20 f. 6, 1 f.

In der Tat: hier liegt das Problem. Wir wollen dabei jene obigen Ausdrücke gar nicht einmal allzu schwer nehmen. Alles Auffallende und Abnorme wird leicht als „verrückt" bezeichnet, ebenso wie alles Unsinnige. In der ganzen Frage darf man sich überhaupt nicht in Einzelheiten festbeißen. Immer gilt es, das Ganze im Auge zu behalten, die Hauptsachen. Was fällt an diesem kurzen Lebensausschnitt am meisten auf?

Auch die theologische Forschung sieht sich genötigt, von der „vulkanischen Natur eines unermeßlichen Selbstbewußtseins" zu sprechen (Schweitzer [1118] S. 391). Nicht bloß der unbefangene Mensch von heute hat dabei das dunkle Gefühl: in diesem Leben, an diesem Manne ist irgend etwas nicht in Ordnung, da stimmt etwas nicht. Denn auch die übliche Auffassung vom Genie und ihre Anwendung auf Jesus löst das Problem nicht. Etwa: revolutionärer Neuerer, Verkennung, Undank, verspätete Anerkennung. Aber das trifft nicht den Kern. Solch revolutionäres „Genie" müßte doch eine wirklich ganz neue Gabe in den Händen mitgebracht haben. Jedoch nichts von alledem. An der Ethik Jesu, namentlich an ihren Grundzügen, ist ja doch gar nichts Neues zu finden. Die Antike und das alte Testament waren längst ebenso weit entwickelt. Jesus vertritt nur eine etwas freiere Richtung und gibt sie in schöner, bilderreicher Darstellung und hübschen Gleichnissen wieder, die aber auch, wohlgemerkt vielfach aus der späteren Transformierung stammen, z. B. von Lukas, dem Literaten. Jesus lebt ganz in der abergläubischen Gedankenwelt seiner Zeit und der Pharisäer: Weltuntergang, Reich Gottes, Messias und Weltenrichter — alles nichts Originelles.

Was gab er denn eigentlich? Ich, ich bin der Messias. Das war neu. Und das glaubte man nicht (wie man es heute auch niemandem glaubt, der es von sich behauptet). Und das nagelte ihn ans Kreuz. War dies aber ein Geniewerk: „Ich bin der Messias"?

Dieser Gedanke wurde zum „Werk" erst dadurch, daß Petrus und Paulus es glaubten und ihn auferstanden sahen. Sie beide gaben der Menschheit den Christus. An ihm war das einzig wirklich Originelle: ich bin der Messias. Also gewiß kein Genie im Sinne eines intellektuellen Neuschöpfers.

Da stimmt etwas nicht. Auch die Philosophen sind mit dem Problem nicht fertig geworden. Reimarus so wenig wie Nietzsche. Dieser große Psychologe möchte die „Schwierigkeit" der Evangelien der Überlieferung zuschieben, die das Jesus-Bild entstellt hätte; denn er mag nicht an den evangelischen Jesus glauben.

Und Eduard von Hartmann (Das Christentum des Neuen Testaments, Sachsa 1905) faßt (nach Schweitzer [465] S. 317) Jesus so auf: er „„verfiel zuletzt in einen Zustand „abnormer Steigerung des Selbstgefühls". Zuletzt bekennt er sich vor seinen Jüngern und dem hohen Rat als den Messias..."" „Seine Ethik ist uns fremd und anstößig ..." „Kein Genie, sondern ein Talent ..." mit „zahlreichen Schwächen und bedenklichen Verirrungen", ein „stiller Fanatiker und transzendenter Schwärmer". — Auch z. B. Spengler [758] wird nicht recht mit dem Problem fertig, wenn er Jesus als ein „Kind" auffaßt (II, S. 256 f). — Ebensowenig der Philosoph Baumann [1110], der bei Jesus nicht religiösen Wahnsinn, sondern „Nervenüberreizung" annehmen will. — Eine Ausnahme macht nur Dulk [1104], den man wohl auch zu den Philosophen rechnen muß. Er beginnt mit einem ausgezeichneten Abschnitt über „Das Zwittertum der Theologie"; seine Kritik der Evangelien mutet uns ganz modern an, trotzdem verwendet er später Johannes und Lukas. Seine Charakteristik Jesu ist aber teilweise sehr treffend (S. 221). Vor allem hat er Blick für das Größenbewußtsein Jesu (I, S. 96 f. II, S. 273 f., 281). Er spricht von Markus 14, 62, dem Messias-Bekenntnis vor dem Hohenpriester. „Mit dieser im Judentum unerhörten Gotteslästerung einer Gleichsetzung mit Gott, unter der der Hohepriester seine Kleider zerreißt, ist das Urteil des Beschuldigten besiegelt, ist das

Christentum gegründet und ist in seinem Träger Jesus auch die Umnachtung des Geistes vollendet! Nicht daß sein äußeres Bewußtsein schlummerte —" (S. 281). „Doch sein inneres Bewußtsein, sein Urteil gehört der Welt nicht mehr an. Sich nur hat er, die ganze Welt ist ihm sein Selbst geworden, die ungeheure Ichsucht des Geistes hat das Menschliche verschlungen" (II, S. 282). „Wehe dem, der sich abergläubisch dem Wahn ergeben hat, dessen Geist umnachtet ist von den Phantasiegebilden einer selbstgeschaffenen, ‚anderen' Welt" (S. 286).

Fragen wir nun weiter auch die Männer vom Fach, die Theologen. Als Einleitung dazu aber erst die Auffassung eines Historikers. „Es ist sehr begreiflich, daß die liberale Theologie den Wunsch hat, die Überlieferung, daß Jesus sich offen als Messias bekannt habe, zu beseitigen . . .", betont Ed. M. [453] (I, S. 193 f.). „Es ist das fundamentale Problem für die Auffassung des geschichtlichen Jesus, das wir damit berühren." Und Ed. M. vertritt überall die Anschauung: Jesus hat sich für den Messias gehalten und sich als solchen bekannt; er ist als Gotteslästerer verurteilt worden. Bei der Sündenvergebung (Markus 2, 3—12) bekennt er sich als Messias, denn „Menschensohn" ist „wie sonst überall" die Bezeichnung für den Messias (Ed. M. [453] I, S. 104; auch I, S. 299: Einsetzung der Zwölf als der Messias). Allerdings wurde er bis zu der Hinrichtung nur spärlich als Messias erkannt: von Petrus und den anderen Jüngern, von einigen Anhängern beim Einzug, in Jericho von dem blinden Bettler Markus 10, 46 (Ed. M. [453] I, S. 114). Sein Messiasanspruch trat eben bis Jerusalem „nur verhüllt, mit starker Zurückhaltung" auf (Ed. M. I, S. 87).

Der Theologe Schweitzer [1120] sagt nun zum Jesus-Problem im allgemeinen: „Der Verdacht, daß die Psyche Jesu irgendwie krankhafte Züge aufweisen könne, wurde von der Geschichtsforschung ausgesprochen, lange, ehe sich die Psychiatrie mit der Person des Nazareners beschäftigte" (S. 2). — Die kritischen Geschichtstheologen sind also als erste auf den Verdacht einer Psychose bei Jesus gekommen und nehmen sogar, wie Schweitzers Worte zeigen, das Prioritätsrecht für diesen Gedanken in Anspruch. Der erste war David Friedrich Strauß, 1835. Ziegler [1114], der ausgezeichnete Biograph von Strauß, meint über ihn (I, S. 194), er wäre persönlich kein Revolutionär gewesen; und doch wäre (I. S. 197) 1835 „das große Revolutionsjahr der modernen Theologie". Das Leben Jesu von Strauß erregte „ungeheures Aufsehen". Es wäre in dem Buch ein „Geist hoher, sittlicher Wahrhaftigkeit" (I, S. 162). „Ehrlichkeit aber und Wahrhaftigkeit, wozu Strauß die Theologie zwingen wollte — ... waren dieser etwas ganz Ungewohntes." So ist denn ja auch Strauß sein Leben lang als Ketzer behandelt worden, er hat selbst das Gefühl gehabt, ein Ketzer zu sein (I, S. 260). Gezeichnet, geächtet, verlassen.

Strauß bezeichnete Jesus öffentlich als „Schwärmer". „Wer nach seinem Tode wiederzukommen erwartet, in einer Art, wie nie ein Mensch wiedergekommen ist, der ist uns — zwar nicht gerade ein Verrückter, aber doch ein arger Schwärmer", sagt er in seinem „Leben Jesu für das deutsche Volk" (1864. S. 236). Jedoch in einem Briefe an Wilhelm Lang (z. n. Ziegler [1114] II, S. 608—9) drückt er sich schärfer aus. Schweitzer berichtet die Stelle so: Strauß „„empfand das „Abenteuerliche" in dem Wiederkunftsgedanken so stark, daß er die Idee „als dem Wahnsinn ganz nahe" stehend zu betrachten geneigt war."" Es fällt auf, daß Schweitzer [1120] dann auf die Fortsetzung des Briefes (von Strauß an Lang) nicht eingeht. Die trifft aber gerade den Kernpunkt. Strauß fährt nämlich über Jesu Wiederkunftsidee fort: „Dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz anderes, als es im allgemeinen nur erwarten, und wer es von sich und für sich erwartet, der will uns nicht allein als Schwärmer erscheinen, sondern wir sehen auch eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch (und nur von einem solchen reden wir hier durchaus) sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt..." Ziegler [1114] (II, S. 609) fügt von sich aus hinzu: „Wer Schweitzers eschatologisches Jesusbild kennt, der wird Strauß

recht geben müssen: das ist nicht die Ideenwelt eines gesunden, sondern eines pathologischen, geisteskranken Menschen[4]."

Die psychologische Unbegreiflichkeit eines Messiasbewußtseins, einer Wiederkunftslehre auch für Theologen findet sich unter anderem ausgedrückt bei Hase (Geschichte Jesu, 2. A. 1891. S. 677), bei Johannes Weiß (Predigt Jesu vom Reich Gottes S. 52, 155), um nur zwei Beispiele anzuführen.

Der Irrengeistliche H. Werner [1113], der die psychische Gesundheit Jesu verteidigen will, fragt: „War Jesus geisteskrank? Schon in den Tagen der Vermittlungstheologie des vorigen Jahrhunderts ward diese Frage oft genug aufgeworfen. Es geschah in der damals beliebten Alternative: Entweder war Jesus der, für den er sich ausgab — ... oder er war ein geisteskranker Mensch" (S. 3). Naumann [451] (Oberpfarrer) sagt: „Auch in unserer Zeit hat man das hohe Selbstbewußtsein Jesu so zu erklären versucht, daß man ihn als einen unheilbar Geisteskranken beschrieb. Die Schriften sind wissenschaftlich unzureichend, aber sie haben doch den Punkt getroffen, auf dem die Entscheidung steht: entweder ist Jesus geisteskrank oder es ist ein Geheimnis in ihm. Für die erstere Annahme ist nichts Begründetes vorzubringen, vielmehr fallen alle derartigen Darstellungen bei genauerer Prüfung in sich zusammen, so bleibt uns das Geheimnis. Aber kann ich jemandem beweisen, daß die Versicherung Jesu, mit Gott eins zu sein, keine Selbsttäuschung ist?" —

Ein anderer theologischer Ausweg war der, bei Jesus den Begriff des „Ekstatischen" einzuführen, wie es O. Holtzmann [1105] getan hat. Treffend sagt Schweitzer [405] (S. 298) darüber, „daß er nun den Begriff des Ekstatischen viel zu weit faßt und darunter gewissermaßen alles eschatologische Denken und Reden Jesu subsumiert." [Nach unsern Begriffsbestimmungen wäre für eschatologisch etwa archaisch, prälogisch, magisch oder auch abergläubisch einzusetzen.] Schweitzer sagt weiter sehr richtig: „Ekstatiker war Jesus etwa bei der Taufe und der Verklärung. Was aber Oskar Holtzmann gewissermaßen als bleibende Ekstase anführt, ist mehr eschatologische idée fixe." — Trotz allem bleibt die Arbeit von O. Holtzmann [1105] ein bedeutendes, freimütiges Werk; für ekstatisch hat man darin überall nur entweder „irgendwie psychopathologisch" oder „archaisch-abergläubisch" zu setzen, und man wird es mit großem Gewinn lesen. Auch O. Holtzmann [1105] kommt zu gleichem Ergebnis wie Schweitzer. „Inzwischen hat die ruhige geschichtliche Kleinarbeit an den Quellen die Unmöglichkeit dargetan, die phantastisch erscheinende Zukunftshoffnung und die schroffen Forderungen Jesu aus seinem Bilde auszuscheiden" (S. 9). Sein Glaube an die Nähe des Himmelreiches und des letzten Gerichts, sein Glaube, selbst der künftige Messias zu sein, wären historisch echt. Was Jesus in den Abendmahlsreden sagt, „greift über alles Maß menschlichen Selbstbewußtseins hinaus" (S. 113).

Zahlreichen Theologen hat, von Strauß an, die Frage Kopfzerbrechen gemacht: ist das Eschatologische bei Jesus nicht schon Krankheit? Schweitzer, der gerade das Eschatologische besonders herausgearbeitet hatte, wurde von Holtzmann und anderen Theologen immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß er einen Jesus darstelle, dessen Anschauungswelt sich wie ein „Wahnsystem" ausnähme. Aber Schweitzer [1120] hielt es doch für notwendig, „die Ehrfurcht vor der Wahrheit über alles zu stellen". (Vergl. auch Schweitzer [1118], S. 366, 589.)

All diesen Forschern hatte sich unter anderm auch Frenssen angeschlossen (Hilligenlei S. 542): „Seine Seele geht bis an die Grenze des Menschlichen, bis an die Grenze eines erhabenen Wahnsinns." Barth [440] (S. IV) findet, daß solchen Darstellungen gegenüber, „in welchen Jesus hart an die Grenze des psychopathischen Schwärmens [eS] heran gerückt

[4] Eschatologie ist die Lehre von den sogenannten letzten Dingen: Geschick des Menschen nach dem Tode, Jenseits, Endgeschick der Welt, der Menschheit. Bei Jesus also: das Reich Gottes nach dem Weltuntergang, seine eigene Wiederkunft, sein Messias- und Weltenrichtertum.

war", der psychiatrische Weg „doch klärend und luftreinigend" gewirkt hätte.

Der theologische Verdacht, Jesus könne geistesgestört gewesen sein, gipfelt wohl in der Arbeit von H. Werner [1117] (Pastor emer., früher Irrengeistlicher). Werner sagt unumwunden von dem „Lebensbild, wie es durch die liberale Theologie herausgearbeitet wurde": „Denn dieser Jesus ist, mag man sich auch dagegen wehren, wie man will, nicht psychisch gesund, sondern geisteskrank" (S. 349). Werner stellt nun zusammen, was die verschiedenen Forscher über Jesus aussagten. Harnack: Jesus hat sich selbst für den Messias gehalten. Nach Bousset „...haben sich ihm die unerschütterlichen Grenzen zwischen menschlicher und übermenschlicher Existenzform verwischt, natürlich irrtümlich, wahnartig" (S. 354). Nach Hausrath (der übrigens ebenfalls Jesus ein Genie nennt) hat er sich für den Messias gehalten; er wollte von Jerusalem als Messias anerkannt werden. Auch Weinel läßt Jesus über die menschlichen Schranken weit hinausgehen. R. Otto: „Daß er ‚Messias' sei, war Jesu selber gewiß seit seiner Berufung ..." „Ein unerhört kühner Glaube." Schon Bruno Bauer hielt es für „undenkbar...", „„daß ein Mensch unter den Juden aufgestanden und gesagt: ‚Ich bin der Messias'." David Strauß sah [alles noch nach Werner] „eine unerlaubte Selbstüberhebung" an Jesus. „Voll Verachtung hat sich darum Strauß in seinem letzten Buche „Der alte und der neue Glaube" von diesem hoffärtigen Schwärmer Jesus abgewandt." Werner [117] selbst meint über Jesu Messiasbewußtsein (S. 368): „Wahn aber ist es, sobald er es von sich selber glaubt. Das setzt ja ein völlig verändertes Selbstgefühl voraus, eine vermeintliche Umwandlung seiner Persönlichkeit [ins Göttliche], die nur auf pathologischer Basis entstehen kann. Derartige Wahnideen weisen, wenn sie dauernde sind, auf schwere psychische Erkrankung mit schlimmer Prognose hin..." Die spätjüdisch-apokalyptische Weltanschauung könne Jesus nicht freisprechen. „Mochte Jesus in die antike, speziell die spätjüdisch-apokalyptische Weltanschauung noch so tief verstrickt sein, sie konnte ihn, wenn er gesunden Sinnes war, nimmer zu einer so verstiegenen, jeder realen Unterlage entbehrenden Selbstüberhebung treiben..." (S. 369). [Man merke sich bitte diesen Satz für später.] „Spricht sich demnach die kritische Theologie das Recht zu, Jesum nur für einen Menschen, sei es auch für einen Menschen in höchster Potenz, zu erklären, so haben wir das viel größere, ungleich begründetere Recht, ihn einen Geisteskranken zu heißen." Werner selbst stellt schließlich, von sich aus, bei Jesus die Diagnose „Paranoia" wegen seines „Größenwahns" (S. 370), und zwar exaltative chronische Paranoia — immer vorausgesetzt, daß das theologische Bild des historischen Jesus richtig wäre. „Man rede uns nicht von dem, was ein Orientale jener Zeit alles für möglich halten und glauben mochte. Auch die Israeliten jener Tage hatten ein lebhaftes Gefühl von dem, was den Menschen von Gott scheidet" (S. 376). „Der historische Jesus der liberalen Theologie ist und bleibt ein Geisteskranker" (S. 383). Werner kommt zu dem Schluß: entweder war Jesus gesund und wofür er sich ausgab [ein Gott] oder [als Mensch] ein Geisteskranker. Auch den Jesus, den Schweitzer [465] schildere, müsse man „den Geistesgestörten einreihen", fügt Werner [113] in einer anderen Schrift hinzu (S. 13). Jede Untersuchung würde „jede Theologie in die größte Verlegenheit versetzen, die Jesum auf das rein menschliche Niveau herabdrückt" (S. 21), denn dann müsse man sagen: Paranoia. Und was bringt nun nach allem schließlich die Katathymie bei Werner fertig? Er „widerlegt" alle medizinischen und theologischen pathographischen Anschauungen, eine nach der andern, und erhebt sich zu dem überraschenden Ergebnis (S. 62): „Vielmehr ist und bleibt er [Jesus] der einzige ganz normale Mensch, den die Geschichte kennt." Donnerwetter! ist man versucht auszurufen: entweder Gott oder geisteskranker Mensch, und schließlich der einzige normale Mensch der Geschichte...

„Ist ein Mensch", fragt Schweitzer [465] (S. 306), nebenbei in ganz anderem Zusammenhang, „mit einer weltflüchtigen Ethik, die sich zuletzt zu Reden wie in Mt 19, 12 versteigt [wer es könne, möge sich verschneiden], nach

unsern Begriffen „kerngesund" [wie Soden behauptet hatte]? Und bietet das Leben Jesu nicht genug Situationen, wo Jesus in Ekstase gewesen zu sein scheint?"

Das Problem klafft weiter. Schließen wir die Reihe der Theologen mit Schweitzer selbst ab, der, neben dem unfreiwilligen Vorstoß Werners, mit am besten auf das Historische zu vorgedrungen ist. „Für eine eventuelle Geisteskrankheit Jesu," führt Schw. [1115] (S. 366) aus, „können eine Reihe von Angaben in Frage kommen". Mk 3, 21, 22, 30 (von Sinnen, besessen). „Bei der Taufe hat er optische und akustische Sinnestäuschungen (Mk 1, 10—11)." Vielleicht halluzinierte er auf dem „Verklärungsberg". „Das ablehnende Verhalten der Familie gegenüber wird auch bei gewissen Psychosen beobachtet." Abnorme sexuelle Anschauungen (Mt 19, 12)? Die Beschwörung des Sturms (Mk 4, 39), die Verfluchung des Feigenbaums (Mk 11, 12—14) wären „auffällige Handlungen". Jesu wäre „eine gewisse Unruhe und Unstetigkeit" eigen, die für Geisteskrankheit sprechen könnte. Auffällig das Entweichen in der Nacht aus Kapernaum und die Weigerung zurückzukehren (Mk 1, 35—38). Er redete, ohne äußeren Anlaß, von nahe bevorstehenden Verfolgungen. Dann die Idee der Gottessohnschaft und der Berufung zur Würde des Menschensohnes. Stände die Überzeugung von der messianischen Würde in Analogie zu „größenhaften Wahnbildungen"? „Wenn ja, so gehört Jesus der Klasse der Geisteskranken an; wenn nein, so wird jeder Versuch, eine Psychose zu diagnostizieren, von vornherein [?] der größten Skepsis begegnen müssen." Die phantastischen Vorstellungen bei Jesus spielten [für die Psychose-Frage] keine Rolle. — So weit Schweitzer als Theologe; wir treffen ihn weiter unten als Mediziner wieder.

Die Theologie hat also das Problem, das ihr unzweifelhaft deutlich vorschwebt, nicht lösen können. Sie führt vielmehr einen gewundenen Tanz um das Fragezeichen auf. Immerhin bleibt ihr Mut bewundernswert, wenigstens so weit vorgedrungen zu sein. Aber H. J. Holtzmann [446] hat eine richtige Ahnung davon, wohin der Weg führt, ob heut' oder morgen, aber unerbittlich und eisern; Holtzmann spricht von der psychiatrischen Betrachtung Jesu und meint (S. 81): „Fast scheint es, als wolle sich die auf dem großen Weltmarkt geführte christologische Debatte zuletzt in dieser Richtung zuspitzen." — Symptomatisch dafür ist jedenfalls schon, daß etwa Bernard Shaw [1122] in vielgelesenen, nichtwissenschaftlichen Monatsheften („Die neue Rundschau") das Problem ganz offen und unbefangen bespricht, oder vielmehr, daß er die psychiatrische Lösung als selbstverständlich gar nicht einmal diskutiert. Er faßt Jesus so lange als gesund auf, bis Petrus ihn für Christus erklärt; er findet ihn nach seiner ursprünglichen Persönlichkeit „instinktiv immer etwas hochmütig", „äußerst unhöflich in Privatgesprächen", „jetzt anmaßend, diktatorisch und sogar beleidigend". Shaw hat die Laienauffassung (S. 980), daß ein „überarbeiteter Prediger schließlich krank wurde" und [durch die Überarbeitung] an einem „psychopathischen Wahn" litt. Nach der Christuserklärung durch Petrus war er ein Geisteskranker mit der „fixen Idee", dem „Wahn", ein Gott zu sein (S. 714), dessen Schicksal wäre, getötet zu werden (S. 639). Jesus wurde „hingerichtet wegen der Blasphemie seiner Behauptung, ein Gott zu sein" ... „Daher behandelte er [der Hohepriester] Jesus als einen Betrüger und Gotteslästerer, wo wir ihn als einen Geisteskranken behandelt hätten." „Hätte Jesus vor einem modernen Gericht gestanden, so wäre er von zwei Ärzten untersucht worden; man hätte entdeckt, daß er von einer fixen Idee besessen sei, er wäre für unzurechnungsfähig erklärt und in eine Anstalt geschickt worden . . ." (S. 484—485.)

Wir erwähnen Shaws Darstellung in der Tagesliteratur hauptsächlich deswegen, weil bedenkliche Gemüter uns vielfach dringend abgeraten haben, das Jesus-Problem in unserem Werk zu besprechen. Wenn sie aber Einblick in die theologische Fachliteratur darüber besäßen, würden sie ihre Bedenken ohne weiteres fallen lassen. Ja, sie müßten, wenn sie denn überhaupt eine ehrliche Klärung und die Wahrheit wollen, dringend verlangen nach einer modernen, fachmännischen, psychiatrischen

Behandlung der Frage. Sonst bleibt es bei einem kindlichen Rätselraten und fadem Laiengeschwätz. Es nützt nichts, daß man, wie der Psychiater Mörchen [1108] auf halbem Wege stehen bleibt; er mahnt, gewiß mit Recht, zu Vorsicht und schärfster Kritik, mahnt, abnorm und pathologisch wohl zu unterscheiden und bekennt schließlich, „„daß meiner Ansicht nach Naumann mit Recht das auffallende Selbstbewußtsein Christi als wesentlichsten Gegenstand einer psychiatrischen Betrachtung kennzeichnet. Ohne Zweifel liegt hier ein „abnormer Zug" vor. Ob es ein krankhafter Zug ist, wage ich... nicht zu entscheiden." " — Zu solchen unentschlossenen Halbundhalben gehörte später auch der erste Pathograph Jesu, Soury (der Sekretär Renans), der als Psychiater 1878 zu der Diagnose Paralyse gelangte, der aber in späteren Auflagen alles zurücknahm und um Verzeihung bat (Schweitzer [1118]). Immerhin bleibt die Arbeit Sourys [1103] bemerkenswert als einer der ersten wissenschaftlichen Versuche. Das Buch ist bezeichnenderweise in deutschen Bibliotheken nicht aufzutreiben; so folgen wir Ninck [1109], der (S. 230 f.) über Soury referiert: er nenne Jesus „aliéné et halluciné", „hysterisch und exaltiert", „nervenleidend und gehirnkrank". „Der Messianismus habe zu jener Zeit in der Luft gelegen und eine Reihe von Messiassen erzeugt. Die religiöse Bewegung, man könnte auch sagen Schwärmerei oder Überspanntheit, durch so abnorme Erscheinungen wie Johannes den Täufer und andere genährt, habe gleich einer Krankheit um sich gegriffen und in der strenggläubigen, altjüdischen Familie des Joseph von Nazareth einen günstigen Boden gefunden. Von diesem Feuer früh entzündet, sei Jesus teils durch seine gesundheitsschädliche Askese, teils durch seine überraschenden Erfolge immer weiter getrieben worden. Sein Gemüt sei mehr und mehr entgleist, sein Selbstbewußtsein habe sich ganz verstiegen, kurz, er gewähre zuletzt das Bild eines völlig aus dem Gleichgewicht gebrachten Geistes." Und ferner (S. 346): „... Jules Soury hat das gleiche Prinzip [wie Moreau auf das Genie, wie Lélut auf Sokrates] angewandt und die Evangelien auf Andeutungen über seinen Geisteszustand untersucht. Die Ausbeute ist stattlicher, als man erwarten sollte." Und Ninck, der Sourys Auffassung natürlich ablehnt, findet die Bezeichnung psychopathisch „verwirrend", wenn man damit auch Sokrates, Pascal, Spinoza und Newton bezeichne. [Ninck fehlt eben teils eine brauchbare Werttheorie, teils verwirrt ihn begreiflicherweise die Gleichsetzung von Genie und Irrsinn, von Überbegabung und Störung.] Das sympathische Buch von Ninck [1109] ist wieder ein Beweis für die ungeheure Macht des Affektiven, die zu katathymen Wertungen führt. Denn — Ninck besitzt einen scharfen Blick für das Paradoxe, Rätselhafte, stark Widerspruchsvolle an Jesus, außerdem Blick für das Zeitbedingte und Garnicht-Vorbildliche. Ungewollt wird so auch Nincks Charakterbild zur Pathographie.

In Deutschland haben die modernen Pathographien einen merkwürdigen Vorläufer in Noack [1102], den wir ganz zufällig und lange nach Abschluß dieses Abschnitts entdeckten; auch einer von jenen mancherlei Hochbegabten und zugleich Halbundhalben aus theologischer Atmosphäre. Noack beweist 1859 eine erstaunliche Fähigkeit zu psychopathologischer Einfühlung. Er bespricht „das gehobene Größengefühl..., vom Messiasgedanken der Gottessohnschaft getragen..." (S. 6). Für ihn ist Jesus „der wache Träumer" (S. 10). Noack nimmt bei Jesus Selbstkastration an [wir kommen darauf noch zurück]; er hat auch den fruchtbaren Gedanken einer Spaltung der Persönlichkeit bei Jesus. „Der Mensch muß sterben, damit die höhere Persönlichkeit in ihm zur vollen, siegreichen Wirklichkeit komme, damit die Träume der Gottessohnschaft wahr werden, die das gesteigerte Selbstgefühl geträumt hat. Weil er lieber das Leben, als seine Einbildungsvorstellung, der himmlische Menschensohn zu sein, aufgeben will, erscheint ihm die Hingabe des Lebens als eine ihm vom himmlischen Vater auferlegte Pflicht, der Tod als notwendiges Opfer. Ein Opfer war es in der Tat, das er seinem Größenwahn bringt und das ihm leicht erscheint, solange die Aufregung des Selbstgefühls dauert" (S. 11).

Es gibt nun über Jesus vier neuere Pathographien, die diskussionsfähig

sind: die von Rasmussen [1107] (1905), Loosten [1106] (1905), Binet [1111] (1908—1912) und Hirsch [1115] (1910).

Rasmussen [1107] (Däne, Dr. phil. und cand. theol.), hinter dem beratend eine erste psychiatrische Autorität Kopenhagens steht, gibt eine „vergleichend psychopathologische Studie", indem er zahlreiche Parallelen aus der Geschichte bringt, in denen irgendwie Psychopathologisches religiöse Größen schafft. Rasmussens Diagnose „Epilepsie" ist gewiß unsinnig (offenbar unter Lombrosos Einfluß), aber er korrigiert sie zum Schlusse eigentlich schon selber in „Paranoia" um, nach der Ansicht seiner Autorität. Rasmussen geht auf Einzelheiten überhaupt nicht ein. Aber sein Hauptgesichtspunkt, das Vergleichend-Religions-Psychopathologische, wird ein bleibender wissenschaftlicher Gewinn sein. In dem Werk über Lazzaretti (Ein Christus aus unsern Tagen) hat er einen weiteren, noch wertvolleren Beitrag dazu geliefert.

Die drei psychiatrischen Pathographien haben einen gemeinsamen großen Fehler: sie sind von vornherein zu — gläubig. Sie glauben an das Johannes-Evangelium, als an eine historische Quelle. Sie sehen nicht das stark Transformierende daran, das wir auch schon an Lukas wahrnehmen können. So verlieren alle drei Arbeiten etwas an wissenschaftlichem Wert und sind in Einzelheiten veraltet. Dies gibt aber darum noch niemand das Recht, ihre Grundgedanken an dieser Schwäche zu messen, wie es Schweitzer [1118], [1120] leider tut; das wären billige rethorische Lorbeeren. Alle drei stellen die Diagnose Paranoia; Jesus habe an dem Größenwahn gelitten, ein Gott zu sein. Neben der etwas rationalistischen, aber vornehm-gediegenen Arbeit des Deutschen de Loosten [1106] steht die flammende Schrift des Amerikaners William Hirsch [1115] (Psychiater in New-York, ein Schüler Mendels); sie ist ganz von tendenziösem Haß diktiert. Womöglich noch leidenschaftlicher, noch haßerfüllter klingt die Stimme des Franzosen Charles Binet-Sanglé (Professeur à l'Ecole de psychologie de Paris). Gewiß — auch Binets [1111] sehr gründliches, höchst gediegenes Riesenwerk (3 Bände mit etwa 1400 Seiten) ist vielfach zu rationalistisch, allzu materialistisch-physiologisch in seiner Gesamthaltung und historisch eben zu gläubig; es klebt an Einzelheiten über Hunderte von Seiten hinweg, es zerreißt in der Darstellung, was durchaus zusammengehört, aber dennoch bleibt es im ganzen eine Tat, eine bewundernswerte Leistung. Wenn sich auch seine Stimme in leidenschaftlichem Haß überschlägt — — wie sagte doch Schweitzer von Reimarus und Strauß? „Weil sie haßten, sahen sie am klarsten in der Geschichte. Sie haben die Forschung mehr vorwärts gebracht als alle andern zusammen." Der Haß von Binet (wie auch der von Hirsch) ist übrigens ein rein intellektueller Haß, eingegeben von höchstem, lauterstem Ethos und Idealismus, für die Wahrheit und für den Fortschritt der Menschheit. Der Haß hat Binet hellsichtig gemacht. Seine Auffassung vom ausgesprochen Psychopathischen in der Grundpersönlichkeit des nazarenischen Propheten wird in ihren Hauptzügen wissenschaftlich kaum umzustoßen sein. Und seine Diagnose Paranoia mit hebephrener Jugendkrisis streift schon ans Moderne, wenn die Jugendkrisis auch von Binet schwach begründet ist.

Es hat nicht an Gegenschriften gefehlt. Kneib [1112] wendet sich gegen Loosten, Baumann und Rasmussen; Schäfer [1116] nur gegen Loosten; Werner [1113] gegen alle zusammen (außer Hirsch und Binet, die niemand in Deutschland kennt). „Die Widerlegungen, mit denen Kneib, Schäfer und Werner ... auf den Plan treten, sind nicht geeignet, der Diskussion ein Ende zu setzen. Sie sind ausschließlich apologetisch gehalten und gehen nicht auf den wissenschaftlichen Kern der Frage ein", urteilt sie Schweitzer [1118] (S. 365) ab. „Kneib muß ganz außer Betracht bleiben." [Nichts als leere Worte.] Von Schäfer sagt Schweitzer [1120] (S. 27): „Er beherrscht das historische Material nicht besser als sein Gegner." Außerdem, fügen wir hinzu, verliert Schäfer den Blick aufs Ganze und ist psychiatrisch ganz unzureichend in der Paranoia-Frage. Es fehlt völlig die Erörterung des Kern-Gesichtspunkts, daß Jesus sich selbst für ein überirdisches Wesen hielt. „Seine ... ewige Größe unter den Menschen, also die Wirklichkeit, schließt

a priori Größenwahn aus ...“ (S. 136.) Eine richtige petitio principii. „Von Größenideen keine Spur ...“, meint er ganz naiv.

Es bleibt uns noch die Widerlegung jener obigen Pathographien durch Schweitzer [1120] selbst zu besprechen. Durch Schweitzer als Arzt. Seine Arbeit ist eine (um 2 Seiten erweiterte) Doktor-Dissertation. Mit dieser Widerlegung hat dann in der Literatur unseres Wissens die medizinische Diskussion über Jesus ein Ende; sie scheint also allgemein als letztes Wort in der Frage zu gelten.

Kann Schweitzers Arbeit das sein? Schweitzer war Universitätsprofessor für Theologie, hat später noch Medizin studiert und ist als Arzt zu den Negern nach Afrika gegangen. Seine Widerlegung ist eine Doktorarbeit. Es erhebt sich von vornherein dringend die Frage: Kann je die Doktorarbeit eines Anfängers, und besonders eines Anfängers in der gewiß schwierigen Psychiatrie, kann sie überhaupt wissenschaftlich zureichend sein? In einer so ungeheuer verwickelten Frage? Nur ein rundes Nein muß die Antwort sein. Daß der Verfasser einer der bedeutendsten, vielleicht der bedeutendste Leben-Jesu-Forscher unserer Zeit ist, spricht keineswegs für, sondern eher gegen die Möglichkeit wirklicher Objektivität des Verfassers, wohlverstanden rein im Psychiatrischen. — Zweitens erhebt sich die Frage: Kann eine Doktorarbeit über Jesus, bei der zwei Universitätsprofessoren Pate gestanden haben, der eine als Ordinarius und Referent, kann sie nach ihrem Endergebnis wissenschaftlich objektiv sein? Ist es überhaupt denkbar, daß sie (also offiziell) eine Psychose bei Jesus annehmen könnte? Bis uns das Gegenteil bewiesen wird, sagen wir auch hier rundweg: nein. — Eine dritte Frage: kann ein Theologe, und sei er noch so weit fortgeschritten wie Schweitzer, im Jesus-Problem wohl überhaupt einen ungetrübten Blick haben, ohne affektive Gebundenheit und Katathymie? Oder sind nicht vielmehr diese weit links stehenden Theologen ein typisches Beispiel für die Zwiespältigkeit der Modernen, wie wir sie in der Geniefrage auch bei manchen Psychiatern nachweisen konnten? Zu fest an Vergangenheit und alte Ideale gekettet und doch dabei viel zu viel neue Wissenschaft im Kopf — das zerreißt innerlich. Mit Mühe werden zerbrochene Scherben notdürftig zusammengeleimt. Man kann wohl von dem Ast abspringen, den man sich selber fast abgesägt hatte; aber man kann von niemand verlangen, daß er sich selber am Blinddarm operiert oder daß er sich selber den Star sticht. Das muß immer ein anderer für ihn tun.

Ein schlagendes Beispiel für die katathyme Auffassung oder Darstellung Schweitzers ist seine Stellungnahme zu der einen Arbeit von H. Werner [1117]: „Der historische Jesus der liberalen Theologie — ein Geisteskranker“, die wir oben besprochen haben. Werner sagt, in Übereinstimmung mit der ganzen modernen Psychiatrie, sehr richtig, daß auch die Verstrickung in die spätjüdisch-apokalyptische Weltanschauung Jesus nie zu einer so verstiegenen Selbstüberhebung treiben konnte (S. 369). „Wahn aber ist es, sobald er es von sich selber glaubt.“ Also krank trotz des Eschatologischen. Wohlgemerkt: trotz. Und was macht Schweitzer daraus? Man traut seinen Augen nicht. „Interessant ist, daß er [Werner] einen Jesus, der in seinem gesamten Tun, Lehren und Leiden konsequent von eschatologischen Erwartungen beherrscht wäre, unter die Geistesgestörten einreihen würde“ (Schweitzer [1118] S. 366). Und noch einmal sagt Schweitzer [1118] (S. 589) [es kann also kein Versehen sein]: „„Neuerdings sucht auch Hermann Werner ... darzutun, daß der Jesus der liberalen Theologie, sofern diese annehme, daß sein Selbstbewußtsein durch danielisch-apokalyptische Vorstellungen bedingt sei, als ein „Geisteskranker“ betrachtet werden müsse.““ Werner soll also nach Schweitzer gesagt haben: krank, weil eschatologisch. Weil. Tatsächlich hat Werner aber mehrmals stark betont: krank, trotzdem eschatologisch. Schweitzer verdreht also Werners Ansicht genau in das Gegenteil. Dabei hatte Schweitzer [465] selbst in der ersten Auflage seiner Geschichte (S. 395) die Sache genau so gesehen wie Werner. Er bespricht dort von Jesus das Problem „... warum er verurteilt worden ist. Sie [die Priester] geben dem Volk das Messianitätsgeheimnis

preis. Dadurch wird er für es alsbald aus dem gefeierten Propheten zum Wahnwitzigen [eS] und Gotteslästerer." Sehr richtig. Also nicht, weil Jesus mit dem Volk in apokalyptischem Aberglauben befangen war, es gäbe ein Reich Gottes und es komme einmal ein Messias, wird er verurteilt, sondern weil er sich selbst für den Messias hält. Da wird er dem Volk, das doch auch ganz eschatologisch dachte, zum „Wahnwitzigen".

Ist es heute anders? Wir haben Tausende von Messiassen in unsern Anstalten. Sind sie deswegen krank, weil sie in dem archaischen Glauben leben, Jesus wäre ein Gott? Dann wären ja Millionen Menschen krank. Oder nennen wir sie deswegen krank, weil sie sich selbst für Christus oder etwas ähnliches halten? Was unsern Kranken heute ein Jesus als höchstmögliche Person ist, das war damals eben der Menschensohn und Messias. Und wenn ein Zimmermann aus Nazareth sich plötzlich selbst dafür hielt, so sagte seine Familie, sagten die Schriftgelehrten und schließlich das ganze Volk: du bist verrückt. Du bist ein „Wahnwitziger", wie Schweitzer sehr richtig herausfühlt, — er, der doch jene Zeit besser kennen muß als wir alle. Das Wahnhafte, das Kranke ist ja doch nie der abergläubische oder sonstwie unsinnige Inhalt, sondern die Beziehung einer Größenvorstellung auf sich selbst, ihre affektive Dynamik aus dem Kern der Persönlichkeit heraus. (Nicht-Psychiatern sei dringend geraten, einmal bei Kräpelin [550] I, S. 307—328 über Wahnbildung nachzulesen. Dort ist auch der Unterschied von Irrtum, Aberglauben und Wahnidee scharf herausgearbeitet. Ebenso vergl. Bleuler [523] S. 65, 67 f. Ferner bei beiden die Abschnitte über Paranoia.)

Man kann leicht nachweisen, daß Schweitzer mit zweierlei Maß mißt: dieselbe Anschauung ist, wenn er selbst sie hat, richtig, wenn der böse Psychiater sie vorträgt, natürlich grundfalsch. Genau dieselbe Anschauung. Nur ein paar Proben.

Schweitzer [1120] (S. 10) will Hirsch widerlegen und gibt aus dessen Werk einen Auszug: „ „Alle seine [Jesu] Reden, Lehren und Predigten kulminieren in einem Wörtchen: „Ich". Hirsch führt für diese Ansicht eine Reihe von Stellen aus dem Johannesevangelium an... Auch erwähnt er in diesem Zusammenhange Sprüche über den „Menschensohn" aus den beiden ersten Evangelien, ohne zu bemerken, daß dort Jesus nicht von seinem „Ich" redet, da er die Identifizierung seiner Person mit dem Menschensohn in diesen Reden überhaupt nicht vollzieht." " Diese Widerlegung soll doch heißen: bei Jesus kulminiert nicht alles im Ich, denn das Johannes-Evangelium ist unbrauchbar und Jesus meint mit Menschensohn gar nicht sich selbst.

Man höre nun aber, was Schweitzer [1118] (S. 415) selbst von Jesus aussagt: „Tatsächlich aber blitzt überall aus Jesu Reden und Tun das messianische Selbstbewußtsein heraus. Man kann geradezu von den Taten seines messianischen Selbstbewußtseins reden. Die Seligpreisungen, überhaupt die ganze Bergpredigt mit ihrem überall gewaltig durchbrechenden Ich [eS], sind eine Manifestation der Würde, die er sich zulegt. Hat sich denn das Volk über dieses Ich keine Gedanken gemacht?" Schweitzer erwähnt dann die Stellen Mt 7, 21—23, Mt 5, 11—12, Mk 2,5 als Äußerungen des erhöhten Selbstbewußtseins. „In der Aussendungsrede tritt Jesu Ich noch stärker hervor", fährt Schweitzer fort und schildert darauf mehrere Seiten lang jene Erhöhung des Selbstgefühls. Und ist es nicht gerade Schweitzers Ansicht, daß Jesus sich für den Menschensohn hielt? „Wenn Jesus... seinen Jüngern die Parusie des Menschensohnes für die allernächste Zeit verheißt, mit dem geheimen Bewußtsein, daß er derjenige ist, der als Menschensohn geoffenbart werden wird..." (Schweitzer [1118] S. 413). Also: wenn ein Psychiater genau das gleiche sagt wie Schweitzer selbst, so wird es herabgesetzt. Aber Herabsetzung ist darum noch lange nicht Widerlegung.

Ein anderes Beispiel. Die berühmte Stelle von den Eunuchen Mt 19, 12. Auch Schweitzer [1120] findet mehrfach dieses Wort „auffällig" (S. 41). Aber — „die Pathographen, die aus ihm ein krankhaftes sexuelles Empfinden her-

auslesen wollen, sind jedoch im Irrtum. Sie bemerken nicht, daß Jesus sich kurz vorher (Mt 19, 3—9) über die Ehe sehr natürlich und bejahend geäußert hat." Und was sagt Schweitzer [465] (S. 306) selber an anderer Stelle: „Ist ein Mensch mit einer weltflüchtigen Ethik, die sich zuletzt zu Reden wie in Mt 19, 12 versteigt [dem Eunuchenwort], nach unsern Begriffen „kerngesund"?" Mehr haben die Pathographen ja auch nicht sagen wollen: sexuell abwegig, abnorm. Tatsächlich ist jene ganze Stelle Mt 19, 3—12 durchaus nicht „sehr natürlich und bejahend"; das übersieht nun wieder Schweitzer. Jesus antwortet den Pharisäern, ausweichend wie öfters, mit Moses-Zitaten. Die Jünger meinen nachher, es wäre am Ende gut, nicht zu heiraten. Ja, sagt Jesus, Eunuch zu sein, ist am besten; er denkt sich dabei (Schweitzer [1120] S. 41—42 über Spät-Jüdisches), im Reich Gottes werden die obenan sein, die, von Natur oder künstlich asexuell, ungeschlechtlich gelebt haben.

Ähnlich steht es nun auch noch mit andern Symptomen. Schweitzer [1120] (S. 36) leugnet in der Pathographie, daß Jesus Verfolgungsideen gehabt hätte. An anderen Stellen aber weist er selber darauf hin (Schw. [1118] S. 367, 388): „Auffällig ist das Entweichen in der Nacht nach dem ersten Auftreten in Kapernaum und die Weigerung, vorerst in die Stadt zurückzukehren (Mk 1, 35—38). Wie kam Jesus dazu, ohne sichtbarlichen äußeren Anlaß von nahe bevorstehenden Verfolgungen zu reden?" Oder, wenn Schweitzer von den Leiden spricht, die Jesus dem Volk, den Jüngern und sich selbst prophezeit: „Es handelt sich um Behauptungen, die der empirischen Grundlage entbehren, um Gewitterprophezeiungen unter blauem Himmel. Jesus und seine Anhänger wurden trotz Mk 3, 6 [Feindschaft der Pharisäer] in Galiläa nicht verfolgt; und als man in Jerusalem plötzlich Hand an ihn legte, wurden nicht einmal die Jünger in die Katastrophe mit hineingezogen." Das heißt doch: Jesus prophezeite ohne reale Gründe Verfolgungen. Dagegen sagt Schweitzer [1120] (S. 36) natürlich bei der Widerlegung der Pathographen: „Jesus hat tatsächlich Feinde und Widersacher gehabt, weil er sich gegen die engherzige und äußerliche Frömmigkeit der Pharisäer aussprach." Wie reimt sich das alles?

Aus diesen Gegenüberstellungen, die leicht vermehrt werden könnten, geht deutlich hervor, daß Schweitzer nicht imstande ist zu rein intellektuellem, affektfreiem Abwägen der Gründe für und gegen, sondern daß es sich auch bei ihm nur um eine affektive, rhetorische Verteidigung eines Standpunktes handelt. Bei Jesus z. B. von einer „überwertigen Idee" des Messiastums zu sprechen, sieht sehr nach Verlegenheitsphrase aus und widerspricht jeglicher Psychiatrie; die sagt einfach und männlich heraus: Größenwahn[5].

Und warum denn so ausweichende Sätze wie diesen: „Eine psychologische Analyse dieser Leistung ist aus schon erörterten Gründen nicht möglich." (Schweitzer [1120] S. 35). [Nämlich die Analyse der Größenidee der überirdischen Erbschaft des davidischen Geschlechtes.] „Es kann nicht die Absicht dieser Studie sein, sich für oder gegen das Bestehen einer bestimmten Form von Geisteskrankheit bei Jesus zu äußern, also eine klinische Diagnose zu erörtern." Warum nicht? Genau das war gerade die Aufgabe, die Schweitzer hätte lösen müssen; denn sonst bleibt alles Spiegelfechterei.

---

[5] Wernicke, von dem der Begriff „überwertige Idee" stammt, sagt in seinem Lehrbuch, 2. A. S. 142, „überwertige Vorstellungen" wären zu definieren „als Erinnerungen an irgendein besonders affektvolles Erlebnis oder auch an eine ganze Reihe derartiger zusammengehöriger Erlebnisse" — also das, was wir heute etwa als Komplex bezeichnen würden. Vom Komplex zum reinen Größenwahn ist aber ein weiter Weg: ob ich etwas nicht loswerden kann (eine überwertige Idee) oder ob ich mir etwas erdichte (eine Größenvorstellung), ist doch nicht dasselbe; ja, es ist eher ein Gegensatz. Der Wahn kann sogar die Kompensation der überwertigen Idee sein, der Größenwahn die Kompensation eines Demütigungskomplexes.

Dagegen bemüht sich Schweitzer, die Einzelsymptome aus den früheren pathographischen Analysen eins nach dem andern zu zerpflücken. Und dies ist eben sein Hauptfehler, ein grober Fehler der Methode (vgl. dazu Jaspers [501] S. 90—91). Man darf nicht, wie Schweitzer es tut, von einer Psychose, die doch eine Funktion ist, eine Struktur, ein Ganzes, eine Art organisch Gewachsenes — man darf davon nicht Stück für Stück herunterschneiden und zuletzt ausrufen: sie lebt ja gar nicht. Dabei hat man sie selber vorher künstlich und kunstvoll getötet. — Man muß den Blick aufs Ganze richten, und alles wird dem Kundigen sofort klar. Es ist Sache des intellektuellen Mutes. Aber auch Kraus [740], der Schweitzer charakterologisch bespricht, findet (S. 314) an ihm „Unentschiedenheit", Mitleid und Angst vor allem „Grausigen" — und zum Schlusse „wird aus dem Skeptiker ein Mystiker" (S. 320). Tatsächlich rettet sich Schweitzer im Schlußabschnitt seiner Geschichte in eine eigenartige Mystik hinein. Niemand kann sich selbst operieren. Letzten Endes hat es ihm an dem entscheidenden Mut zur echten Konsequenz offenbar fehlen müssen — menschlich wohl zu verstehen, aber tragisch wie die ganze Zwiespältigkeit des modernen Menschen.

In Wirklichkeit sind nämlich gerade Schweitzers theologische Darstellungen Jesu die besten Pathographien, die es gibt. Einzelne Abschnitte in seiner Geschichte (Schweitzer [1118] S. 366, 390—443) sowie die gewundenen, rein rhetorischen „Widerlegungen" der andern (Schweitzer [1120]) sprechen Bände. Das Wesentliche, die Grundzüge würden bei den Pathographen noch viel einfacher und stärker herausgekommen sein, wenn sie seine Geschichte zur Hand gehabt hätten. Denn die Grundzüge sind psychiatrisch überhaupt nicht zu verkennen.

Resigniert meint Schweitzer [1118] (S. 6): „Eine klare Methode aber, das Problem in seiner Komplexität zu lösen, gibt es nicht, sondern es handelt sich um ein fortgesetztes Experimentieren unter bestimmten Voraussetzungen, wobei der leitende Gedanke zuletzt auf einer historischen Intuition beruht." Falls man sich aber zu einer psychiatrischen Auffassung entschließt, wird Vieles mit einem Schlage hell beleuchtet und klar.

Es ist höchst bedauerlich, daß auch Ed. M. [453] zum Schluß wieder umfällt. Seine Einleitungen waren so vielversprechend: Hinweis auf Propheten und Wundertäter im Orient, in Indien, auf die Parallele zu moderner Sektenbildung, z. B. bei den Mormonen (Ed. M. [452], mit glänzender Einleitung), Verurteilung der Religionspsychologie als allzu rationalistisch und Hinweis auf das Irrationale usw. Aber schließlich zeichnet er doch (II, S. 420 f.) ein Bild von Jesus, das durchweg rationalistisch anmutet: Jesus als Lehrer, der eine verinnerlichtere und freiere Ethik verkündet hätte. Nebenher laufen Versuche, das Messiasbewußtsein vorsichtig zu retouchieren. Zwar: „unser Gefühl sträubt sich dagegen" — und „was uns so fremdartig berührt" (II, S. 447); aber der mannhafte Schluß aufs Pathologische wird nicht gewagt. Vielmehr versucht auch Ed. M., alles Krause und Widersprüchliche der Lehre auf einen logischen Generalnenner zu bringen — ein Versuch, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Der Generalnenner ist eben das Psychopathologische an Jesus; er war alles andere, nur nicht ein gesunder, rationaler und liberaler Universitätsprofessor der Theologie.

In der Tat — es mag ungeheuer schwierig sein, Jesus und seine Wirkung in Eins, als Gesamtkomplex aufzufassen. Und doch, wir sind dessen sicher, wird es gelingen. Freilich — eine Forscherarbeit von Jahrzehnten bliebe zu leisten, unter ganz anderen Gesichtspunkten als bisher. Die vorhandenen Pathographien sind gewiß noch mangelhaft, könnten aber vielfach benützt werden. Ob sich aber je ein theologischer Historiker finden würde, der mit einem Psychiater gemeinsam arbeiten wollte? Und schließlich: bliebe es nicht eine höchst undankbare Aufgabe? Dem unreifen Volke kaum von Nutzen, wenigstens vorläufig nicht — von der Geistlichkeit niemals und grundsätzlich nicht anerkannt — also für wen? Für ein paar vereinzelte intellektuelle Feinschmecker unter Philosophen, Historikern, Soziologen und Psychiatern. Denn — nur als Erkenntnisproblem genommen, ist nämlich die Jesusfrage von einem ungemein tiefen Reiz. Die ganze

Dynamik von numinoser Wirkung, Ruhmbildung, Verheiligung, Geniewerdung, Vergottung, Gottwerdung ist daran in ganz seltener Reinheit zu studieren.

Wir begnügen uns, die Probleme für künftige Forschung lediglich zu skizzieren. Das Gesamtbild, das wir nie aus dem Auge verlieren dürfen, zeigt uns einen einfachen, ungebildeten, aber bibelfesten Handwerker, der noch tiefer als viele seiner Zeitgenossen in ein abergläubisches, archaisch denkendes Milieu eingebettet ist. Dieser Mann erscheint in der Geschichte als Anhänger von Johannes dem Täufer, den Viele für dämonbesessen hielten, den er selbst aber für den wiedergekommenen Elias ansah; dies Wiederkommen sollte das Weltende ankündigen. Alte Prophezeiungen bezieht er auf sich selbst; er fühlt sich berufen zum Menschensohn und kommenden Messias, zum Herrscher und Weltenrichter im Reiche der Herrlichkeit, und handelt darnach. Einzelne ekstatische Erlebnisse mit Visionen und Stimmen haben ihm die Erleuchtung und Berufung, die Begnadung angekündigt. Wir sehen diesen Mann fast ausschließlich in einem Zustande von hochfahrender Reizbarkeit und starker Egozentrizität. Seiner Familie, auch der Mutter, steht er fremd, ablehnend, sogar schroff gegenüber. Sein Leben kennt keine Frauenliebe; Geschlechtslosigkeit preist er als Ideal. Die Seinen und seine Genossen halten ihn für verändert gegen früher und nehmen Anstoß an seinen Reden. Man nennt ihn „von Sinnen", dämonbesessen. Aber er bleibt teils eindrucksvoll, zum Staunen, teils undurchsichtig, geheimnisvoll, ein Rätsel für seine Umgebung. Eine Wolke von Heimlichkeit und Unheimlichkeit schwebt um ihn. Er spricht dunkel, er verhüllt absichtlich. Menschen und Welt kommen ihm zeitweise unheildrohend vor; das Weltende naht, Verfolgungen stehen bevor. Die Dämonischen muß man fürchten; sie sollen schweigen. Unruhiges Umherwandern, unstete, arbeitsfremde Lebensweise. Scheues Entweichen bei Nacht. Unheimliches Leiden wird kommen, muß sein; der eigene Tod muß sein, denn sonst kommt das Reich nicht, das Messiastum nicht. Leidensbereitschaft und doch angstvolles Zittern davor. Traumhaft gleitet das Leben dieses Mannes dem Abgrund zu. Todesbereit, denn — der Tod gibt die göttliche Messiaswürde, das Weltrichtertum. In gewaltiger Erregung klingt das Leben aus: Einzug in die Hauptstadt, Drohreden, Tempelaustreibung — alles ohne Ziel und Vernunft für diese irdische Welt. Endlich fällt die Maske: ich bin der Messias! Ich bin ein Gott. — Ans Kreuz mit dem Lästerer! Pilatus zwar —: Ecce homo — das da? Doch nur ein Mensch, wie wir, ein Armseliger, kein König, kein Gott. Gerade deswegen ans Kreuz mit ihm, heult die Menge. Der rohe, aber gesunde Menschenverstand der römischen Soldaten kostümierte den Armen, der König der Juden und Messias sein wollte, brutal und hart als Narrenkönig im Purpurmantel. Und er stirbt mit einem Worte reizbarer Ungeduld, warum ihn sein Gott verlassen und noch nicht endlich zum Messias gemacht.

Kann ein vernünftiger, kritischer Mann, der Kinderglauben und Kindervorurteile abgeschüttelt hat, ernsthaft zweifeln, daß hier eine Psychose vorgelegen hat? Diese Psychose ist für den Geschulten so deutlich, daß er meint, auch der Laie müsse sie erkennen. Jesu Schicksal ist ohne Psychopathologie überhaupt nicht zu begreifen. Das dunkle Gefühl der historischen Theologie seit 100 Jahren war vollkommen auf dem rechten Wege, und wer die Literatur im Längsschnitt überblickt, sieht mit unheimlicher Klarheit: der Gedanke, Jesus war ein Geistesgestörter, ist für die wissenschaftliche Erkenntnis gar nicht mehr aufzuhalten, er „marschiert". Zuerst hat die Wissenschaft Jesus von seinem Gottesthron heruntergeholt und ihn als Menschen erkannt; nun wird sie ihn auch noch als Kranken erkennen lernen.

Welche Diagnose der Psychiater stellen will, ist für das Wesen der Sache ganz gleichgültig. Er mag Paranoia sagen, oder Paraphrenie, oder beginnende Schizophrenie mit paranoiden Symptomen — immer kann er die paläontologischen Spuren mit Erfahrung aus dem Gegenwartsleben auffüllen.

Sollen wir noch Einzelheiten zusammenstellen? Der Psychiater braucht

sie vielleicht nicht einmal, und jene, die nicht sehen wollen in affektiver Blendung, die werden an jedem Worte herumkritteln und deuteln, bloß um den Blick vom Gesamteindruck abzulenken.

Als Belege für das Expansive, Hochfahrende und die Größenvorstellungen des Nazareners kommen bei Markus folgende Stellen in Betracht (Neues Testament, Übersetzung von Weizsäcker, Ausg. A. 10. Aufl. Mohr, Tübingen 1922. — Novum Testamentum graece et germanice. E. Nestle. 11. Aufl. Stuttgart, 1921). Wir deuten den Inhalt der Stelle immer nur mit Streiflichtern an, die dem Bibelkundigen genügen werden. 1, 10—12 (Berufung). 1, 22 (das expansiv Hochfahrende, mit „Vollmacht"). 2, 5—12 (Sündenvergebung — Anmaßung göttlicher Rechte als Sohn des Menschen; ähnlich Matthäus 9, 2, auch Lukas 5, 20—24, 7, 48—49). 2, 28 (Sohn des Menschen, Herr über Sabbat). 3, 21 (von Sinnen; Beelzebub). 8, 29—38 (Christus, Sohn des Menschen). 9, 12 (Sohn des Menschen). 9, 31 (Sohn des Menschen). 9, 37 (mich gesandt hat). 10, 29 (um meinetwillen). 10, 33 (Sohn des Menschen). 11, 15—18 (Austreibung aus Tempel; Volk baff: ἐξεπλήσσετο). 12, 6 („einzigen geliebten Sohn"). 13, 1—2 (Tempelabbrechen; ist nur Weltuntergang gemeint? Oder aktive Größenidee? aus Ressentiment?). 14, 21 (Menschensohn). 14, 61—65 (bin Messias). 14, 60 und 15, 4 (auch Matthäus 26, 62 und 27, 14: antwortet dem Hohenpriester und Pilatus nicht. Hochmut? Göttlichkeitsbewußtsein? Siehe später). 15, 23 (schlug Betäubung aus, wollte Reich Gottes erleben).

Für Größenbewußtsein spricht bei Matthäus: 4, 16—17 (Berufung). 7, 29 (Vollmacht). 8, 20 (Menschensohn). 8, 22 (Vater begraben? Folge mir). 8, 26 (schilt Wind und Wellen). 9, 15 („Bräutigam", d. h. Hauptperson). 9, 34 (Pharisäer: Oberster der Dämonen). 10, 23 und 12, 40 und 13, 37 und 17, 9 (Sohn des Menschen). 12, 8 (Sohn des Menschen, Herr über Sabbat). 16, 16 (bin Christus; sagt ihr es aber niemand). 16, 28 (Sohn des Menschen). 19, 28 (Weltrichter). 21, 4 (Beziehungsideen — Füllen). 21, 12 (Austreibung aus Tempel). 21, 19 (Fluch über Feigenbaum). 22, 13 (Ausstoßen, weil ohne Hochzeitskleid). 24, 2 (Tempel abgebrochen werden). 24, 27—44 (Sohn des Menschen; auf Wolken des Himmels). 25, 31 (Sohn des Menschen). 26, 24 (Sohn des Menschen, wie von ihm geschrieben steht). 26, 53 (zwölf Legionen Engel). 26, 64 (bin der Messias). 27, 11 (König der Juden).

Nochmals sei ausdrücklich betont, daß nicht etwa der archaische Inhalt des Größenwahns (die Messias-Idee) entscheidend ist, sondern die Verbindung dieses Inhalts mit dem Ich des Nazareners, also die pathologische Umwandlung seines Selbstbewußtseins. (Vergl. auch Hoche [499]. Der Wunschtraum nach eigener Größe wird unkorrigierbar und wahnhaft fixiert, als ob er erfüllt wäre.)

Als Belege für die Unheimlichkeitsstimmung im Galiläer (teils Verfolgungsideen, teils unbestimmtes Ahnen von Unheil, teils Gefühl, leiden oder sterben zu müssen) können folgende Stellen bei Markus dienen: 1, 35 (heimliches Entweichen bei Nacht, nicht zurück wollen). 1, 45 (einsame Orte). 3, 12 (will geheim bleiben, nicht Sohn Gottes genannt werden). 7, 24 (will verborgen bleiben). 9, 30 und 10, 33 (Menschensohn wird getötet werden). 10, 45 und 14, 24 (Leben zum Lösegeld für viele). 11, 19 (abends immer aus Jerusalem heraus). 14, 25 (nicht wieder Wein trinken — Weltende naht). 14, 33 (Zittern und Zagen in Gethsemane). Bei Matthäus: 10, 21—22 (Weltuntergangsstimmung). 16, 21 (muß leiden als Christus). 17, 22 (Sohn des Menschen wird getötet werden). 20, 18—19 (Sohn des Menschen wird verurteilt und gekreuzigt werden) [spätere Einschiebungen?]. 20, 28 (Leben geben als Lösegeld). 26, 2 (Sohn des Menschen ausgeliefert zur Kreuzigung). 26, 37 (Gethsemane). Mit Vorsicht heranzuziehen auch Johannes 7, 20 (wollt mich töten. Hast den Dämon). Ferner bedeutsam die Angst vor den Dämonischen, oder ihr Schweigen-Sollen: 1, 24—25 und 3, 11—12 und 5, 19; vergl. Schweitzer [1118] S. 399). —

Eng verflochten mit dieser Unheimlichkeitsstimmung, teilweise aus ihr gewachsen, ist demnach die Geheimnistuerei des Nazareners. Einige Belege noch aus Markus: 4, 10—12 und 4, 34 (Geheimnis des Reiches Gottes;

Gleichnisse sollen verhüllen). **5**, 43 (niemand soll von Jairi Töchterlein und ihrer Heilung erfahren). **8**, 30 f. (Messias und Leiden; soll geheim bleiben). **9**, 9 (niemand zu erzählen). **9**, 10 und **10**, 32 (unverständlich für Jünger; überwältigt, *ἐθαμβοῦντο*). **11**, 33 (will Vollmacht nicht nennen). Beleg aus Matthäus: **16**, 16 (Christus; niemand soll es wissen).

Ungemein wichtig ist der Umstand, daß mit Jesus eine Veränderung gegen früher vor sich gegangen war, als er begann, öffentlich aufzutreten. Dies bezeugt Markus **6**, 1—6 und Matthäus **13**, 54—58. Man nimmt Anstoß an ihm in seiner Vaterstadt und glaubt nicht an ihn (bei Lukas bis zum Steinigen-Wollen transformiert und gesteigert); auch Markus **3**, 21—30. Jesus ist keineswegs ruhig und selbstsicher, sondern sehr gereizt, bis zum Verfluchen, wenn man ihm unreinen Geist vorwirft.

Die Persönlichkeit während der Psychose (wir kennen sie nur in ihr) wird überhaupt durch hochfahrende Reizbarkeit und durch Ichsucht besonders gekennzeichnet. Ichsucht nicht als Egoismus (für sich etwas haben wollen), sondern als Egozentrizität, Autismus (sich als Mittelpunkt fühlen, nur die eigene Welt kennen). Für seine Reizbarkeit und sein übersteigertes Selbstgefühl (wir meinen hier also nicht die ausgesprochenen, psychotischen Größenideen) sprechen die Stellen bei Markus: **1**, 43 (fuhr ihn an). **3**, 5 (Zorn). **5**, 39 (schilt den Wind). **7**, 27 (Fremde sind Hunde). **9**, 42 (wer Gläubige ärgert: Mühlstein). **11**, 12 (Verfluchung des Feigenbaums). **11**, 15 (Tempelaustreibung). Bei Matthäus die Stellen: **9**, 30 (fuhr sie an). **11**, 20 (Fluch über ungläubige Städte). **12**, 34 (Otternbrut). **15**, 27 (Heiden sind Hunde). **23** (Zorn gegen Pharisäer). **25**, 30 (wer nicht mit Talent wuchert, in die Hölle). Was nicht mit ihm ist, wird verflucht. Er liebt alles, was unter ihm steht, was sein Ich nicht demütigt: die einfachen Jünger, die Kindlein, die Schwachen, geistig Armen, die Kranken, die Zöllner und Sünder, die Mörder und Dirnen. Dagegen droht er allem, was anerkannt, mächtig, reich ist — deutliche Ressentiment-Stimmung. Dabei aber alles kindlich-autistisch, naiv, traumhaft. Für diesen weltfremden Autismus sprechen die Stellen: Markus **3**, 33 und Matthäus **12**, 48 (wer ist meine Mutter), Matthäus **8**, 22 (Vater nicht begraben) — und viele Stellen aus der Bergpredigt Matthäus 5—7. Wie sagte doch der Paranoiker Hauptlehrer Wagner von sich selbst? „Das Gefühl der Ohnmacht gebiert die starken Worte, die kühnen Angriffsfanfaren schmettern aus dem Horn, das Verfolgungswahnsinn heißt. Die Kennzeichen der wahren Stärke sind Ruhe und Güte ... Die starken Menschen sind die, die ohne Rumor ihre Pflicht tun. Die haben weder Zeit noch Veranlassung, sich in Pose zu werfen und etwas Großes sein zu wollen" (z. n. Bleuler [523] S. 399. Vergl. auch die Schriften über Wagner von Gaupp [530], [531], [532], [601], [602]).

Zum Grundstock der Persönlichkeit gehört nun noch ein Zug, der ganz deutlich herausfühlbar ist: Jesus war auch geschlechtlich ein abnormer Mensch. Dafür sprechen, außer seinem ganzen Lebenslauf, die Stellen Matthäus 19, 12 (das Eunuchen-Ideal), Markus **12**, 25 und Matthäus **22**, 30 (im Himmel wird nicht gefreit; Asexualität als Wunschtraum), sodann Markus **9**, **43** und Matthäus **5**, 29 und Matthäus **18**, 8 (Abhauen des Gliedes, das einen ärgert — gemeint sind gewiß nicht Hand und Fuß und Auge). Hier kann demnach sexuelle Triebschwäche vorgelegen haben, wie fast bei allen Paranoischen (Bleuler [523] S. 399 und Bleuler [524] S. 144). Oder abnorme Triebstärke bei inneren Hemmungen, jedenfalls Triebunsicherheit (vgl. Kretschmer [366] S. 90—92). Manches könnte auch als homosexuelle Ader gedeutet werden — rein psychisch verstanden, unbewußt.

Damit sind wir schon bei Zügen der ursprünglichen Persönlichkeit angelangt. Diese kennen wir der Kunde nach nicht, sondern müssen sie erschließen, soweit sie nicht in der Psychose noch sichtbar sind. Andeutungen mögen genügen. Daß übrigens auch viele Theologen das Rätselhafte, Widerspruchsvolle in der Persönlichkeit Jesu herausgefühlt haben, dafür nur ein Beispiel als Beleg. Keim (Geschichte Jesu von Nazara, 1867—72. III, S. 647 f. z. n. O. Holtzmann [1105] S. 7) gesteht die

starke Leidenschaftlichkeit Jesu zu, „nur daß mit dieser Leidenschaftlichkeit hier und dort eine auffallende Härte, eine kalte, fast eisige Hinwegsetzung über menschliche Grundgefühle sich verbindet."

Man geht gewiß nicht fehl, wenn man sich Jesus in seiner angeborenen Konstitution als einen extrem schizoiden Psychopathen vorstellt: überempfindlich, reizbar, ausfallend, zwischen autistischem Traumdenken und Rühr-mich-nicht-an einerseits und pathetischem Welt-Ich-Gegensatz hin und her pendelnd. Mangel an Wirklichkeitsfreude, tiefer Ernst, Humorlosigkeit, Überwiegen des Depressiven, Verstimmten, Gespannten; kühl gegen Andere, sofern sie seinem Ich nicht schmeicheln, kühl gegen die Mutter und Familie. Unausgeglichenheit: bald weich und ängstlich, bald gewaltsame Zorn-Explosionen, affektive Maßlosigkeit. Grübler über Büchern, ohne Arbeitsfreude, voll innerer Unruhe. Die fanatische Unduldsamkeit des Schizoiden gegen alle Andersgläubigen. Dabei war er, nach antiken und modernen Begriffen, wissenschaftlich oder philosophisch fast g a n z ungebildet, wie Binet ausführlich nachweist; er verfügt jedoch über ein gutes Gedächtnis und war ein visueller Typus, wie aus seinen Gleichnissen hervorgeht. Binet betont den Mangel an Schöpferischem. Aber eine gewisse Phantasiebegabung, Beredsamkeit, Fähigkeit zu bildhaft-symbolischem Denken und Ausdruck wird man immerhin annehmen müssen.

Im modernen und strengen Sinne „genial" war er gewiß nicht. Aber die spätere Psychose widerspricht ja auch in keiner Weise einer anfänglichen Begabungsanlage, die etwas über dem Durchschnitt lag; eine solche ist sogar häufig bei Paranoia.

Alles in allem: ein sehr zwiespältiger, neurotisch gespannter Charakter, innerlich zerrissen und disharmonisch. Wie bei allen paranoischen Anlagen erhebt sich auch hier die Frage: welcher Zug war konstitutionell der primäre? Das gesteigerte Selbstgefühl? Oder das Gefühl von Ohnmacht und Schwäche? Wir glauben, daß das Expansive primär war; daraus dann Konflikte mit sich selbst und mit der Umgebung, die beide das gesteigerte Ichgefühl herabgesetzt haben könnten. Also Selbstvorwürfe oder Demütigungen. Und d a r auf hin dann wieder Überkompensation, Übersteigerung des Ich-Bewußtseins, der Ich-Darstellung v o r s i c h s e l b s t. „Etwas sein zu wollen, was man nicht sein kann, und daß man die Schwierigkeit verdrängt...", nennt Bleuler das Essentielle der Paranoia; wichtig nicht der Geltungsdrang nach außen, vor andern, sondern „was man von sich selber halten muß" (Bleuler [524] S. 160. Diese ausgezeichnete Schrift ist überhaupt von Laien in der Jesus-Frage heranzuziehen). Konflikte in der Jugend, vielleicht mit dem Vater, Vorwürfe usw. sind als s e h r wohl möglich zu denken; Konflikte zwischen grüblerischem Bücherlesen und Arbeiten-Sollen, Konflikte vielleicht auch sexueller Art (wie bei Hauptlehrer Wagner): Masturbation und Selbstniederlagen, die dem expansiven Stolz widerstritten. Daher dann das Ideal der Geschlechtslosigkeit. Auch Selbstkastration zu Beginn der Psychose anzunehmen, wäre d u r c h a u s keine unbegründete oder gewagte Hypothese; nämlich g e r a d e auf altjüdisch-apokalyptischen Vorstellungen fußend. Hauptlehrer Wagner läßt in seinem Drama „Der Nazarener" Jesus sich selbst kastrieren. Das gibt zu denken. Jedenfalls kommen bei solchen Kranken mindestens derartige W u n s c h t r ä u m e vor. Wie richtig Naive die Stelle Matthäus 19, 12 auffassen, beweist die russisch-rumänische Kastratensekte der Skopzen (Koch [365]), die 1757 in Rußland begründet wurde. Ihr Erlöser Sheliwanow lebt angeblich noch und wird einst den Thron aller Reußen besteigen und bei seiner Wiederkehr das Weltgericht mit allgemeiner Kastration ausführen" (S. 3). Die Skopzen glauben fest, daß Jesus kastriert gewesen ist nach 1. Korinth. 7, 8.

Daß übrigens N i e t z s c h e auf dem W e g e war, das Psychopathische an Jesus zu begreifen, sehen wir aus seinem „Antichrist" (1. Aufl. 1895, S. 251—259): „extreme Leid- und Reizfähigkeit" — „durchaus morbide Grundlage" — spricht von „diesem interessantesten décadent" und dem „ergreifenden Reiz einer Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem" — der Typus „k ö n n t e, als décadence-Typus, tatsächlich von einer eigentümlichen Vielheit und Widersprüchlichkeit gewesen sein" — ein „Fall

der verzögerten und im Organismus unausgebildeten Pubertät als Folgeerscheinung der Degenereszenz“... Nietzsche hat auch sonst einen ungemein scharfen Blick für das Schizoid-Autistische, Wirklichkeitsfremde an Jesus.

Von den Mutmaßungen über die ursprüngliche Persönlichkeit her ragen nun auch noch eine Reihe von Fragen in das Problem der Psychose hinein.

In der Aufnahme des archaischen Gedankens vom leidenden Knecht Gottes, in dem Gedanken: „erst muß ich leiden, bevor ich Messias werden kann“, könnte eine Selbstbestrafungstendenz liegen (vgl. Rank [648] S. 130); entweder mit sexueller Wurzel (Selbstvorwürfe? Masochismus?) oder wegen seines ungeheuerlichen Machtanspruchs für die Zukunft (negative Kompensation). Es kann aber auch Ungenügen an der Welt, Todessehnsucht (hinüber in eine bessere Welt) darin enthalten sein, unbewußt ein Ausdruck des biologischen Mißlungenseins überhaupt. Von kranker Selbstaufopferung führt auch Binet Fälle an. Der biologische Trieb geht eben zum Tode, das „Opfer“ ist Selbsttäuschung. Der Opfergedanke ist gleichsam eine intellektuelle Rechtfertigung der biologischen Todessehnsucht oder des biologischen Gefühls der Ich-Vernichtung, Ich-Veränderung, des Ich-Unterganges — eine Sinn-Setzung durch den Verstand. (Ähnlich: den Tod suchen in der Schlacht.) Nach Schweitzer [1118] (S. 432—438) lag bei Jesus ja „kein natürlicher Grund zur Todesnotwendigkeit“ vor; nach Schweitzer zwingt Jesus den Tod herbei, damit endlich „das Reich“ komme.

In Jesus kämpfen ganz deutlich zwei Tendenzen: die biologische Todessehnsucht und die biologische Todesangst (Gethsemane), das Gefühl, „mein Ich muß sterben“ und die Angst, nur nicht leiden. Ich-Untergangsgefühl, hinausprojiziert als Weltuntergangsgefühl, Opferidee, Größenwunsch und Messiastraum verschmelzen in eigenartiger Weise zu dem Schicksalsgefühl: du mußt dich opfern. Es zwingt ihn, ihm selber unheimlich, nach Jerusalem.

Zu denken gibt auch folgendes. Nach Frazer (The Golden Bough, z. n. Rank [461] S. 128) ist die Kreuzigung die jährliche Opferung oder Selbstopferung eines Gottesrepräsentanten, die bei den semitischen Stämmen allgemein gewesen zu sein scheint. Hier könnte die Paranoia eine alte Glaubensvorstellung aufgegriffen und dunkel fühlend argumentiert haben: wenn ich mich selbst opfere, bin oder werde ich der Gott.

Das Weltuntergangsgefühl ist ja bei Paranoia wie besonders bei beginnender Schizophrenie etwas Alltägliches. Ebenso die Wahnstimmung der Unheimlichkeit in der ganzen Umgebung; sie braucht sich gar nicht zu klaren, rational geprägten „Verfolgungsideen“ auszukristallisieren. (Vgl. dazu Wetzel [573].) Zeitweise (nach Kapernaum und besonders nach der Rückkehr der Jünger zu ihm) überwiegt bei dem Nazarener die Ängstlichkeitsstimmung; so kommt die planlose Unruhe, die Ziellosigkeit in seine Lebensweise: er weicht beständig nur scheu aus. Vielleicht können wir für diese Zeit eine depressive Phase ansetzen, während Jerusalem eine expansive bedeuten würde. Merkwürdig ist seine Furcht vor den Dämonischen; galt sie nur ihren Ausrufen „Sohn Gottes“ und hatte er Angst, sie könnten ihm sein Messiastum verderben? Oder war es archaische Dämonenfurcht schlechtweg? Angst, der Dämon könnte in ihn selber fahren? Und Ursache dieser Angst vielleicht ein dunkles Gefühl der eigenen [pathologischen] Wesensveränderung?

Zu besprechen bliebe endlich noch die Pathoplastik des Größenwahns. Nicht als ob die Beziehung der archaischen Weissagungen auf sich selbst eine psychologische, psychogene Ursache der Größenidee gewesen wäre oder die ekstatisch-halluzinatorischen Berufungs- und Erleuchtungserlebnisse etwa eine Ursache der Messiasidee. Nein, all das kann nur gemeinsam aus einer einheitlichen, tief biologischen Krankheitsquelle stammen. Diese schafft Beziehungsideen, Halluzinationen, Ekstasen und Größenidee zu gleicher Zeit, diese läßt ihn in Johannes d. T. den auferstandenen Elias sehen, diese gliedert sich das apokalyptisch-

eschatologische Material an, weil es ihrem abwegigen Wesen am besten entspricht. Die Krankheit sucht sich aus der Umwelt ihre Form. Die Kur-Erfolge, die Jüngerschar, die Gläubigkeit des Petrus ganz besonders sind nur Faktoren, die den Galiläer bestärken mußten in seinem Wahn, falls dies noch möglich war. (Soviel gegen Shaws Laien-Meinung: Petrus hätte durch seine Christus-Erklärung Jesus geisteskrank gemacht.) Auch Messias-Hoffnungen des Zeitgeistes haben den Wahn nicht verursacht. „Es ist also überaus wahrscheinlich, daß von einem allgemeinen [e S] und sehnsüchtigen messianischen Harren des Volkes an der Wende der Zeitrechnung nicht die Rede sein kann", betont ausdrücklich Schweitzer [1118] (S. 285). Auch das spricht also für das Autochthone des Messias-Wahns bei Jesus, für das Eigengesetzliche der Psychose.

Was von den Halluzinationen im einzelnen zu halten ist, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Auch nicht, ob dem Mythus von der Taufe im Jordan und der Wüsten-Versuchung vielleicht doch Visionen, Erleuchtungs- oder Begnadungserlebnisse zugrunde liegen; ebensowenig, ob die Verklärung auf dem Berge eine neue Erleuchtung oder ein Anfang gewesen. (Die Vision des Petrus bei der Verklärung ist aber jedenfalls echt — n. Ed. M.[453] I, S. 154.)

Könnte die „Abstammung von David", wie Hirsch meinte, eine genealogische Größenidee bedeuten? Schweitzer [1118] nimmt zwar an, daß Jesus tatsächlich aus Davids Geschlecht abstammte (S. 396); er möchte wohl gern Jesu Größenbewußtsein aus der königlichen Abstammung verständlich machen. Wir folgen lieber Ed. M.[453] (I, S. 61), der die Frage gar nicht diskutiert, sondern einfach sagt: die Abstammung von David wird später angenommen, um zu beweisen, daß Jesus wirklich der verkündete Messias war. Außerdem: in Mk 12, 35—37 verneint sogar Jesus selbst ausdrücklich die David-Sohnschaft des Messias, worauf O. Holtzmann [1105] S. 21) aufmerksam macht. Offenbar will Jesus sich dort vor sich selbst als Messias rechtfertigen, eben weil er gerade nicht von David abstammte und doch Messias sein wollte. Auch Mk 11, 10 spricht gegen diese Abstammung: unseres Vaters, nicht deines. Übrigens könnte Jesu Abneigung gegen die Dämonischen mit darin ihren Grund haben, daß er nichts hören wollte vom Messias aus Davids Geschlecht.

Weiter der Einzug in Jerusalem. Zweifellos das Ergebnis gesteigerter Erregung; Jesus steht psychotisch in Flammen. Auch für Laien und sogar Theologen hat dieser Einzug etwas Peinliches, Unsinniges. Binet [1111] zitiert Michon (Abbé Michon, Vie de Jésus. Dentu, Paris, 1866. I, S. 234): „Un catholique l'abbé Michon, s'est efforcé de montrer que cette tentative de coup d'état ne pouvait être que l'oeuvre d'un fou ou l'oeuvre d'un Dieu." — Ist hier nicht in der Tat das Psychotische zum Greifen nahe? Hirsch nennt die Szene auf dem Esel „absurd und lächerlich"; auch Schweitzer findet sie peinlich. Nur, um die Messias-Weissagung aus Sacharja IX, 9 zu erfüllen, und auch nur insgeheim für sich selbst und die Jünger. Traurig oder tragikomisch: ein „Narrenkönig" reitet ein. Nirgends zeigt sich das Planlose, Ziellose des Psychotischen deutlicher als in Jerusalem; es fehlt seinem Handeln jegliche Logik. Was will Jesus eigentlich? Es zerrt ihn bald dahin, bald dorthin. Weltliche Macht? Ja und nein. Messias-Anspruch? Ja und nein. Herausforderung und Sterbenwollen? Nein und ja.

Ein weiteres Problem: Warum antwortet Jesus weder dem Hohenpriester noch dem Pilatus? Hochmut und Größenidee? Todessehnsucht und Herausforderung des Leidens? Ungeduldige Erwartung des Reichs? Oder feindselige Stimmung und Trotz? Auch Affektstupor aus Ängstlichkeit kommt bei dem Kranken sehr in Frage, der aus seinen Träumen heraus plötzlich mit dem Staats- und Gruppenwillen hart zusammenprallt und aufschreckt.

Schweigen wir von den Qualen am Kreuz. Wer je Binets [1111] (I, 2. Aufl. S. 252 f.) Darstellung der pathologischen Physiologie eines Gekreuzigten gelesen hat, wird sie nie wieder vergessen[6].

[6] Anmerkung nur für Ärzte. Binet schildert die pathologische Physiologie der Gekreuzigten allgemein folgendermaßen. Die Nägel-Wunden,

Daß ein Kranker das leiden mußte, macht die Hinrichtung doppelt widerwärtig und tragisch.

Was bedeuten wohl seine letzten Worte? Erwachte Jesus aus seinem Wunschtraum, aus seinem Wahn? War er geheilt? Nein. Nur ein Vorwurf an seinen Gott, daß er ihn nicht rasch genug zum Messias gemacht.

Sein Leichnam wurde (Binet [1111] III.) auf Befehl des hohen Rates vernichtet. Das war Sitte bei allen Ketzern. — Von da an beginnt die Legende zu geistern.

Die Diagnose ist für uns nicht wichtig. Eine paranoische Psychose — das muß uns genügen. Vielleicht echte Paranoia, vielleicht auch Schizophrenie, noch ohne Zerfall, in der Form einer Paraphrenie. Oder eine Paranoia auf dem Boden eines früheren leichten schizophrenen Schubes.

Wer in den Lehrbüchern nachliest (Bleuler [523] S. 384 f., Kräpelin [550] IV, S. 1740 f.), muß erschrecken über die schlagende Ähnlichkeit der Bilder. Nur ein paar Stichworte daraus. Schwache Sexualität. Neigung zu gelegentlichen Verzückungen und Halluzinationen, zu Ekstasen und Visionen, zu „Erleuchtungen". Sehr schaltungskräftige Affektivität; starkes Selbstgefühl, dem aber immer eine Minderwertigkeit entgegensteht; äußere Schwierigkeiten, die den inneren Konflikt verschärfen. Wahn hoher Abstammung — Geheimhalten — mürrisch, gereizt, aufbrausend — viele Gewalttaten gehören zum Wahnsystem — viele Erinnerungstäuschungen, Beziehungswahn — Neigung zu krankhaften Einbildungen mit Einfluß aufs Handeln — stark egozentrisch — Wahn unerschütterlich — oft unstetes Umherziehen, zu regelmäßiger Beschäftigung wenig Neigung. Oft bedeutender Einfluß auf Anhänger. Stimmung meist aufgeregt, gereizt, verbittert. Soweit Bleuler. — Kräpelin betont den Hang zu religiösen Grübeleien. „Auferstehung und jüngstes Gericht stehen vor der Tür." Die Würden im „1000jährigen Reich" werden schon hier verteilt (siehe S. 1744!) Daß „... paranoische Kranke ... nicht selten die Begründer von großen Gemeinden geworden sind", ist bekannt. Weltende nahe. „Tut Buße!" „Meist haben sie eine große Sprachgewandtheit, vermögen in salbungsvollem Predigertone lange, bilderreiche, tiefsinnig klingende, wenn auch unklare Reden zu halten" (S. 1748). Am häufigsten Beginn zwischen dem 30. und 40. Jahre. Unstetes Leben. Mehrere homosexuell. Übereinstimmung mit dem „unentwickelten Denken" (S. 1763). Infantile Züge, geistig unentwickelt (das Egozentrische [Katathyme]). Entwicklungshemmung. Wesentliche Grundlage: das erhöhte Selbstgefühl; wächst aus der Psychopathie heraus. „Unzulänglichkeit der Veranlagung" — deren natürliche Umwandlung unter dem Einfluß der Lebensreize. —

Die Differentialdiagnose zur beginnenden Schizophrenie ist im Anfang ja sehr schwierig. Wir werden sie in unserem Falle nicht entscheiden wollen, zumal nach Bleuler „die Wahngenese" „die gleiche" ist. (Man vgl. dazu auch Bleuler [524] S. 151 f. über die Beziehungen zwischen Paranoia und Schizo-

---

nur wenig blutend, sind extrem schmerzhaft. Anfangs Sitzen rittlings auf einem Holzsteg, so daß die Zerrung an den Nägeln teilweise ausgeschaltet werden kann. Bei Erlahmung der Muskeln wieder Zerrung, und so fort. Rötung und Entzündung der Rutenwunden wie der Nägelwunden durch Infektion. Dadurch Fieber, namenloser Durst. Qual durch Myriaden von Fliegen. Maßloses Unbehagen durch die Unbeweglichkeit. Überanstrengung des Herzens, da auch die Arme gehoben. So Zirkulationsstauung und dadurch Starrkrampf in Anfällen (Muskeltetanus) von enormer Schmerzhaftigkeit. Durch Blutstauung in den Lungen Erstickungsangst. Der Körper bläulich, die Venen geschwollen, die Nägel bleifarben. Auch die Wundmale schwellen an. Schweiß rinnt am ganzen Körper. Der Hals schwillt an, das Gesicht ist gedunsen, voll bläulicher Flecken. Die Löcher der spitzen Nase blähen sich in Atemnot. Die Wangen schlaff, die Lippen blau, halbgeöffnet, voll venöser Flecken, die Zähne bleckend. Der Blick ist verschwommen und verloren. Kot und Urin gehen ab (Herodot). Aus Mangel an Sauerstoff Tod im Krampfanfall. — So strafte man Gotteslästerung. Und nichts kann härter den Unterschied von historischer Wirklichkeit und Verklärung kennzeichnen.

phrenie. Ebenso die ganze dort zitierte Literatur über Paranoia, besonders die ausgezeichneten Arbeiten von Westerterp [578] und Joh. Lange [556], auch Kehrer-Kretschmer [547a] (S. 109). Ferner betrachte man den hochinteressanten Parallelfall von Gutsch [533], den Schuhmacher Petzel, an dem auch die Gemeindebildung vorzüglich zu studieren ist. Zur Umwandlung des Persönlichkeitsbewußtseins, wie die Kranken sich als Messias, als göttliches Wesen erleben, mögen Laien noch Jaspers [501] S. 76—81 heranziehen; dort auch über die Begnadungsgefühle.)

Beginnende Schizophrenie wäre ebenfalls stark zu erwägen. Der Zug der Größenidee ins Metaphysische, Unirdische könnte dafür sprechen (Eyrich [528] S. 682). Ebenso die Stärke der Weltuntergangsgefühle. Vielleicht auch noch das starke Befremden der Jünger, das Nicht-Einfühlbare an Jesus, das öfters auftaucht; doch könnte dies ebenso für das Psychotische allgemein gelten. Wenn man Schizophrenie annähme, so hätte eine zyklothyme Konstitutionskomponente (erkennbar im Hypomanischen) vor raschem Zerfall bewahrt. Sehr zu denken gibt, daß unsere heutigen schizophrenen Kranken sich besonders gern und häufig gerade in die christliche Geisteswelt einzufühlen und hineinzuleben pflegen — sowohl in deren archaische Eschatologie wie in die Wahnwelt Jesu. Dies kann alltäglich belegt werden.

Die Psychoanalyse (Berguer [1121]) hat sich ebenfalls schon mit Jesus beschäftigt. Berguers Arbeit ist nach Pfister nicht ganz geglückt. Immerhin scheint uns ein Vaterkomplex bei Jesus unverkennbar (Priesterkaste und alle Mächtigen gleich Vater). Die psychoanalytischen Ausführungen von Reik [461] (I, Kap. V. f.), der das Judasproblem mit dem Jesusproblem verknüpft, erscheinen uns äußerst gewagt und phantastisch.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Wunder Jesu und die Erfolge seiner Heiltätigkeit für uns natürlich kein ernstes Problem sein können. Jesus heilte durch das Suggestive seines Auftretens. Nippold [454] (S. 28) spricht ihm sogar „anerkannte psychiatrische Meisterschaft" zu. Andererseits war hier jeder Übertreibung und Legendenbildung Tür und Tor geöffnet. Und im übrigen — was nachher aus den „Geheilten" geworden ist, erfahren wir ja niemals. —

Eine ungeheure wissenschaftliche Aufgabe bleibt noch zu lösen: den Weg zu zeichnen von dem armen historischen Menschen Jeschua bis zum beherrschenden Christusideal der heutigen Menschheit; diesen hochverwickelten Prozeß von numinoser Wirkung, Ruhmbildung, Verheiligung, Umformung, Ruhmerhaltung, Idealbildung, Umdeutung und Transformierung auch der Lehren. Alles, was wir oben über diese Dynamik gesagt, findet auf Jesus in besonders hohem Grade Anwendung. Das bedarf für den Kritischen keines Beweises.

Aus R. Ottos [458] (S. 176 f.) „Divination" im Urchristentum ist zu ersehen, daß gerade das Psychotische, das ganz Fremdartige bei den Jüngern das Gefühl des Numinosen erweckt hat [was R. Otto natürlich nicht etwa meint]: Markus *10*, 32 (ἐθαμβοῦντο). Und R. Otto gibt uns an anderer Stelle (S. 191) noch viel schlagender den Beweis dafür, daß gerade das Psychotische den Eindruck des Heiligen formt. „Und wer in diesem Zusammenhange dann die Erfüllung und den Abschluß schaut und diese große Situation, diese gewaltige Gestalt, diese unwankend in Gott sich gründende Persönlichkeit, diese Unbeirrbarkeit und aus geheimnisvoller Tiefe stammende Sicherheit und Gewißheit ihrer Überzeugung und ihres Handelns, diesen geistigen, seligen Gehalt, diesen Kampf, diese Treue und Hingabe, dieses Leiden und schließlich diesen Siegertod, der muß urteilen: das ist gottmäßig, das ist das Heilige. Gibt es einen Gott und wollte er sich offenbaren, gerade so mußte er es tun." — Hinter jedes dieser Worte könnte man ein hartes Nein setzen, und es wird uns schwer, die grauenhafte historische Wirklichkeit nicht daneben zu setzen. Mag dies jeder für sich tun, wenn er die Worte noch einmal aus unserer Perspektive zu lesen versucht. Bei Otto sind also größtenteils gerade die psychotischen Züge (die unkorrigierbare Wahntreue zu sich selbst usw.) als das Heiligwirkende geschildert, natürlich umgeformt und ins Ethische verklärt.

Schon Lukas und Johannes hielten es für sehr angebracht, zu verklären und umzuformen. Was unsympathisch und fremd erschien (und das war nicht gerade wenig), mußte umgemünzt werden. Dies aber sind vornehmlich die psychopathischen Züge. Und diese Arbeit haben später zwei Jahrtausende und ungezählte Generationen ständig fortgesetzt. Wie weit sich das Heiligenbild, das rationalisierte, geglättete Bild eines Ideales von dem harten Schnitzwerk der historischen Wirklichkeit allmählich entfernen kann, dafür zuletzt nur ein Beispiel, eines für tausend: „Von Visionen, die Jesus geschaut, hören wir nichts; von solchen außerordentlichen Momenten, in denen die Schauer Gottes ihn ergriffen, wußte er nichts; sein klares, gottinniges Leben floß in schönem Gleichmaß dahin und bedurfte momentaner Erregungen nicht" (Weiß, B. Leben Jesu. I, S. 288. 1884). Jesus also als Landpfarrer! Und dann das historische Bild des Gequälten und innerlich Zerrissenen, das Bild des scheuen, gehetzten Wildes daneben ...

Manche sehen wohl das Zwiespältige im Charakter Jesu, aber sie bringen es doch fertig, dies dann wieder mit der Klammer nur einer Idee, eines bloßen Wortes zusammenzuhalten. So etwa Weidel [469].

Im letzten Jahrhundert ist es nun Sitte geworden, Jesus als Genie, als Heros zu feiern, da man ihn nicht gut mehr als Gott ansehen konnte. Aber Vorbrodt [468] ist es vorbehalten geblieben, ihn als eine biologische (!) Zwischenstufe zwischen Mensch und Gott zu erfassen. „Die Persönlichkeit Jesu kann annähernd allein unter dem psychobiologischen Gesichtspunkt ausgedrückt werden, d. h. eine neue Psychik-Lebensform ist in die Psyche der Menschheit eingetreten, eine Zwischenstufe zwischen Mensch und Gott in der Stufenskala aller Lebensformen (Schleiermacher)." Demnach eine biologische Hinaufzüchtung des Menschen zum Gott und Jesus als erster geglückter Versuch. Das Werden einer Göttervorstellung liegt hier zum Greifen nahe. —

Der Zukunft muß es aufgegeben bleiben, den Zusammenhang zwischen Psychopathie und Psychose Jesu und andererseits der Lehre näher darzustellen. Binet und Hirsch haben bemerkenswerte Ansätze dazu gemacht, aber sie sind nicht kühl genug geblieben. Unsere heutige Ethik ist so sehr viel höher entwickelt als die des Nazareners, daß dessen Ethik in sehr peinlicher Weise dagegen abfällt, obwohl sie der unsern noch heute den Namen verleiht. Auch dabei Umformung, Verschiebung der Zwecke und Ablösung vom Mutterboden: soziologische Naturgesetze.

Daß die Lehre so vielen Jahrtausenden standgehalten hat, liegt an den Gesetzen des Eindrucksvollen und der Ruhmbildung. Die starke innere Widersprüchlichkeit der Lehre wirkt immer wieder als ewig neues mirum. Sprachlich und inhaltlich wohlgelungene Einzelheiten, Talentvolles deckt wie ein Schild die brüchigen, schwachen Stellen, und die Geheimnisdeuter tragen das Ihrige dann (als positiv) hinzu. Außerdem aber entwickelte sich die Ethik auch allein weiter und gliederte sich immer jeweils an das Vieldeutige des Neuen Testamentes an: dort hatte ungefähr Alles Platz. Ohne das energische Aposteltum des Petrus und Paulus wäre Jesus nur einer von den aberhunderten Messiassen gewesen, wie sie die Geschichte kennt. Aber diese Beiden besaßen schon die Möglichkeit, Jesu Lebenslauf und Schicksal und Legende mit hineinzuverarbeiten in den numinosen Akkord: das hochwirksame tr des Kreuzesopfertodes, das mr der Auferstehung und Wiederkunft, das fc des Erlösungsgedankens (Erlösung von geschlechtlicher Erbsünde und Erlösung vom Grauen ewigen Todes). Jesu einzig wirklich originale Lehre war ja nur: ich bin der Messias. Dies allein gab bei der Menge durchaus noch keinen numinosen Vollklang, und erst Petrus und Paulus vermochten den Akkord aufzufüllen.

So ist in diesem Falle wieder letzten Endes das „Werk" des „Genies" gar nicht von ihm. Im Gegenteil: das Werk der Gemeinde, der Apostel schuf erst den Schöpfer Jesus, als solchen. Und der Akkord mit dem ausgeprägten Sanctum entstand erst nach Jahrhunderten aus einer ungeheuer verwickelten Konstellation. Das bißchen freisinnige Lehre (gegen die Pharisäer) wäre sonst schnell verraucht gewesen, wie so Vieles in der

Geschichte. Denn Jesus war, das muß immer wieder betont werden, nicht der Stifter einer neuen Sekte oder Schule, noch weniger der Stifter einer neuen Religion. So lehrt eindringlich der Historiker Ed. M. [453] (II, S. 445). „Das religiöse Weltbild Jesu ist ganz das der Pharisäer" (II, S. 425 f.), besonders auch die Eschatologie. Dagegen bestand ein scharfer Gegensatz Jesu zu dem starren Formalismus der Pharisäer: Gesinnung ist wichtiger als äußerliche Korrektheit. (Dieser Gegensatz entwickelt sich aber sehr oft in der Geschichte und auf allen möglichen Gebieten.) Jesus war nur der Vollender des Judentums. Das Christentum verdankt zwar der Verkündung Jesu als Messias und kommender Weltenrichter „in erster Linie seine gewaltigen Erfolge" (II, S. 440). Aber — „Petrus und seine Genossen sind die Schöpfer der christlichen Religion, Paulus ist der Schöpfer der christlichen Theologie" (III, S. 348). — Zwei wenig begabte, archaisch verstrickte, hysteriforme Psychopathen haben die Lehre geschaffen und durchgesetzt. Auch sie Beide haben jeder noch ein Märtyrer-tr hinzugefügt: Petrus wurde gekreuzigt, Paulus geköpft. Denn den Römern war das Christentum noch ein „abscheulicher Aberglaube" (Sueton: „superstitio nova ac malefica" — Tacitus: „exitiabilis superstitio" — Ed. M. [453] III, S. 501, 506).

Nur äußerst selten auf Erden ist einmal eine solche Dynamik von Religionsbildung und Verheiligung gelungen wie im Falle Jesus. Das liegt nicht an der Lehre, sondern am mr-fc-en der Psychose, die sich durch Wahn und Wahntreue ihr tr noch selber hinzugeschaffen. —

Sonst bleibt gewöhnlich bei der Sektenbildung alles auf Vorstufen stecken. So etwa bei Jakob Boehme, dessen Paraphrenie Kielholz [862] ausgezeichnet analytisch behandelt hat und der mancherlei Ähnlichkeiten mit Jesus aufweist. R. Otto [458] (S. 178) macht einmal den Vorschlag, man solle sich im lebendigen Leben ansehen, wie religiöse Gemeinschaften entsprängen; er hat selber (in Indien) solche „Heilige" beobachtet, und „Szenen" ... „„die seltsame Ähnlichkeiten haben mit denen, die die Synopse berichtet: „Heilige" — meist sehr wunderliche — treten gelegentlich auf, die Jüngerschaften um sich haben, um die das Volk kommt und geht, um ihre Sprüche zu hören, ihre Wunder zu sehen, ihr Leben und Treiben zu bemerken."" Man beachte: „meist sehr wunderliche."

Auch Ed. M. [453] (II, S. 412—419) macht aufmerksam auf die Welt der herumziehenden Wundertäter und Propheten, wie sie heute noch in Indien und sonst im Orient zu beobachten wären.

Die Psychiater sind freilich viel früher aufgestanden und haben längst solche wunderlichen Heiligen studiert und beschrieben. Man braucht gar nicht so weit zu reisen: Europa ist voll von ihnen, und fortwährend bilden sich kleine Kreise und Sekten. Nicht alles sind gerade Psychotische. Absonderliche Psychopathen zumeist, schizoide Fanatiker, Geltungssüchtige, auch Hypomanische oder Pseudologen — jedenfalls ohne Psychopathologie nie recht zu verstehen. „Daß unter den kleineren sektiererischen Bewegungen und okkultistischen Gemeinden schwere Psychopathen paranoisch-schizothymen Wesens als Führer eine Rolle spielen, sehen wir häufig in der Klinik", hebt auch Bonhoeffer [681] (S. 601) hervor.

Doch es scheint, als ob die psychotischen Fälle, eben als die extrem abnormen, ganz besondere Eindruckskraft besäßen. Die Jesus-Frage im heutigen Leben zu studieren, war ja ein Grundgedanke von Rasmussen [1107]. Und er hat uns (wie vor ihm Lombroso [1145]) in Lazzaretti einen „Christus aus unseren Tagen" (R. [1146]) meisterhaft geschildert: eine treffliche Pathographie, die nicht bloß einseitig am Pathologischen haften bleibt. Das Lebensbild dieses Paranoikers, der für heutigen Geschmack ethisch viel höher stand als Jesus, bietet ganz überraschende Parallelen und sei dringend der Betrachtung empfohlen. Auch an Lazzaretti, der viel mehr Syntones, Zyklothymes besaß, sehen wir die befremdende Opferidee, und auch bei ihm ein völlig sinnloser, praktisch unverständlicher „Einzug" in ein Dorf. Übrigens ist die Gemeindebildung bei den Lazzarettisten noch viel besser zu studieren als bei den Mormonen, dessen Stifter mit Jesus keine Parallelen aufweist, eher vielleicht mit Mohammed (siehe auch Kalb [1627]).

Sehr mit Recht hat Rasmussen [1107] auf das Pathologische vieler anderer Religionsstifter hingewiesen. Auf Diagnose und Einzelform kommt es dabei gar nicht an; das Pathologische, als das extrem Abnorme, liefert eben viel eher die wirksamen Eindruckstöne als das Gesunde.

Auch Loosten [1106] bringt eine Parallele: Antonio Maciel Conselheiro in Brasilien, ein Paranoiker oder Paraphrener. Und es ist gewiß kein Zufall, daß auch Hirsch [1115] wie Binet [1111], ganz unabhängig voneinander, eine lange Liste ähnlicher Fälle zusammenstellen. Hirsch hebt (S. 160 f.) hervor, daß in der Geschichte der Juden allein seit der Zerstörung Jerusalems 64 Messiasse aufgetreten wären. 64! Ferner noch Barchorab, Moses Cretensis usw. 1137 n. Chr. gab es in Frankreich und Persien gleichzeitig zwei Messiasse. Man beachte endlich den Fall von Bechterew [679] (S. 79 f.), den Paranoiker Maljowanny in Rußland, um 1890. Gut studiert auch Weygandts [717] klinischer Fall; ferner Hellpachs [693] Beobachtung, auch Wedekinds [716] Fälle wären heranzuziehen als erste Keime zu psychischen Epidemien. Viel Literatur noch bei Wollenberg [718] und Schönfeldt [708]. Auch Witrys [1649] Ergebnis erscheint wichtig: alle modernen Messiasse wären offenbar in wechselndem Grade Psychopathen.

„Meine feste Überzeugung ist, daß Jesus ... wie jeder andre Fanatiker hingerichtet wurde, der sich für einen Propheten oder Messias ausgab, solche Leute gab es zu allen Zeiten", war Napoleons Meinung (z. n. E. Ludwig, Napoleon. S. 594. Rowohlt, Berlin, 1925).

Sogar Platzhoff-Lejeune [643] stellt einmal die Frage, ob es moderne Propheten gäbe; Prophetentum setze niedere Bildung der Massen voraus. Ihr Schicksal heute? Und er gibt die harte Antwort: „Gefängnis oder Irrenhaus." — Auch Prophetentum ist eben Relation.

Der Nazarener Jeschua war, psychobiologisch genommen, nur einer von diesen Vielen. Wenn er heute noch als Heros, als Genie, als Gott erlebt wird, so ist diese Tatsache eine soziologiche Struktur von ungeheurer Verwickeltheit. Der Struktur eines chemischen Riesenmoleküls vergleichbar; und in diesem großen Bau ist eines der Atome oder Elemente, eines, aber ein sehr wichtiges, die Psychose. Oder — wenn man fähig ist, dynamisch zu denken: die Psychose hat den „Wert" eines Fermentes, sie ist zwischen zahllosen Molekülen ein Stoff, der Gärung, Zerfall und Neubildung bestimmter Strukturen hervorruft — ein Wert von unermeßlicher Tragweite seiner Wirkung, wie die Geschichte bisher bewiesen hat.

„Erst wir, wir freigewordenen Geister, haben die Voraussetzung, Etwas zu verstehn, das neunzehn Jahrhunderte mißverstanden haben, — jene Instinkt und Leidenschaft gewordene Rechtschaffenheit, welche der „heiligen Lüge" noch mehr als jeder anderen Lüge den Krieg macht ..." So dachte noch Nietzsche (Antichrist, 1. Aufl. 1895. S. 261).

Aber wir, dreißig Jahre nur später, wir halten ganz andere Wissenschaft in der Hand als jener; wir machen mit dem Jesus-Problem keinen Krieg mehr und wollen auch keinen Krieg. Wir stellen uns auch nicht auf den Markt wie Nietzsche und schreien. Auf das Problem der evangelischen Theologie seit 1835 geben wir unsere Antwort, indem wir nur still und schweigend auf die Tatsache hinweisen. Tragisch vielleicht, diese Tatsache, wie die ganze Tatsache Mensch überhaupt. Tragisch, aber wahr. Wahr für unsere Rechtschaffenheit. Unsere. Denn auch gegen die heiligen Lügen machen wir keinen Krieg. Vielleicht müssen sie sein. Heiliges aber wird und soll es immer geben. Auch für uns. Und wo das Heilige Flittergold ist — das zu hüten, überlassen wir gern den Andern: den Unbelehrten und Unbelehrbaren, oder den Schauspielern des Lebens. Deren Ethik ist nicht mehr die unsere.

JOHANNA VON CASTILIEN

Anscheinend Schizophrenie (paranoid) — (n. Cuylits [1125]).

JOHNSON

Anscheinend „cyclothyme Natur" (Allers) (n. Rogers [1126]).

JOSEPHSON

Die Psychose zerstört in der Hauptsache seine „malerische Intelligenz". Aber durch Wegfall von Hemmungen doch Erscheinen der früher unterdrückten Phantasie. Die Technik litt (Forster[1127]). Schizophrenie. Aus den ersten Jahren der Krankheit keine Werke veröffentlicht. Spätwerke: „morbider Reiz" in der ornamentalen Sonderexistenz des Strichgefüges, trotzdem „etwas lahm". Nur an „Erschaffung Adams" gegenüber gesunden Werken „starker Zuwachs an Gestaltungsintensität". Ferner durch „gewisse Lockerung der Mittel" und „Neigung zu ungewöhnlichen Raumverhältnissen" das Bild befremdend und unheimlich (Prinzhorn[1129]).

KAMBYSES

Herodot: K. litt an der „heiligen Krankheit". War unerhört roh und grausam-gewalttätig. „Cäsarenwahnsinn". [Trotz allem nennt ihn L. ein] „epileptisches Genie mit ethischem Defekt" (Lombroso[1130]). Die bekannte Verwechslung von Genie oder genial mit Berühmtheit; der Oberbegriff ist eben: Berühmtheiten.

KANT

Pspth. Später Dementia senilis oder arteriosklerotisches Irresein (Holzhausen[1132]). Gut auch Wasianski[1131]. Senile Demenz nach schizoider Psychopathie.

GOTTFRIED KELLER

Zuletzt senile Psychose (Wille[1133]). Vgl. auch Birnbaum[293] (S. 283). Liebe zur Mutter unbewußt größer, als K. verriet. Fixierung im Gefühl, Kritik und Enttäuschung im Verstand. Äußere Lieblosigkeit zur Mutter zwanghaft, unbewußt (Hitschmann[1136]). Ausgesprochener Pspth. Ethisch wenig hochstehend. Zur Mutter auffallend lieblos. Alkoholiker aus Depression heraus.

KLEIST

R. will „das Bild des Dichters von den Schlacken befreien", d. h. daß man ihn als pathologisch ansah. Keine Homosexualität (S. 382) — [Man beachte S. 398—399.] (Rahmer[1140]. Viel zu apologetisch. Aus dem Buch spricht sehr klar, ein wie starkes tr der Selbstmord, die Verkennung, die Nicht-Pflege des einsamen Selbstmördergrabes und die Bezeichnung „pathologisch" abgibt). [Sehr künstliche p. a. Deuteleien] (Jones[1142]). Halbschwester väterlich Ulrike: Reisedrang, innere Unruhe, zuletzt Psychose. Ein Vetter mütterlich jung melancholisch, † Selbstmord. K. chronisch schwermütig, Todessehnsucht, Assoziationswiderwille (Wandertrieb, Unbeständigkeit, Heiratsabneigung), ungeheure Maßlosigkeit in Allem, pathologischer Ehrgeiz. Homosexuell, aber nur rein psychisch und unbewußt. Sexuell früh geweckt, bisexuell und zwar gesteigert erotisch. Äußerlich kindlich, mädchenhaft. (Auch Ulrike homosexuell, maskulin, virago, Abneigung gegen Heirat, trug monatelang Männerkleider.) Onanie mit Selbstvorwürfen. Wegen der Masturbation Überkompensation der eigenen Unreinheit zu Sittenstrenge, Verlangen nach wahrer Offenherzigkeit, nach Achtung, nach „reiner" Wissenschaft. Ferner: Schüchternheit, Verlegenwerden, Stottern, Erröten, Terminsetzen, Geheimniskrämerei. — Rätsel der Würzburger Reise: Homosexuelle Liebe zu Brockes. — Bot Freunden oft an, gemeinsam zu sterben. „Gemütskrankheit" (S. 48. Sadger erwägt „dementia praecox", entscheidet sich für „protrahierten hysterischen Anfall"). Oft sehr zerstreut; murmelnde Selbstgespräche. Viel Pseudologia phantastica. Sehr seltsam-bizarr (S. 49—52). Selbstmord: Sterben als Sexualgenuß; die Vogel erfüllte die „Liebesbedingung" (Sadger[1141]). In Mainz monatelang eine dunkelgebliebene Krankheit (Sadger[274]). Schizoider Pspth. Schizophrener Schub? Oder schizophrene Reaktionspsychose?

KLOPSTOCK

Vorwiegend schizoider Pspth. (Holzhausen [1143]).

KÖRNER

Unbändiges, wildes, ungestümes Naturell. Tat alles, was der (sehr gute) Vater nicht wollte. Sein Patriotismus stark sexualisiert. Suchte als Selbstbestrafung wegen der Auflehnung gegen den Vater freiwillig den Tod. Unbewußter Selbstmord (n. Rank [1144]).

CHARLES LAMB

Alkoholiker. Manisch-depressiv (n. Weir [187] S. 132).

LAZZARETTI

„Religiöser Paranoiker." Größenvorstellung: „der große Monarch". Nennt sich „des Menschen Sohn"; ist der wiedergekommene Christus. Opferidee wie dieser (S. 162, 199). Als politisch gefährlich im Gefängnis; später freigesprochen (Rasmussen [1146]. Sehr lesenswert, ebenso Lombroso [1145] gut). Typische Paranoia.

LENAU

Ein durch Vererbung Entarteter mit Willensschwäche, Stimmungsschwankungen, Hypochondrie, Heftigkeit usw. (Möbius [1151]). Kein Pspth. [?], keine Vererbung [? Vater Pspth., Mutter Hysterica, Schwester Gefängnis]. Unstet. Früh Masturbation. Sehr sinnlich. Neurose durch Unbefriedigung. Luetische Infektion 1831. April 1844 Beginn der Paralyse (agitierte Form) (Rahmer [1155]). Verhältnis zu Sophie Löwenthal: bestimmt kein Coitus, aber Küsse, Umarmungen; Sophie frigide (Hysterica). Starke Liebe L.s zur Mutter. Sehr eitel, ichsüchtig, herrschsüchtig, launenhaft, anmaßend, stolz; mußte „unbestrittene Zentralsonne" sein. Verzärtelte sich, sehr bequem. Zorn- und Wutanfälle. Sadistisch, grausam, zerstörungssüchtig. Angeborene Schwermut. Maßlosigkeit. Lues vermutlich in Bremen, nach der Amerikareise. 1834 Depression. Mindestens April 1844 Paralyse (Sadger [1154]). Pspth. Häufige, lange Depressionen, Entschlußlosigkeit. Ausbruch der Paralyse Oktober 1844 (Jentsch [1156]). Beginn der Paralyse mit Facialislähmung. Beschreibung der Paralyse in der Anstalt (Vorberg [1157]).

LENZ

Vor, in und nach Weimar dégénéré supérieur. Erst November 1777 psychotisch. Von Riga 1779 ab schwachsinnig (Möbius [1158]). 1776 auffallend, 1777 Erregungszustand (psychotisch) bis 1779. Bis 1786 Remission, doch wenig leistungsfähig. 1786 neuer Schub, verblödete rasch. 1792 plötzlicher Tod auf der Straße. „Katatonie" (Weichbrodt [1158]). Hinzuweisen auf Büchners Novelle Lenz. Verständliche Zusammenhänge bei beginnender Schizophrenie trotz hirnanatomischer Grundlage (Mayer [1160]). Wichtig Bleuler [522] (S. 132, 239).

LEONARDO

Psychisch homosexuell. Narcismus. Sexuell nicht bedürftig, nicht aktiv. Liebe zur Mutter, verdrängt. Lächeln der Mona Lisa das wiedergefundene Lächeln der Mutter. Blieb zeitlebens teilweise kindlich (spielte gern). L. in der Nähe des neurotischen „Zwangstypus", sein Forschen nahe dem „Grübelzwang", seine Hemmungen deren Abulien. Hemmungen im Sexualleben und in der künstlerischen Arbeit. — Seine spezifische Begabung durch Schautrieb verstärkt. Regression; Pubertätsentfaltung zum Künstler wird überholt durch die früh-infantile zum Forscher. Anfang 50 noch weitere Regression: überwindet die Hemmung in der Kunst. Seine Neigung zur Triebverdrängung und seine große Fähigkeit zur Sublimierung der primitiven Triebe organisch-biologisch bedingt (Freud [1161]. Trotz vieler Fragezeichen eine sehr feinsinnige Arbeit. Nur die zweite Auflage zu empfehlen. Interessant auch Reitler [1163]).

LEOPARDI

In der ganzen Familie (in 18 Generationen) ungewöhnlich viele Geisteskranke, „Heilige und Kriminelle, Irre und Geniale". Äußerlich viele Stigmata. Ausgesprochener Pspth. Der Weltschmerz seiner Dichtung psychopathisch, d a durch Ruhm (n. Lombroso [1166], [1167], der auf Patrizi [1164], [1165] fußt).

LERMONTOW

Aus der Selbstschilderung in „Ein Held unserer Zeit" die schizoide Kälte und Zwiespältigkeit sehr deutlich erkennbar.

LEUTHOLD

Haltloser, unberechenbarer Pspth. Lungenkrank. Paralyse (Vorberg [1168]). Mutter Pspth. L. sehr begabt, eckig, schüchtern, träumerisch, haltlos, wankelmütig, unentschlossen. Innere Unzufriedenheit, Bitterkeit. Kein Examen. Neidisch, boshaft, kaustisch. Wildes Bohémien-Leben. Alkoholiker. 1865 „fast immer betrunken". Lungentuberkulose, Lebercirrhose. 1875 Beginn einer Paralyse, Charakterveränderung. 1877 psychotisch: Tobsucht, dann demente Form (Weichbrodt [1169]).

LINCOLN

Periodisch depressiv. Weich. An Mutter fixiert. Daraus später Kampf gegen Sklaverei (n. Clark [1170]). *)

LINGG

Nervös, depressiv, asthenisch, schüchtern, Neuropath. Mit 30 J. Psychose (Verwirrtheit, Angst, Beziehungs-, Verfolgungsideen, Selbstanklagen, Depression). Nichts Cyclothymes. Psychische Verursachung auf pspth. Boden. „Neurasthenisches Irresein" (n. Jentsch [1171]). Zuletzt dementia arteriosclerotica senilis. Wahrscheinlich 1. Anfall doch wohl Schizophrenie.

CLAUDE LORRAIN

Ganz einseitige Begabung. Weich, gewissenhaft, ohne Initiative, ungesellig, ledig. Neigung zum Depressiven, zu Kleinheitsideen. — Sah jemand vom Gerüst abstürzen. Phobie. „Schreckneurose" (n. Jentsch [1173]. Rf. Haymann: latente Schizophrenie?). Schizoider Pspth.

LOYOLA

Typischer Ritter und Weltmann wird Heiliger. Schwere Verwundung treibt zu weltfremdem Mystizismus. Schwere Hysterie, Verzückungen, einmal Stupor. Ekstatische Euphorie. Wille zur Macht. Durch Exerzitien künstliche Hysterie erzeugt, um Macht über Adepten zu gewinnen (Lomer [1174]. Vgl. die wichtigen Referate W. Maier, Schrecker, besonders Sadger).

LUDWIG II. VON BAYERN

Paranoische Psychose. Beging Selbstmord, nachdem er seinen Arzt, der ihn hindern wollte, getötet (Lit. [1175–1181]).

OTTO LUDWIG

Zart, schwächlich. Stimmungsschwankungen. Hohe Erregbarkeit. Muskelzuckungen. „Neuropathisch", d. h. Pspth. Psychogene Neigung zur Konvulsion. Chorea electrica. Zuckungen des Kopfes, hieß „der Schüttler". Rheumatose, Herzbeutelentzündung, Augenentzündung, Gallensteine, Skorbut, Gelenkrheumatismus; alles überlagert von Neurose mit Krämpfen. Akinesia algera. Oft Depressionen. Gesichts-Tic. Morelsches Ohr. In der Jugend oft Lebensüberdruß. Abnorme Erregbarkeit des ganzen Wesens. Starker Raucher. Alkohol in Gesellschaft. Leicht erschöpfbar (Jentsch [1184]). „Globus hystericus". Hysterische Respirationskrämpfe (Sadger [1183]).

*) Portrait for Pardon by Rev. P. Thomas

LUKREZ

Intermittierende Psychose. † Selbstmord mit 44 Jahren. (Lombroso [1185]). Wahrscheinlich Cyclophrenie.

LUTHER

Periodische Verrücktheit (Kerz [1187]). „Aus Haß verrückt", „von Gemütskrankheit befallen" oder „von bösem Geist besessen" (Erasmus). Sprache des Tollhauses. Verwirrte Phantasie (Prechtl [1188]. Katholisch). Verschiedene Arten von Wahnsinn (Schön [1189]). Zeitweilige Gemütsverstimmung mit Präcordialangst, Schwindel, Ohrensausen, auch Sinnestäuschungen. Verdauungsstörungen, Gicht, mehrmals Brustkatarrhe, Ruhranfälle, Blasenstein (Berkhan [1190]). Körperlich begründetes Gemütsleiden. „Pathologische Zustände." „Depression", „Schreckhaftigkeit". Religiöse Anfechtungen „ein pathologischer Zustand". 1527 schwere Depression mit Selbstvorwürfen wegen eigener Heftigkeit und Streitsucht. Seelische Verstimmung „nicht etwa eine Folge der geistigen Kämpfe". Ohnmachten, Weinkrämpfe. Später verlegte L. die Sündenangst nach außen: der Teufel (Hausrath [1194]). „Unter allen großen Männern ist Luther der paradoxeste." „Gemütskrankheit", Melancholie. „Seine alten Gemütsleiden" (aus „Träumen") wieder auf der Wartburg. Humor und Melancholie durcheinander. Zunehmende Reizbarkeit (Hausrath [1196]). „ ..un état de nervosisme outré, analogue à l'hystérie et frisant la folie proprement dite" (Regnard [1195]). Durch körperliche und geistige Überanstrengung nervös geworden (Kawerau [1197]). L.s Tätigkeit unter Einfluß anormaler Geistesrichtung. Krankhafte Angstzustände, Sinnestäuschungen, besonders Teufelserscheinungen (Grisar [1198]). Bei L. das Pathologische überaus bedeutsam. Leichtere Form des manisch-depressiven Irreseins [besser: „Cyclophrenie"]. Melancholische Phasen. Maniakalische Perioden mit gesteigertem Selbstgefühl und zorniger Erregung. Phantastische Deutungen kein Wahn, sondern aus dem herrschenden Gedankenkreise aufzufassen. Keine Hallucinationen (Möbius [1199]). Circuläre Psychose mit Angstanfällen (Baumann [1200]). Nicht psychotisch. Gicht. Obstipation. Beiderseitiger chronischer Mittelohrkatarrh. Folgen davon die nervösen Symptome. † an Herzleiden (Ebstein [1201]). Arthritiker (Steine, Hämorrhoiden, Gicht). Obstipation, Schwindel, Ohnmachten, Ohrgeräusche. Gesichts- und Gehörhalluc. † an Pneumonie (Cabanès [1202]). Mönkemöller benutzt Grisar [1203]; im ganzen Möbius [1199] beizustimmen: leichtere Form von Man.-depr. Gegen Grisars psychologische Erklärungsweise der „Anfechtungen". Zeitweise Steigerung der manischen Charakterkomponenten zur manischen Phase. Auch neurasthenische Symptome (Mönkemöller [1204]). Ähnlich wie Hausrath oben. „Zirkuläre Psychose" (I, S. 110). „Den ganzen Prozeß darum für Geisteskrankheit zu erklären, wäre dennoch verkehrt" (I, S. 574) (Hausrath [1203a]. Vgl. I, S. 1—4, 17—21, 30—41, 52—53, 108—110, 475—476, 573—575. II, S. 184, 264, 430—440, 495). Mischung von expansiv-sensitiven Charakterzügen (Kretschmer [1205]). „Starke, zum Teil endogene Gemütsschwankungen und einzelne, sicher rein ärztlich zu bewertende Schwermutsanfälle mit starken körperlichen Begleitsymptomen (z. B. 1527)." „...das derb Natürliche, Saftige, rasch Herauslachende und Herauspolternde, die augenblicksgeborene Form und Systemlosigkeit der literarischen Produktion." „Die bildhaft-volkstümliche, sinnliche Sprachkraft erreicht den höchsten Gipfel" (Kretschmer [366]). Belastet. Mutter: erregt; Vater: zähe Energie, große Reizbarkeit (Totschlag), Zornmütigkeit. L. meist depressiv. „Traumatische Neurose" nach Blitz-Chock [?], keine „zirkuläre Psychose", überhaupt keine Psychose, sondern nur Psychopathie. Illusionen, Halluzinationen auf der Wartburg. Visionen unbezweifelbar (starkes Phantasieleben, Mißdeutung von äußeren und inneren Erlebnissen, Einbildung von jenseitiger Belästigung oder Bestärkung). Tintenfaß nach dem Teufel: Legende. Kein Trinker, aber liebte und erlaubte „guten Trunk" gegen Depressionen aller Art. † an Coronarsklerose; keine Apoplexie, kein Katarrh [d. h. keine Pneumonie], kein Selbstmord — Inhalt der Hauptlehren ganz auf seinen persönlichen Charakter zugeschnitten; sie sollten ihn beruhigen (Grisar [1206]). Auch vielen protestantischen

Theologen sind die pathologischen Seiten an L. aufgefallen. Zahlreiche Gegensätze in seiner Natur, unbeständig, unberechenbar. Leidenschaftlichkeit, überlebhafte Phantasie, Übertreibungen im Wort, hohe Reizbarkeit, Kampf- und Streitsucht. Verstimmungen periodisch, aber gewöhnlich fortwährende Stimmungsschwankungen. Hypochondrisch. Zahlreiche Körpermißgefühle. Kopfsummen und Schmerzen. Ohrenbrausen, Schwindel- und Ohnmachtsanfälle, Herzbeklemmungen; zeitweise Zorn, Unwille, Wüten. Stark sexuell. Glaubte an eine besondere Offenbarung Gottes an ihn, Luther; aber ziemlich verschwommen, ohne Größenidee. Viele „Lügen" [d. h. katathyme polemische Übertreibungen]. In den letzten Jahren bleibende Verdüsterung; feste Erwartung des nahen Weltendes. Staunenswerte geistige Gaben und Arbeitskraft. — Nach dem Tode verherrlicht. L.s Wirkung und Erfolge, seine „Größe"? Wirkung seiner Abfallspredigt sehr groß. Aber viel eher ein Ergebnis der Umstände, von mancherlei Faktoren der Zeitgeschichte. L. trat „mit seiner Sturmnatur ... an die Spitze einer schon lange angewachsenen Strömung im Welt- und Ordensklerus". Ferner kirchliche Mißstände, tiefe Unordnungen im öffentlichen Leben. Zug der Zeit nach Freiheit, Individualisierung, Neuerung. Auch politisch das Reich gelockert, überall Gärungsstoffe. Sein Ruf nach Reformation, die alle wollten, bezauberte und erschreckte. Fand Unterstützung 1. bei den gelehrten Humanisten, die mit der katholischen Autorität zerfallen; 2. bei den Bauern, die sich erheben wollten; 3. bei den Städten, die gegen den Druck der Bischöfe etwas für sich erhofften; 4. beim Adel, der unter der Fahne des Evangeliums auf Revolution hoffte; 5. bei den Fürsten, die auf Kirchengüter hofften und ihre Machtsphäre gegenüber Papst und Bischöfen erweitert sahen. Erfolgreich sein Ton sicherster Überzeugung. Viel sehr Verlockendes in der Lehre (nur der Glaube, Abschaffung des Cölibats usw.) für Geistliche, Mönche, Nonnen. Ruf nach Freiheit. Entfernung vom Christentum. Transformierung des Lutherbildes. Ständige Wandlung nach den eigenen Idealen der verschiedenen „Richtungen". Wurde auch „heilig" und „göttlich" genannt. Modernes Streben, ihn als „Heros der neuen Kultur", als ihren Begründer zu stempeln; alles eben „Heroenmalerei" (Grisar [1203]). „Dieses Gemütsleiden ist die Qual und Kraft seines Lebens gewesen ..." „Sein Leben und Lebensglück stand und fiel mit dieser Lehre [d. h. Rechtfertigung allein durch den Glauben], denn sie war die Arznei, die sich Luther gegen seine qualvollen Krankheitszustände verschrieben hatte. Als Medizin für einen Gemütskranken ist diese Lehre durchaus verständlich und berechtigt ..." „Manisch-depressives, zirkuläres Irresein", „zirkuläre Psychose" (S. 218) (Gerdtell [1205a] S. 14). L.s Werk zeigt Systemlosigkeit, Widersprüchlichkeit des Gedankenbaus (Müller-Freienfels [628] S. 213 f.). Cycloider Pspth. von maßloser Affektivität, in der Richtung auf eine leichte Cyclophrenie hin; gelegentlich (so 1527) die Grenzen der Psychopathie überschritten zur Gemütskrankheit hin. Viele hypomanische Charakterzüge, auch wohl leichte Phasen. Ab und zu Illusionen, phantastische Verkennungen, Pseudohalluzinationen (stark visuell, außerdem ohrleidend). Stark rationale und stark archaische Schichtung zugleich. Fühlte seine überwältigenden Stimmungsanomalien (nach außen projiziert) als Teufel oder Gott; so seine Lehre (De servo arbitrio 1525), daß Gott und Teufel miteinander kämpfen als Reiter auf dem Tier Mensch, der selbst keine Entscheidung habe! (Die Stimmungen überwältigten ihn eben). Sein Werk spiegelt ihn wieder. Sein Hauptgedanke der Rechtfertigung nur durch den Glauben ist eine Verallgemeinerung seiner seelischen Bedrängnis und Depression und ihrer Überwindung durch den Glauben: die welthistorische Bedeutung des Pathologischen.

MANZONI

Schwerer Pspth. Labil, zerstreut, vergeßlich, unentschlossen, suggestibel. Empfindlich und kühl. Ironiker. Mutlosigkeit, Ängstlichkeit. Viele Phobien (vor Ohnmacht, Platzangst). Erlebnisse der eigenen Angst und Furcht gehen in vielen Varianten ins Werk ein (n. Lombroso [1209]).

MARAT

Wirklich krank. Wahrscheinlich Arthritiker. Schlechte hygienische Verhältnisse. Diabetes. Ekzem an Scrotum und Damm [daher das Arbeiten in der Badewanne] (n. Cabanès[1210]). Pspth., excentrisch, grausam (n. Mamlock[1211]).

MAUPASSANT

U r sprüngliches Talent: mit 9. J. „erster im Aufsatz" (Reik[1228]). Paralyse [V. sieht die Psychopathie nicht.] (Vorberg[1220]). Physisch sehr gesund, psychisch sozial gesund, aber doch zarte Anlage, prädisponiert, Zeichen von „Nervosisme". Endkrankheit: „La leucoencéphalite, substratum anatomique du délire systématisé progressif", „délire chronique progressif." Krankheit der weißen Hirnsubstanz [?]. Psychose durch Exzesse [?] — (Z. Lacassagne[1216]). K e i n e Paralyse, sondern „délire systématisé progressif" [?] (Rémond[1219]). Beginn der Paralyse 1883—84. Zerstörende Wirkung der Psychose: La manie d'écorche, Sur l'eau, Lui, Le Horla, Qui sait? Stimmungsänderung (Lagriffe[1217]). 1879 luetische Infektion, 1880 Iritis, 1883 Pupillendifferenz und Trägheit. Zehn Jahre günstiges Latenzstadium: melancholische Verstimmung und Reizbarkeit bei scheinbarer Gesundheit. Pessimismus gesteigert. 1891 plötzlicher geistiger Verfall; vorher Werk unberührt. Progressive Paralyse außer Zweifel (A. Lacassagne[1222]). L. hat ab 1883 Maup. oft untersucht. Nie Iritis gefunden. Lues von M. nie zugegeben, also nicht e r w i e s e n (Landolt[1223]). Luetische Infektion 1873. Augenleiden k e i n paralytisches Zeichen. Litt vor 1890 n i c h t an Vorstadium von Paralyse, sondern an Epilepsie (Migräne) [?]. 1890 Paralyse (Pillet[1224] — verfehlt). Lues mit 23 J. [1873], wie zwei Ärzten z u gegeben. Kopfschmerzen und Augenmuskellähmungen „nicht ohne Weiteres" als Vorboten der Paralyse aufzufassen, sondern M. litt an Hemikranie (Migräne, von der Mutter geerbt), daher die Augenmuskellähmungen (Vorberg[1229]). Vererbte leichtere Psychopathie; nervöse Störungen durch Lues, Alkohol und Erschöpfung verstärkt. 1879 [richtig wohl: 1873] luet. Infektion. 1880 Augenleiden [Iritis]. 1882 Ophthalmoplegia interna. Migräneanfälle (echte? oder Vorläufer der Hirnkrankheit?). Wurde depressiv. Nahm Alkohol, Äther, Chloroform, Morphium, Opium, Kokain, Haschisch — gelegentlich. 1883 Halluzinationen (Gesicht, Gehör, Geruch, Tastsinn); durch Alkohol? Oder beginnende Psychose? Oder beides? 1885 Charakteränderung: wird weicher. „Zweiter Stil" (weicher und wärmer). 1882—85 rapides Ansteigen der Produktion (durch pathologische Störungen), 1886 Sinken. Seit 1885 schwer krank. 1887 Le Horla: tiefkrank. Zunehmende Symptome bis 1890: Zusammenbruch (Qui sait?). Anfang 1892 Anstalt. Tod 1893. Diagnose? Ab 1885 Paralyse (a b s o l u t sicher seit 1887 Le Horla); Hirnlues? Luetisches Vorstadium und ab 1885 Paralyse. Der tiefe Pessimismus der Werke pathologisch. Die Krankheit gab S c h e i n der Tiefe, hat aber Werk nur geschädigt. Werk t r o t z Hirnkrankheit. Parallele zu Nietzsche (W. Lange[1221]). Werke durch das Pathologische (Stimmung, Halluzinationen usw.) interessanter, origineller, d. h. nur i n h a l t l i c h; formal bis spät ungeschädigt. 1885 Stiländerung d u r c h die Paralyse. Zur Differentialdiagnose: Paralyse oder Hirnlues? Vgl. Spielmeyer. Z N Pt, 97, S. 323: Es gibt „unvollständige Paralysen", „unvollkommen ausgebildete Paralysen", „forme fruste" wie bei Tabes, es gibt, klinisch wie anatomisch, „Übergänge" zwischen Paralyse und Hirnlues. — Dergleichen könnte bei M. jahrelang vorgelegen haben. (Vgl. auch Nietzsche.)

ROBERT MAYER

Sehr reizbar. Rasch und intensiv emporschnellende allgemeine Erregbarkeit. Gutartig, religiös, ethisch verfeinert, grundehrlich, witzig, wunderlich. Aufbrausen, Begeisterungsaffekt, Gereiztheit, Mißtrauen. „Geborener Neuropath." „Manische Disposition." Nichts Hysterisches. Trank manchmal gern im Übermaß. In psychotischen Depressionen Skrupel, Versündigungsideen. 1850 Selbstmordversuch. April 1852—Sept. 1853 Anstalt.

† Lungentuberkulose. War kein irgendwie besonders begabter Mathematiker. „Gedankenblitze", als er erfuhr, daß Meer nach Sturm wärmer, und sah, daß Venenblut in Tropen hellrot. „Nichts Pathologisches in Mayers Literaturwerk." Begabung und Leistung unterstützt durch das Pathologische, d. h. durch hypomanische Anlage, innere periodische Erregungen, die Interesse, Vertiefung, Ausdauer, Kampfesfreudigkeit bei Geltendmachung gaben. „Genie" (Jentsch [1231]). Außer Gesetz der Erhaltung der Energie M.s Schriften nicht hochwertig, sondern dilettantisch. M. nicht verkannt, kein Märtyrer, sondern viel geehrt. Zwischen dem Psychopathischen und der Leistung (Entdeckung) ein innerer Zusammenhang: Bedingung der Leistung eine „seelische Übersteigerung" (S. 120). Auf Java glückliche euphorische Stimmung mit Inspirationen. Erster Entwurf 1841 unklar, verschwommen, pathologisch (S. 26—28). Trotz alles Irrigen „erstaunliche Divinationsgabe". M. später recht konfus, sinkendes Intellektniveau (Timerding [1232]). Vorwiegend cyclophren und cycloid, aber vielleicht schizoide Beimischung. Starke archaische Schaltung. Schönes Beispiel, daß „Genie" keine besondere Art oder Höhe von Begabung, sondern Wertbringer.

MENZEL

Zwergfigur, Asexualität: beides hypophysär bedingt, wohl durch Einwirkung eines Hydrocephalus internus. Dadurch weiterhin durch Rindenbeeinflussung die manchen Epileptischen eigene Neigung zur Akribie: Menzels Genauigkeit im Schaffen. Ferner „ambidexter oder wohl ursprünglich Linkshänder, was sich vielfach auf epileptischer Grundlage findet" (Weygandt [1234]).

K. F. MEYER

Konstitutionelle Verstimmung bis zum 35. Jahre. Verspätete „Reife". 1892 „Rückbildungsmelancholie", „Heilung mit Defekt". Kein man.-depr. J. (Heß [1235]). „Belastung" [Pspth]. Die „späte geistige Entwicklung" „aus erotischen Motiven zu erklären" (unbefriedigte sexuelle Liebe zur Mutter). Durch ihren Tod und finanzielle Unabhängigkeit die verspätete Produktivität. 1887—88 „Hysterie". 1892 „senile Melancholie mit schließlicher Defektheilung" (Sadger [1237] — Verfehlt). Dementia praecox (Möbius [787]). Von Kind auf Man.-depr. Wechselnde Schwankungen der Stimmung. Längere Depressionen (so 20.—27. J.). 1858 Hypomanie: M. wird produktiv. 1887—88 Depression mit hysteriformen Zügen. 1892 tiefe Melancholie. 1898 Hypomanie. † an Herzschlag (W. Lange [1238]). Man.-depr., Zyklopath, allerdings vielleicht unter „Garnierung mit anderspsychotischen Arabesken" (Hellpach [1239]).

MICHELANGELO

Homosexuell, vielleicht nicht nur psychisch [?], denn Selbstvorwürfe im hohen Alter [können auch Masturb. betreffen]. Wirkliche Liebe zu dem Jüngling (Praetorius [1243]). Reizbar, Wutanfälle. Äußerste Empfindsamkeit, Wankelmut in der Zuneigung, plötzliche Sympathien, hochauflodernder Enthusiasmus, tiefe Beängstigungen, Mißtrauen, viele Unbegreiflichkeiten und Inkonsequenzen. Kälte gegen das Weib. Hauptwerke: Männer. Pathologische Befürchtungen. „Krankhafter Trübsinn" (Lombroso [181, 186]). Sklave seines Schaffensdranges (fast wie Zwangsneurose). Rastlose Unruhe. Stark motorischer Typ. Depressiv; Klagen über (eingebildetes) Elend. Adelstic. Geizig. Aß wenig, schlief wenig. Viele schwere Krankheiten. Vater hatte zeitweilig Anfälle von Verfolgungswahn. M. selbst sehr mißtrauisch, paranoid, in ewiger Angst. Liebte das Leiden: „Ein Meer von Lust wiegt eine Pein nicht auf" (W. Lange, frei n. Rolland). Der Moses von Ästhetikern und Historikern wechselnd gedeutet. Freuds Deutung: Moses in Ruhe nach einer Affekthandlung des Zornes; hat in den Bart links gegriffen, die Tafeln drohten zu fallen, die rechte Hand ist zurückgefahren, um die Tafeln noch zu halten. Darstellung des Niederringens der eigenen Leidenschaft zugunsten und im Auftrage einer Bestimmung, der man sich geweiht hat

(Freud [1244]). [Möglich auch: nicht ein aktives Niederringen der Leidenschaft, sondern Lähmung durch Schwermut und Bedenklichkeit, depressives Brüten, das Ganze eine zornig brütende Schwermut: Zorn berechtigt? Das psychopathisch Widerspruchsvolle, Komplizierte als deutungsbedürftiger Reiz des Werks.] Große Pathographie fehlt; wäre leicht möglich, da das Pathologische klar auf der Hand: depressive, stark schizoide Psychopathie mit paranoiden Zügen bei homosexueller Anlage.

MOHAMMED

Sehr nervös. Krampfanfälle. Träumer. Ganz ungebildet. Visionen. Gesichtshalluzinationen (Binet [1253]). [Vielfach als „Epileptiker" bezeichnet. Alle wirklich Sachverständigen widersprechen dem.] Anfälle, „Paroxysmen" bei Bewußtsein, keine Epilepsie, sondern Hysterie. Nach dem 50. Jahr unersättliche Wollust. Zeitweise optische und akustische Halluzinationen. Hielt sich für besessen. Andere hielten ihn für dämonbesessen (Sprenger [1247] [Mediziner]). Kräftig. Zuverlässig, ethisch hochstehend, sanft, etwas ängstlich. Mit 40 J. erste Begnadungserlebnisse; fürchtete selbst, „Weissager" zu sein oder „Wahnsinn in mir". Später vor jeder Entscheidung bestimmter Zustand mit Schweißausbruch; sprach dann die Offenbarung. Keine Epilepsie. † an Infektionskrankheit (Moharrem Bey [1251]). Hysterie (Birnbaum [293] S. 272). „Gerade durch... seine unerschütterliche Selbstsicherheit übt er einen dämonisch ergreifenden Einfluß auf seine Umgebung aus" (Rasmussen [1252]). „Weder Joseph Smith noch Mohammed sind überragende Persönlichkeiten gewesen" (Eduard Meyer [452] S. 4). Geltungsbedürftige, hysterische Persönlichkeit. Anfälle darstellerisch (unbewußt): Gotterfülltheit. Viel Pseudologia phantastica. Visionen? Echte Halluzinationen unwahrscheinlich. Autosuggestive Zustände (psychogene Ekstasen auf archaischem Boden): stellte die heilige Krankheit, die Gotterfülltheit dar.

MOLIERE

„Convulsion" (Moreau [132] S. 555). Hypochondrisch und melancholisch (Larroumet [1254]). In der Familie erbliche Schwächlichkeit. Mol. rachitisch. Große Empfindlichkeit; litt an der Wirklichkeit. Viel Unglück, Kummer, Überbürdung. Magendarmstörungen. † an Blutsturz bei Lungentuberkulose. Misanthrope: Bild eines psych. Neurasthenikers. Malade imaginaire: Züge eines gastrointestinalen Neurasthenikers (Vialard [1255]). Pspth. Neurotiker. Anscheinend neurotische (hysterische) Anfälle.

MÖRIKE

Zeitloser Romantiker, Hang zum Wunderbaren (Friedmann [1256]. Gut über Romantik, Zeitgeist. Vergl. Original). Ein Bruder Querulant, ein Bruder verbummelte, ein Bruder mit 17 J. † „Gehirnschlag", ein Bruder leidlich bürgerlich. M. nicht sehr begabt, schlechter Schüler, Träumer. Seltsame, kindische Eigentümlichkeiten. Flüchtige Depressionen. Wenig Urteilskraft. Oft Karzerstrafen. Weichlich, hypochondrisch. Lässig, träge im Beruf, bequem, ewig kränkelnd, energielos. Psychogene hypochondrische Beschwerden. Scheiterte im Beruf. Ehe unglücklich. † an „Unterleibsentzündung". „Konstitutionelle Neurasthenie" [Pspth]. Eng begrenztes, einseitiges Talent (für Stimmungsschilderung, Farbigkeit, Sprachgewandtheit, Kleinmalerei, grausige Phantasie), sonst schwach begabt (Müller [1257]).

MORPHY

Als Jurist normale Entwicklung bis zum 20. Jahr. 20.—24. Jahr: Schachlaufbahn. Dann langsames Versagen. Spielte vom 30. Jahre ab nicht mehr Schach. Depression, auch berufliches Versagen. Leichte „Imbezillität" bei einseitiger Begabung [?], Ausgang in psychische Schwäche. Erschöpftes Wunderkind (Becker [1258]). Viel näher liegt der Gedanke an schizoide Psychopathie, wofür sein Körperbau, seine Feinfühligkeit, die barocke, überraschende, sprunghafte Art seines Spieles sprechen; später typische Schizophrenie.

MOZART

Zarte Gesundheit. Viele Ohnmachten und Schwächeanfälle. „Zügellose Liebe für das Vergnügen." Zuletzt Todesahnen, Depression, dabei Arbeitswut (Droste [130]). Mozarts äußeres Ohr „auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben" — „ein zurückgebliebenes und mißbildetes äußeres Ohr" [deutlicher Atavismus] (Gerber [1260]). Frühreif. „extrêmement nerveux". Empfindlich. Wurde körperlich sehr schnell immer schwächer. Fiel um ein Nichts in Ohnmacht oder legte sich zu Bett. Todesahnungen (Requiem) (Barraud [1261]). Tieftrauriger Mensch (Zilsel [92] S. 15). Blieb sehr kindlich. Pspth. Zuletzt Depression mit Verfolgungsideen. Wunderkind. Hirntod, durch frühe Erschöpfung der Vitalität?

MUSSET

K e i n Epileptiker. Starker Trinker mit alkoholischen „crises". Délire (Cabanès [1264]). Einfache a f f e k t i v e Exaltation (Antheaume [1270]). Übersensibel. „audition colorée." Unruhe. Visionär. Halluzinationen (sah sich selbst). Mit 20 Jahren Alkoholiker. Toxikomane (Grasset [254] R). Schwerer Psychopath, sekundärer Giftmißbrauch.

NAPOLEON

„Le dos excessivement voûté ou ... le dos rond ..." „habituellement un mouvement de la bouche de gauche à droite." Im Zorn Zittern in der linken Wade. 1806 eine Halluzination (Moreau [1270a]). Unaufhörliche Krämpfe der rechten Schulter und der Lippen, im Zorn auch Krämpfe der Wadenmuskeln (Lombroso [161] S. 7). 2 epileptische Anfälle: 22. 5. 1809 nach der Schlacht bei Aspern und 28. 8. 1813 in Sachsen (Krenkel [1331]). Starb, trotz anderer Behauptungen, d o c h an Magenkrebs (Vierordt [1273]). „Maßlos in allem." Schon als Schüler stilistisch von „bizarrer Größe der Übertreibungen". Kalt, unbeteiligt, denkt nur an sich. Der „kleine Tiger" weckte bei allen Furcht; wirkte fremd. Achtete n i c h t s. Schaffende Phantasie. Abergläubisch. Ungeheure Leidenschaftlichkeit (wie ein Italiener 1300—1500). Zornausbrüche, halb berechnet. Reizbare Ungeduld höchsten Grades. Ohne Moral. Verführte alle seine Schwestern. „Ich habe ungemein reizbare Nerven, und wenn mein Puls dabei nicht mit solcher Langsamkeit schlüge, liefe ich Gefahr, wahnsinnig zu werden" (Nap.). Weinte öfters bei Gemütsbewegung. Anfälle (S. 44). Verlor zweimal den Kopf (18. Brumaire und nach Abdankung). Gewaltiger Egoismus. Als Kind „bösartiger Wildling"; log von Jugend auf. Ehrgeiz seine Haupttriebfeder. Unverträglich. Schwere Last für seine nächste Umgebung. Überstürzung in allen Dingen. „Der Kaiser ist vollständig verrückt", sagte ein Anhänger (Taine [1272]). Tics. S e h r abergläubisch (Cabanès [1275]). Schicksalsglaube an seinen Stern. Prophezeite selbst. Erzählte Gespenstergeschichten (Cabanès [1276]). Armseliger Geist, nur Feldherrntalent; kein echtes Genie. Epilepsie in keiner Weise bewiesen; bloß Hitzkopf, Jähzorn. K e i n e Epilepsie oder Folie (Regnard [1277a]). K a u m Epileptiker (Pelman, Deutsche Revue Juli 1901). „Un arthritique de génie"; k e i n e Epilepsie (Andrew [1274]). „Irritabilité excessive", „constitution névropathique", „une nervosité excessive." Fürchtete selbst, „fou" zu werden. Ungeheure Wutanfälle (schlug, peitschte, trat). Ausgesprochene Zerstörungswut (gegen Möbel, Kinder, Kunstwerke, Tiere, seltene Pflanzen). Terrorisierte alle. Innere Unrast, äußerste Ungeduld. Wälzte sich auf der Erde vor Wut. N i c h t epileptisch im gewöhnlichen Sinne; k e i n e echten Anfälle [überzeugend]. Aber p s y c h i s c h ein epileptischer Charakter. Zuletzt „Cäsarenwahnsinn" durch Milieu (Cabanès [1283]). In der Jugend: klein, zart, ungesunde Gesichtsfarbe, mager, schlechte vornübergebeugte Haltung, gelb, eingefallen, Gesten und Gang linkisch, unsicher. Oberkörper zu groß. Augen in Ruhe melancholisch. Lächeln und Blick faszinierend. Große Hast in allem. Nervöse Lippen. Wutausbrüche sehr heftig. Kameraden hatten heimliches Grauen. — Kalt, schroff, rücksichtslos, hart bis zur Grausamkeit. Ohne Rücksicht gegen Schwächere. Wenn sexuell gesättigt, s e h r rücksichtslos gegen Frauen.

Urteil und Arbeitskraft staunenerregend. Großer Schauspieler. Meister in der Menschenausnützung. Durch Glück Übermut „bis zum Wahnbilde der Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit". — Merkwürdige Schlafzustände:

1. Mai 1809 nach Aspern [erste Niederlage], schlief 36 Stunden [Flucht in Narkose].
2. Juli 1809 bei Wagram: schlief mitten in schwieriger Schlacht eine halbe Stunde [Erschöpfung?] .
3. 15. Juni 1815 vor Ligny: Schlaf im Reisewagen, nicht zu wecken. Epilepsie? Vielleicht psychische, larvierte [?].

Äußere Ruhe und Kälte ein Kunstprodukt. Papst 1813: „comediante", „tragediante". Ab 1814 nicht mehr auf der früheren Höhe: schlaff, bequem, resigniert. Bei Belle-Alliance sehr schmerzhafte Hämorrhoiden und Harnverhaltung. Auf St. Helena nicht sehr gesund. Femininer Habitus der Körperformen; Haut haarlos, glatt, weich. Starb an hypertrophischer Leberverhärtung; Magenkrebs nur nebenher (Dumstrey[1284]). Litt an momentanen Bewußtseinsverlusten, ungeheurer, grundloser Heftigkeit, Krämpfen mit Schwinden des Bewußtseins und nachfolgender Benommenheit. — Vater Alkoholist, ethisch fast defekter Intrigant. Schwestern „sittenlos", Paolina hysterisch. Napoleons Körperlänge 1,51 Meter. Mächtiger Unterkiefer mit „Halbaffenfortsatz"; bedeutende Asymmetrie des Gesichts; Beine zu kurz. Sehr häufig Kopfweh. Sehr empfindlich gegen Wettereinflüsse — „Muskeltics". Mußte einmal in der Jugend wegen Ungehorsams schlechten Rock anziehen und kniend essen; bekam Krämpfe [psychogen], so daß Strafe eingestellt wurde. 10. September 1804 Anfall mit mehrstündiger Unbesinnlichkeit. 1805 nach Abweisung durch Josephine: Stöhnen, Krämpfe eine Viertelstunde. Geistesabwesenheiten und Entschlußunfähigkeit bei Borodino, Bautzen, an der Moskwa. Gegen Rußland ohne genügende Vorbereitungen, aus Reizbarkeit und Wut über Ausbleiben der Antwort des russischen Kaisers. Vollständiges Fehlen des ethischen Gefühls. „Ich bin nicht wie ein anderer Mensch, und die Gesetze der Moral und der Schicklichkeit können für mich nicht in Betracht kommen." — Als Schüler versteckt und falsch; „Meister der Lüge", widersetzlich, skrupellos, vertrug keine Rivalität. Schrankenloser Egoismus und Ehrgeiz. Fiel als Sklave seines maßlosen Ehrgeizes. Hemmungslosigkeit, Reizbarkeit, rohe Akte (Fußtritte, Faustschläge, oft Reitpeitsche). Höchste Ungeduld. Phantastische Pläne. „Künstler" (n. Taine). Abergläubisch. „Rudimentäre Zwangsvorstellungen" (Fensterzählen) (Lombroso[1285]). Keine Epilepsie. Anfälle von Schlafsucht durch dringendes Schlafbedürfnis (Seeligmüller[1287]). Bei Waterloo ohne Zweifel körperlich unpäßlich, dadurch Energie gelähmt. Dysurie? Vaulabelle: Hämorrhoiden (Cabanès[1288]). Sammlung von Urteilen über die Epilepsiefrage bei Napoleon (Kanngießer[1289]). Gerücht „einer unerlaubten Liebschaft Napoleons mit seiner Schwester Pauline". Pauline „la reine des colifichets", „eine der zügellosesten Amoureusen, die es je gegeben hat, in ihren Bruder leidenschaftlich verliebt", auf seine Gattinnen höchst eifersüchtig (Rank[648] S. 436). Auf der Reise nach Elba 1814 erbärmliches, über alle Maßen feiges Benehmen („bei weitem nicht der Übermensch der Geschichtsdarstellung"); das „besonnene Delirium eines epileptoiden Psychopathen" (Haberkant[1290]. Ref. Kahn: normaler Angstzustand, absichtliche Amnesie). Psychogene Familiendisposition: zwei Schwestern „schwer hysterisch", Bruder Louis wohl paranoisch, Napoleons unehelicher Sohn „ein schwerer Psychopath", der Herzog von Reichstadt ein „störrischer, widerwärtiger, eingebildeter und lügenhafter Phantast". Bei Napoleon „pathologische Reaktionen". Keine genuine Epilepsie, sondern epileptoide Entartung, affektepileptischer Psychopath. Dämmerzustände, Krämpfe, Absencen durch Affekterregungen ausgelöst: „besonnenes Delir" (Haberkant[1290a]). Wie wurde Napoleon, als glühender korsischer Patriot, zum Franzosen? Haß gegen Franzosen, wollte Korsika von ihnen befreien. „Paoli war sein Gott." Juni 1793 Bruch mit Paoli, Anklageschriften gegen ihn. Motiv? Nur Ehrgeiz? Nein. „Bonaparte fut l'immense somnambule d'un rêve écroulé" (V. Hugo). Napoleons starke Fixierung an die Mutter, „ganz unge-

wöhnliche Sohneszärtlichkeit". Napoleon unsicher, ob nicht Marboeuf sein Vater. Beim Tod des Vaters kühl oder übertrieben. Sorgte später für Familie wie ein Vater. — In der Jugend düster, nachdenklich, melancholisch, einsam für sich, ein „Wilder", ein „Triebmensch", asozial; gewaltiger Nervenanfall mit Erbrechen bei Abbüßung einer empfindlichen Strafe. Scheu, apart, verschlossen, finster. „Anfälle von Wut und Raserei." „Ungestüm der Gedanken." So nervös, daß die Mutter ihn für krank hielt. Enorme Libido. Zum Vater ambivalent. — Erst nach Todesurteil gegen Louis XVI. 1793 (der Vater getötet) Anschluß an Frankreich, das zur mère patrie wird. Paoli (einst Vaterideal) mußte nach Louis' XVI. Hinrichtung auch gestürzt werden, als letzte Vater-Imago. (Zweites Motiv: dessen Englandfreundlichkeit.) Nicht Ehrgeiz, sondern Sublimierung sexueller Motive: nimmersatte Suche nach Ersatz, getrieben von inzestuösem Verlangen nach der Mutter und schrankenlosem Trotz gegen den Vater [?] (Jekels [1292]). Aus dem Korsen wurde nie ein Franzose; liebte Frankreich niemals, diente ihm nie, trug stets Maske. Frankreich durch Zufall sein Sprungbrett. Nach Flucht Paolis nach England ging Napoleons Vater wegen materieller Vorteile sofort zu Frankreich über. Napoleon suchte unbewußt die Rolle der Mutter zu spielen: ihre unbeugsame Maske der Ruhe, ihre Forderung unbedingten Gehorsams; sorgte, wie sie, für seine Familie. Ersatz für Mutterliebe: die Liebe seiner Amme, zu der er wahrhaft herzlich war; sprach noch auf dem Sterbebett von ihr. — Gegen Vater eher Groll. — „Protestiert" gegen Welt, ist introvertiert. Ich-Gegensatz zur Welt. Mit 17 Jahren Selbstmordgedanken. Mohammed sein Ideal. Las vom Propheten Hakem, der maskiert war (entstellt durch Krankheit) und der alle seine Feinde vernichtete. Schrieb darauf mit 19 Jahren Novelle „Le masque prophète". Der Prophet, anfangs siegreich, verliert die Schlachten und tötet seine Anhänger und sich selbst. Prospektive Funktion des Unbewußten. Rächte sich später an seinen Soldaten und Frankreich (Waterloo). Hatte das ererbte Naturell der Mutter; niemals Liebe zu Frankreich (Vodoz [1291]). Persönlichkeiten, die sich gern ins Motorische entladen oder die bei Unlustaffekten große psychogene Anfälle bekommen, sind meist energische, robuste, ja brutale Charaktere; rein seelische Unlösbarkeit schwieriger Konflikte wird ins Motorische abreagiert. „... auch von Napoleon kann man mit großer Bestimmtheit aussagen, daß er nicht an Epilepsie litt" (Gruhle [495] S. 131). Vater: maßloser Ehrgeiz (in hochgradiger neurotischer Spannung), unermüdliche Aktivität, unruhiger Geist, Mangel an Beharrlichkeit, ungeheure, geistige Beweglichkeit, Abwechslungsbedürfnis, stets voll von Projekten (hypomanische Züge?). Ewig projektierender Illusionist; schlauer Diplomat. Großsprecherei; Verlangen, große Rolle zu spielen. Unbedenklich skrupellos. Ausgesprochen egoistisch. Mutter: ernst, beständig, praktisch-nüchtern, streng, gut, moralisch hochstehend, ängstlich-unsicher, Unheimlichkeitsgefühle. [Napoleons Bruder Ludwig ausgesprochen psychopathisch.] Schwester Pauline „hypomanisch-degenerative Persönlichkeit". Jerôme haltlos-unbeständig. Napoleon besaß „rasend übersteigerten Geltungsdrang". Starke motorische Unruhe. Hatte viel vom Vater; von der Mutter (als wichtige „Steuerung" der väterlichen Eigenart) Beharrungstendenz, nüchtern-praktische Überlegung, Aberglauben (aus ihrer Schicksalsangst). Charakterantinomien (darin vielfach den kriminellen Typen ähnlich): maßloser Machthunger, rücksichtsloser Egoismus, wilder, brutaler Triebmensch; daneben „ungemein reizbare Nerven" (las Werther, weinte oft leidenschaftlich, höchst gesteigerte Empfindsamkeit). Die Empfindsamkeit kommt zum Durchbruch, wenn Machttrieb einmal schweigt (Hoffmann [1292a]). Schilderung der maßlosen Herrschgier unter dem Titel „Kaiserwahnsinn" (bei Scherr, J. Blücher. Bd. 2. S. 423. Leipzig, 4. A. 1887). — — Stellungnahme des Verfassers (W. Lange): Napoleon hatte vom Vater her die Erbmasse politisch-diplomatischer Begabung, die Aktivität, die Beweglichkeit und innere Unruhe im Blut, das Projektemachen, den Ehrgeiz, gesteigert zur Machtgier; von der Mutter her das Zielstrebig-Sthenische, die Zähigkeit der Energie. Wie ein ungeheuer beweglicher Reiter auf einem stetigen schweren belgischen Gaul wurden jene Eigenschaften auf diesen getragen.

Der ungeheure Machttrieb suchte ein würdiges Ziel. Die Wirklichkeit konnte das viel zu hoch gegriffene Ziel nicht erfüllen. Die neurotische Spannung zwischen Wunsch und Nicht-Erfüllung steigerte die angeborene innere Unruhe, die Reizbarkeit zur äußersten Ungeduld. Die maßlose Spannung überschlug sich in ungeduldiger Reizbarkeit, heftigsten Zornausbrüchen, Wutanfällen, neurotischen „Krämpfen", Weinkrämpfen und motorischer Zerstörungssucht. Manches mutet bei Napoleon an wie „Primitivreaktionen" (im Sinne von Kretschmer; vergl. Bleuler[523]). Napoleon hat stark archaische Züge neben der hohen Intelligenz: die Wildheit und Maßlosigkeit der Triebe, der phantastisch-mystische Zug mit dem starken Aberglauben; die Grundzüge der Psychopathie sind außergewöhnlich stark ausgeprägt: die maßlose Affektivität, die egozentrische Ichsucht, die nagende Unruhe im Blut, das Depressiv-Unzufriedene. Körperlich wäre an endokrine Störungen zu denken: die Kleinheit (1,51 m!), die Disproportioniertheit des Körpers, das Feminine im Habitus des Körpers sowie der Haut und Behaarung, das Hypoplastisch-Infantile der Genitalien. — Sehr klar sind die Einzeltöne des Genieakkords zu analysieren. Die innere Widersprüchlichkeit, die Fremdheit und Unverständlichkeit des Charakters war ständig ein mr für die Umgebung (auch mr-tr). Die militärisch-politische Begabung, Arbeitskraft, Überlegenheit als mj schuf das fc: die Siege, den Ruhm Frankreichs. Die eiserne Herrschsucht ergab ein zwingendes, mitreißendes en, während die ungeheuerliche Explosibilität, die ständig wie eine schwere Gewitterwolke über der nächsten Umgebung wie über den Völkern hing, bei Lebzeiten ein äußerst wirksames tr abgab. Napoleon wurde mit Grauen und als „Dämon" erlebt. Nach der Verbannung und nach dem Tode gab der Sturz und St. Helena das tr. Das sa war der Erfolg (zum großen Teil durch die Zeitkonstellation, nur möglich in einem Zeitalter stärkster Umwälzungen). Napoleon versetzte zwei Jahrzehnte die Welt in Schrecken, bewirkte aber überall „den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung" (Fournier), als blutiger „Anwalt"... „eines Kulturprozesses von größter Bedeutung". Auch bei Napoleon wieder ganz durchsichtig der Kulturwert des Psychopathologischen; ein Napoleon etwa als ruhiges Hochtalent an militärischer oder politischer Intelligenz wäre undenkbar, erst die Maßlosigkeit und Disharmonie der Psychopathie konnte solch soziologisches Phänomen hervorbringen wie das „Genie" Napoleons. — — Das fc im Genieakkord stellt heute dar, daß er ein Persönlichkeitsideal, ein Symbol, ein Ideal abgeben kann, besonders für alle Machthungrigen. Der historische Glanz seines Lebenslaufes bleibt dauernd ein kaum erreichtes Wunder, ein ewiges mr zum Staunen. — — Viel Kopfzerbrechen hat die Epilepsiefrage gemacht. Wir können wohl heute mit Sicherheit sagen, daß Napoleon kein echter, kein genuiner Epileptiker war. Viele seiner „Anfälle" sind leicht erkenntlich als „Primitivreaktionen" oder neurotische Entladungen; man kann sie auch „hysterische" Anfälle nennen, es kommt auf das Wort nicht an. Gemeint ist nur: irgendwie psychogen, nicht rein körperlich ausgelöst. In derselben Richtung würde auch die Diagnose „Affektepilepsie" von Haberkant liegen, die für einzelne seiner Zustände doch wohl ernstlich zu erwägen wäre. (Man vgl. dazu: Bratz, Mo Pt, 25, S.45, 162. 1911. Stallmann, Z Pt, 68. S. 799. 1911. Oppenheim, J Ps N, 6. S. 247. 1905.) K. Schneider[575] S. 86 hält die Frage der Affektepilepsie noch nicht für spruchreif; sie stände noch nicht fest — „jedoch durchaus im Bereiche der Möglichkeit..., daß es Gehirne gibt, die ... auch auf starke Erregungen epileptisch reagieren". — Positiver spricht sich Bumke[525a] aus, dem wir uns eher anschließen möchten. „... daß es sicher Psychopathen gibt, die vereinzelt epileptische Insulte im Leben durchmachen, ohne daß sie deshalb irgendeiner Krankheit „Epilepsie" zugerechnet werden dürften; sowie ferner, daß diese Psychopathen in der Tat fast immer hysterische Charakterzüge aufweisen" (S. 426). [Trifft auf Napoleon, wie auf Dostojewski und Flaubert durchaus zu. — Bei Napoleon käme es nur für ganz vereinzelte Fälle als erwägenswert in Betracht, Affektepilepsie anzunehmen.] „Auch die berühmten ‚Epileptiker' der Ge-

schichte, die in das Bild der genuinen Epilepsie so gar nicht passen wollen, werden sich leichter verstehen lassen, wenn diese nicht verblödeten Fälle erst allgemein aus der genuinen Epilepsie ausgeschieden worden sind" (S. 462). Affektepilepsie eine Neurose (S. 819). —

NERVAL

Von Jugend auf Mystiker, Okkultist; Nachtwandler. Sehr früh reif. Nomade, Trinker, Bohème. Phantastische Ideen, Halluzinationen. Periodisch psychotisch. Öfters Anstalt. † Selbstmord. Die besten Werke als Kranker; nur dann Dichter (Barine[1294] und Grasset[254]). Hochbegabt. Überstarke Phantasie, Träumer. Schizoider Psychopath. Dreimal Psychose. Mit 33 Jahren erster Anfall von Schizophrenie (paranoid). Im dritten Anfall Größenideen. Gewisser Alkoholismus. Keine Alkoholpsychose (wie Barbier[1296] meinte). Seine Psychose hatte etwas „Schöpferisch-Aufbauendes" (Holzhausen[1300]). Vorwiegend Schizophrenie in Schüben; aber wahrscheinlich Mischpsychose (mit cyclophrenen Einschlägen). Psychose deckte Ratio und Hemmungen ab.

NEWTON

Nach 50. Jahr Psychose. Unzusammenhängende, bizarre Reden. Depression, paranoid, Verfolgungsideen. Sein Werk „Chronologie" mit psychotischen Symptomen (n. Grasset[1302]). Wohl Spätschizophrenie (Kretschmer[366]).

NICOLAI

Schwächlich, sehr lebhaftes Temperament. Kränkelte viel, oft erkältet. 1846 Lues; homöopathische Behandlung. „Lustige Weiber" zum großen Teil vorher komponiert, Ende 1847 vollendet. Kurz darauf Tod mit 39 Jahren an Gehirnblutung. Rupturiertes Aneurysma der Arteria basilaris (Michelsen[1303]).

NIETZSCHE

Aus dem grundlegenden Werk von Möbius (vgl. Original) nur das ganz Wesentliche: Angeborene Psychopathie („Maßlosigkeit" „das eigentlich Krankhafte in Nietzsches geistiger Konstitution"; „eine im tiefsten Innern unruhige, bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben", n. Deussen). Vom 14. Jahr ab Migräne [?]. Beginn der Paralyse etwa 1881—82 (Möbius[1305]). Lues-Gift für Nietzsche ein Rauschmittel, seine Krankheit ein chronischer Rausch. Lockerung, Auflösung [des Rationalen] durch die Psychose günstig für Kultur (Bjerre[1306]). Funktioneller Astheniker. „Weibernerven". „Meteoropathie". Wahrscheinlich „keine echte Paralyse", sondern „Haschisch-Paralyse" [?] (Cohn[1309]. Verfehlt). Unbewußte homosexuelle Komponente in Nietzsches Liebe zu Wagner. „Hysteria virilis mit Übergang in Paranoia" [?]. Gewollte Flucht in die Krankheit (Stekel[1312]). Gegen Stekel. Keine Homosexualität, keine „Flucht in Psychose", keine „Paranoia". Nietzsches Sehstörungen vielfach psychogen, „funktionelle Neurose"; das schließt echte Migräne nicht aus. Paralyse beginnt nicht 1881; Inspirationsschilderung nicht paralytisch (Saaler[1313]). Atypische Paralyse mit langen Stillständen. Belege: Medizinische Klinik 1920, S. 1124. Jakob, ZNPt, 54 (Vorberg[1315]). Keine Lues. „Neurasthenie schwerster Art." Angeborene Disharmonie. Aphorismenstil: Folge seiner Krankheit. Erst 1888 Paralyse (Müller[1318]). Psychoanalytisch [n. Prinzhorn: verfehlt] (Moxon[1316]). Möbius wertlos. Alle Werke gesund bis September 1888. Dann Paralyse. Götzendämmerung und Antichrist andeutungsweise paralyseverdächtig. Ecce homo Oktober-November 1888: „die erste paralytische Welle mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisbar". Kein Intelligenzdefekt bis Herbst 1888. — August 1881 expansive Stimmung. Februar 1881 „Handschrift etwas zitterig". 1877—79 tiefe Depression oder „nervöser Zusammenbruch" (Hildebrandt[1317]). Sommer 1865 plötzlich krank. 2.—6. Juni 1865 Musikfest in Köln, Nietzsche im Bordell. Beginn der Erkrankung? 1870 Ruhr, Diphtherie. Ab 1873 ein Symptomkomplex, der nur aus Zentralnervensystem verständlich: Sehstörungen, Magenkrisen. Ab Ende 1875 so schwere Krisen, daß wahrscheinlich Bewußtseinstrübungen und vereinzelte krampfartige Anfälle. 1877 heftige perio-

dische Kopf- und Augenschmerzen. 1879 furchtbare Krisis: Anfall über Anfall. 1880—81 Höhepunkt schwersten körperlichen Leidens (Kopf, Augen, Allgemeinbefinden). Frühjahr 1881 Beginn eines neuen Selbstgefühls. Wendepunkt; Freundschaften zerbrechen. 1882—1888 neue Epoche: Aufgabe, Ziel. „Zweites Dasein" (Nietzsche). Ungeheure Produktivität und Lebensfülle. Euphorie. Völlige Vereinsamung. Steigerung des Denkens, Zuwachs an Intensität, Verfeinerung, vor allem in der Problemstellung (Antworten oft vorschnell). 1888 völlig veränderter Ton. Oktober 1888 „unheimliche Euphorie". Um 1. Januar 1889 Katastrophe. Psychiatrische Klinik Jena: weitest gehende Verblödung; Paralyse, „die wohl heute als völlig feststehend betrachtet werden kann". — Die ersten Jahrzehnte keine Migräne, sondern Lues cerebri, denn intermittierend und plötzlich 1868 beginnend. Sommer 1865 die „Meningitis" einer „luetischen" Infektion, die vielleicht einige Wochen vorher in Köln (solche Meningitis oft Abschluß des primären Stadiums). Dann cerebrale Lues und Übergang in eine Paralyse, die wirklich manifest Ende 1888. Chronischer Chloralmißbrauch vielleicht kausal für Katastrophe (Benda [1318]. Sehr gut. Vgl. auch unsere Parallelsetzung zu Maupassant, W. Lange [1221]). [Das Psychopathische vielfach sehr richtig gesehen — sonst verfehltes Pamphlet, so wie wir heute Nietzsche überhaupt kaum noch sehen könnten] (Nordau [1304]). Psychoanalytisches (Jung [388] S. 44). Zur Sprache des Zarathustra (Groos [1310]). Noch einmal Hildebrandt: Psychopathische Züge nicht sicher nachweisbar [?]. War maßlos, aber gesund. Schwacher, aber normaler Geschlechtstrieb. Geistigkeit überwog zu stark sein körperliches Leben. In hohem Grade „sensitiv". Mehrjährige Neurose erinnert „an die Reaktionen der Psychopathen", aber Nietzsche war gesund, weil [?] er die krankmachenden Erlebnisse überwand. Kein schizothymer Autismus [?]. Angeboren nur „der Trieb des Predigers zur Gemeindebildung"; Hingabe an sein Ziel. Nicht eitel [? Rasierte sich in Venedig die Stirne höher! Verleugnete die Kenntnis Spittelers!]. Nennt sich „ein gutes Stück Schauspieler" (S. 138). „Innige Mischung von schizothym und zyklothym" [weit überwiegend schizothym!]. Sensitiv und expansiv zugleich [beides aus gesteigertem Selbstgefühl]. Verwandtschaft mit „Kampfneurose" (im Sinne Kretschmers), aber „ohne psychopathische Struktur". — 1873—80 Neurose, wesentlich durch seelische Konflikte genährt (Kriegserlebnisse, Verleidung des Professorenberufs, psychogene Überlagerung der Migräne [wollte Pension], innerer Konflikt um Wagner. 1879 schwerer seelischer und körperlicher Zusammenbruch). 1881 Migräneanfälle, starke Stimmungsschwankungen, im Sommer Todessehnsucht, August Zarathustra-Inspiration als Glücksrausch der Genesung. Anfang 1882 Gesundheitsgefühl. — Chloral seit 1883 wegen Schlaflosigkeit; am nächsten Morgen „falscher Aspekt von Menschen und Dingen" [auch zur Selbstbetäubung gegen seelische Empfindlichkeit genommen; gab „heitere Träume"]. — Psychose wahrscheinlich eine progressive Paralyse. Seit 1882 Gesundheitsgefühl, Schlaflosigkeit, expansive Stimmung. 1885 starker Stimmungswechsel. 1887 immer noch Migräneanfälle; Depression durch Schicksal der Vereinsamung. 1888 krassere Stimmungsübergänge, Reizbarkeit, Verwundbarkeit (durch seine Aufgabe, neurotisch). Ende September 1888 verdächtige Euphorie. Wann Beginn? Kein Zusammenhang der Migräne mit der Paralyse [?]. Handschrift gibt keinen Anhaltspunkt; Februar 1881 „etwas zitterig, bessert sich aber (psychogene, funktionelle Störung [möglich; aber möglich auch organische Irritation]). August 1881 expansive Stimmung bei Zarathustra-Inspiration: „Tränen des Jauchzens, wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraushabe" (Nietzsche); seitdem fühlt er sich als Prophet. „Genesungseuphorie" [möglich; kann aber auch organisch bedingt sein]. Zarathustra IV nichts Paralytisches [der Humorlose versucht, erfolglos, zu lachen und zu tanzen; Ungeschicklichkeit, außerdem durch Vereinsamung sozial nicht mehr ganz angepaßt]. März 1885 Brief an Schwester: Größenbewußtsein. Kein Intelligenzdefekt bis kurz vor Katastrophe Dezember 1888. Trotzdem vorher Paralyse (S. 140 f.), denn Mitte Oktober bis Anfang

November in Ecce homo euphorische Stimmung, Hemmungslosigkeiten, „also manische Züge sind als paralytisch anzusehen" [wenn damals, warum nicht schon, in schwächerem Maße, jahrelang vorher? Vielleicht schon 1881 bis 1882?]. Diagnose? Gegen echte Migräne Bedenken; auch gegen Lues cerebri, aber „will Möglichkeit der frühen Lues cerebri nicht leugnen". Keine Haschisch-Psychose (Cohn). Hirnarterienverkalkung? Tumor? Keine Hysterie, keine Schizophrenie. Wille, Binswanger, Ziehen, Gutjahr: Paralyse. Sehr wahrscheinlich syphilogene Gehirnerkrankung: atypische Paralyse oder Hirnlues [es muß nicht „oder" heißen; auch „und", auch „Übergang" möglich]. — Lues „nicht mit voller Sicherheit erwiesen"; Beweis fehlt. Möglichkeit einer extragenitalen Infektion im Krieg. Contra Bender: Nietzsche ahnungslos ins Bordell, auch Konflikt mit der Verbindung aus ethischen Forderungen [vielleicht gerade, weil er schon, verführt oder aus Wißbegier, hereingefallen; diese Möglichkeit besteht, trotz aller hohen Ethik Nietzsches, gerade]. — Werke: paralyseverdächtig einige Stellen der Götzendämmerung, des Antichrist, noch mehr Ecce homo, manisch-euphorische Stellen in Briefen seit Ende September 1888; aber kein Intelligenzdefekt darin. Alles Frühere bisher ohne Anhaltspunkt für Geisteskrankheit (Hildebrandt [1318a]). Hildebrandt zu apologetisch. Unterscheidet „Geisteskrankheit" (i. e. S.) und Psychose (auch als vorwiegende Stimmungsanomalie) zu wenig. Nietzsche kann, obwohl nicht geisteskrank i. e. S. und obwohl ohne Intelligenzdefekt, ja mit Intelligenzsteigerung, doch seit August 1881 ganz leicht psychotisch (manisch-euphorisch) gewesen sein. Psychotisch nur im ganz streng wissenschaftlich-theoretischen Sinne gemeint. Vieles spricht für eine organische Stimulierung seit 1881 (Lues-Gift-Wirkung?), die gerade die psychopathischen Züge noch mehr herausholte (das große ursprüngliche Selbstgefühl usw.). Hildebrandt würdigt zu wenig die Möglichkeit der Hirnlues für die Neurosenzeit. Hauptfehler: Hildebrandt eskamotiert die deutliche Psychopathie hinweg. Aber wer Nietzsche „retten" möchte, müßte am allerehesten gerade die Psychopathie herausheben; das gesteigerte Selbstgefühl, die Ichsucht, die Maßlosigkeit des Fühlens, die Reizbarkeit, Empfindlichkeit, das „Sensitive", die Neigung zu Gefühlsrausch, das chronisch Depressive mit kompensatorischer Euphorie (die Schauspielerei vor sich und andern), die Unstetheit des Wesens, die Möglichkeit zur Neurosenbildung, die hyperästhetische Schizoidie, das maßlose Geltungsbedürfnis. Und zu guter Letzt noch ein Einwand gegen Hildebrandt: Entstehung aus Pathologischem ist kein Einwand gegen Kulturwert. — Erst die Psychose mit allem Drum und Dran der Ruhmbildung hat auf Nietzsche aufmerksam gemacht, sie hat ihn aufs Hochplateau erhoben, auf dem sich dann erst der Geniethron aufrichtet.

NODIER

Anscheinend stark psychasthenischer Pspth. Depressiv, hypochondrisch (n. Baudin [1319]).

PANIZZA

Paranoide Schizophrenie. Als Psychotischer ein Jahr im Gefängnis (n. Lippert [1320a]).

PARMENIDES

Von gesunder Erotik. Lehre: in der Welt verkörperte sich ihm seine Erotik. Aber Parmenides lehnte diese Welt ab. Die wahre Welt wäre ein Sächliches, das „Seiende". Suchte also in der wahren Welt Befreiung vom Erotischen. Erklärung? (n. Gomperz [1321]). Extrem Schizoider mit sehr starkem Sexualtrieb? Und ebenso starken Hemmungen? Ablehnung etwa wie bei Schopenhauer?

PASCAL

Sehr großes Gehirn, Fontanelle hatte sich nicht geschlossen. Frühreif. Äußerst schwächlich, nervös. Ohnmachten. Sah seitlich von sich einen Ab-

grund. Ständig Kopfschmerzen. Verdauungsstörungen (Lélut [1322]). Ausgesprochene Psychopathie und Kränklichkeit. Viele Phobien (Lombroso [1327], Regnard [1323], Binet [1324]). Zwangsvorstellung des Abgrundes aus Kindheitserlebnissen (Larguier [1329]). Phobien (Hermann [1330]).

PAULUS

„Schwächlich und häßlich, schielend, glatzköpfig und klein" (Renan, Akademierede 1879, z. n. Dulk [1104] S. 224). Die Eschatologie der Briefe voll aufrecht zu erhalten (Schweitzer [463]). Höchst wahrscheinlich Epileptiker (Krenkel [1331]). Paranoia (Hirsch [1333]). Theologische Kreise: Paulus Epileptiker, denn 2. Korinth. 12, 7—9. Galater 4, 12 f. Kein Epileptiker. „Pfahl im Fleische?" Am wahrscheinlichsten Augenmigräne oder Malaria (Seeligmüller [1334]). Kein Epileptischer, sondern „Paranoia hallucinatoria chronica" mit „paranoischen Halluzinationen" [?] (Kanngießer [1335]). „Es ist sicher, daß Paulus Hysteriker war" (S. 269). Sexuelle Not, Insuffizienzgefühl, Schuldgefühl und Angstgefühl: Steigerung des Sündendrucks. Zwangsneurotiker. Sein Eifer in der Christenverfolgung eine Kompensation für das Gefühl der eigenen sexuellen Unzulänglichkeit. Demonstrative (hysterische) Überkompensation. Vor Damaskus Flucht in die Vision; Regression auf infantile Stufe: unbew. Erinnerung an das sterbende und auferstandene Gottwesen der Mysterien (Mithra usw.), Vergottung Jesu aus unbew. Erinnerung an Cäsarenkultus, Drang nach Leben und Liebe (fand in Jesu Lehre Befreiung und Befriedigung). Dadurch Erlösung. Komplexumdichtung: viele Vorstellungen der jüdischen Periode kehren mit negativen Vorzeichen und sublimiert wieder. Paulus nicht absolut erlöst. „Er blieb der kranke Hysteriker." Litt unter Anfällen; blieb Ekstatiker. Es blieben: der Gedanke der nahen Parusie, die Angststimmung, der Glaube an die ewige Verdammnis Vieler, die asketische Ehetheorie. Paulus ein „Genie". Die ungeheure werbende Kraft des Paulinismus liegt in der Erlösungsidee von innerer Not (Sexualnot und Todesnot) (Pfister [1336]). Epilepsie höchst zweifelhaft (Gruhle [495] S. 131). Pspth. Abenteuerliche Energie. Infantiler Egoismus. Homosexualität (Moxon [1337]). Schizoider Pspth., fanatischer Typ, mit stark hysterischen Zügen und Neurose. Keine Epilepsie.

PETRARCA

Depressiver, unsteter, widerspruchsvoller Pspth. mit Wandersucht, Entschlußlosigkeit, Unbeständigkeit, Unruhe, großer Eitelkeit, Gefühlskälte gegen andere. Sehr große, vielseitige Begabung (n. Lombroso [1340]).

PLATEN

Homosexualität zweifellos konstitutionell bei Platen (Frey [1341]). Jugend: schüchtern, ungewandt, linkisch. Als Offizier unmöglich. Als Student absonderlich. Früh alternder Astheniker mit femininem Einschlag. In fremder Gesellschaft später immer noch scheu, steif, wortkarg, gleichgültig, „kalt", „tot", dabei aber nervös und reizbar. Jung vorwiegend Romantiker; später: vorwiegend Pathetiker (Lechler [1343]).

POE

Vater Pspth., Mutter fahrende Schauspielerin († Phthise). Ein Bruder Poes halbverrückter Trinker, eine Schwester Idiotin. Poe sehr begabt. Verkehrt erzogen. Mit 17 Jahren Trinker, periodisch. Als Soldat gut gehalten. Sonst Scheitern im Beruf. Delirium tremens. Deséquilibré (Barine [1347] Rf. Pelman [267]). Starke Blutmischung vererbt: Iren, Italiener, Franzosen. Alkoholist. Zuletzt Anfälle von Delirien. Sinnestäuschungen, Angstzustände, triebartiges Umherstreifen, gestorben im Delirium, wahrscheinlich an Lungenentzündung, „echte Dipsomanie", d. h. Epilepsie [?]; Krämpfe nicht sicher nachgewiesen. Kern seiner Erzählungen immer deliriöses Erlebnis, das künstlerisch verarbeitet (Vleuten [1349]). Dipsomanie; diese ein Ausfluß allgemeiner schwerer „dégénérescence" (Lauvrière [1350]). Entarteter. Hydrocephalus. Epilepsie, Dipsomanie. Depressiv, oft längere Zeit. Erregungsperioden. Sehr gewissenhaft-umständlich; Grübelsucht. Zwangsvorstellungen (Verbrechen).

Unstete Rastlosigkeit. Anfälle von Angst und Grauen. Ganz selten epileptische Anfälle. [Alk.?] Reise nach Griechenland in langem, epileptischem Dämmerzustand. Trank besonders gern Kirschwasser. Keine Alkoholepilepsie. Delirien mit Sinnestäuschungen. Großer Teil der Werke: Erinnerungen an Delirien. Seit 1837 auch Opium und Morphium gegen trübe Stimmungen. Keine Abnahme der Intelligenz. Ganz egozentrisch, unsozial. Novellen asexuell (Alkohol-, Opium-Wirkung). Werke „total pathologisch" (Probst [1357]). Dipsomane. Alkohol und Opium (Dupouy [1359]). Alkohol, Opium, periodische Verstimmungen. Kunst vom Pathologischen durchsetzt (Opium und Alkohol-Delirien) (Birnbaum [293] S. 32, 153). Schwerste Psychopathie mit Depressionen und Giftsucht. Ob Epilepsie, sehr fraglich. Vielleicht schwere Alkoholvergiftungen mit Epilepsie verwechselt.

PROPHETEN UND HEILIGE

Genaue Kenntnis der Hysterie muß zu einer Revision der Religionsgeschichte führen (Rouby [1385]). Bei Zahlreichen viel Psychopathologisches, namentlich viele Hysterische, Geltungsbedürftige darunter. (Siehe Haupttext.)

QUINCEY

Enorm belastet. 6 Geschwister starben jung, z. T. geisteskrank. Kränklich, sonderbar. Mit 19 Jahren Opium. Ängstlich. Zwangsvorstellungen. Ungeordnet in der Lebensführung. 1842 täglich 5000 Tropfen Opium (Barin [1378]). Menschenscheuer, seltsamer Sonderling. Bekenntnisse eines Opiumessers belehrend, moralisierend. Willenlos, apathisch, Sinnestäuschungen, Zwangshandlungen. Opiumkunst (bei Baudelaire, Gautier, Shelley, Musset, Coleridge): 1. Fülle von Helligkeit, Glanz. 2. Unfaßbare, unterirdische Angst. 3. Traumhaftes Darüberschweben, ohne Raum und Zeit, ohne Körper. (Auch Heine zuletzt jahrelang Morphinist und Opiophage, dichtete in schlaflosen Nächten unter Opium-Wirkung „seine wunderbarsten Lieder.") (Vleuten [1379]).

RENI

Höchst empfindlicher Pspth. Paranoid, zuletzt Verfolgungsideen (n. Magri [1384]).

RETHEL

Paralyse — „suractivité intellectuelle" (V. Parent)? Steigerung der Leistung zu Beginn? Wie hypomanische Erregung. Wegfall von Hemmungen (n. Vorberg [1385]).

REUTER

Dipsomane, d. h. periodische, endogene Verstimmungen mit nachfolgenden Alkoholexzessen. Keine epileptische Dipsomanie. Haltloser Pspth., empfindlich, weichlich, sehr hypochondrisch, stimmungslabil. Chronischer Alkoholismus durch die Psychopathie. Trinkexzesse teils aus Verstimmung teils aus Freude (Exaltation). Im Anfall pathologischer Rausch, schwere Vergiftung. Delirium tremens. Alkoholneuritis, Arteriosklerose, Apoplexie, Herzleiden (Albrecht [1386]). Haltloser Pspth., Stimmungsanomalien, sekundär Alkoholismus und pathologischer Rausch. Epileptische Dipsomanie allein auszuschließen (W. Lange [1387]). Zykloider Pspth. mit Verlangen nach Depressionsbetäubung oder Steigerung von Gefühlsüberschwang durch Alkohol. Keinerlei Epilepsie. Leichte Cyclophrenie?

ROBESPIERRE

„Weil die Zeit ihre Sehnsucht darin verkörpert fand, wuchs es vom Wahn eines einzelnen zum Glauben einer Gesamtheit" — (Freimark [1390]. Gute Psychographie). Vorehelich konzipiert [erklärt teilweise Kompensationsverlangen]. Musterkind, fleißig. Konstitutionell unzufrieden. Als Anwalt wenig Erfolg. Puritanisch moralisch. Betonte äußere Sorgfalt. Infantiler

Habitus, feminine Züge. Alkoholabstinent. Timide, unangepaßt. Sehr reizbares Selbstgefühl; Furcht, schlechten Eindruck zu machen. „Krankhafter" Geltungsdrang. Konnte während Revolution aus lauter edlen Motiven Böses tun. Ganz ungebildet, nach der Schulzeit stehengeblieben. Mystischer Zug, frömmelnd. Körperlich schwächlich, angeboren feige. Unüberwindliche Sexualfurcht, daraus aggressive Moral, Weltverbesserung aus empörtem Neid. Asexuell, eunuchoid. Ob homosexuell, unbewiesen, aber anscheinend „Bahnungen". Ob Epileptoider? Ließe sich begründen. Schizophren? Jedenfalls deutliche Veränderungen mit 32 Jahren. Beginn einer Psychose? Nicht zu entscheiden. War das Haupt einer fanatischen Sekte von älteren, unglücklichen Frauen mit Ressentiment (Hentig [1391]).

ROSSETTI

Phantastischer, verschwommen denkender Pspth. (n. Nordau [1392]). Legte sein Gedichte-Manuskript der Frau mit in den Sarg: „Für ewig." Grub es aber nach 7 Jahren wieder aus und desinfizierte es.

ROSSINI

Ausgesprochener Pspth., Vagabund und Lebemann (n. Rossi [706] S. 62). Hatte mit 19 Jahren 36 „opéras" geschrieben; hörte mit 38 Jahren plötzlich auf. Vom 55. Jahre an schwere „neurasthenische" Störungen, vom 58. Jahre an körperliche und zerebrale Symptome. Mit 60 Jahren Verschlimmerung: weinte viel, Verzweiflung, Selbstmordgedanken, Schlaflosigkeit (n. Filippi [1393]).

ROUSSEAU

„Ich bin anders geartet wie alle Menschen ..." (Rousseau, Bekenntnisse). Moral insanity (Donskerloot [1402]). Nicht Rousseau der revolutionäre Vorläufer der Revolution, sondern Voltaire (religiös) und besonders Montesquieu (politisch). Rousseau hatte die große Anhängerschaft aller Unzufriedenen. Seine Ideen wirkten sich erst sekundär, in der Revolution aus, besonders seit 1793; hat sie dadurch gemildert. Natürlicher innerer Gegner der philosophischen Enzyklopädisten, denn Rousseau empfindsamer, gottgläubiger Idealist. Zwischen 1760—1789 Rousseau vielfach für „verrückt" erklärt. Seit der Revolution ungeheuerste Bewunderung; dann seit Restauration als der Schuldige an der Revolution gebrandmarkt. — Hereditäre Belastung, „neuropathische Constitution", Hypochondrie, dann „förmliche Geistesstörung" seit 1766, „primäre Verrücktheit mit Verfolgungswahn" (S. 44). Überwiegen der Phantasietätigkeit, einseitige Begabung, wurde oft als beschränkt und unbrauchbar angesehen (Hildebrand [1403]). „Die angeborene Krankhaftigkeit Rousseaus war die Quelle sowohl seiner Genialität wie seiner Paranoia." Entarteter von Geburt an, aus Entartung Paranoia gewachsen. Kombinatorische Paranoia (systematisierter Verfolgungswahn), ohne Halluzinationen, ohne Größenideen (Möbius [1407]). Dysurie. Exhibitionismus, Masochismus, Fetischismus, Onanie. Blasenleiden psychasthenisch, nicht körperlich. Hypochonder. Neurastheniker [d. h. Pspth.]. Psychose: Verfolgungs„délire". Brunetière: dieselbe Eigenschaft der „sensibilité hyperestésiée" ist das Prinzip seines Talentes und die Quelle seiner „folie". Das ganz Subjektive der ersten Werke Rousseaus war das Originale und Neue. — Dagegen: folie nur partiell, raison blieb (Cabanès [1415]). Kein Selbstmord, auch keine Vergiftung durch andere. Tod an Apoplexie [Möbius: Herzlähmung] (Cabanès [1428]). Aus Rousseaus Charakterschwächen (Schüchternheit, linkisches Wesen usw.) seine Ethik und Philosophie gewachsen. Bedingung für seine Ethik eine erträumte Welt, in der alles nach seinem Wohlgefallen eingerichtet. Machte aus seiner Schwäche, seiner Not eine Tugend. War ein Feind der Sozialität. Die „Gesellschaft" war für Rousseau die Masse fremder, ihm überlegener Menschen und Konkurrenten in Paris. Sein neuer Gedanke und ethischer Fund (Natur, Freiheit, Sittlichkeit als eines gegen Gesellschaft, Sklaverei, Unsittlichkeit als ein anderes) aus den Leiden seines Erlebens [Demütigungen] als Trost und Rache geboren (Wexberg [1431]). Wandertrieb, Unstetheit in der ganzen Familie. Pathologischer Stehltrieb. Keine Lues

oder Gonorrhö. Impotent. Keine Paranoia, sondern Psychopathie und wirkliche Feinde ergaben den Verfolgungswahn. „Traurige Verstimmung mit paranoiden Bildern (Verfolgungswahn, verbunden mit gesteigertem Selbstgefühl), keine Sinnestäuschungen, namentlich keine Gehörstäuschungen." Wahn blieb in Grenzen, wandelte ihn nicht um, verblaßte später. Zuletzt Arteriosklerose, chronische Nephritis, Urämie (mit Krampfanfällen). Im urämischen Anfall schlug Kopf auf Fliesen, Hirnerschütterung, Tod (Vorberg[1433]). Schizophrenie, mit 40 Jahren in die chronische paranoide Form übergehend. Seine Wahnideen in festen Beziehungen zu seinen Theorien. Beginn der Psychose: die Inspiration (la crise de 1750). [?] (Demole[1434]). Typischer psychosexueller Infantilismus. Masochismus, Urinsexualität. Stahl gern. Unrast. Die „Confessions" als Exhibitionismus. Narcismus. Homosexualität (als eine der Komponenten des Infantilismus). Zusammenhang zwischen seiner Homosexualität und seiner echten Paranoia, mit echten Halluzinationen (Gesicht und Gehör). „Ein ewiges Kind" (Stekel[1435]). Versuch, auf Grund von Kretschmers Lehre vom sensitiven Beziehungswahn psychologisch feiner und tiefer einzudringen. Ausgesprochen sensitive Charakteranlage: weich, zart, eindrucksfähig, dabei typischer „Leitungsdefekt" mit Schüchternheit, Befangenheit, Verhaltung. Autistische und zugleich allotrope Strebungen, die sich in der Jugend die Wage halten; bei Milieuwechsel Überwiegen der autistischen Komponenten. Langer innerer Kampf bei dem moralisch feinfühligen Rousseau. Eine Weltanschauung eigens zu diesem Zwecke ausgebaut, die erlaubt, alle wertvollen sozialen Strebungen in den Hintergrund zu drängen und sich in die Einsamkeit (autistisch) zurückzuziehen. Weltanschauung jedoch nicht tragfähig genug: aufs neue Bedenken wegen des Rückzuges, die „auf dem Wege der Inversion sensitiver Verhaltungen zum Beziehungswahn" führen; vermeintliche Hinweise der Umgebung auf seine Menschenfeindlichkeit, Gefühllosigkeit, Härte. Der Konflikt führt zum Verfolgungswahn, der die Schlechtigkeit der Welt beweist (nicht Rousseaus). So das Streben nach Einheit, Geschlossenheit der Persönlichkeit befriedigt. Wahngebäude durch Masochismus begünstigt. Keine Schizophrenie. Keine Größenideen. Für Sinnestäuschungen „kaum Anhaltspunkte". Keine Paraphrenie. Sondern Paranoia. Kein vollständiger, prozeßhafter Bruch der Lebenskurve. Biologischer Prozeß und psychologische Entwicklung der Paranoia zu gleicher Zeit, mehr aber Entwicklung (Heidenhain[1436]. Ein wesentlicher Fortschritt über Möbius hinaus). Keine Schizophrenie, keine Paraphrenie, sondern Paranoia. Bei Paranoia auffallend gute Begabungen häufig. Geht mit Heidenhain vielfach nicht mit. „Vor allem scheint mir das Paranoische gerade in Rousseaus Wesen nicht gefaßt" (J. Lange[1436a]).

RUBENS

Nach 60. Jahr: trauriger Blick. Finger deformiert und kontrakturiert durch Gicht. Litt viel, heftige Schmerzen, zuletzt an den Händen gelähmt, qualvolle Anfälle. „Ziemlich wahrscheinlich" echte Gicht (Ebstein[1437]).

SADE

Starb nicht als Geisteskranker. Mehr ein „satyrographomane" als ein „érotomane". Mehrfach im Gefängnis, Flucht. Glühender Adept von Marat. Als politisches Opfer in Charenton interniert (Cabanès[1438]).

SAINT-PIERRE

Bernardin, Verfasser von Paul et Virginie 1789, Freund Rousseaus, teilte dessen paranoisches Wahnsystem. Die ganze Familie pathologisch. Sein Bruder Dutailli gleich ihm auffallend, starb aber, ohne Erfolg im Leben, im Spital. Bei beiden: „délire d'interprétation" (Libert[1441] und Saint-Pierre[1440]). Beide paranoide Psychopathen?

SAINT-SIMON

Hatte angeblich Berufung durch Gott. Pathologisches Selbstgefühl (Dumas[1442]).

ANDREA DEL SARTO

Warum Sarto kein Künstler allerersten Ranges geworden? Werke als Talentwerke unübertrefflich, „senza errori" für Kenner. Sehr einfacher Charakter, übertrieb nichts: „es fehlte das Großartige". Läßt kalt, nichts Geheimnisvolles. „Fehler der Fehlerlosigkeit." Mangel an Kühnheit und Kraft, an „Seele", an tiefer Gemütsbewegung, an Fähigkeit zum Ausdruck großer Gedanken. Wieso? 1. Mangel an Genie. 2. „unseliger Einfluß der Frau des Künstlers". Stark an Frau gebunden wie ein Weib an den Mann. Flucht vor verdrängter Homosexualität [?]. Sanft, bescheiden, schüchtern, passiv (Jones[1444]). Sarto fehlte Intelligenztalent und Aktivität, vor allem die heftige Affektivität und Unregelmäßigkeit eines Psychopathen. Ein Riesenformtalent allein genügt nicht zum „Genie".

SAVONAROLA

Streng, düster, Weltverächter. [Selbsthaß.] Halluzinationen [? Pseudohalluzinationen ?] (Binet[1447]). Paranoiker (Lombroso[1446]). Extrem schizoider Pspth., Typus des Fanatikers.

SCARRON

Krüppel ohne Beine („cul-de-jatte"). Durch Kurpfuscher Lähmung. Chronischer deformierender Rheumatismus. Wirbeltuberkulose (Cabanès[1448]).

SCHEFFEL

Ein Bruder gelähmt, geistig gestört; eine Schwester pathologisch. Scheffel redlich, zuverlässig, übermäßig gewissenhaft. Wenig erotisch. Mit 28 Jahren Höhepunkt (Ekkehardt), dann abwärts. Gegen 30. Jahr: „kranker Mann". Leichte Form von Dementia praecox [?]. Diagnost. Schwierigkeit allerdings der Alkoholismus. Nicht zirkulär (Möbius[1449]). Starke Belastung. Sehr begabt, arbeitete unsinnig; sehr gewissenhaft. Alkohol. Zahlreiche nervöse Beschwerden; Depressionen. Unstet. 1860 Angstanfall mit Wahnideen der Verfolgung; heilte psychogen. Ab 37. Jahr nur noch Gelegenheitsdichtungen. Gestorben an Herzwassersucht bei Arteriosklerose. — „Schwere Neurasthenie". Konstitutionelle Reizbarkeit und Arbeitsunfähigkeit, trotzdem starke geistige Anstrengung. Konflikt zwischen Wollen und Können (Müller[1450]). Pspth., etwas haltlos, depressiv, daher Alkohol. Produktiv früh versandet. Neurotiker, fast Zwangsneurose. Einmal paranoider Symptomenkomplex (Zwangsbefürchtungen?). Keine Schizophrenie.

SCHILLER

Vor dem Verlassen der Akademie Depression bis Lebensüberdruß. Öfters aus unbewußten Motiven körperlich krank, um etwas Bestimmtes zu erreichen, später auch neurotische „Krampfanfälle". Eben Abwehr von Konflikten durch Flucht in Krankheit. „Krampfhafte Zufälle mit Erstickungen" ohne Beteiligung der Lunge; angstneurotische Symptome (Asthma, Atemnot, Störung der Herztätigkeit, Schwindelanfälle, Schlaflosigkeit). Keine Überanstrengung. Ödipuskomplex deutlich (Teller[1453]). Gab poetische Produktion auf, weil er das Inzestmotiv nicht bewältigen konnte; erst nach dem Tode des Vaters setzt Produktion wieder ein (Sachs[1452]). Liebte seine Schwester Christophine sehr; diese ihn noch stärker, bekam in unglücklicher Ehe hysterische Anfälle (Rank[1451]). Zur Art der Produktion (Heid[605]). Große Schwierigkeit, über Schillers nervöse Konstitution wirklich Klarheit zu gewinnen. Soll von Jugend auf (vgl. Palleske) kränklich gewesen sein; öfters Ohnmachten, auch Krämpfe. In Bauerbach eine melancholische Periode. Von Hause aus stark erotisch. Nach allem scheint Sch. doch psychopathischer gewesen zu sein, als der erste Blick zeigt. Auf alle Fälle Neurotiker.

SCHOPENHAUER

Das gesteigerte Selbstgefühl als „Größenwahn" anzusehen [?] (Seidlitz[1454]). Angeborene Nervosität, Entartung, Nervenschwäche; Heftigkeit, Schwarzseherei, Angstzustände, periodisch große Depressionen (Möbius[1455].

Eine der besten Pathographien). Inniger Zusammenhang zwischen Philosophie und Persönlichkeit. Lehre vom Primat des treibenden Willens: aus eigener überstarker Triebanlage. Zweiteilung in Wille und Vorstellung: aus Zwiespalt und Duplizität des eigenen Wesens (Konflikt starker Triebanlage und deren Verdrängung durch den geistigen Gegentrieb, d. h. Verneinung des Willens sowie Gegensatz Bewußt-Unbewußt). Verehrung für Asketentum und Heiligkeit: aus schwer bekämpfbarer Sinnlichkeit. Pessimismus: aus eigener Stimmung. Mitleidsmoral: als Reaktion gegen sein boshaftes, grausames Wesen. Sehnsucht nach reiner Erkenntnis: aus Verzweiflung über den quälenden Dämon der Leidenschaft. Neurotische und verschrobene Züge. Stets Angst. Sehr ernst, grüblerisch. „Ideell gleichgeschlechtlich" (Freud). [S. 123—124 sehr gutes Charakterbild.] Pathologisch: Selbstgefühl, fast Größenwahn; Autismus; Beeinträchtigungsideen (Welt, Philosophieprofessoren); mit 35 Jahren rechts taub, mit 64 Jahren links Schwerhörigkeit; angst-krank; konstitutionelle Verstimmung. Ähnlichkeit mit Zwangsneurotikern: auffallender Aberglaube, Grübelsucht, Zweifelsucht, Unentschlossenheit. Sein Werk ein Bild seines eigensten Wesens (Hitschmann [1460]. Ausgezeichnete Ergänzung zu Möbius). Depressiver Charakter, Boden für Philosophie (Kollarits [1461]). Latent homosexuell, aber starke ethische Hemmungen. Angstneurose mit Schuldgefühl. Kannte nur die infantile Onanie; das Weib eine S a c h e für ihn. Sein Ding an sich (der Wille) ist die Wollust beim Coitus. Welt ist gleich Sexualität. Schlechtsein der Welt ist Schlechtsein der Sexualität. Weltschmerz eine Zwangsneurose (Eichler [1463]). Syphilis 1823. Völlig geheilt. S. trug bei zu seiner pessimistischen und asketischen Weltauffassung (Bloch [1455, 1456]). K e i n Zusammenhang zwischen Lues und Pessimismus; schon vorher pessimistisch (Wolf [1457]). Durch Syphilis Pessimist [?] (Mehler [1458]). Lues von Bloch n i c h t bewiesen. Hg konnte auch gegen Gicht angewandt sein. K e i n e echte Gicht. Zuletzt herzkrank, wahrscheinlich Herztod (Ebstein [1459]).

SCHUBART

Haltloser Pspth. Alkoholiker. Leichtsinnig. Depressiv-hypochondrisch. Das Depressive machte ihn produktiv (Birnbaum [293] S. 143, 175).

SCHUBERT

Pspth. Trank seit seinem 15. Jahr.

SCHUMANN

Gestorben an Paralyse (Richarz [1467]). K e i n e Paralyse (wie Möbius a u c h früher geglaubt). Sondern Dementia praecox mit Verschlimmerung. Gestorben an Nahrungsverweigerung? Tbc? (Möbius [1468]). K e i n e Dementia praecox, sondern Zyklothymie [d. h. leichte Zyklophrenie] bis 1850; dann (nicht g a n z sicher) Paralyse oder doch vielleicht andere schwere organische, etwa luetische Hirnerkrankung (Gruhle [1469]). Sch. e n d o g e n krank (es gäbe Übergänge zwischen Dem. pr. und Man.-depr.!) (Möbius [1449] S. 33). Dupré und Nathan schließen sich Gruhle an: Zyklothymie, in den hypomanischen Perioden Produktivität. — A b e r : k e i n e Zyklothymie, k e i n e Dem. pr., sondern „psychasthénie constitutionelle", oder „Psychonévrose" vom 23. bis 41. Jahre. Affektiv sehr erregbar, überempfindlich, Unruhe, Ängstlichkeit, lange Depressionen, starke Überarbeitung. Angstneurose mit Phobien, n i c h t s Manisches. Werke entspringen der Gesundheit; Psychasthénie und Schaffenskraft n e b e n einander. Die Psychose v e r n i c h t e t e das Schöpferische. Zuletzt „une variété sensorielle de la paralysie générale"; Schwierigkeit, die Diagnose g a n z sicherzustellen (Pascal [1471]). Schumanns Sohn Ludwig wurde geisteskrank (Blaschke [589]). Jedenfalls ausgesprochene Psychopathie, die nicht leicht auf eine Formel zu bringen (Mischung von Schizoidem, Zykloidem, Psychasthenischem, Femininem). Stimmungsanomalien, namentlich Depressionen. Ab 1850 Paralyse oder ähnliche exogene Hirnerkrankung (Hirnlues usw). V i e l l e i c h t (wie bei Nietzsche) die enorme Produktionssteigerung etwa 1845—50 durch pathoiden Reiz des luetischen Giftes, durch eine Art hypomanischer Vorphase.

SEGANTINI

Stark phantastisch. Taugenichts, in Korrigendenanstalt mit 12 Jahren. Sehr selbstbewußt. Maßlose Zornanfälle. Heftigste Affektivität. Entzog sich dem Militärdienst. Zeitweise depressiv [anscheinend leicht zyklophren?]. Stark visuell [fast Eidetiker]. Große Reizbarkeit. Häufige Stimmungsschwankungen. Größenphantasien: malte s i c h als Christus. Sehr abergläubisch, Hang zur Mystik, Spiritist. [Außerdem noch viele p. a. Deuteleien] (Abraham [1473]).

SEREMBE

Der kalabrische Dichter war Paranoiker (Zuccarelli [1474]).

SHAKESPEARE

1601 schwere Depression; Todesjahr des Vaters, Reue und Schuldgefühle. Wunsch nach Stammhalter, nach Ehrenrettung in Stratford, nach Kontinuität der Generationsfolge (Jekels [1478]). In Hamlet, Julius Cäsar, Macbeth starke Betonung des Vaterkomplexes; Vatermord. In allen dreien „verschärft sich der Konflikt in neurotischer Weise". Hamlet unmittelbar nach Tod des Vaters. Die künstlerischen Äußerungen des Komplexes „den Traum- und Neurosenbildungen überraschend ähnlich". Hier „eine Wurzel für des Dichters homosexuelle Neigungen" zu finden: Abkehr vom Weibe (Enttäuschung an der Mutter). Weiberhaß und Verachtung (unglückliche Ehe). Libido zum eigenen Geschlecht hingewendet, auf Basis des ursprünglich zärtlichen Vaterkomplexes. Unmittelbar nach dem Tode der Mutter: Coriolan. „Aufleben exquisit homosexueller Regungen" (Rank [1476]). Vgl. auch Rank [1477] und Sachs [1479]. — Dem ein- und nachfühlenden Psychiater ist es unmöglich, anzunehmen, daß Sh. k e i n Pspth. gewesen wäre; es spricht a l l e s dafür.

SHELLEY

Disharmonischer Pspth., voll stärkster Widersprüche (n. Lombroso [186]). Glühender Haß gegen Vater. In Werken vielfach mit Leidenschaft Geschwisterliebe dargestellt. Schwesterinzest-Motiv fruchtbar für sein Schaffen (Rank [1480]). Schizothym mit hysterischem Einschlag. Visuell-auditiver Typ (Moore [1481]).

SMETANA

Paralyse (Feis [1482]).

SMITH

Bei Gemeindebildung die historische Konstellation maßgebend, durchaus nicht nötig persönliche Eigenart oder individueller Wert [e A]. Der Begründer des Mormonentums stammte aus religiöser, trunksüchtiger Familie. War schmutzig, scheu, träge, ungebildet. Beschäftigung mit Visionen, Träumen, Hellsehen. Parallele zu Mohammed (S. 67). Märtyrertod entscheidend für Gemeindebildung (Ed. Meyer [452]). Völlig ungebildeter, unbegabter Pspth., offenbar Pseudologist, hysterischer Phantast; viel Autosuggestives. Religiös-archaisches Milieu. Entscheidend, daß er numinos erlebt wird; keineswegs, daß er „geniale" Begabung hätte. W e r t bringer der „Offenbarungen".

SODOMA

Seine Kunst wurzelt in seiner femininen Homosexualität (Kupffer [1483]). Fraglich, ob homosexuell (Moll [273] S. 59).

SOKRATES

Der „Dämon", das Daimonion waren echte Halluzinationen. Sokrates psychotisch (Lélut [1484]. E r s t e Pathographie überhaupt). K e i n e Halluzinationen, sondern Daimonion dem „sprechenden Gewissen" vergleichbar. S. geistig g e s u n d (Knauer [1485]). „Zum mindesten bisexuell." Huldigte aber dem homosexuellen Triebe n i c h t; übersetzte ihn ganz ins Geistige, denn

selber stark geistig und ethisches Ideal der größtmöglichen inneren Freiheit (Kiefer[1489]). Zweifel, ob S. an Schierling gestorben, unbegründet (Cabanès[1488]). Außergewöhnlich häßlich. Zustände tiefster Versunkenheit (stundenlang). Hörte im Traum Stimmen, auch am Tage, schrieb sie der Gottheit zu. Trank gelegentlich. Homosexuell, verkehrte aber auch mit Dirnen. Dauernde Verliebtheit in Jünglinge; seine Knabenliebe „sublimiert" zu erzieherischer Leidenschaft. Seine Hauptlehre Selbstbeherrschung; sie hatte zum Hauptziel die Überwindung des Verlangens nach schönen Knaben. (Wollte inneren Stolz bewahren, außerdem Einfluß des Elternhauses.) Ethisches Interesse aus solchen Kämpfen gewonnen. Hörte eines Gottes Stimme (kurze Zurufe). Wollte mit Fragesystem die andern niederringen. Gegen alle Autorität, gegen alle Väter (auch die seiner Schüler); daher „unheilvoller Einfluß auf die Jugend" und Anklage. Verurteilung letzten Endes aus politischen Gründen. — Das Eigentümliche des S.: leidenschaftlicher Erkenntnisdurst und außerordentlicher Unabhängigkeitsdrang. Seine Wirkung: innere Freiheit von allem Äußeren; dies ergriff Griechenland auf Jahrhunderte (Gomperz[1490]). So wuchs aus bionegativer Schwäche Ethik und Zeitideal.

STAUFFER-BERN

Manie mit Produktion (Birnbaum[293]).

STRINDBERG

Eifersuchtswahn. Beziehungswahn. Paranoia simplex chronica (Hirsch[1495]). Melancholie [?] (Rahmer[1496]. Verfehlt). Ständige, aggressive Unruhe im Wesen, stets subjektiv, ungleichmäßig in Werken. Starker Geist, großer Charakter. Gestorben an Karzinom. „Délire à base de fausses interprétations." Paranoia; unerschütterliches System, aus Persönlichkeitszügen gewachsen, dabei klar, geordnet, denkfähig (Lagriffe[1497]). Grundzug der Persönlichkeit: schizoider Kern (abnorm verletzbares Persönlichkeitsgefühl, autistisch-empfindsame Absperrung oder harte Verteidigung in paranoider Abwehr. Im Charakter zahlreiche Gegensätze. Autistisch phantastisches Größenbewußtsein, maßloser Geltungsdrang aus Kampf gegen eigene Schwäche. Konflikte zwischen egozentrischem Genußtrieb, rigoroser ethischer Selbstkontrolle und religiösem Suchen nach metaphysischem Halt. Während Pubertät und Entwicklung extreme pathologische Zustände. Drei schizophrene Schübe: 1870 [psychopathische Reaktion?], 1872, 1873 [psychopathisch?]. 1885 heftige religiöse Krise. Liebesleben: Sehnsucht sich hinzugeben, Angst, sich selbst zu verlieren. Aus idealisierender Vergöttlichung wird paranoische Entwertung; Haß, Eifersucht. Beginn der Psychose Mitte 1893, ausgesprochen 1894. Beziehungs- und Beeinträchtigungsideen, dann Verfolgungswahn; Abkehr vom Materiellen und Sexuellen; Abkehr in phantastische, wahnhafte Welt; Größenwahnideen, religiöse Auserwähltheit. Sucht nach Entsühnung. Aufbau eigenartiger Metaphysik: besonderes Werkzeug unsichtbarer Mächte. Endzustand: Beruhigung, Wirklichkeitsabwendung, Autismus, Gefühl ständiger Bedrohung, autistische Metaphysik; dabei große Produktivität. Diagnose? Schizophrenie, jedoch abweichende Form; große psychologische Durchsichtigkeit; kein Zerfall, keine Demenz, nur zunehmende Unfähigkeit zur Wirklichkeitsanpassung (Storch[1499]. Feinsinnige Analyse). Ursprüngliche Artung: große Empfindsamkeit, gesteigerte reaktive Zustände. 1873 nicht geisteskrank bei Krisis (Wald), wollte sich selbst so erscheinen. Von früh an phasische Schwankungen. 1872 Depression (endogen und reaktiv untrennbar). Maßlos empfindliches Selbstgefühl, enorme Reagibilität auf Druck, weich, nachgiebig, suggestibel, schwankend, wandelbar, fanatisch, eigensinnig, Doppelheit, Unbeständigkeit. Rauschbedürfnis (Alkohol). Schauspielertrieb. Eifersuchtswahn (Höhepunkt um Anfang 1888, Beginn wohl 1885). Beginn der Psychose? 1882 leichter Schub. 1886—87 erster heftiger Schub. Fluchtartiges Fortdrängen. Verfolgungswahn. Reaktion oder Prozeß untrennbar. 1893 Verfolgungsideen. Zweiter Schub 1896. Phasischer Verlauf (periodisches Wohlbefinden). End-

zustand seit 1897. Gestorben an Magenkrebs. Diagnose? Prozeß (schizophren, paraphren, Paranoia?). Gipfel des 1. Schubes 1887, des 2. 1896 (wandelt seit 1894 Weltanschauung um). Keine Verwirrung, keine Zerstörung, sondern Verrückung im Endzustand. Über Weltanschauung vgl. Original. Werke: während Prozeß (1892—97) kein dichterisches Schaffen. Ab 1898 sehr auffallende Produktivität. Dramatische Produktion phasisch. Wandlung der Werke durch Prozeß? Technisch-artistisch-formal nicht; dagegen inhaltlich: beim ersten Schub Frauenhaß („Vater", „Kameraden"); beim zweiten Schub und später die ganze Stoffwelt der schizophrenen Erfahrung in den Werken, das Traumartige des Geheimnisvollen, die weltanschaulichen Probleme, die Pseudowissenschaft usw. Die Brutalität seiner Offenheit z. T. durch Prozeß (Verlust an „Takt"). Stoffliche, Material gebende Bedeutung der Krankheit. Besondere Kraft des Materials, sich zur Geltung zu bringen (Jaspers[1500]). Die psychologischen und psychiatrischen Hauptprobleme Strindbergs sind durch die beiden sehr guten Pathographien von Storch und Jaspers gelöst; zu betonen wäre vielleicht noch die zyklothyme Komponente, die den phasischen Verlauf ergibt und den Zerfall verhindert. Mehr Paraphrenie als echte Schizophrenie. Die Darstellung der Wirkung Strindbergs, hauptsächlich durch das Eindrucksvolle des Psychopathologischen, harrt noch eines großen Forschers.

SWEDENBORG

Der ganze moderne Spiritismus hat „nachweislich seine wichtigsten Lehrsätze von ihm entlehnt" (Lehmann[480], 1. Aufl., S. 216). Außerordentlich hohe Begabung und Bedeutung als Naturforscher und Techniker. Mit 57 Jahren plötzlich Halluzinationen und Wahnideen (Lombroso[1507]). Paranoiker. 4 Millionen Anhänger in Amerika, England, Schweden (Pelman[267]). Ohne Belang: Hoffmann[1508], Norman[1510]. Regression zum Infantilen. Paranoia (Hitschmann[1511]). [Seit Lamm[742] Streit über die Diagnose: Schizophrener Prozeß oder Mystik? — Es wird in Erwägung gezogen: Mystik in der Jugend vorbereitet; natürliche Entwicklung, psychogene ekstatische Zustände, pseudohalluzinatorische Versinnlichungen, lebhaft affektbetonte Vorstellungskomplexe, mystisches Erleben; nicht bloß Auswirkung psychotischer Kräfte.] — Keine Schizophrenie, jedenfalls nicht zu beweisen; wird mit 49 Jahren Mystiker (Gruhle[1514]). Paraphrenie (Kleen[1512]). Keine Psychose, sondern mediale Begabung (Hoffmann[1508]). Schizophrenie (Jaspers[1513]). Théomanie raisonnante (Form der Folie raisonnante) (Ballet[1506]). Swedenborg war Pspth. Hatte Ekstasen, selten echte Halluzinationen, hauptsächlich Pseudohalluzinationen. Keine Schizophrenie, aber Möglichkeit nicht zu bestreiten (Gruhle[1515]). Trotz allem doch Schizophrenie: „bewußtseinsklare schizophrene Anfälle mit vielfach doppelter Orientierung und anschaulichen Inhalten, die sich der Form nach zwischen echten Halluzinationen (selten) über Pseudohalluzinationen (innere Stimmen und Bilder) zu bloßen gemachten oder zu vernommenen Gedanken bewegen". Verlauf: Beginn mit 48 Jahren; mit 55—57 Jahren akute Phase (beängstigende Phänomene, große Unruhe, Krisen); dann Beruhigung, Swedenborg wird selbstbewußt und harmonisch, hat zahllose Offenbarungen und Visionen, aber ohne erschütternden Charakter. Schizophrenie „gewiß"; keine Hysterie, keine normale Mystik (Jaspers[1513] 2. Aufl.). Unbedingt ein psychotischer Prozeß (Schizophrenie ohne schweren Zerfall, da wohl zyklothyme Komponenten; man kann auch Paraphrenie sagen). Erklärung der Inhalte aus Persönlichkeit oder Zeit spricht durchaus nicht gegen echte Psychose (vgl. den psychiatrischen Streit um die Diagnose bei Jeanne d'Arc). Wichtig wiederum für die Wirkung und den Dauerruhm: die Mischung aus Resten hoher gesunder Begabung und echt psychotischen Symptomen.

SWIFT

Geniales Schaffen in gesunder Zeit (Jacobsen[1517]). Man.-depr. (Reid[1518]). Jedenfalls stark abnorme, psychopathische Persönlichkeit. Eine zureichende Pathographie fehlt.

TASSO

Pspth., sehr reizbar, empfindlich, unstet, leidenschaftlich. Frühreif. Talentschaffen in rationalem Rahmen. Hauptwerke alle beendet, als mit 30 Jahren schleichend eine Schizophrenie (in Schüben) beginnt. Mit 43 Jahren gewisse Beruhigung, Schaffensfähigkeit herabgesetzt oder zerstört. Halluzinationen und Verfolgungsideen (W. Lange nach Lit.-Verzeichnis[1519–1530]).

TOLSTOI

„Original." Neigung zu Selbstquälereien [Masochismus]. Außerordentliche Eigenliebe, gesteigertes Selbstgefühl. Hielt sich selbst für geistig nicht ganz gesund. Von Jugend auf Selbstmordversuchung. — Großvater schwerer Pspth. (beschränkt, abergläubisch, leidenschaftlicher Spieler, lieh sinnlos Geld aus, unternahm hundert Dinge, die alle mit „ruine" endeten (Lourié [1535]). Lehren g a n z persönlich: Tolstoi das Maß der Dinge. Starr, eigensinnig, überhebend, intolerant, streitsüchtig, dabei indolent und schwächlich. Weltfremder Schwärmer. Asketisch (Freimark [1537]). Pspth. Onanie. Auto-Sadismus. Grübelsucht. Zwangsneurose in Pubertät. Krankhafte Schüchternheit. Scharfe Stimmungswechsel. Posieren, Geltungsbedürfnis. Disharmonie. Später Angstneurose: „Thanatophobie". Zuletzt Melancholie (Ossipow [1538]). Typischer, depressiver Schizoider, zugleich Geltungsbedürftiger mit „hysterischen" Zügen; Masochismus.

TRENCK

Dieser Liebhaber der Schwester Friedrichs des Großen war ein recht komplizierter, ganz ausgesprochener Pspth. (Holzhausen [1540]).

TURGENJEW

Stand den Pseudologia-phantastica-Typen nahe. Zuletzt psychotisch (nach Radestock [151] Anm. 54).

VERLAINE

Diesem größten Dichter der Symbolisten gelingen manchmal Perlen von Stimmungsgedichten. Sonst Vagabund und Verbrecher. „Zirkulärer" (Nordau [1543]). Schlechter Schüler. Seit dem 20. Jahr Alkoholiker. „Krankhafter" Dünkel. Ethisch defekt. Körperliche Stigmata (Henkelohren, Schädel hydrozephal, starke Jochbögen) (Lombroso [1544]). Schwerer Pspth. Konnte eben n u r Stimmungsgedichte machen.

VILLEMAIN

Vater und Brüder psychotisch. Villemain litt an Verfolgungswahn (die Jesuiten) (Grasset [254] S. 147).

VOLTAIRE

„Neurasthénique et hypochondriaque." Dachte ständig an seine Gesundheit und „starb" sein ganzes Leben (Roger [1548]). Große Reizbarkeit. Hypochondrisch. Sehr eitel. Ungleichmäßig, auch in derselben Hinsicht (z. B. Geldausgeben). Ziemlich stark sexuell. Gefallsüchtig. Große innere Unruhe. Enorme Arbeitskraft. Im ganzen gutmütig, edelherzig; gegen Feinde rachsüchtig. Charakter nicht sauber, geringer als Talent, rätselhaft (S. 129). Zart, schwache Gesundheit [Astheniker]. Heftig, ungeduldig, äußerst lebhaft (n. Strauß [759]). Pspth.

RICHARD WAGNER

„Wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruiniert halten; wunderbarerweise tun mir aber diese Nerven — wenn es gilt, und mir schöne, entsprechende Anregungen kommen — die wundervollsten Dienste; ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Produzierens, wie ich früher es nie gekannt habe. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruiniert? Ich kann's nicht. Ich sehe nur, daß der

meiner Natur — wie sie sich nun einmal entwickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der Tat fühle ich mich nur wohl, wenn ich „außer mir" bin: dann bin ich ganz bei mir. — Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn drum nicht" — (Wagner an Roeckel 1854). „Keine Kur der Welt vermag da etwas, wo nur Eines helfen würde, nämlich, wenn ich ein Anderer wäre als der ich bin. Der eigentliche Grund meines Leidens liegt in der außerordentlichen Stellung zur Welt und zu meiner Umgebung, die mir nun einmal keine Freude mehr machen können: Alles ist für mich Marter und Pein — Ungenügenheit. Was haben mich wieder auf dieser Reise, in der wunderbaren Natur die Kanaillen von Menschen geärgert: immer muß ich mich mit Ekel von ihnen zurückziehen, und doch sehne ich mich so nach Menschen!" (Wagner, Brief 1852.) „Während mein Körper den Anschein ziemlicher Rüstigkeit zeigt, befindet sich mein Nervensystem doch in einem bedenklichen Zustande von zunehmender Angegriffenheit — einer notwendigen Folge des rückhaltlosen Gewährenlassens meines leidenschaftlichen und hastigen Empfindungswesens, das mich nun einmal gerade zum künstlerischen Menschen in dem Maße gemacht hat, wie ich es bin" (Wagner 1852). —

Wagner Führer einer krankhaften Bewegung. Krankhafte Selbstüberschätzung, Neid, Größenwahn (Reformator, Welterlöser). Ausschweifende Phantasie, Überschwenglichkeit. Verfolgungswahn (Judenpresse). Sein Geist veränderlich, unruhig, vielseitig. Krankhafte Sucht nach barocken Seltsamkeiten in der Sprache. Verstandestätigkeit nicht normal. Wahnideen. Moralische Alienation. Zügellosigkeit seiner Leidenschaften. Obwohl Meyerbeer ihn 1839 in Paris liebenswürdig unterstützt hatte, griff Wagner ihn heftig an; beschuldigt seinen Konkurrenten Meyerbeer des „Wahnsinns" (Oper und Drama, Bd. III., S. 365). Wagner nennt selbst die moderne Oper ein „Narrenhaus für allen Wahnsinn der Welt" (III, 276). Charakter inkonsequent, widerspruchsvoll, gegensätzlich. Moralisch minderwertig: Ehebruch (Bülow). Glorifiziert den Ehebruch (Tristan), die Blutschande (Walküre). Ist geisteskrank. Anhänger: epidemischer Wahnsinn (Puschmann [1550]. Setzt man, statt der Übertreibung Psychose, einfach Psychopathie ein, so stimmt das meiste). Gegen Puschmanns pathographische Behandlung eines Lebenden (Flemming, Z Pt, 29. H. 6). Hermann [1551] weist Puschmanns Irrtümer mit unerbittlicher Konsequenz und logischer Schärfe nach. — Puschmann zitiert oft gänzlich falsch. [Katathymie.] (C. P. [Pringsheim] [1552]). Wagners Programm und Programmschriften unklar. Unzufriedenheit. Musikdrama der Zukunft das Heil der Menschheit. Anarchistische Verbitterung. Sehr starke Erotik; alles dreht sich ums Weib, unersättliche Sinnlichkeit in den Dramen. Mangel an Logik. Unoriginell in den Stoffen. Entartung. [Gute Darstellung der Ruhmesgründe.] (Nordau [1553]). Gegen Puschmann und Nordau. Verlangen nach Glanz und Ruhm, nach „Verstandenwerden". Ganz subjektive Selbstdarstellung. Seine Musik als Ausdruck von Gefühlen. Rienzi Erfolg. Holländer und Tannhäuser fielen glatt durch. Spätere Werke: Sturm der Entrüstung. „Wagner wurde für ‚verrückt' erklärt. Die Redensart: Tannhäuser und Lohengrin sind recht schön, aber was dann kommt, ist verrückt, ist anfangs der vierziger Jahre geradezu sprichwörtlich gewesen" (Hirsch [1554] S. 311). „Ich bin anders organisiert, habe reizbare Nerven" (Wagner) — Stimmungswechsel, lebt in Extremen. „Ich kann nur in den Extremen leben — größte Aktivität und Aufregung und — vollkommenste Ruhe." Oft melancholisch. Unaufhörliche Ebbe und Flut von Stimmungen. Sensitives Temperament. Glaube an sich aus großem, starkem Selbstbewußtsein. Derb und sensibel zugleich. Verlangen, sein mächtiges Innenleben abzuleiten, sich selbst zu vergessen. Verlangte vom Leben, was es nie gewähren kann. Die Kunst als Erlöserin von sich (Saitschick [61]). Ob Wagner homosexuell, fraglich (Moll [273] S. 65). Wagner identifizierte sich mit Geyer, als seinem vermeintlichen Vater. [Tatsächlich war aber, so nahe der Gedanke liegt, Geyer doch nicht sein Vater, wie neuerdings bewiesen.] Starke Liebe zur Mutter. Nur das gebundene Weib reizte ihn (Wesendonk, Bülow). In der Ehe unglücklich, daher Holländer (Graf [1559]).

Wagner flüchtete aus seinem unbefriedigenden Eheleben in die selige Zeit der Pubertätsphantasien zurück im Lohengrin (Ödipuskomplex, Rettungsphantasie, Erlösungsmotiv, Frageverbot usw.) (Rank [1560]). Litt an Komplex, einem andern das Weib (die Mutter) wegzunehmen; dies überall in den Dramen. „Wagner, der wie jeder echte, große Künstler tief am Leben und an sich litt" (S. 647). Kunst nicht psychischer Luxus, sondern entspringt dem quälenden Zwang der psychischen Selbsterhaltung; diese nur möglich mit kolossalen Phantasiekompensationen. Wagner an Liszt: „Ich begreife gar nicht, wie ein wahrhaft glücklicher Mensch auf den Gedanken kommen soll, ‚Kunst' zu machen". Kunst nur ein „Geständnis der Impotenz" (Wagner). „Sie ist"... „W u n s c h" (Rank [1561]). Wagner weder körperlich noch seelisch „deutsch". Fühlte „starkkühl", eher wie Franzosen, Edda, alte Gotik. Hatte kein d e u t s c h e s Rassentemperament (Rutz [1562]). Geltungsbedürftiger Pspth. von hysteriformem Charakter. Bionegatives Leiden an sich selbst: Verlangen nach Selbstbetäubung und Gefühlsrausch in jeder Form. Fühlte sich nur wohl, wenn „außer sich", im ekstatischen Überschwang. Kunst ein Mittel, sich von sich selbst zu e r l ö s e n, wie mit Sekt. Höchst labile Stimmung, Maßlosigkeit der Gefühle, innere Unruhe, ungeheure Ichsucht. 1850 in Paris neurotisch: durch widerwärtigen Zwang „eine zehrende, nervöse Krankheit" (Wagner). Gewann vor allem eine Gemeinde von Psychopathen und betäubungssüchtigen Hysterischen. Treffliches Beispiel, wie (immer großes Talent vorausgesetzt, das a l l e i n aber nicht genügt) sich Psychopathisches, anfangs als solches e r k a n n t, langsam durchsetzt, sanktioniert wird und gerade a l s solches „genial" wirkt und numinos für Viele wird.

WEININGER

[Unzulänglich] (Stekel [1563]). Entartet und hysterisch [bei Besprechung des Buches von Weininger] (Möbius [1564]). Hochbegabt, frühreif, hastig, nervös, gesteigertes Selbstgefühl, „ungemütlich". Ursprünglich sehr erotisch und sinnlich, zuletzt ganz asketisch. Dégénéré mit „starkem Beigeschmack von Hysterie". Geistesstörung: Hysterie und exquisit Man.-depr. [?] (Probst [1565]). Schizoider Pspth. Dann typische Schizophrenie. Im Werk „Geschlecht und Charakter" deckt das Talentvolle (der I. Teil, das viele Wissen) die kranken, schizophrenen Bestandteile wie ein Schild zu. Empfehlenswert wäre psychoanalytische u n d psychiatrische Neubearbeitung.

WHITMAN

Dégénéré. Erotisch exzentrisch. Landstreicher. Wüstling. Unfähig zur geschlossenen Form. Aufsehen durch schamlose Erotik (Nordau [1567]). Homosexuell (Bertz [1568], Praetorius [1569]). Schöner Beweis, wie g e r a d e das (schwer) Psychopathische als genial genommen und tatsächlich ästhetisch neuschöpferisch werden kann.

WILDE

In Dorian Gray der Maler Hallward ein Homosexueller (Gaulke [1573]). Bedeutendes Talent. Homosexuell. Zwei Jahre Zwangsarbeit (ohne Erleichterung). Weder männlich noch weiblich (Prätorius [1572]).

WILHELM II.

[Man soll keine Pathographien über Lebende veröffentlichen. Aber die vielen bereits herausgegebenen Arbeiten zwingen zur Stellungnahme.] Schauspieler. Incohärent, inkonstant. Phobien (vor Ansteckung, vor Zug). Armverkürzung; Otitis. Epilepsie? [?] Dauernde Erregung, Impulsivität, puerile Eitelkeit. Mit römischen Cäsaren zu vergleichen (Cabanès [1576]). Periodisch geisteskrank [?] (Tesdorpf [1577]). Man.-depr. Angabe der Perioden (Lutz [1578]). Apologie (Kleinschrod [1579]). K e i n periodisches Irresein (Hoppe [1580]). Keine pathologische, sondern psychologische Minderwertigkeit. Keine virile Reife, auf juveniler Stufe stehengeblieben (Schaefer [1581]). Geistig gesund (Bresler [1582]). Guter Charakter. Wirkung des Milieus ungünstig (Anonym [1584]). Zirkuläre

Schwankungen, aber keine Psychose (Hoppe[1583]). Hochgezüchteter Entarteter (Friedländer[1585]). Pspth. von juvenilem Gepräge, mit Stimmungsschwankungen.

WILSON

Psychologische Folgerungen aus dem Sprachgebrauch (Zählung der Adjektiva usw.). Ergebnis: Vielredner, Flucht vor Tatsachen, Weitschweifigkeit (durch Ermüdung geschwächter Verstand). Phrasen, Vortäuschung von Wissenschaftlichkeit, Snobismus, romantische Schwärmerei, Eigensinn, Oberflächlichkeit, unter Durchschnitt begabt, innerlich Insuffizienzgefühle mit Überkompensation nach außen (Hale[1586]. Interessante Methodik).

HUGO WOLF

Zirkuläre Psychose. Eminente Fruchtbarkeit in den manischen Phasen (Böhmig, A Pt, 71. S. 712). Paralyse. Seit 1896 Veränderung. 1897 Anstalt. 1898 Remission. Oktober 1898 Selbstmordversuch. Freiwillig zurück in Anstalt. Nach 4 Jahren Tod (Vorberg[1587]).

ZOLA

„Geruchssymphonist" (Bernard[1596]). Pspth. und Zwangsneurotiker (n. Toulouse[1594, 1595, 1597]). Daher die umständliche Gründlichkeit der Romane.

SCHLUSS

Unser Weg ist zu Ende. Schauen wir zurück auf die Fragen der Einleitung. Ist das Genie der Vorläufer einer Höherentwicklung des Menschen? Ist es der Übermensch? Nein. Genie stellt überhaupt nichts Angeboren-Biologisches vor. Und an den geborenen Hochtalenten und Genialen bedeutet Genie etwas sehr Spätes: keine Morgenröte eines neuen Tages, kein Vorbote einer höheren Abart. Viel eher schon eine Abendsonne, ein melancholischer Untergang, den tragische Lichter und Schatten umspielen — viel eher schon ein Wetterleuchten der echten Art-Entartung.

Aber die Menschheit liebt es, sich in diesen tragisch hohen Bildern s e l b s t zu fühlen, wie in ihren Göttern. In ihnen vermag die menschliche Seele sich selber am klarsten zu spiegeln, ihr eigenes Wesen am reinsten zu erfassen und inbrünstig numinos zu erleben.

Die Seele wird sich s e l b e r numinos. Ist nicht die Majestät ihrer geistigen Leistung auf Erden das Höchste? Fühlt sie nicht selbst die ungeheure, zwingende Gewalt ihrer Triebe, die Wucht ihrer Gefühlswogen, die Strenge ihrer ethischen Kraft? Menschliche Seele f ü h l t den lockenden Zauber ihrer Selbst — denn in der kahlen Einsamkeit all des toten Gesteins, des wesensfremden Gestrüpps und Getiers, des eisigen Rauhfrostes im Weltall verleiht s i e allein Wärme und Liebe. Und immer wieder bietet sie sich selber und dem andern ein Neues, einen niemals ausgeschöpften Brunnen, einen geheimnisvollen Wunderbau mit Zauberlichtern und krausen Ecken gleich einem gotischen Dom. Aber die Seele kennt auch ihr eigenes Halbdunkel, ihre unheimlichen Abgründe, aus denen es wie Schlangenrachen heraufzüngelt: kaum gebändigte Tiertriebe, Blutdurst und Grausamkeit. Und doch trotz allem noch das Stolzeste und Höchste, herrschend über das Erdenrund. Mit Schauern und Schauder fühlt sich die menschliche Seele selbst numinos; sie findet sich, vergrößert und absolut-gesetzt, wieder in ihren Heiligen, ihren Göttern, ihren Genien — im Grunde in sich selbst gespiegelt. Vor ihrem riesenhaften Schatten und Gegenbilde in den Wolken sinkt sie anbetend nieder und fühlt im Erklingen des tiefen, geheimnisvoll numinosen Akkords ihr höchstes Glück. —

Den Gläubigen aller Art mögen die Ergebnisse unserer Arbeit ein wenig bitter schmecken. Eben w e i l wir die Wahrheit gebracht. „. . . Wahrheit ist nach der uralten Definition, die, richtig verstanden auch heute noch zu Recht besteht, Übereinstimmung eines Vorgestellten mit der Wirklichkeit“ (H. Maier [342] S. 3). In der

Tat taucht sehr eindringlich das Problem vom Lebenswerte der Wahrheit auf. Sind Lüge und pia fraus nicht nützlicher? Wirklich ist ein großer Teil aller „Wissenschaft" überhaupt noch gar kein strenger Wahrheitsdienst; sie bedeutet bloß katathym gefärbten Schein, sie dient damit nur dem Leben. (So die allermeiste literarische Biographie, ein großer Teil der Geschichtsdarstellung, die Hälfte aller Theologie usw.) Man sieht es dem menschlichen Intellekte noch an, daß er so manches Jahrhunderttausend nur dem Leben, nur dem Nutzen gedient hat. Aber nun auf einmal, wo sich der Intellekt über sich selbst erhebt, wird er dem Menschen in seiner Klarheit und Wirklichkeitsabbildung, in seiner Wahrheitsliebe — unbequem, peinlich.

Strenge Wissenschaft ist heute derart in die Höhe ethisiert, daß ihr oberster Satz lautet: Die Wahrheit über alles. Es ist nicht immer nötig, daß die Wahrheit nützlich sei, meinte Taine. Sagen wir lieber: daß sie anfangs nützlich sei; denn häufig stellt sich heraus, daß heute noch unbequeme Wahrheiten morgen oder übermorgen ein höchstes Gut darstellen oder aus sich heraus entwickeln.

Comtes Gedanke, daß es drei Entwicklungsstufen der Erkenntnis gäbe, eine theologische, eine metaphysische, eine wissenschaftliche, dürfte in dieser Form kaum richtig sein. Aber der Satz von Comte ließe sich abändern: Es gibt drei (oder mehr) Stufen der Ethisierung der Erkenntnis, drei Stufen, auf denen die Affektivität, die Katathymie nach Möglichkeit immer mehr aus geschaltet wird, wo das Ethos den Intellekt gleichsam destilliert und reinigt von Wunsch und Begierde.

Es mag sonderbar klingen — aber die religiöse, die theologische Erkenntnis steht ethisch weitaus am tiefsten, ihr fehlt es durchaus an Mut zur Anerkennung auch unliebsamer Wahrheiten. Strenge Wissenschaft hat sich bereits viel weiter ethisiert. Möglich, daß auch darin bereits eine Übersteigerung liegt, wenn die Erkenntnisse der klarsten Köpfe anfangen, der Art des Menschen, dem homo sapiens unbequem zu werden, bis zum Grade vielleicht des Lebensfeindlichen. Der Mensch ist das tragische Tier, zwiespältig bis in den Grund seines Wesens, zwiespältig als Tatsache überhaupt.

Man kann das Grauen vor der Unfaßbarkeit des Daseins auf mancherlei Arten bannen. Der Gläubige fühlt sich wohl, wenn er sich in die warme Dunstwolke seiner Wunschträume einhüllt. Wer es liebt, streng zu denken, findet sein Glück erst auf freier Höhe, wo ihm vielleicht eisiger Bergwind um die Ohren pfeift, wo er aber klaren und weiten Überblick hat. So ist auch der Wert der Wahrheit etwas Relatives: Wert für jemand, Wert für nur ganz bestimmte Typen von Mensch. Wahrheit hat Wert für jene, die Klarheit wollen, die Ehrlichkeit lieben vor sich und den anderen, die Mut besitzen, intellektuellen Mut; es werden in einer Kultur zumeist die späten, sehr späten Menschen sein. Die Eule der Minerva beginnt erst in der Dämmerung zu fliegen, war ein Wort von Hegel.

Mag den Genie-Gläubigen dieses Buch immerhin ein feindliches Buch heißen — es ist nicht zu ändern. Als Baustein zu einer Philosophie des Sozio-Psychopathologischen in der Geschichte erhebt es die unbequeme Forderung, den ungeheuren Ferment-Wert des Bionegativen anzuerkennen. Ja sogar die Forderung, das Pathologische in mancher Hinsicht schätzen und fast l i e b e n zu lernen, w e n n man denn das Leben liebt, genau wie es ist. Darum braucht man noch lange nicht den „Irrsinn" a n z u b e t e n wie Neger.

Wem es gelingt, das Bionegative m i t zu sehen im Strom des Lebens, dem werden jene blutleeren, kalten Marmorstatuen, die sich die Menschheit selbst zurechtgemeißelt hat, als Genien, plötzlich warm b e l e b t erscheinen. Ihre Adern würden sich mit Blut füllen, und wie Pygmalions Bilder würden sie zu ihm herabsteigen wieder als M e n s c h e n, lebendig und wahrhaftig, Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute. Und sie würden zu euch Menschen sprechen: Ihr w i ß t ja gar nicht, w i e v i e l wir einst gelitten, an uns selbst und am Leben und, nicht zuletzt, auch an e u c h, gelitten, u m euer Genius werden zu können. Dieser Genius aber, das sind ja nicht w i r; wir sind nur die armen historischen Menschen, an die sich der soziologische Wunderbau des „Genies" ankristallisiert hat.

Eine Philosophie vom Werte des Bionegativen besitzt die Menschheit noch nicht; sie zu gründen, dürfte auch eine g e w a l t i g e Aufgabe sein. W i r haben gezeigt, daß das Pathologische starke genetische Kulturwerte darstellen kann. Es könnte zuweilen aber auch a n d e r s sein; das Pathologische könnte, in religiöser, philosophischer, ethischer Verkleidung, dem gesunden Leben erheblich s c h a d e n. U n s e r e Darstellung galt nur seinem genetischen Wert für das Zustandekommen eines numinosen G e n i e - Akkordes.

Natürlich könnte ein Wertphilosoph aufstehen, ein ganz Gesunder, ein ganz Einfacher, und zu uns sprechen: „Das Bionegative wollen wir in k e i n e r Form. Wir wünschen n u r die Gesundheit und das blühende Leben. Wahrheit, Klarheit und Gesundheit, die gehören zusammen. Weg mit den Illusionswerten, weg mit den Halluzinations- und Wahnwerten, hinweg mit all euern trügerischen, betrügerischen Mysterien aus „Irrsinn" und Negativem, hinweg mit all dem Schwindel und Nimbus, dem dunstigen Plunder und Zauber! Freie, gesunde Menschen auf freier Erde wollen wir sein. Ins paläontologische Museum mit all den Göttern und Genien; was sind u n s noch dämonisch-göttliche Funken und mystische Zauberessenzen! T ü c h t i g e K e r l e wünschen wir uns, die wirklich etwas leisten; und die wollen wir lobpreisen und anerkennen und ihnen dankbar die Hand schütteln, von Mensch zu Mensch, aber nicht sie verhimmeln und in die Knie sinken vor ihnen. Wir wollen nichts als die grundgesunde, übernormale Leistung anstaunen, bewundern, verehren, das Werk des gesunden Hochtalentes und seines glücklichen Wertbringer-Schicksals — das sei u n s e r ‚Genie', nur d i e s e s das e c h t e."

Und wir würden den Worten dieses Gesunden, Einfachen vielleicht zustimmen. Vielleicht. Denn es könnte sich eines Tages etwas sehr Merkwürdiges begeben: Wir beide ständen allein da, vor unserem Ideal der Gesundheit. Die große Mehrzahl der Menschen würde, aus dunklen, dumpfen Instinkten heraus, wieder gieren nach dem „Irrationalen", nach dem wilden, maßlosen, unbegreiflichen, unheimlichen Abnormen, nach dem „Irrsinn" in jedweder Form. Sie würden der blanken, fleckenlosen Bronzestatue doch jene vorziehen, auf der ein wenig „morbidezza" ruhte, ein Anhauch grüner Patina, ein Schimmer von edlem — Rost.

Der Mensch ist das tragische Tier —.

LITERATUR

ÜBERSICHT

1. Die Lehre vom Genie.
2. Die Lehre von „Genie und Irrsinn".
3. Das Wertproblem.
4. Psychologie des Normalen.
5. Körperbau, Vererbung und Seelenbau.
6. Psychologie des Unbewußten.
7. Psychologie des Traumes.
8. Psychoanalyse.
9. Tierpsychologie.
10. Psychologie des Primitiven.
11. Kinderpsychologie.
12. Religionspsychologie.
13. Okkultismus.
14. Allgemeine medizinische Psychologie und Psychopathologie.
15. Psychiatrie.
16. Schöpfer und Werk.
17. Soziologie und Soziopathologie.
18. Verschiedenes (Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte, Literatur- und Kunstwissenschaft).
19. Bio-Graphie.
20. Pathographien und Psychographien.
21. Psychopathologie der Kulturgeschichte.

Die unten aufgeführten Werke sind (mit einzelnen Ausnahmen) Hilfsmittel gewesen zur Lösung des Problems. Die E i n t e i l u n g der Literatur in die 21 Abschnitte ergab sich zwanglos. Ihre Einordnung war manchmal insofern willkürlich, als sie ebensogut in einen a n d e r e n Abschnitt hinein hätte erfolgen können: so Einzelnes, was unter 17 steht, unter 21, oder umgekehrt; Vieles, was in 2 eingeordnet, konnte ebensogut, aufgesplittert, unter 20 stehen; oder umgekehrt, wo bei 20 Grundsätzliches zu 2 ausgeführt war.

Abschn. 1 und 2 gehören untrennbar zusammen; viele Werke aus 2 wollen nämlich das g a n z e Genieproblem erfassen.

Abschn. 3 steht für sich allein.

Abschn. 4—8 umfaßt die Psychologie des Normalen, 9—11 die dazu notwendigen genetischen Grundlagen.

Abschn. 12 und 13 ordnen sich von selbst zusammen, da sie fließende Übergänge bieten.

Abschn. 14 und 15 geben die ärztlichen Hilfsquellen, biologische wie psychiatrische, an.

Abschn. 16 erfaßt Werke, die sich um die Beziehungen zwischen Schöpfer (gesund oder bionegativ) und seinem Werk (unberühmt oder berühmt) bemühen.

Abschn. 17 enthält Arbeiten, die den Einzelnen in seiner Wechselwirkung zur Masse und diese selbst als s o l c h e behandeln.

Im Abschn. 18 sind Werke der Philosophie usw. aufgezählt, aber ausdrücklich n u r, insoweit sie zitiert werden. Dem Verfasser sind natürlich

Hunderte von andern Werken bekannt, die gleichsam stillschweigend mit in den Guß dieser Arbeit eingeflossen sind. Es führen aber von den Pathographien aus fast immer die Wege von selbst zu jener Literatur, während das Umgekehrte fast niemals der Fall ist. Pathographien verschwinden spurlos im Strom der Literatur.

Die Abschn. 19—21 gehören wieder zusammen. 19 enthält die Arbeiten über das Allgemeine und Grundsätzliche der Psychographie und Pathographie.

Abschnitt 21 ist im wesentlichen als Anhang gedacht; denn zahlreiche Probleme der allgemeinen Kulturpsychopathologie gehören ja nicht in den Rahmen dieser Arbeit, die nur das Genieproblem erfassen wollte. Immerhin führen manche Fäden hinüber und herüber; und darum sind, für spätere Forschung, einige Werke zusammengetragen — grundsätzlich ohne Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit. Der Leser findet aber in vielen der Werke (z. B. Emminghaus, Calmeil) noch zahlreiche Literaturangaben und kann sich mühelos weitertasten. Nicht alles ist rein medizinisch oder pathographisch, sondern manches nur indirekt, d. h. als Material oder als unfreiwillig pathographisch zu benützen. Aufgezählt sind nur Werke, die dem Verfasser bekannt sind.

Über Abschnitt 20 wäre wohl das meiste zu sagen. Welche jahrelange Mühe es gekostet hat, diese Literatur allein nur zu sammeln, werden nicht einmal die gewiegtesten Kenner würdigen können. (Zumal, wenn man bedenkt, daß dem Verfasser nicht eine einzige Hand zur Hilfe war, auch nicht in allem bloß Bibliothek-Technischen.) Das bisher ausführlichste Pathographien-Verzeichnis stammte von Gruhle[495]; es umfaßt 60 Nummern. Man wird es als Fortschritt buchen dürfen, daß eine Erweiterung auf über 800 Nummern erfolgen konnte. Überall ist die geächtete Pathographie schwer aufzufinden; selbst in den psychiatrischen Zeitschriften wird sie durchaus stiefmütterlich behandelt, wie ein lästiges Anhängsel, das man irgendwo irgendwie unterbringt (wenn es überhaupt geschieht). Oder man sehe sich einmal in den Bibliothekskatalogen großer psychiatrischer Kliniken die Rubrik Pathographie an: man wird staunen über die Leere. Und in den Inhaltsübersichten und Registern der Fachzeitschriften fehlt fast überall und bis in die neueste Zeit hinein das Stichwort „Pathographie" oder gar „Kulturpsychopathologie" gänzlich. Das ZblNPt (Referate) wirft z. B. naiv „Degenerative psychopathische Zustände" und Pathographie in eine Schachtel zusammen. (Wenn nun aber ein Pathographierter eine Psychose gehabt hat...?) Kulturpsychopathologie hätte überall ein Abschnitt ganz für sich zu sein; er könnte dann, als einen Unterabschnitt, „Pathographie" oder „Biographie" enthalten.

Schwierig war die Entscheidung, was für Werke in diesen Abschnitt 20 aufgenommen werden sollten. Etwa nur ausgesprochene Krankheitsgeschichten? Das wäre zu eng gewesen, denn es gibt zahlreiche fließende Übergänge zwischen Psychographie, biologischer Biographie und Pathographie. Darum blieb der Gesichtspunkt des Biologischen stets der leitende; somit waren auch alle psychoanalytischen Arbeiten erfaßt.

Es durfte nicht bei der Bio-Graphie der „Genies" allein bleiben; denn wo wäre die Grenze? Vielmehr mußte der Gesichtspunkt des Ruhms in den Vordergrund treten. Überall handelt es sich nur um Berühmtheiten.

Sollten wir nur Werke von Ärzten aufnehmen? Nein. Denn zuweilen haben Nicht-Ärzte sehr beachtenswerte Pathographien oder doch Grundlagen dazu geliefert (so Hentigs Tiberius, Grisars Luther, Goehlers Berlioz, ferner die Arbeiten von Holzhausen).

In Fällen, wo auch die rein literarhistorische Biographie notgedrungen eine Art Krankheitsgeschichte sein mußte (wie bei Rousseau), wurde im allgemeinen von der Aufnahme abgesehen; denn dann führen die ärztlichen Pathographien bestimmt zu jenen Werken hin.

Sollten etwa nur Arbeiten von Psychiatern aufgenommen werden? Auch das ging nicht an, weil auch ärztliche Nicht-Psychiater Wertvolles zur Bio-Graphie beigesteuert haben (z. B. Ebstein).

Waren endlich nur umfangreiche Werke aufzunehmen oder auch kurze Aufsätze und Skizzen? Oft steckt in einer halben Seite von einem psychiatrischen Meister (Möbius) mehr als in 200 Seiten eines Anfängers. Deshalb hat im Ganzen der Grundsatz gegolten: lieber zu viel an biologischer Biographie als zu wenig. Ausschalten und verwerfen läßt sich ja leicht, aber finden ist, wie gesagt, sehr schwierig.

Zum Schluß noch eine Erklärung der Zeichen, die gelegentlich hinter den Buchtiteln stehen.

OO bedeutet, daß ein Werk in deutschen öffentlichen Bibliotheken nicht aufzutreiben war, und damit also, aus finanziellen Gründen, für den Verfasser überhaupt nicht.

R bedeutet, daß dem Verfasser das Original nicht vorgelegen hat, daß ihm aber der Hauptinhalt der Arbeit aus guter Quelle bekannt war, aus andern Büchern oder aus Referaten (R). In solchen Fällen möchte der Verfasser bei kleinen bibliographischen Ungenauigkeiten (Verleger, Seitenzahl usw.) entschuldigt sein.

O bedeutet, daß der Verfasser absichtlich, bewußt das Original nicht eingesehen hat, daß er es aber doch, der Vollständigkeit halber, für ratsam hielt, die Arbeit zu erwähnen. Grund zu solchem absichtlichen Nicht-Studium war oft eine schlimme Erfahrung, die beim Suchen ähnlicher Werke (z. B. ausländischer) vorangegangen, und darum Resignation von vornherein. In einzelnen Fällen schien es dem Verfasser auch nicht recht lohnend, z. B. bei manchen älteren oder ganz alten Werken. Gelegentlich wurden auch Arbeiten zu spät entdeckt, konnten aber noch mit genannt werden.

VERZEICHNIS

1. DIE LEHRE VOM GENIE

1. **Scaliger.** Poetices. I. c. 1. (Lyon, 1561) R.
2. **Telesio.** De rerum natura iuxta propria principia. (1565) R.
3. **Huarte, Juan.** Exámen de ingenios para las sciencias. (Baeza, 1575. Erste Ausgabe: 1566.)
4. Deutsch: Johann **Huarts** Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt von G. E. Lessing. [1752] 2. Aufl. von J. J. Ebert. (Wittenberg und Zerbst, 1785.)
5. **Gracian, Balthasar.** Agudeza y arte de ingenio. (Madrid, 1642) R.
6. **Boileau, N.** L'art poétique. (1674. 7. A.: Hachette, Paris, 1911) R.
7. **Bouhours.** La manière de bien penser dans les ouvrages de l'esprit. (1687) R.
8. **Perrault, Ch.** Brief an Fontenelle über das Genie. (1688) R.
9. **Pope, A.** Essay on Criticism. (1711) R.
10. **Shaftesbury, A.** Characteristics of men, manners, opinions and times. (1711) R.
11. **Addison, J.** On imagination. (Ztschr. Spectator 1711—12) R.
12. **Gottsched, J. C.** Zeitschrift „Vernünftige Tadlerinnen". (1717) R.
13. **Dubos.** Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture. (Paris, 1719) R.
14. **Baumgarten, A. G.** Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus. (Dissertation, Halle, 1735) R.
15. **Baumgarten, A. G.** Metaphysica. (1739) R.
16. **Batteux, Ch.** Les beaux arts réduits à un même principe. (1746) R.
17. **Baumgarten, A. G.** Aesthetica. (1750) R.
18. **Trescho, S. F.** Betrachtungen über das Genie. (Wöchentl. Königsberger Frag- und Anzeigungsnachrichten, 1754.)
19. **Sulzer, J. G.** Entwicklung des Begriffs vom Genie. (Berlin, 1757) R.
20. **Helvétius, C. A.** De l'esprit. (Durand, Paris 1759.) Deutsch: Diskurs über den Geist des Menschen. Von Forkert, Hrg. Gottsched. (Siegerts, Leipzig, 1760.)

21. **Resewitz.** Über das Genie. (Nicolais Samml. verm. Schr. z. Beförd. d. sch. W. u. d. freyen Künste. Berlin, 1759) R.
22. **Young, E.** Conjectures on original composition. (1759) R.
23. **Diderot,** D. Encyclopédie. (Seit 1751. Artikel: Génie, Enthousiasme, Goût. Genie von Saint Lambert) R.
24. **Flögel, C. F.,** Versuch über das Genie. (Breslau, 1762. Geschichte des menschlichen Verstandes, 1765) R.
25. **Sulzer, J. G.** Allgemeine Theorie der schönen Künste. (Leipzig, 1771) R.
26. **Gerard, A.** An Essay on genius. (Verfaßt 1758. London, 1774) R.
27. **Zimmermann, J. G.** Von der Erfahrung in der Arzneykunst. S. 337. (Zürich, 1786.)
28. **Kant, I.** Kritik und Urteilskraft. § 46, § 49. S. 178. (Berlin-Libau, 1790.)
29. **Kant, I.** Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. S. 159. (Nicolovius, Königsberg, 1798.)
30. **Schelling, F. von.** System des transc. Idealismus VI. (Tübingen, 1800.) Vorlesungen über d. Meth. d. akad. Studiums, 14. Vorles. (Tübingen, 1803). Philosophie der Kunst, Werke V, § 16, 63. (Stuttgart, 1856—61) R.
31. **Hegel, G. W. F.** Werke, Bd. 10, I. S. 360—384. (Berlin, 1832—87) R.
32. **Schopenhauer, A.** Die Welt als Wille und Vorstellung I. § 36. II. Kap. 31. (Brockhaus, Leipzig, 1819.)
33. **Weise, Ferdinand Christoph.** Allgemeine Theorie des Genies. (Gutmann, Heidelberg, 1821.)
34. **Weiße, Chr. H.** System der Ästhetik. § 71—79. (Leipzig, 1830. Hrg. R. Seydel, 1872) R.
35. **Carlyle, Th.** On heroes, heroworship and the heroic in history. (London, 1841. Deutsch: 1893.)
36. **Jean Paul.** Vorschule der Ästhetik I, § 11—15. (1841) R.
37. **Vischer, Fr.** Ästhetik. § 409—415. (1846) R.
38. **Emerson, R. W.** Essays on representative men. (1849.)
39. **Emerson, R. W.** Repräsentanten des Menschengeschlechts. (1849. Deutsch v. O. Dähnert. Reclam, Leipzig.)
40. **Schopenhauer, A.** Parerga und Paralipomena. II, Kap. 3. (Hain, Berlin, 1851.)
41. **Galton, F.** Hereditary, Talent and Charakter. (Macmillans Magazine, 1865) O.
42. **Galton, F.** Hereditary Genius. (1869) O.
43. **Galton, F.** Hereditary genius; an inquiry into its laws and consequences. (New ed., with an American preface. New York, 1871.) [Zang, Ps, 3.]
44. **Ribot, Th.** De l'hérédité psychologique. (Paris, 1871—72. 5. A. 1893. Übers. H. Kurella, Die Vererbung. Wigand, Leipzig, 1895.)
45. **Candolle, A. de.** Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles etc. (Georg, Genf-Bâle, 1. A. 1873.)
46. **Galton, F.** English men of science, their nature and nurture. (1. Bd. 1874) O.
47. **Wechniakoff, Th.** Physiologie des Genies. (1875) O.
48. **Türck, H.** Der geniale Mensch. (1877. Dümmler, Berlin, 7. A. 1910.)
49. **Meyer, J. B.** Genie und Talent. (Ztschr. f. Völkerps. u. Sprachwissenschaft, 11. 1880.)
50. **Joly, H.** Psychologie des grands hommes. (Revue philosophique, 13. S. 361; 14. S. 37, 190, 465. 1882. Buchausgabe: Hachette, Paris, 1883.)
51. **Lotze, H.** Grundzüge der Ästhetik, II. Kap. 7. (Leipzig, 1884) R.
52. **Brentano, F.** Das Genie. Vortrag. (Duncker & Humblot, Leipzig, 1892.)
53. **Carlyle, Th.** Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Deutsch v. J. Neuberg. (Decker, Berlin, 1. A. 1853. 2. A. 1893.)
54. **Falck, P.** Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilh. v. Lenz. Verlag v. Sterns literar. Bulletin, Zürich, 1894.)
55. **Falckenberg, R.** Genie. (Encyklopäd. Handb. d. Pädagogik. Hrg. W. Rein. Bd. 2. S. 561. Beyer, Langensalza, 1896.)

56. **Joly, H.** La genèse des grands hommes. (Revue philosophique, 42. S. 481. Paris, 1896.)
57. **Hildebrandt, R.** Genie. (In: Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm, IV., I, 2. S. 3396—3450. Hirzel, Leipzig, 1897.)
58. **Nordau, M.** Psychophysiologie du génie et du talent. (Übers. Dietrich. Alcan, Paris, 1897.) [Lombroso, C. Genie und Entartung. S. 212. Reclam, Leipzig, 1910.)
59. **Giuffrida-Ruggeri, V.** Evoluzione individuale ed evolutione collettiva; una teoria biologica del genio. (Riv. di sc. biol. 1. S. 120. Turin, 1899) O.
60. **Lombroso, Paola.** Sul problema della felicità. (Bocca, Turin, 1899) R.
61. **Saitschick, R.** Genie und Charakter. (Hofmann, Berlin, 1900.)
62. **Möbius, P. J.** Über das Studium der Talente. (Stachyologie, S. 103. Barth, Leipzig, 1901.)
63. **Möbius, P. J.** Über die Vererbung künstlerischer Talente. (Stachyologie, S. 115. Barth, Leipzig, 1901.)
64. **Chamberlain, H. St.** Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. (Bruckmann, München, 4. A. 1903.)
65. **Weininger, O.** Geschlecht und Charakter. II. Kap. IV, VIII. (Braumüller, Wien, 1903.)
66. **Séailles, G.** Das künstlerische Genie. (Deutsch von Borst. Seemann, Leipzig, 1904.)
67. **Dahlke, P.** Das Buch vom Genie. (Altmann, Leipzig, 1905.)
68. **Isserlin, M.** Zur Psychologie des Genies. (Umschau, 9. S. 208. Frankfurt am Main, 1905.)
69. **Robinovitch, L. G.** The Genesis of Genius. (J. of Ment. Path. 7. S. 228. 1906—7) O.
70. **Gerhardi, K. A.** Das Wesen des Genies. (Hellmann, Jauer-Leipzig, 2. A. 1907.)
71. **Paul, A.** Wie empfindet, denkt und handelt der geniale Mensch? Eine Psychologie des Genies. (Nitschmann, Berlin, 1907.)
72. **Erber, O.** Das Genie. Beitrag zur Physiologie des Geistes. (Handelsdr. u. Verl., Bamberg, 1908.)
73. **Reibmayr, A.** Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. (Lehmann, München, 1908.)
74. **Hauser, O.** Der physische Typus der Genies des Altertums. (Polit.-anthrop. Revue, 8. 1909.)
75. **Kierman, J. G.** Is Genius a Sport, a Neurosis or a Child Potentiality Developed? (Al Neur, 30. S. 169. 1909) O.
76. **Padovan.** Le origine del genio. (Hoepli, Mailand, 1909) O.
77. **Wendel, G.** Über das Genie. Eine psychologische Studie. (Heitz, Straßburg, 1909.)
78. **E. G.** Das Geheimnis des genialen Schaffens. Hrg. C. L. Poehlmann. (Leupoldt, Stuttgart, 1910.)
79. **Galton, F.** Genie und Vererbung. (Deutsch v. Neurath. Klinkharth, Leipzig, 1910.)
80. **Hauser, O.** Der Typus der englischen Genies des 19. Jahrhunderts. (Polit.-anthrop. Revue, 9. 1910.)
81. **Hauser, O.** Der Typus der Genies des 14.—17. Jahrhunderts. (Polit.-anthrop. Revue, 8. 1910.)
82. **Cahan, J.** Zur Kritik des Geniebegriffs. (Stud. z. Philos. u. ihrer Geschichte, Bd. 73. Scheitlin, Bern, 1911.)
83. **Candolle, A. de.** Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten. (Deutsch v. Ostwald. Akad. Verl., Leipzig 1911. = Große Männer Bd. 2.)
84. **Hauser, O.** Der physische Typus der deutschen Tondichter. (Polit.-anthrop. Revue 9. 1911.)
85. **Piéron, H.** La supériorité intellectuelle et le génie. (Revue du mois. Janv. 1911) O.
86. **Horst, E.** Zur Naturgeschichte des Genies. (Breitenbach, Humboldt-Bibl. 10. 1913.)

87. **Kurella, H.** Die Intellektuellen und die Gesellschaft. (Bergmann, Wiesbaden, 1913. GN, H. 88.)
88. **Behn, S.** Über das religiöse Genie. (Arch. f. Religionspsychologie, 1. S. 45. 1914.)
89. **Brischar, K. M.** Das Genie. Ein Versuch. (Spohr, Leipzig, 1914.)
90. **Hauser, O.** Genie und Rasse. (I. Altertum. Dresden, 1917. II. Italien. Duncker, Weimar, 1922.)
91. **Lucka, E.** Stufen der Genialität. (Schuster & Löffler, Berlin, 1917.)
92. **Zilsel, E.** Die Geniereligion. Ein kritischer Versuch über das moderne Persönlichkeitsideal mit einer historischen Begründung. Bd. 1. Kritik des Geniebegriffs. (Braumüller, Wien, 1918.)
93. **Hock, A.** Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies. (Akad. Verl., Leipzig, 1920.)
94. **Rauschenberger, W.** Das Talent und das Genie. (Selbstverlag, Frankfurt a. M., 1922.)
95. **Rauschenberger, W.** Das philosophische Genie und seine Rasseabstammung. (Frankfurt a. M., 1922.)
96. **Stern, W.** Differentielle Psychologie. S. 161. (Barth, Leipzig, 1922.)
97. **Terman, L. M.** A new approach to the study of genius. (Psychol. review, 29. S. 310. 1922.) [ZNPt, R, 31. S. 7.]
98. **Gundolf, F.** Dichter und Helden. (Weiß, Heidelberg, 2. A. 1923.)
99. **Rauschenberger, W.** Das griechische und deutsche Talent und Genie. (Jacob, Mannheim, 1923.)
100. **Rauschenberger, W.** Das Genie und Talent des Herrschens. (Jacob, Mannheim, 1923.)
101. **Rauschenberger, W.** Das Genie und Talent der Tonkunst. (Jacob, Mannheim, 1923.)
102. **Wolf, Hermann.** Versuch einer Geschichte des Geniebegriffs in der deutschen Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Bd. 1. (Winter, Heidelberg, 1923)
103. **Ludwig, Emil.** Genie und Charakter. (Rowohlt, Berlin, 1924.)
104. **Zilsel, E.** Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus. (Mohr, Tübingen, 1926.)

2. DIE LEHRE VON „GENIE UND IRRSINN"

105. **Demokrit** (bei Cicero, De divinatione I, 37—38; und bei Horaz, Ars poetica — Ep. 2. 3. 295.) (Etwa 460—370 v. Chr.) R.
106. **Plato.** Leges IV. 719 c. Phädrus 245 a. 249 d. 256 a. Symposion. Timaeus. Jon. Apologie. (Siehe: Arnold Ruge, Platonische Ästhetik, S. 100. Halle, 1832. Ed. Müller, Gesch. d. Theor. d. Kunst b. d. Alten I, S. 43. Breslau, 1834. Vischer, Ästhetik II, S. 346. 1847.) (427—347 v. Chr.) R.
107. **Aristoteles.** De pronost. 1. Problemata Sect. XXX, 1. (In: Seneca, De tranquillitate animi, c. 17. Cicero, Quaest. Tusc. disp. I, 33.) (384—322 v. Chr.) R.
108. **Cicero.** De divinatione I, 37—38. Quaest. Tusc. I, 33. (106—43 v. Chr.) R.
109. **Horaz.** Od. III, 4. Ars poetica — Ep. 2. 3. 295. (65—8 v. Chr.)
110. **Seneca.** De tranquillitate animi c. 17. (4 v. Chr. — 65 n. Chr.)
111. **Aulus Gellius.** Noctes Atticae, XVIII, 7. (—163 n. Chr.) R.
112. **Gazzoni, F.** Hospitale dei folli incurabili. (Übers. v. Longoal 1620) R.
113. **Plater, Felix.** Observationes in hom. affect. — (Lib. 10. S. 305. 1641) R.
114. **Quadrio, F. S.** Storia e ragione d'ogni poesia I. (Bologna, 1739) R.
115. **Diderot, D.** Dictionnaire Encyclopédique. (1751) R.
116. **Bettinelli.** Dell'entusiasmo nelle belle arti. (Mailand, 1769) R.
117. **Muratori, L. A.** Trattato della perfetta poesia italiana. (Die Einbildungskraft des Menschen. Hrg. Richerz. Leipzig, 1785.) [Siehe: Marpillero [219]] R.
118. **Zimmermann, J. G.** Von der Erfahrung in der Arzneikunst. S. 682 f. (Zürich, 1786.)
119. **Schopenhauer, A.** Die Welt als Wille und Vorstellung I, § 36. II, Kap. 31. u. 32. (Brockhaus, Leipzig, 1819.)

120. **Stuart, T. M.** An Essay on Genius and its Diseases. (The London Medical and Physical Journal, 42. S. 265. London, 1819. Dasselbe: An inaugural essay on genius and its diseases. New York, 1819.)
121. **Hécart.** Stultitiana (Petite bibliographie des fous de Valenciennes par un homme en démence). (1823) R.
122. **Forgues.** [? Titel.] (Revue de Paris, 1826.) OO.
123. **Blumröder, G.** Nachträgliches über Humor, Narrheit, Genie und Schurkerei. (Mag. f. phil., med. u. gerichtl. Seelenkunde, H. 7, S. 98. Würzburg, 1831.)
124. **Reveillé-Parise, J.-H.** Considérations médico-philosophiques sur ce mot d'Aristote, „Que la plupart des hommes célèbres sont atteints de mélancolie". (Mémoires de l'Académie royale de médecine, 3. S. 271. Paris, 1833.)
125. **Reveillé-Parise, J.-H.** Psychologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit. (1834) R.
126. **Lélut, F.** Du démon de Socrate. (Trinquart, Paris, 1836. 2. éd. 1855. Piratenneudruck: Le génie, la raison et la folie. Baillière, Paris, o. J. 1889).
127. —Review of the insanity of men of genius. (The Journal of Psychological Medicine and Mental Pathology, 2. S. 262. London, 1849). OO.
128. **Droste.** Singularitäten einiger großer Männer. (Z Pt, 9. S. 76. 1852.)
129. — Bizarreries et manies de quelques hommes célèbres. (Rev. de thérap. méd.-chir., 3. S. 334. Paris, 1855) O.
130. **Droste.** Psychische Abnormitäten großer Männer. (Cor.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Psychiatrie, 2. S. 65; 3. S. 10. Neuwied, 1855—56.)
131. **Noack, L.** Dichterwahnsinn und wahnsinnige Dichter. Eine erfahrungspyschologische Skizze. (Psyche, 2. S. 247. 1859).
132. **Moreau (de Tours), J.** La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. (Masson, Paris, 1859) [Anm. m. ps. S. 151. 1860. Schmidts Jahrb. 103. S. 268. 1859].
133. **Bertrand de Saint-Germain, G.** La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire. (Baillière, Paris, 1860). OO [Ref. über Moreau?].
134. **Delepierre, O.** Histoire littéraire des fous. (Trübner, London, 1860.) [J M S, 6. S. 398.]
135. **Reason.** Genius and madness. (The medical Critic and psychological Journal, 1. S. 132. London, 1861.)
136. **Flourens, P.** De la raison du génie et de la folie. (Garnier, Paris, 1861.)
137. **Schilling, J. A.** Psychiatrische Briefe. (Schlosser, Augsburg, 1863.)

Lombroso, C. Übersicht der Werke und ihrer deutschen Übersetzungen: 1863—1910.

1863—	Genio e follia.	Antrittsvorlesung, Pavia, 1863
—1882	Genio e follia:	prelezione. 1. ed. 1864. 2. ed. 1872. 3. ed. 1877. 4. ed. 1882.
1882	Genio e follia 4. ed.	Courth: Genie und Irrsinn. (Reclam, Leipzig, 1887. Neudruck 1920)
1887	L'uomo di genio.	Fränkel: Der geniale Mensch. (1890)
1894	Genio e degenerazione I.	Kurella: Entartung und Genie. (1894)
1898	Genio e degenerazione II.	
1902	Nuovi Studii sul genio	Jentsch: Neue Studien über Genialität (Schmidts Jahrb. 1907)
1902	Sull' origine e natura del genio	Jentsch: Über die Entstehungsweise und Eigenart des Genies. (Schmidts Jahrb. 1907)
1907	Genio e degenerazione III.	Jentsch: Studien über Genie und Entartung. (Reclam, 1910)

138. **Lombroso, C.** Genio e follia. (Gazetta medica-Lombarda, 1864. Ausarbeitung der Antrittsvorlesung, Pavia, 1863) [Anm. m. ps. T. II. S. 282. 1865.]
139. **Lombroso, C.** Genio e follia: prelezione. (Chiusi, Mailand. 1. ed. 1864) R.
140. **Bonucci, F.** Il genio e la pazzia. (Archiv. ital. per le malattie nervose. 2. S. 5, 235. Mailand, 1865) [Anm. m. ps. 1866. S. 136].
141. **Clissold, A.** The prophetic spirit in its relation to wisdom and madness. (Longman, London, 1870) [J M S, 16. S. 587].
142. **Lombroso, C.** Genio e follia. (2. ed. Brigola, Mailand, 1872. 3. ed. Mailand, 1877. 4. ed. Turin, 1882) R.
143. **Anonym.** Sketches in Bedlam. (Sherevord, London, 1873) R.
144. **Wynter, A.** The borderland of insanity, and other allied papers. (London, 1875) OO.
145. **Grissom, E.** The borderland of insanity; with exemples selected among the illustrious insane. (Virginia M. Month., 3. S. 579, 661. Richmond, 1876) OO.
146. **Hagen, F. W.** Über die Verwandtschaft des Genies mit dem Irrsinn. (Z Pt, 33. S. 640. 1877.)
147. — Mad poets. (The Journal of Psychological Medicine and Mental Pathology, 4. S. 177. 1878; 5. S. 30. 1879) OO.
148. **Mantegazza, P.** Del Nervosismo dei grandi uomini. (1881) O.
149. **Mastriani.** Sul Genio e la Follia. (Neapel, 1881) O.
150. **Arndt, R.** Psychiatrie. S. 296. (Urban, Wien, 1883.)
151. **Radestock, P.** Genie und Wahnsinn. (Trewendt, Breslau, 1884.)
152. **Tebaldi.** Raison et folie. (1884) O.
153. **Fuaioli, P.** Il genio e la follia. (Siena, 1885) OO.
154. **Pisani-Dossi.** I mattoidi e il monumento a Vittorio Emanuele. (1885) O.
155. **Pisani-Dossi.** Les mattoides dans l'art. (1885) O.
156. **Sully, J.** Genius and insanity. (P Sc M, 28. S. 447. 1885) OO.
157. **Tarnowski u. Tschukinova.** Übersetzung von Lombrosos Genio e follia, mit eigenen Beiträgen aus der russ. Literatur. (Petersburg, 1885) O.
158. **Dilthey, W.** Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. (Berlin, 1886).
159. **Kiernan, J. G.** Genius not a neurosis. (Neurological Review, 1. S. 212. Chicago, 1886. Oder: Medical Record, 32. S. 724. 1887) OO.
160. **Stevenson, W. G.** Genius and mental disease. (P Sc M, 30. S. 663. 1886—87) OO.
161. **Lombroso, C.** Genio e Follia. 4. A. 1882. Deutsch v. Courth, Genie und Irrsinn. (Reclams Universal-Bibl. 1887, unverändert 1920.)
162. **Lombroso, C.** L'uomo di genio. 1887. Deutsch v. Fränkel, Der geniale Mensch. (Hamburg, 1890.)
163. **Colonna d'Istria, F.** Le génie et les métamorphoses de la folie. (Revue philos. 27, S. 385. Paris, 1889.)
164. **Lélut, L.-F.** Le génie, la raison et la folie; le démon de Socrate. (Baillière, Paris, 1889.)
165. **Lombroso, C.** L'homme de génie, traduit par Fr. Colonna d'Istria, avec préface de Ch. Richet. (Pinerolo, 1889) [J M S, 36. S. 551. H. Ellis].
166. **Magalhaes.** [? Über Genie und Irrsinn] (Portugal, etwa 1890) O.
167. **Stephan, B. H.** De psychopathische natuur van het genie. (Tijdspiegel, 1890) O.
168. **Nisbet, J. F.** The insanity of genius. (Ward, London, 1891) OO [J M S, 37. S. 585.]
169. **Panizza, O.** Genie und Wahnsinn. Vortrag. (Poeßl, München, 1891) O.
170. **Bianchi, A. G.** La patologia del genio e gli scienziati italiani. Inchiesta a proposito del caso di Guy de Maupassant. (Kantorowicz, Mailand, 1892.)
171. **Binder, O.** Das I. u. II. Capitel aus Lombrosos Buch „Der geniale Mensch". (Med. Cor. Bl. d. Württemberg. ärztl. Ver. Stuttgart, 1892.)
172. **Fioretti, G.** Intorno alla cosiddetta patologia del genio. (Scuola positiva, 2. S. 289. Neapel, 1892.)

173. **Kiernan, J. G.** Is genius a neurosis? (Al Neur. 13. S. 119. St. Louis, 1892) [J M S, 38. S. 609.]
174. **Kirchhoff, Th.** Lehrbuch der Psychiatrie. S. 50. (Deuticke, Leipzig, 1892.)
175. **Mac Donald, A.** Genius and insanity. (J M S, 38. S. 186. 1892.)
176. **Morselli, E.** Genio e neurosi. (1892.) [Gleich Beitrag zu Bianchi[170]?] O.
177. **Nordau, M.** Entartung. (Duncker, Berlin, 1892. c. n. 2. A. 1893.)
178. **Pilgrim, C. W.** Genius and suicide. (P Sc M, 42. S. 361. 1892—93) OO.
179. **Binder, O.** Die Dichtkunst bei Geisteskranken in ihren Beziehungen zu der Frage „Genie und Irrsinn". (Med. Cor. Bl. d. Württemb. ärztl. Ver. 43. S. 217, 225, 233, 241, 249. Stuttgart, 1893.)
180. **Cabanès, A.** Les infirmités du génie. (Annal. de psychiat. 3. S. 1. Paris, 1893) OO.
181. **Lombroso, C.** Neurose bei Dante und Michelangelo, ein Beitrag zur Theorie der Genialität. (Die Zukunft, 5. S. 553. 1893.) [Hirsch[185] S. 241.]
182. **Mac Donald, A.** Insanity and genius. (Boston, 1893. Arena, June 1893) R.
183. **Sergi, G.** Se vi sono donne di genio. (Atti d. Soc. rom. di antrop. 1. S. 167. Rom, 1893—94) OO.
184. **Binder, O.** Das letzte Capitel des Lombrososchen Buches „Der geniale Mensch", nebst den Ergebnissen eigener Untersuchungen. (Med. Cor. Bl. d. Württemb. ärztl. Ver. 44. S. 41, 49, 65, 83, 91, 97. Stuttgart, 1894.)
185. **Hirsch, William.** Genie und Entartung. (Coblentz, Berlin-Leipzig, 1894.)
186. **Lombroso, C.** Genio e degenerazione I. 1894. Deutsch: Kurella, Entartung und Genie. (Wigand, Leipzig, 1894.)
187. **Weir, J.** Genius and degeneration. (Medical Record, 46. S. 131. New York, 1894.)
188. **San Born.** Insanity and vanity of Genius (vor 1895) [?] O.
189. **Arndt, R.** Artung und Entartung. (Abel, Greifswald, 1895. Biologische Studien II.)
190. **Auerbach, A.** Über Lombrosos Auffassung des Genies. (Deutsche Medizinal-Zeitung, 16. S. 383. Berlin, 1895.)
191. **Babcock, W. L.** On the morbid heredity and predisposition to insanity of the man of genius. (New York, 1895.)
192. **Del Greco, F.** Dei rapporti tra Genio e Follia. (Manicomio di Nocera, 12. S. 295. 1896) R.
193. **Del Greco, F.** La questione del genio. (Manicomio, 12. S. 295. 1896) OO.
194. **Flechsig, S.** Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit. (Veit, Leipzig, 1896.)
195. **Laurent, E.** La poésie décadente devant la science psychiatrique (Indépend. méd., 2. 1896. 3. 1897) OO R.
196. **Schüle, H.** Klinische Psychiatrie. (Ziemssens Handbuch, Bd. 16. 1896) R.
197. **Thomas, F. S.** Insanity and genius. (Omaha, Clinic, 9. S. 99. 1896—97) O.
198. **Zini, Z.** Neutralité du génie. A propos d'un livre de M. Lombroso. (Ao pt, 17. S. 117. Turin, 1896.)
199. **Laurent, E.** La poésie décadente devant la sciene psychiatrique. (Maloine, Paris, 1897) R.
200. **Marandon de Montyel, E.** La parenté du génie avec la névropathie et la méthode d'investigation du Dr. Toulouse. (La France médicale, 44. S. 257. Paris, 1897.)
201. **Myers, F. W. H.** [? Titel] (Journ. of Psychical Researches, 1897) OO R.
202. **Toulouse, E.** Enquête médico-psychologique sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la névropathie. (Ann. m. ps. 5. S. 304, 425. 6. S. 119. Paris, 1897.)
203. **B. J.** Genialität, psychische Labilität und Verbrechen. Vortrag. (Tobolsk, 1898) [Z Pt, 56. S. 688.]
204. **Lombroso, C.** Genio e Degenerazione II. (Sandron, Palermo, 1898. Umgearbeitet 1907.)
205. **Quintavalla, E.** I presunti rapporti del genio con la pazzia. (Corriere san., 9. S. 343. Mailand, 1898) OO.
206. **Regnard, A.** Génie et folie; réfutation d'un paradoxe. (Ann. m. ps. 56—57. 7. S. 10, 177, 353; 8. S. 5, 204; 9. S. 22, 379. Paris, 1898—99.)

207. **Zuccarelli, A.** Gli uomini di genio e la loro biografia clinica. (Gazz. artist. 1898) OO.
208 **Bersano, A.** Pazzia, genio e delinquenza negli scritti platonici. (Löscher, Turin, 1899) R.
209. **Mantegazza, P.** Il genio secondo il Lombroso e secondo il Bovio. (Archivio per l'antropologia, 29. S. 99. Florenz, 1899.)
210. **Sergi, G.** The man of genius. (The Monist, 10. S. 85. Chicago, 1899—1900.) [Ao pt, 21. S. 138. 1900.]
211. **Wechniakoff, Th.** Savants, penseurs et artistes. Biologie et pathologie comparées, publié par R. Petrucci. Bibliothèque de philos. contemp. (Alcan, Paris, 1899) O.
212. **Antonini, G.** I precursori di Lombroso. (Bocca, Turin, 1900.) [Ao pt, 21. S. 117. 1900.]
213. **Bersano, A.** Per la storia della teoria sui rapporti fra genio e pazzia. (Ao pt, 21. S. 478. Turin, 1900.)
214. **Del Greco, F.** La questione del genio. Studio critico. (Manicomio, 16. S. 1, 33. 1900) OO. [Z Pt, 58. S. 1*.]
215. **Forel, A.** Ein wichtiges Verhältnis des Genies zur Geistesstörung. (Ztschr. f. Hypnot., 10. S. 6. Leipzig, 1900.)
216. **Forel, A.** Über Talent und Genie. (Ztschr. f. Hypnot., 10. S. 159. Leipzig, 1900.)
217. **Gelineau.** Les épileptiques célèbres. (Ch m, S. 545. 1900.) (Michaut, Ch m, S. 672. 1900) R.
218. **Grasset, J.** La supériorité intellectuelle et la névrose. (Montpellier, 1900. In: Leçons de Clinique médicale, 4e série, p. 683. 1903.) [Ao pt, 21, S. 653.]
219. **Marpillero, G.** Francesco Saverio Quadrio e l'uomo di Genio. (Pavia, 1900) R.
220. **Rapisardi, M.** La psicosi del genio. (Dalla Palingenesi, 1900.) [Ao pt, 21. S. 657.]
221. **Hellpach, W.** Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Kap. 42. Genie und Entartung. (Dürr, Leipzig, 1902.)
222. **Lombroso, C.** Nuovi Studii sul genio. (Sandron, Palermo, 1902.) Deutsch von Jentsch: Neue Studien über Genialität. (Schmidt, Jahrb. d. ges. Med. 293, S. 22, 117. 1907.)
223. **Lombroso, C.** Sull' origine e natura del genio. (Sandron, Palermo, 1902.) Deutsch von Jentsch: Über die Entstehungsweise und Eigenart des Genies. (Schmidts Jahrb. d. ges. Med. 294. S. 125, 225. 1907; 297. S. 20, 132. 1908.) [Cbl N Pt, 1909. S. 177. Lange.]
224. **Möbius, P. J.** Über das Studium der Talente. (Ztschr. f. Hypnot. 10. S. 65. 1902.)
225. **Wallace, A. R.** Genius and the struggle for existence. (Nature, 67. S. 296. London, 1902—03) O.
226. **Bruns, M.** Genie, Dandysm und Verbrechertum. (Archiv für Kriminal-Anthropologie, Groß, 12. S. 322. Leipzig, 1903.)
227. **Ingegnieros, J.** La psicopato ogia en el arte; agitadores y multitudes en hacia la justicia. (Arch. de psiquiat. y criminol., 2. S. 27. Buenos Aires, 1903) O.
228. **Loewenfeld, L.** Über die geniale Geistestätigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. (Bergmann, Wiesbaden, 1903. G N, H. 21.)
229. **Neustätter, O.** Genie — Irrsinn? (Münch. Neueste Nachr. 1903. Nr. 24) O.
230. **Gould, G. M.** Biographic clinics; the origin of the ill health of de Quincey, Carlyle, Darwin, Huxley, and Browning. (Blakiston, Philadelphia, 1903) OOR.
231. **Allara, V.** Sulla quistione del Genio. (Arch. f. systemat. Philos. 10. S. 160. Berlin, 1904.)
232. **Ellis, H.** A Study of British Genius. (Hurst, London, 1904.)
233. **Fratini, G.** Sul significato della macrocefalia frontale nell'uomo di genio. Studio antropologico. (D. Del Blanco, Udine, 1904) O.

234. **Gelineau.** Penseurs et savants. Leurs maladies. Leur hygiène, préface de Cabanès. (1904) O.
235. **González-Blanco, E.** El individualismo de Nietzsche y la teoria sociologica del genio. (España mod., 16. S. 1. Madrid, 1904) O.
236. **Gould, G. M.** Biographic clinics. v. 2. The origin of the ill health of George Eliot, Georges Henry Lewes, Wagner, Parkmann, Jane Welch Carlyle, Spencer, Whittier, Margaret Fuller Ossoli, and Nietzsche. (Blakiston, Philadelphia, 1904) OOR.
237. **Hamburger, J.** Genie und Entartung. (Ärztl. Rundschau, 14. S. 205. München, 1904) O.
238. **Lombroso, C.** Influenza della libertà e della razza sul genio. (Ao pt, 25. S. 538. Turin, 1904) O.
239. **Spratling, W. P.** Genius and epilepsy, and the effects of epilepsy on the mind. (J. Alumni Ass. Coll. Phys. & Surg. 7, S. 40. Baltimore, 1904—05) O.
240. **Bjerre, P.** Der geniale Wahnsinn (Naumann, Leipzig, 1905).
241. **Gould, G. M.** Biographic clinics. Bd. 3—6. (Blakiston, Philadelphia, 1905—09) R.
242. **Lourié, O.** La psychologie des romanciers russes du XIXe siècle. (Alcan, Paris, 1905) R.
243. **Padovan, A.** Il genio. (Riv. d'Italia, 8. S. 117. Rom, 1905) O.
244. **Rabaud, E.** Le génie et les théories de M. Lombroso. (Revue des Idées, S. 649. 15. Sept. 1905) R.
245. **Rabaud, E.** La folie et le génie. (Rev. de l'École d'anthrop. de Par. 15. S. 105. 1905) O.
246. **Robinovitch, L. G.** The genesis of genius. (J. Ment. Path. 7. S. 228. New York, 1905—06) O.
247. **Angiolella, G.** Genio e criminalità. (Manicomio, 22. S. 1. Nocera, 1906) O.
248. **Gillenvater, H. C.** The heads of great men. (Strand Mag. 31. S. 315. London u. New York, 1906) O.
249. **Del Greco, F.** Dei rapporti fra Genio e Follia. (Manicomio, Nocera, 1906) O.
250. **Lewis, H. E.** Genius and degeneration. (Al Neur, 27. 1906.) [JNMD, 34. S. 67. 1907.]
251. **Ogden, R. M.** Genius. (P. Sc. M. 69. S. 352. New York, 1906) OO.
252. **Pedigo, L. G.** Pathological aspects of genius. (Virginia M. Semi-Month. 11. S. 541. Richmond, 1906—07) OO.
253. **Pelletier, M.** La prétendue dégénérescence des hommes de génie. (Méd. mod. 17. S. 25. Paris, 1906) O.
254. **Grasset, J.** Demifous et demiresponsables. (Alcan, Paris, 1907.)
255. **Lombroso, C.** Genio e degenerazione III. (Neubearbeitung der Ausgabe von 1898.) Deutsch von Jentsch: Studien über Genie und Entartung. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5218—20. Leipzig, 1910.)
256. **Popper, J.** Über den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße. (Polit.-anthrop. Revue 6. S. 485. Leipzig, 1907) O.
257. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. (Doin, Paris, 1908.)
258. **Del Greco, F.** La psicologia del genio e i grandi mistici. (Rivista di Psicologia Applicata. 4. S. 472. Bologna, 1908.)
259. **Reibmayr, A.** Zur somatischen Charakteristik des Talentes und Genies. (Polit.-anthrop. Revue. 6. S. 697. Leipzig, 1908) O.
260. **Voivenel, P.** Littérature et Folie. Étude anatomo-pathologique du génie littéraire. Préface du Rémond. (Alcan, Paris, 1908.) [RN, 1908. S. 1212.]
261. **Aschaffenburg, G.** Die konstitutionelle Neurasthenie. S. 782. (In: H. Curschmann, Lehrb. d. Nervenkrankh., Springer, Berlin, 1909.)
262. **Claveri, M. M.** Estudios de psiquiatria; el genio y las neurosis. (Protoc. med.-forense, 11. S. 113. Teruel, 1909) O.
263. **Jentsch, E.** Cesare Lombroso. (Cbl N Pt, 1909, S. 948. Auch: Reichsmedizinalanzeiger, 7. I. 1910.)
264. **Kräpelin, E.** Psychiatrie. Bd. 1. S. 429, 537. (Barth, Leipzig, 1909.)
265. **Lange, W.** Hölderlin. Kap. VI. Wert und Wirkung des Psychisch-Abnormen S. 201—212. (Enke, Stuttgart, 1909.) [Der Tag, 27. Mai 1910. Hellpach.]

266. **Maudsley, H.** Heredity variation and genius. (Med. Leg. J., 27. S. 117. New York, 1909—10) O.
267. **Pelman, K.** Psychische Grenzzustände. (Cohen, Bonn, 1909. Neudruck 1920.)
268. **Stekel, W.** Dichtung und Neurose. (Bergmann, Wiesbaden, 1909. GN, H. 65.)
269. **Biedenkapp, G.** Neueres zur Naturgeschichte der genialen Menschen. (Natur, I. S. 160, 170. Leipzig, 1910) O.
270. **Feis, O.** Studien über Genealogie und Psychologie der Musiker. (Bergmann, Wiesbaden, 1910. GN, H. 71.)
271. **Gota, A.** Psico-patologia del genio. (Rev. de med. y cirug. pract. 89. S. 129, 169. Madrid, 1910) O.
272. **Kassel, C.** Genius and stature. (Pop Sc M, 77. S. 579. New York, 1910) O.
273. **Moll, A.** Berühmte Homosexuelle. (Bergmann, Wiesbaden, 1910. GN, H. 75.)
274. **Sadger, J.** Belastung und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie. (Demme, Leipzig, 1910.)
275. **Hinrichsen, O.** Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters. (Bergmann, Wiesbaden, 1911. GN, H. 80.)
276. **Kassel, C.** Physiognomy and genius. (P Sc M, 78. S. 158. New York, 1911) OO.
277. **Kurella, H.** Cesare Lombroso. (Bergmann, Wiesbaden, 1911. GN, H. 73.)
278. **Marro, A.** Sulla natura del genio. (Ann. di freniat. 21. S. 361. Turin, 1911) O.
279. **Reckitt, J. D.** Genius and insanity. (Lancet, 1. S. 1730. London, 1911) O.
280. **Vlavianos, M.** Génie et folie. (Revue grecque de Psychiatrie et de Neurologie, S. 110. 1911.) [RN, 23. S. 55. 1912.]
281. **Voivenel, P.** Du rôle de la Maladie dans l'Inspiration littéraire. (Mercure de France, 16. Juli 1911.) [RN, 1. S. 518. 1912.]
282. **Givens, A. J.** The nature of genius. (Clinique, 33. S. 641. Chicago, 1912) O.
283. **Kassel, C.** Genius and haircolor. (P Sc M, 81. S. 284. New York, 1912) OO.
284. **Rémond et Voivenel, P.** Le génie littéraire. (Alcan, Paris, 1912.)
285. **Kassel, C.** Heredity and genius. (Scient. Am. Suppl. 155. New York, 1913) O.
286. **Lombroso, G.** Genio e degenerazione. (Arch. di antrop. crim. s. 4. 5. S. 641. Turin, 1913) O.
287. **Nearing, S.** The geographical distribution of american genius. (P Sc M, 85. S. 189. New York, 1914) O.
288. **Familler, J.** Das Heiligenleben in der modernen Psychopathographie. (Pustet, Regensburg, 1915.)
289. **Jacobson, A. C.** Possible clues to the nature of genius. (New York M. J. 105. S. 152. 1917) O.
290. **Dezwarte et Jannin, M.** Les grands inquiets: contribution à la psychologie des grands hommes. [St. Augustin, Pascal, Auguste Comte.] (Ann. m. ps. 9, 10. s. S. 196, 387; 10, 10. s. S. 5. 1918) O.
291. **Kiernan, J. G.** Is genius a sport, a neurosis, or a child potentially developed? (Al Neur, 40. S. 114. 1919) O.
292. **Mentre, F.** Les lois de la production intellectuelle. (Rev. philos. 88. S. 447. Paris, 1919) O.
293. **Birnbaum, K.** Psychopathologische Dokumente. (Springer, Berlin, 1920.)
294. **Bleuler, E.** Lehrbuch der Psychiatrie. S. 127—129, 165—166. (Springer, Berlin, 1920.)
295. **Kretschmer, E.** Die Genialen. Körperbau und Charakter. Kap. 13. (Springer, Berlin, 1921. 3. A. 1923.)
296. **Hildebrandt, K.** Norm und Entartung des Menschen. S. 188 f. (Sibyllenverlag, Dresden, 1920.)
297. **Clark, L. P.** A psycho-historical study of the epileptic personality in the genius. (Psychoanal. review, 9. S. 367. 1922.) [Z N Pt, R, 31. S. 390.]
298. **Hinrichsen, O.** Bemerkungen zu Birnbaum: Psychopathologische Dokumente. (Z Pt, 78. S. 257. 1922.) [Imago, 9. S. 507.]

299. **Holzhausen, P.** Dichter und Psychopathen. (Kölnische Zeitung, 13. Juni f. 1923.)
300. **Birnbaum, K.** Grundzüge der Kulturpsychopathologie. S. 44. (Bergmann, München, 1924. GN, H. 116.)
301. **Schilder, P.** Medizinische Psychologie. S. 281. (Springer, Berlin, 1924.)
302. **Mandolini, H.** Psychopathologie der Kunstschöpfung. (Rev. de criminol. psiquiatr. y med. leg. Ig. 12. S. 146. 1925.) [Z N Pt, R, 42. S. 108.]
302a. **Segalin, G. W.** Klinisches Archiv für Genialität und Begabung. Europathologie [Russisch]. H. 1—4. 1925. [Arch. f. Rass. u. Gesellsch.-Biolog., 19. S. 102. 1927.]
303. **Utitz, E.** Kunst und Geisteskrankheit. (Deutsche medizin. Wschr. Nr. 1. 1925.)

3. DAS WERTPROBLEM.

304. **Cohn, Jonas.** Beiträge zur Lehre von den Wertungen. (Leipzig, 1897.)
305. **Ehrenfels, Chr. v.** System der Werttheorie. (Reisland, Leipzig, 1897 bis 98.)
306. **Eisler, R.** Studien zur Werttheorie. (Duncker, Leipzig, 1902.)
307. **Häring, Th.** Untersuchungen zur Psychologie der Wertung. (A Ps, 26 u. 27. 1913.)
308. **Kreibig, J. C.** Psychologische Grundlegung eines Systems der Werttheorie. (Hödler, Wien, 1902.)
309. **Külpe, O.** Einleitung in die Philosophie. (Hirzel, Leipzig, 7. A. 1915.)
310. **Maier, Heinrich.** Psychologie des emotionalen Denkens. S. 640—670. (Mohr, Tübingen, 1908.)
311. **Meinong, A.** Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie. (Leuschner, Graz, 1894.)
312. **Müller-Freienfels, R.** Philosophie der Individualität. (Meiner, Leipzig, 1921.)
313. **Müller-Freienfels, R.** Psychologie des Kunstschaffens. (Teubner, Leipzig, 2. A. 1923.)
314. **Münsterberg, H.** Philosophie der Werte. (Barth, Leipzig, 1908.)
315. **Ostwald, W.** Die Philosophie der Werte. (Kröner, Leipzig, 1913.)
316. **Rickert, H.** Vom System der Werte. (Logos, 4. 1913.)
317. **Stern, W.** Wertphilosophie. (Person und Sache Bd. 3. Barth, Leipzig, 1924.)

4. PSYCHOLOGIE DES NORMALEN.

318. **Apfelbach, H.** Das Denkgefühl. (Braumüller, Wien, 1922.)
319. **Binswanger, L.** Einführung in die Probleme der Allgemeinen Psychologie. (Springer, Berlin, 1922.)
320. **Bleuler, E.** Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens. Eine Elementarpsychologie. (Springer, Berlin, 1921.)
321. **Bumke, O.** Psychologische Vorlesungen. (Bergmann, Wiesbaden, 1919.)
322. **Dessoir, M.** Das Doppelich. (Günther, Leipzig, 2. A. 1896.)
323. **Geiger, M.** Bemerkungen zur Psychologie der Gefühlselemente und Gefühlsverbindungen. (A Ps, 4. S. 233. 1905.)
324. **Groos, K.** Das Spiel. (Fischer, Jena, 1922.)
325. **Hellpach, W.** Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben. (Engelmann, Leipzig, 1911.)
326. **Hennig, R.** Beiträge zur Psychologie des Doppelichs. (Z Ps, 49. 1908.)
327. **Heymans, G.** Über einige psychische Korrelationen. (Z Ang. Ps, 1. S. 313. 1908.)
328. **Jaspers, K.** Psychologie der Weltanschauungen. (Springer, Berlin, 2. A. 1922.)
329. **Jentsch, E.** Zur Psychologie des Unheimlichen. (Pt W, Nr. 22—23, 1906.)
330. **Jung, C. G.** Psychologische Typen. (Rascher, Zürich, 1921.) [Z N Pt, R, 26. S. 169].

331. **Kafka, G.** Handbuch der vergleichenden Psychologie. (Reinhardt, München, 1922.)
332. **Kiewiet de Jonge, A. J.** Der Traum als Erscheinung erniedrigten Bewußtseins. (J Ps N, 27. S. 105. 1922.)
333. **Klages, L.** Prinzipien der Charakterologie. (Barth, Leipzig, 3. A. 1921.)
334. **Kroh, O.** Eine einzigartige Begabung und deren psychologische Analyse. [Dr. Rückle] (Vandenhoeck, Göttingen, 1922.)
335. **Kronfeld, A.** Zur Phänomenologie und theoretischen Psychologie der individuellen Kultur. (M Pt, 54. S. 245. 1923.)
336. **Krueger und Spearman.** Die Korrelation zwischen verschiedenen geistigen Leistungsfähigkeiten. (Z Ps, 44. 1906) R.
337. **Krüger, F.** Über Entwicklungspsychologie. (Leipzig, 1915.)
338. **Krüger, F.** Der Strukturbegriff in der Psychologie. (Fischer, Jena, 1924.)
339. **Lehmann, A.** Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. (Reisland, Leipzig, 2. A. 1914.)
339 a. **Lipps, Th.** Das Selbstbewußtsein; Empfindung und Gefühl. (Bergmann, Wiesbaden, 1901. G N, H. 9.)
340. **Lipps, Th.** Leitfaden der Psychologie. (Engelmann, Leipzig, 1903.)
341. **Lipps, Th.** Vom Fühlen, Wollen und Denken. (Barth, Leipzig, 2. A., 1907.)
342. **Maier, Heinrich.** Psychologie des emotionalen Denkens. (Mohr, Tübingen, 1908.)
343. **Messer, A.** Psychologie. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 7.—9. T. 1922.)
344. **Möbius, P. J.** Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. (Marhold, Halle, 1907.)
345. **Pfänder, A.** Einführung in die Psychologie. (Barth, Leipzig, 1904.)
346. **Révesz, Geza.** Das frühzeitige Auftreten der Begabung und ihre Erkennung. (Barth, Leipzig, 1921.)
347. **Scheler, M.** Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle usw. (Niemeyer, Halle 1913.)
348. **Scheler, M.** Wesen und Formen der Sympathie. (Cohen, Bonn, 1923.)
349. **Schulz, B.** Psychologische Wanderungen auf Seitenwegen. (Fischer, Jena, 1913.)
350. **Sibbern.** Psychologie. S. 380. (Kopenhagen, 3. A. 1856.)
351. **Spearman.** „General-Intelligenz." Objektiv. Determin. and Measured. (Americ. Journ. of Psychol. 15. 1904) R.
352. **Stern, W.** Die menschliche Persönlichkeit. (Barth, Leipzig, 1918.)
353. **Stern, W.** Die differentielle Psychologie. Nachwort 1921 nebst neuer Bibliographie. (Barth, Leipzig, 1921.)
354. **Störring, G.** Psychologie des menschlichen Gefühlslebens. (Cohen, Bonn, 1916.)
355. **Varendonck, J.** Über das vorbewußte phantasierende Denken. (Intern. p. a. V., Wien, 1922.)

5. KÖRPERBAU, VERERBUNG UND SEELENBAU.

356. **Ahrens, W.** Kritische Bemerkungen zu P. J. Möbius: Über die Anlage zur Mathematik. (Cbl N Pt, 1901. S. 45. 275.)
357. **Candolle, A. de.** Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles etc. (Georg, Genf-Bâle. 1873. 2. éd. 1885) (Deutsch v. Ostwald).
358. **Galton, F.** Genie und Vererbung. (Deutsch v. Neurath. Klinkhardt, Leipzig, 1910.)
359. **Haecker, V. u. Ziehen, Th.** Über die Erblichkeit der musikalischen Begabung. (Z Ps, 88, 89, 90. 1922.)
360. **Hoffmann, H.** Vererbung und Seelenleben. (Springer, Berlin, 1922.)
361. **Hoffmann, H.** Über Temperamentsvererbung. (Bergmann, München, 1923. G N, H. 115.)
361 a. **Hoffmann, H.** Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen. (Springer, Berlin, 1922.)

362. **Hoffmann, H.** Das sog. Gesetz der progressiven Entartung. (Z N Pt, 101. 1926.)
363. **Hoffmann, H.** Das Problem des Charakteraufbaus. (Springer, Berlin, 1926.)
363 a. **Jakob, A.** Normale und pathologische Anatomie und Histologie des Großhirns. I. (Deuticke, Leipzig-Wien, 1927.)
364. **Kibler, M.** Experimentalpsychologischer Beitrag zur Typenforschung. (Z N Pt, 98. S. 524. 1925.)
365. **Koch, W.** Über die Russisch-Rumänische Kastratensekte der Skopzen. (Fischer, Jena, 1921.)
366. **Kretschmer, E.** Körperbau und Charakter. (Springer, Berlin, 1921. 5. A. 1926.)
367. **Lipschütz, A.** Innere Sekretion und Persönlichkeit. (Jahrb. d. Charakterologie II—III. Pan-Verlag, Berlin, 1926.)
368. **Martius, F.** Das Arndt-Schulzsche Grundgesetz. (Mü m. W. 1923, S. 1005.)
369. **Minkowska, F.** Charakterologische Probleme im Lichte psychiatrischer und genealogischer Heredität'sforschung (mit besonderer Berücksichtigung der Epileptoidie). (Z N Pt, 82. 1923.)
370. **Möbius, P. J.** Über die Anlage zur Mathematik. (Barth, Leipzig, 1900.) [Cbl N Pt, 1901. S. 45. Weygandt.]
371. **Möbius, P. J.** Über die Vererbung künstlerischer Talente. (Stachyologie, S. 117. Barth, Leipzig, 1901.)
372. **Möbius, P. J.** Franz Joseph Gall. (Barth, Leipzig, 1905.)
373. **Peters, W.** Über Vererbung psychischer Fähigkeiten. (Fortschr. d. Psychologie, 3. S. 185. 1915) R.
374. **Pfeifer, A.** Die Lokalisation innerhalb der corticalen Hörsphäre des Menschen. (Mo Pt, 50. 1921.)
375. **Rautmann, H.** Untersuchungen über die Norm. (Fischer, Jena, 1921.)
376. **Zurukzoglu, S.** Biologische Probleme der Rassehygiene und die Kulturvölker. (Bergmann, München, 1925. G N, H. 123.)

6. PSYCHOLOGIE DES UNBEWUSSTEN.

377. **Berze, J.** Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. S. 191 f., 342—352. (Deuticke, Wien, 1914.)
378. **Bleuler, E.** Bewußtsein und Assoziation. (J Ps N, 6. S. 126. 1905.)
379. **Bleuler, E.** Das Unbewußte. (J Ps N, 20. E. H. S. 89. 1913.)
380. **Bleuler, E.** Zur Kritik des Unbewußten. (Z N Pt, 53. 1920.)
381. **Bleuler, E.** Über unbewußtes psychisches Geschehen. (Z N Pt, 64, 1921.)
382. **Bleuler, E.** Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung. (Springer, Berlin, 1925.)
383. **Bumke, O.** Über unbewußtes psychisches Geschehen. (Z N Pt, 56. 1920.)
384. **Bumke, O.** Über unbewußtes psychisches Geschehen. (Z N Pt, 66. 1921.)
385. **Bumke, O.** Das Unterbewußtsein. Eine Kritik. (Springer, Berlin, 1922.)
386. **Freud, S.** Zur Psychopathologie des Alltagslebens. (Karger, Berlin, 2. A. 1907. Intern. p. a. V., Wien. 8. A. 1922.)
387. **Hellpach, W.** Unbewußtes oder Wechselwirkung. (Z Ps, 48. S. 238. 1908.)
388. **Jung, C. G.** Die Psychologie der unbewußten Prozesse. (Rascher, Zürich, 1917.)
389. **Kretschmer, E.** Zur Kritik des Unbewußten. (Z N Pt, 46. 1919.)
390. **Kretschmer, E.** Seele und Bewußtsein. Kritisches zur Verständigung mit Bleuler. (Z N Pt, 53. 1920.)
391. **Loewenfeld, L.** Bewußtsein und psychisches Geschehen. Die Phänomene des Unterbewußtseins usw. (Bergmann, Wiesbaden, 1913, G N, H. 89.)
392. **Roffenstein, G.** Zum Problem des Unbewußten. (Z N Pt, 80. 1922.)
393. **Roffenstein, G.** Das Problem des Unbewußten. (Püttmann, Stuttgart, 1923.)
394. **Schilder, P.** Über Gedankenentwicklung. (Z N Pt, 59. 1920.)
394a. **Schilder, P.** Das Unbewußte. (Z N Pt, 80. 1922.)

7. PSYCHOLOGIE DES TRAUMES.

395. **Freud, S.** Die Traumdeutung. (Intern. p. a. V., Wien, 6. A. 1921.)
396. **Freud.** Über den Traum. (Bergmann, Wiesbaden, 1901. GN, H. 8.)
397. **Hoche, A.** Mögliche Ziele der Traumforschung. Vortrag, Mai 1919. (Z N Pt, R, 19. S. 138. 1920.)
398. **Klages, L.** Vom Traumbewußtsein. (Ztschr. f. Pathopsychol. 3. 1919.)
399. **Pötzl, O.** Experimentell erregte Traumbilder. (Z N Pt, 37. 1917.)
400. **Roffenstein, G.** Experimentelle Symbolträume. (Z N Pt, 87. 1924.)
401. **Sanctis, Sante de.** Psychologie des Traumes. (Reinhardt, München, 1922. Hdb. d. vergl. Ps. v. Kafka.)
402. **Schröter, K.** Experimentelle Träume. (Zbl P A, 2. S. 638. 1912.)

8. PSYCHOANALYSE.

403. **Abraham, K.** Freuds Schriften aus den Jahren 1893–1909. (Jb P A, 1. 1909.)
404. **Allers, R.** Über Psychoanalyse. (Karger, Berlin, 1922.)
405. **Bernfeld, S.** Bemerkungen über „Sublimierung". (Imago, 8. S. 333. 1922.)
406. **Bleuler, E.** Die Psychoanalyse Freuds. (Jb P A, 2. 1910.)
407. **Bleuler, E.** Kritik der Freudschen Theorien. (Z Pt, 70. 1913.)
408. **Ferenczi, S.** Referat über Jung, Wandlungen und Symbole der Libido. (Z P A, 1. 1913.)
409. **Freud, S. Über Psychoanalyse.** Fünf Vorlesungen. (Deuticke, Wien, 1910.)
410. **Freud, S.** Gegensinn der Urworte. (Jb P A, 2. 1910.)
411. **Freud, S.** Zur Einführung des Narzißmus. (Jb P A, 6. 1914.)
412. **Freud, S.** Das Unheimliche. (Imago, 5. 1919.)
413. **Freud, S.** Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. (Intern. p. a. V., Wien, 1920.)
414. **Freud, S.** Jenseits des Lustprinzips. (Intern. p. a. V., Wien, 2. A. 1921.)
415. **Freud, S.** Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. (Intern. p. a. V., Wien, 5. A. 1922.)
416. **Hoche, A.** Über den Wert der „Psychoanalyse". (A Pt, 51. 1913.)
417. **Isserlin, M.** Die psychoanalytische Methode Freuds. (Z N Pt, 1. 1910.)
418. **Jung, C. G.** Wandlungen und Symbole der Libido. (Jb P A, 3. u. 4. 1911 bis 12.)
419. **Maeder, A.** Heilung und Entwicklung im Seelenleben. Die Psychoanalyse, ihre Bedeutung für das moderne Leben. (Rascher, Zürich, 1918.)
420. **Plaut, P.** Freud und die Psychoanalyse. (Zang Ps, 25. S. 289. 1925.)
421. **Prinzhorn, H.** Der Psychiater und die Psychoanalyse. (Z N Pt, 80. 1923.)
422. **Raimann, E.** Zur Psychoanalyse. (Urban u. Schw., Wien-Berlin, 2. A. 1925.)
423. **Rank, O. und Sachs, H.** Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften. (Bergmann, Wiesbaden, 1913. G N, H. 93.)
424. **Schilder, P.** Über Identifizierung. (Z N Pt, 59. 1921.)
425. **Schohaus, W.** Die theoretischen Grundlagen und die wissenschaftstheoretische Stellung der Psychoanalyse. (Bircher, Bern, 1923.)

9. TIERPSYCHOLOGIE.

426. **Groos, K.** Die Spiele der Tiere. (Fischer, Jena, 1896.)
427. **Kafka, G.** Tierpsychologie. (Reinhardt, München, 1922.)
428. **Katz, D.** Probleme der Tierpsychologie. (Z N Pt, 94. 1924.)
429. **Köhler, W.** Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. (Springer, Berlin, 2. A. 1921.)
430. **Köhler, W.** Zur Psychologie der Schimpansen. (Psycholog. Forschung 1. Springer, Berlin, 1922.)
431. **Sommer, R.** Tierpsychologie und Psychiatrie. (Z N Pt, R, 23. S. 225. 1920.)
432. **Sommer, R.** Tierpsychologie. (Quelle & Meyer, Leipzig, 1925.)
433. **Volkelt, H.** Über die Vorstellungen der Tiere. (Engelmann, Leipzig, 1914.)

10. PSYCHOLOGIE DES PRIMITIVEN.

434. **Freud, S.** Totem und Tabu. (Intern. p. a. V., Wien, 2. A. 1920.)
435. **Levy-Brühl, L.** Das Denken der Naturvölker. (Deutsch hrg. von W. Jerusalem. Braumüller, Wien-Leipzig, 1921.)
436. **Preuß, K. Th.** Die geistige Kultur der Naturvölker. (Teubner, Leipzig, 1914.)
437. **Thurnwald, R.** Psychologie des primitiven Menschen. (Reinhardt, München, 1922.)

11. KINDERPSYCHOLOGIE.

438. **Gaupp, R.** Psychologie des Kindes. (Teubner, Leipzig, 5. A. 1925.)
439. **Giese, F.** Kinderpsychologie. (Reinhardt, München, 1922.)

12. RELIGIONSPSYCHOLOGIE.

440. **Barth, Fritz.** Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. (Bertelsmann, Gütersloh, 4. A. 1911.)
441. **Durkheim.** Les formes élémentaires de la vie réligieuse — le totemisme. (Alcan, Paris, 1912.) [Vierkandt, Gesellschaftslehre S. 13.]
442. **Flournoy, Th.** Le Génie religieux. [Z R Ps, 1. S. 436. 1908.]
443. **Geiger, M.** Christian science in Amerika. (Z R Ps, 4. 1911.)
444. **Hauer, J. W.** Die Religionen. I. (Kohlhammer, Stuttgart, 1923.)
445. **Heiler, F.** Das Gebet. (Reinhardt, München, 3. A. 1921.)
446. **Holtzmann, H. J.** Das messianische Bewußtsein Jesu. (Mohr, Tübingen, 1907.)
447. **James, W.** Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. (Deutsch von Wobbermin. Hinrichs, Leipzig, 1907.) [Z R Ps, 2. S. 220.]
448. **Ladame, P. L.** Religionspsychologische Fragen. (Z R Ps, 4. S. 100. 1911.)
448 a. **Leuba, J. H.** Die Psychologie der religiösen Mystik. (Bergmann, München, 1927. G N, H. 128—130.)
449. **Mörchen, F.** Psychologie der Heiligkeit. (Z R Ps, 1. S. 393. 1908.)
450. **Müller-Freienfels, R.** Psychologie der Religion. (Göschen, Leipzig, 1920.)
451. **Naumann, J.** Die verschiedenen Auffassungen Jesu in der evangelischen Kirche. (Z R Ps, 3. S. 241, 295. 1910.)
452. **Meyer, Eduard.** Ursprung und Geschichte der Mormonen. Mit Exkursen über die Anfänge des Islâms und des Christentums. (Niemeyer, Halle, 1912.)
453. **Meyer, Eduard.** Ursprung und Anfänge des Christentums. (Cotta, Stuttgart, 3 Bde., 1921—23.)
454. **Nippold, F.** Die psychiatrische Seite der Heiltätigkeit Jesu. (Wyß, Bern, 1889.)
455. **Oesterreich, T. K.** Die religiöse Erfahrung als philosophisches Problem. (Reuther, Berlin, 1915.)
456. **Oesterreich, T. K.** Einführung in die Religionspsychologie als Grundlage für Religionsphilosophie und Religionsgeschichte. (Mittler, Berlin, 1917.)
457. **Otto, Rudolf.** Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. (Vandenhoeck, Göttingen, 3. A. 1902.)
458. **Otto, Rudolf.** Das Heilige (das Irrationale in der Idee des Göttlichen). (Perthes, Stuttgart, 13. A. 1925.)
459. **Otto, Rudolf.** Aufsätze das Numinose betreffend. (Perthes, Stuttgart, 1923.)
459 a. **Reade, Winwood.** The martyrdom of man. (Watts, London, 1924.)
460. **Reik, Th.** Probleme der Religionspsychologie. (Intern. p. a. V., Wien, 1919.)
461. **Reik, Th.** Der eigene und der fremde Gott. (Intern. p. a. V., Wien, 1923. Imago-B. 3.)
462. **Runze, G.** Psychologie der Religion. (Reinhardt, München, 1922.)
463. **Schweitzer, A.** Geschichte der Paulinischen Forschung. (Mohr, Tübingen, 1911.)

464. **Schweitzer, A.** Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis. Eine Skizze des Lebens Jesu. (Mohr, Tübingen, 1901.)
465. **Schweitzer, A.** Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. (Mohr, Tübingen, 1906.)
466. **Vierkandt, A.** Die Anfänge der Religion und Zauberei. (Globus, 92. Vieweg, Braunschweig, 1907.)
467. **Vierkandt, A.** Das Heilige in den primitiven Religionen. (Dioskuren, 1. München, 1922.)
468. **Vorbrodt, G.** Zur Religionspsychologie der Persönlichkeit Jesu. (Theol. Stud. u. Krit. 83. S. 1. 1910.)
469. **Weidel, K.** Jesu Persönlichkeit. (Marhold, Halle, 1908.)
470. **Weidel, K.** Das Grauen. (Z R Ps, 6. S. 90, 129. 1913.)
471. **Werner, H.** Ursprünge der Metapher. (Engelmann, Leipzig, 1919.)

13. OKKULTISMUS.

472. **Buchner, E.** Von den übersinnlichen Dingen. (Meiner, Leipzig, 1924.)
473. **Dessoir, M.** Vom Jenseits der Seele. (Enke, Stuttgart, 1918.)
474. **Du Prel, C.** Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften. S. 92: Die Mystik im Irrsinn. R.
475. **Flammarion, C.** Les forces naturelles inconnues. (Flammarion, Paris, 1907.)
476. **Flournoy, Th.** Des Indes à la Planète Mars. Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie. (Alcan, Paris, 1900.)
477. **Hellwig, A.** Zur Psychologie des Okkultismus. (Mümed W, 71. S. 859. 1924.)
477 a. **Hellwig, A.** Okkultismus und Wissenschaft. (Enke, Stuttgart, 1926.)
477 b. **Henning, H.** Experimente an einem telekinetischen Medium. (Z Ps, 94. S. 278. 1924.)
477 c. **Henning, H.** Untersuchungen an einigen okkultistischen Medien. (Z Ps, 94. S. 287. 1924.)
478. **Hopp, M.** Über Hellsehen. (Karger, Berlin, 1918.)
479. **Kemnitz, M. von, und Gulat-Wellenburg, W. von.** Moderne Mediumforschung. (Lehmann, München, 1914.)
480. **Lehmann, A.** Aberglaube und Zauberei. (Enke, Stuttgart, 2. A. 1908.)
481. **Meyer, Adolph. F.** Materialisationen und Telepathie. (Bergmann, München, 1922. G N, H. 113.)
482. **Oesterreich, T. K.** Der Okkultismus im modernen Weltbild. (Sibyllenverlag, Dresden, 1921.)
483. **Oesterreich, K.** Grundbegriffe der Parapsychologie. (Baum, Pfullingen, 1921.)
484. **Oesterreich, K.** Die philosophische Bedeutung der mediumistischen Phänomene. (Kohlhammer, Stuttgart, 1924.)
485. **Schrenck-Notzing, A. von.** Materialisations-Phänomene. (Reinhardt, München, 1914.)
486. **Tischner, R.** Über Telepathie und Hellsehen. (Bergmann, München, 1920. G N, H. 106.)
487. **Tischner, R.** Einführung in den Okkultismus und Spiritismus. (Bergmann, München, 1921. G N, H. 109.)

14. ALLGEMEINE MEDIZINISCHE PSYCHOLOGIE UND PSYCHOPATHOLOGIE.

488. **Allers, R.** Psychologie des Geschlechtslebens. (Reinhardt, München, 1922.)
489. **Birnbaum, K.** Der Aufbau der Psychose. (Z Pt, 75. 1919.)
490. **Birnbaum, K.** Der Aufbau der Psychose. (Springer, Berlin, 1923.)
491. **Bleuler, E.** Autistisches Denken. (Jb P A, 4. 1912.)
492. **Bleuler, E.** Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung. (Springer, Berlin, 1919.)
493. **Bumke, O.** Kultur und Entartung. (Springer, Berlin, 1922.)
494. **Bychowski, G.** Metaphysik und Schizophrenie. (Karger, Berlin, 1923)

495. **Gruhle, H. W.** Psychologie des Abnormen. (Reinhardt, München, 1922.)
496. **Hellpach, W.** Grundgedanken zur Wissenschaftslehre der Psychopathologie. (A Ps, 7. 1906.)
497. **Hellpach, W.** Nervenleben und Weltanschauung. (Bergmann, Wiesbaden, 1906. G N, H. 41.)
498. **Hildebrandt, K.** Norm und Entartung des Menschen. (Sibyllen-Verlag, Dresden, 1920.)
499. **Hoche, A.** Über die Grenzen geistiger Gesundheit. (Marhold, Halle, 1903.)
500. **Horstmann, W.** Zur Psychologie konträrer Strebungen. (Z N Pt, 25. 1914.)
501. **Jaspers, K.** Allgemeine Psychopathologie. (Springer, Berlin, 3. A. 1923.)
502. **Kirchhoff, Th.** Geschichte der Psychiatrie. (Deuticke, Leipzig-Wien, 1912.)
503. **Kretschmer, E.** Medizinische Psychologie. (Thieme, Leipzig, 1922.)
504. **Kronfeld, A.** Das Wesen der psychiatrischen Erkenntnis. (Springer, Berlin, 1920.)
505. **Kronfeld, A.** Psychotherapie. (Springer, Berlin, 1924.)
506. **Lewin, J.** Psychologie, Psychopathologie und Psychiatrie. (Z N Pt, 53. 1919.)
507. **Lomer, G.** Liebe und Psychose. (Bergmann, Wiesbaden, 1907. G N, H. 49.)
508. **Mayer-Groß, W.** Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle. (Z. f. Pathopsychol., 2. 1914.) [Dazu: Pick, Bd. 3. 1919.]
509. **Möbius, P. J.** Über Entartung. (Bergmann, Wiesbaden, 1900. G N, H. 3.)
509 a. **Pophal, R.** Der Krankheitsbegriff in der Körpermedizin und Psychiatrie. (Karger, Berlin, 1925. Abh. 30.)
510. **Rittershaus, E.** Irrsinn und Presse. (Fischer, Jena, 1913.)
511. **Schilder, P.** Medizinische Psychologie. (Springer, Berlin, 1924.)
511 a. **Schneider, K.** Der Krankheitsbegriff in der Psychiatrie. (M Pt, 49. 1921.)
512. **Specht, G.** Die Mystik im Irrsinn. (Bergmann, Wiesbaden, 1891.)

15. PSYCHIATRIE.

513. **Abraham, K.** Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. (Cb N Pt, 1908.)
514. **Adler, A.** Studien über Minderwertigkeit von Organen. (Urban, Berlin-Wien, 1907.)
515. **Adler, A.** Praxis und Theorie der Individualpsychologie. (Bergmann, Wiesbaden, 1920.)
516. **Adler, A.** Über den nervösen Charakter. (Bergmann, Wiesbaden, 3. A. 1922.)
517. **Baelz, E. v.** Über Besessenheit und verwandte Zustände. (Perles, Wien, 1907.)
518. **Berkhan, O.** Über talentierte Schwachsinnige. (Ztschr. f. d. Erforsch. u. Beh. des jugendl. Schwachsinns, 5. S. 25. 1912.)
519. **Berze, J.** Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. (Deuticke, Wien, 1914.)
520. **Binswanger, L.** Welche Aufgaben ergeben sich für die Psychiatrie aus den Fortschritten der neueren Psychologie? (Z N Pt, 91. 1924.)
521. **Birnbaum, K.** Die Strukturanalyse als klinisches Forschungsprinzip. (Z N Pt, 53. 1920.)
522. **Bleuler, E.** Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. (Deuticke, Leipzig-Wien, 1911.)
523. **Bleuler, E.** Lehrbuch der Psychiatrie. (Springer, Berlin, 1920.)
524. **Bleuler, E.** Affektivität, Suggestibilität, Paranoia. (Marhold, Halle, 2. A. 1926.)
525. **Bumke, O.** Über nervöse Entartung. (Springer, Berlin, 1912.)
525 a. **Bumke, O.** Lehrbuch der Geisteskrankheiten. (Bergmann, München, 1924.)
526. **Dodel, W.** Über einen Fall von paranoider Geistesstörung infolge von Beschäftigung mit Spiritismus. (Dissert. Tübingen, 1924.)

527. **Eliasberg, W., und Feuchtwanger, E.** Zur psychologischen und psychopathologischen Untersuchung und Theorie des erworbenen Schwachsinns. (Z N Pt, 75. 1922.)
528. **Eyrich, M.** Zur Klinik und Psychopathologie der pyknischen Schizophrenen. (Z N Pt, 97. 1925.)
529. **Fischer, S.** Die Intelligenz und ihre Prüfung bei leichten Schwachsinnsformen. (Z N Pt, 97. 1925.)
530. **Gaupp, R.** Zur Psychologie des Massenmords. Hauptlehrer Wagner von Degerloch. (Springer, Berlin, 1914.)
531. **Gaupp, R.** Der Fall Wagner. Eine Katamnese, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Paranoia. (Z N Pt, 60. 1920.)
532. **Gaupp, R.** Paranoia. (Klin. Wschr. 3. No. 27. 1924.)
533. **Gutsch, W.** Beitrag zur Paranoiafrage. (Z N Pt, 38. 1918.)
534. **Hellpach, W.** Grundlinien einer Psychologie der Hysterie. (Engelmann, Leipzig, 1904.)
535. **Hennig, R.** Beiträge zur Psychologie des Doppel-Ichs. (Z Ps, 49. 1908.)
536. **Horstmann, W.** Fanatismus — Aberglaube — Wahnvorstellung. (Z N Pt, 1. 1910.)
537. **Jacobi, W.** Über die Bedeutung des psychischen Traumas für die Entstehung und den Verlauf der Schizophrenie. (Z Pt, 79. 1923.)
538. **Jaspers, K.** Eifersuchtswahn. (Z N Pt, 1. 1910.)
539. **Jaspers, K.** Zur Ana yse der Trugwahrnehmungen (Leibhaftigkeit und Realitätsurteil). (Z N Pt, 6. 1911.)
540. **Jaspers, K.** Die phänomenologische Forschungsrichtung in der Psychopathologie. (Z N Pt, 9. 1912.)
541. **Jaspers, K.** Kausale und verständliche Zusammenhänge zwischen Schicksal und Psychose bei Dementia praecox. (Z N Pt, 14. 1913.)
542. **Jaspers, K.** Schicksal und Psychose. (Z N Pt, 14. 1913.)
543. **Jaspers, K.** Über leibhaftige Bewußtheiten. (Z. f. Pathopsychologie, 2. 1914.)
544. **Jolly, F.** Über Irrtum und Irrsinn. Rede. (Hirschwald, Berlin, 1893.)
545. **Jung, C. G.** Über die Psychologie der Dementia praecox. (Marhold, Halle, 1907.)
546. **Kahn, E.** Referat über den sensitiven Beziehungswahn Kretschmers. (Z N Pt, R, 20. 1920.)
547. **Kahn, E.** Schizoid und Schizophrenie im Erbgang. (Springer, Berlin, 1923.)
547 a. **Kehrer, F. u. Kretschmer, E.** Die Veranlagung zu seelischen Störungen. (Springer, Berlin, 1924.)
548. **Klieneberger, O.** Zur Beurteilung der Einwirkungen des Krieges (D. B.-Frage) (äußere Ursachen) auf die Dementia praecox. (A Pt, 70. 1924.)
549. **Koch, A.** Abnorme Charaktere. (Bergmann, Wiesbaden, 1900.)
550. **Kräpelin, E.** Psychiatrie. (Barth, Leipzig, 1909—15.)
551. **Kräpelin, E.** Über paranoide Erkrankungen. (Z N Pt, 11. 1912.)
552. **Kräpelin, E.** Über Entwurzelung. (Z N Pt, 63. 1921.)
553. **Kretschmer, E.** Gedanken über die Fortentwicklung der psychiatrischen Systematik. (Z N Pt, 48. 1919.)
554. **Kretschmer, E.** Der sensitive Beziehungswahn. (Springer, Berlin, 1918.)
555. **Kretschmer, E.** Über Hysterie. (Thieme, Leipzig, 1923.)
556. **Lange, Joh.** Über die Paranoia und die paranoische Veranlagung. (Z N Pt, 94. 1925.)
557. **Maier, H. W.** Über kathythyme Wahnbildung und Paranoia. (Z N Pt, 13. 1912.)
557 a. **Mauz, F.** Über Schizophrene mit pyknischem Körperbau. (Z N Pt, 86. 1923.)
558. **Mayer-Groß, W.** Über Spiel, Scherz, Ironie und Humor in der Schizophrenie. (Z N Pt, 69. 1921.)
559. **Mayer-Groß, W.** Bemerkungen zur psychiatrischen Charakterkunde. (Z N Pt, 89. 1924.)

560. **Mayer-Groß, W. u. Stein, H.** Über einige Abänderungen der Sinnestätigkeit im Meskalinrausch. (Z N Pt, 101. 1926.)
561. **Meggendorfer, F.** Über die hereditäre Disposition zur Dementia senilis. (Z N Pt, 101. 1926.)
562. **Möbius, P. J.** Ausgewählte Werke. (Barth, Leipzig, 1903.)
563. **Morgenthaler, W.** Gibt es eine psychopathische Höherwertigkeit? (N Cbl, 38. 1919.)
564. **Oppenheim, H.** Gibt es auch eine psychopathische Höherwertigkeit? (N Cbl. 1917.)
565. **Pfeifer, R. A.** Die Lokalisation der Tonskala innerhalb der kortikalen Hörsphäre des Menschen. (M Pt, 50. S. 7, 99. 1921.) [Z N Pt, R, 27. S. 419.]
566. **Raecke, J.** Grundriß der psychiatrischen Diagnostik. (Springer, Berlin, 9. A. 1922.)
567. **Reichardt, Wuth, Spielmeyer, Rüdin.** Der gegenwärtige Stand der Epilepsieforschung. (Z N Pt, 89. 1924.)
568. **Schilder, P.** Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein. (Springer, Berlin, 1914.)
569. **Schilder, P.** Wahn und Erkenntnis. (Springer, Berlin, 1918.)
570. **Schilder, P.** Seele und Leben. (Springer, Berlin, 1923.)
571. **Schilder, P.** Der Ichkreis. (Z N Pt, 92. 1924.)
572. **Schilder, P.** Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage. (Intern. p. a. V., Wien, 1925.)
573. **Über Schizophrenie.** (Z N Pt, 78. S. 325—633. 1922.)
574. **Schlomer, G.** Leitfaden der klinischen Psychiatrie. (Müller, München, 2. A. 1919.)
575. **Schneider, K.** Die psychopathischen Persönlichkeiten. (Deuticke, Leipzig-Wien, 1923. Hdb. d. Pt.)
576. **Storch, A.** Das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen. (Springer, Berlin, 1922.)
577. **Strohmayer, W.** Über die Darstellung psychisch abnormer und geisteskranker Charaktere auf der Bühne. (Bergmann, München, 1925. G N, H. 122.)
577a **Voigt, L.** Über Dementia praecox im Kindesalter. (Z N Pt, 48. 1919.)
578. **Westerterp, M.** Prozeß und Entwicklung bei verschiedenen Paranoiatypen. (Z N Pt, 91. 1924.)
579. **Wizel, A.** Ein Fall von phänomenalem Rechentalent bei einem Imbecillen. (A Pt, 38. 1904.)

16. SCHÖPFER UND WERK.

580. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et Folie. (Doin, Paris, 1908.)
581. **Baumgarten, F.** Die Intelligenzprüfung eines Schachwunderkindes. (Prakt. Psychologie, 1. Leipzig, 1919.)
582. **Becker, W. H.** Über die Beziehungen der Schachspielkunst zur Psychiatrie. (Z Pt, 78. 1922.)
583. **Behaghel, O.** Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. (Münchow, Gießen, 1906.)
584. **Behr, A.** Über die schriftstellerische Tätigkeit im Verlaufe der Paranoia. (Leipzig, 1905) R.
585. **Beringer, K.** Experimentelle Psychosen durch Mescalin. (Z N Pt, 84. 1923.)
586. **Bernfeld, S.** Vom dichterischen Schaffen der Jugend. (Intern. p. a. V., Wien, 1924.)
587. **Binet, A.** Psychologie des grands calculateurs et joueurs d'échecs. (Hachette, Paris, 1894.)
588. **Birnbaum, K.** Psychopathologische Dokumente. Kap. VII. (Springer, Berlin, 1920.)
589. **Blaschke, J.** Geisteskranke Tonkünstler. (Neue Musikzeitung, 30. S. 474. 1909.)
590. **Bleuler, E.** Die Psychoanalyse Freuds. S. 699—701, 708. (Jb P A, 2. 1910.)

591. **Bleuler, E.** Die Probleme der Schizoidie und der Syntonie. (Z N Pt, 78. S. 382. 1922.)
592. **Böhmig, W.** Der schaffende Künstler und sein Werk. (A Pt, 71. 1924.)
593. **Carpenter.** Mental Physiology. (Jb P A, 2. S. 709. Bleuler. 1910.)
594. **Chabaneix, A.** Essai sur le Subconscient dans les Oeuvres de l'Esprit et chez les auteurs. (Thèse, Bordeaux, 1897.)
595. **Dilthey, W.** Über die Einbildungskraft der Dichter. (Ztschr. f. Völkerps. u. Sprachwissensch., 10. S. 42. 1878.)
596. **Fehr, H.** Enquête sur la méthode de travail des mathématiciens. (L'Enseignement mathématique, 8. 1905—06) R.
597. **Fischer, M.** Der Unsinn des Prinzen Pallagonia. (Z Pt, 78. S. 356. 1922.)
598. **Freud, S.** Der Dichter und das Phantasieren. (Neue Revue, 1. 1908. Neurosenlehre II.)
599. **Freud, S.** Über Psychoanalyse. S. 56. (Deuticke, Wien, 1910.)
600. **Fursac, Rogues de.** Les Écrits et les Dessins dans les Maladies nerveuses et mentales. (Paris, 1905) R.
601. **Gaupp, R.** Die dramatische Dichtung eines Paranoikers über den „Wahn". (Z N Pt, 69. 1921.)
602. **Gaupp, R.** Vom dichterischen Schaffen eines Geisteskranken. (Jahrb. d. Charakterologie, Utitz, 2—3. 1926.)
603. **Groos, K.** Die Spiele der Menschen. (Fischer, Jena, 1899.)
604. **Haßmann, O. u. Zingerle, H.** Untersuchungen bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei Dementia praecox. (J Ps N, 20. 1913.)
605. **Heid, J. A.** Schillers Arbeitsweise, (Dissert., Gießen, 1908.)
606. **Hennig, R.** Das Wesen der Inspiration. (Barth, Leipzig, 1912.)
607. **Hinrichsen, O.** Sexualität und Dichtung. (Bergmann, Wiesbaden, 1912. G N, H. 85.)
608. **Holzapfel, R.** Panideal. (Diederichs, Jena, 2. A. 1923.)
609. **Kainz, Fr.** Das Steigerungsphänomen als künstlerisches Gestaltungsprinzip. (Barth, Leipzig, 1924.)
610. **Klages, L.** Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. (Barth, Leipzig, 2. A. 1921.)
611. **Knauer, A.** Psychologische Untersuchungen über den Meskalinrausch. (Z N Pt, R, 4. S. 37. 1912.)
612. **Kretschmer, E.** Medizinische Psychologie. S. 67, 159—162. (Thieme, Leipzig, 2. A. 1922.)
613. **Kroh, O.** Eidetiker unter deutschen Dichtern. (Z Ps, 85. 1920.)
614. **Kroh, O.** Eine einzigartige Begabung und deren psychologische Analyse. (Vandenhoeck, Göttingen, 1922.)
615. **Kupffer, E. von.** Klima und Dichtung. (Reinhardt, München, 1907.)
616. **Kürbitz, W.** Die Zeichnungen geisteskranker Personen usw. (Z N Pt, 13. 1912.)
617. **Lombroso, C.** Sull'arte nei pazzi. (Ao Pt, 1. 1880) R.
618. **Maeder, A.** Die Symbolik in den Legenden, Märchen, Gebräuchen und Träumen. (Pt W, 10. 1908.)
619. **Martin, P.-H.** Névrose et poésie. Études. (1898) O.
620. **Meyer, J. B.** Das Wesen der Einbildungskraft. (Ztschr. f. Völkerps. u. Sprachwissensch. 10. S. 26. 1878.)
621. **Miller, R.** Über musikalische Begabung und ihre Beziehungen zu sonstigen Anlagen. (Z Ps, 97. 1925.)
622. **Möbius. P. J.** Über Kunst und Künstler. (Barth, Leipzig, 1901.)
623. **Mohr, F.** Über Zeichnungen von Geisteskranken und ihre diagnostische Verwertbarkeit. (J Ps N, 8. 1906.)
624. **Morgenthaler, W.** Übergänge zwischen Zeichnen und Schreiben bei Geisteskranken. (Schw A Pt, 3. 1918.)
625. **Morgenthaler, W.** Über Zeichnungen von Gesichtshalluzinationen. (Z N Pt, 45. 1919.)
626. **Morgenthaler, W.** Ein Geisteskranker als Künstler. (Bircher, Bern, 1921.)

627. **Müller-Freienfels, R.** Das Denken und die Phantasie. (Barth, Leipzig, 1916.)
628. **Müller-Freienfels, R.** Persönlichkeit und Weltanschauung. (Teubner, Leipzig, 1. A. 1919.)
629. **Müller-Freienfels, R.** Poetik auf psychologischer Grundlage. (Teubner, Leipzig, 2. A. 1921.)
630. **Müller-Freienfels, R.** Irrationalismus. Kap. VII. Das schöpferische (intuitive) Erkennen. (Meiner, Leipzig, 1922.)
631. **Müller-Freienfels, R.** Psychologie der Künste. (Reinhardt, München, 1922.)
632. **Müller-Freienfels, R.** Psychologie der Kunst. (Teubner, Leipzig. Bd. I. 2. A. 1922. Bd. II. 2. A. 1923.)
633. **Müller-Freienfels, R.** Persönlichkeit und Weltanschauung. (Teubner, Leipzig, 2. A. 1923.)
634. **Müller-Freienfels, R.** Psychologie des Kunstschaffens. (Teubner, Leipzig, 2. A. 1923.)
635. **Nachmansohn, M.** Zur Erklärung der durch Inspiration entstandenen Bewußtseinserlebnisse. (A Ps, 36. 1917.)
636. **Ostwald, W.** Große Männer. (Akad. Verl., Leipzig, 1909. 2. A. 1910.)
637. **Pannenborg, H. u. W.** Die Psychologie des Musikers. (Z Ps, 73. 1915.)
638. **Pannenborg, H. u. W.** Die Psychologie des Zeichners und Malers. (Z ang Ps, 12. 1917.)
639. **Pannenborg, H. u. W.** Die Psycho'ogie der Künstler. Vergleichung des Malers und Komponisten. (Z ang Ps, 13. 1918.)
640. **Pannenborg, W. A.** Beitrag zur Psychologie des Bildhauers. (Z ang Ps, 16. 1920.)
641. **Pfeifer, R. A.** Der Geisteskranke und sein Werk. (Kröner, Leipzig, 1923.)
642. **Pfister, O.** Die Entstehung der künstlerischen Inspiration. (Imago, 2. 1913.)
643. **Platzhoff-Lejeune, E.** Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. (Bruns, Minden, 1903.)
644. **Prinzhorn, H.** Das bildnerische Schaffen der Geisteskranken. (Z N Pt, 52. 1919.)
645. **Prinzhorn, H.** Bildnerei der Geisteskranken. (Springer, Berlin, 1922.)
646. **Rahmer, S.** Aus der Werkstatt des dramatischen Genies (Musik und Dichtkunst). (Reinhardt, München, 1906.)
647. **Rank, O.** Der Künstler. Ansätze zu einer Sexual-Psychologie. (Heller, Wien, 1907.)
648. **Rank, O.** Das Incestmotiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens. (Deuticke, Leipzig, 1912.)
649. **Rank, O.** Der Doppelgänger. (Imago, 3. 1914.)
650. **Réja, M.** L'Art chez les fous. (Paris, 1907) R.
651. **Révész, G.** Über das musikalische Wunderkind. (Z Pd Ps, 19. 1918) R.
652. **Révész, G.** Über das frühzeitige Auftreten der Begabung. (Z ang Ps, 15. 1919.)
653. **Révész, G.** Prüfung der Musikalität. (Z Ps, 85. 1920.)
654. **Ribot, Th.** Die Schöpferkraft der Phantasie. (L'imagination créatrice.) (Strauß, Bonn, 1902.)
655. **Rochowanski, L. W.** Psychopathische Künstler. (Clauß, Leipzig-Wien, 1923.)
656. **Rorschach, H.** Analytische Bemerkungen über das Gemälde eines Schizophrenen. (Zbl P A, 3. 1913.)
657. **Rorschach, H.** Analyse einer schizophrenen Zeichnung. (Zbl P A, 4. 1913.)
658. **Sapas, E.** Zeichnerische Reproduktionen einfacher Figuren durch Geisteskranke. (Schw A Pt, 4. 1918.)
659. **Schmidt, E.** Die literarische Persönlichkeit. (Rektoratsrede. Berlin, 1909.)
660. **Schneider, K.** Verse einer Schizophrenen. (Z N Pt, 48. 1919.)

661. **Séailles, G.** Essai sur le génie dans l'art. (Baillière, Paris, 1883.)
662. **Selz, O.** Die Gesetze der produktiven Tätigkeit. (A Ps, 27. 1913.)
663. **Selz, O.** Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums. Eine experimentelle Untersuchung. (Cohen, Bonn, 1922.)
664. **Scripture, E. W.** Arithmetical prodigies. (The American Journ. of Psychology, 4. 1891) [Möbius, Mathem. S. 66].
665. **Serko, A.** Im Mescalinrausch. (Jb Pt N, 34. 1913.)
666. **Serko, A.** Über einen eigenartigen Fall von Geistesstörung. (Z N Pt, 44. 1919.)
667. **Sikorski, J.** Die russische psychopathische Literatur usw. (A Pt, 38. 1904.)
668. **Simon, M.** L'imagination dans la Folie. Étude sur les dessins, plans, descriptions et costumes des aliénés. (Ann. m. ps. 16. 1876.)
669. **Simon, M.** Les ecrits et les dessins des aliénés. (Paris, 1888) R.
670. **Stadelmann, H.** Psychopathologie und Kunst. (Piper, München, 1908.)
671. **Stekel, W.** Die Träume der Dichter. (Bergmann, Wiesbaden, 1912.)
672. **Tramer, M.** Technisches Schaffen Geisteskranker. (Oldenbourg, München, 1926) R.
673. **Utitz, E.** Der Künstler. (Enke, Stuttgart, 1925.)
674. **Vigen, H.** Le talent poétique chez les dégénérés. (Thèse, Bordeaux, 1904) O.
675. **Vleuten, C. F. von.** Dichterische Arbeit und Alkohol. (Das literar. Echo, 9. S. 81. 1906.)
676. **Waser-Krebs, M.** Künstlerische Handschrift. (Raschers Jahrbuch, 1. Zürich, 1910) R.
677. **Weygandt, W.** Zur Frage der pathologischen Kunst. (Z N Pt, 94. 1924.)
678. **Weygandt, W.** Die pathologische Plastik des Fürsten Palagonia. (Z N Pt, 101. 1926.)

17. SOZIOLOGIE UND SOZIOPATHOLOGIE.

679. **Bechterew, W. v.** Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. (Bergmann, Wiesbaden, 1905.)
680. **Le Bon, G.** Psychologie des foules. (Alcan, Paris, 1900) R.
681. **Bonhöffer, K.** Inwieweit sind politische, soziale und kulturelle Zustände einer psychopathologischen Betrachtung zugänglich? (Klin. Wochenschr. S. 598. 1923.)
682. **Brennecke, H.** Zur Frage der Psychologie und Psychopathologie der Revolution und der Revolutionäre. (Beyer, Langensalza, 1922.)
683. **Einstein, N.** Der Erfolg. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1919.)
684. **Fischer, A.** Psychologie der Gesellschaft. (Reinhardt, München, 1922.)
685. **Friedmann, M.** Wahnideen im Völkerleben. (Bergmann, Wiesbaden, 1901. G N, H. 6—7.)
686. **Freud, S.** Massenpsychologie und Ich-Analyse. (Intern. p. a. V., Wien, 1922.)
687. **Gaupp, R.** Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Rektoratsrede. (Mohr, Tübingen, 1916.)
688. **Gudden, H.** Über Massensuggestion und psychische Massenepidemien. (Gmelin, München, 1908.)
689. **Gystrow, E.** [W. Hellpach.] Die Soziologie des Genies. (Sozialistische Monatshefte, 4. Berlin, 1900.)
690. **Hellpach, W.** Über die Anwendung psychopathologischer Erkenntnisse auf gesellschaftliche und geschichtliche Erscheinungen. (Annal. d. Naturphilosophie, 5. 1906.)
691. **Hellpach, W.** Sozialpathologie als Wissenschaft. (Arch. f. Sozialwissenschaft, 21. S. 275. 1905.)
692. **Hellpach, W.** Die geistigen Epidemien. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., 1907.)
693. **Hellpach, W.** Religiöse Wahnbildung bei thyreogener Erregung. (Z R Ps, 1. S. 360. 1908.)

694. **Hentig, H. v.** Zur Psychologie der sozialen Schichtung. (Z N Pt, 84. 1923.
695. **Hirsch, Julian.** Die Genesis des Ruhmes. (Barth, Leipzig, 1914.)
696. **Kahn, E.** Psychopathie und Revolution. (Mü med W, 66. S. 968. 1919.)
697. **Kemmerich, M.** Dinge, die man nicht sagt. (Langen, München, 1910.)
698. **Kollarits, J.** Die Störung im psychischen Weltgefüge. (Z N Pt, 65. 1921.)
699. **Kollarits, J.** Normalzustand und Ausnahmezustand in der Völkerpsyche. (Z N Pt, 66. 1921.)
700. **Kronfeld, A.** Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft. (Püttmann, Stuttgart, 1923.)
701. **Lomer, G.** Über den Klatsch. (Pt W, 15. S. 171. 1913—14.)
702. **Mönkemöller, O.** Narren und Toren in Satire, Sprichwort und Humor. (Marhold, Halle, 2. A. 1912.)
703. **Nordau, M.** Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. (Elischer, Leipzig, 1884. 17. A. 1899.)
704. Reichmann, F. Zur Soziologie der Neurosen. (Z N Pt, 89. 1924.)
705. **Rodrigues, N.** La folie des foules. (Ann. m. ps. 13. S. 19. 1901.)
706. **Rossi, P.** Les Suggesteurs et la Foule. (Michalon, Paris, 1903. N. éd. 1907.)
707. **Scheler, M.** Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgaben einer Soziologie der Erkenntnis. (Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissensch. 1. 1921.)
708. **Schönfeldt, M.** Über das inducirte Irresein (Folie communiquée). (A Pt, 26. S. 202. 1894.)
709. **Simmel, G.** Soziologie. S. 556 f. Exkurs über Sozialpsychologie. (Dunker u. Humblot, Leipzig, 1908.)
710. **Simmel, G.** Grundfragen der Soziologie. (Göschen, Berlin-Leipzig, 1917.)
711. **Sombart, W.** Soziologie. (Pan-Verlag, Berlin, 3. A. 1923.)
712. **Stoll, O.** Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. (Veit, Leipzig, 2. A. 1904.)
713. **Tarde, G.** Les lois de l'imitation. (Paris, 2. A. 1895) R.
714. **Vierkandt, A.** Führende Individuen bei den Naturvölkern. (Ztschr. f. Sozialwissensch. 11. 1908.)
715. **Vierkandt, A.** Gesellschaftslehre. (Enke, Stuttgart, 1923.)
716. **Wedekind, A.** Beiträge zur Kasuistik der psychischen Infektionen. (J Ps N, 22 u. 23. 1917.)
717. **Weygandt, W.** Beitrag zur Lehre von den psychischen Epidemien. (Marhold, Halle, 1905.)
718. **Wollenberg, R.** Über psychische Infektion. (A Pt, 20. S. 62. 1889.)

18. VERSCHIEDENES

(Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, Literatur, Kunst)

719. **Bavink, B.** Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft. (Hirzel, Leipzig, 3. A. 1924.)
720. **Bier, A.** Der Reizverzug. (Mü med W, 1923. S. 1006.)
721. **Bier, A.** Immunität durch Befruchtung. (Mü med W, 1924. S. 491.)
722. **Braun, J. W.** Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen. (Luckhardt, Berlin, 1883—85.)
723. **Cassirer, E.** Zur Einsteinschen Relativitätstheorie. (Cassirer, Berlin, 1921.)
724. **Cassirer, E.** Die Begriffsform im mythischen Denken. (Teubner, Leipzig, 1922.)
725. **Du Camp, M.** Souvenirs littéraires. (Paris, 2. ed. 1887.)
726. **Duhr, B.** Jeanne d'Arc im Urteile der neueren Geschichtsschreibung. (Stimmen aus Maria-Laach, 35. S. 147, 224. Freiburg i. Br., 1888.)
727. **Fastenrath, Juan.** Christoph Columbus. (Reißner, Dresden, 1895.)
727a. **France, A.** Vie de Jeanne d'Arc. (Calmann, Paris, 1908.)
728. **Gundolf, F.** Cäsar. Geschichte seines Ruhmes. (Bondi, Berlin, 1924.)
729. **Haas, A.** Das Naturbild der neuen Physik. (Gruyter, Berlin, 1920.)

730. **Harms, J. W.** Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens. (Deutsche Verlagsges. f. Pol. u. Gesch., Berlin, 1924.)
731. **Helmolt, Hans F.** Weltgeschichte. Bd. 1. S. 352: Columbus. (Bibliogr. Inst., Leipzig, 1899.)
732. **Hennig, E.** Paläontologische Beiträge zur Entwicklungslehre. (Mohr, Tübingen, 1922.)
733. **Hertslet, W. L.** Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen. (Haude, Berlin, 8. A. 1912.)
734. **Holzmann, M.** Aus dem Lager der Goethe-Gegner. (Behr, Berlin, 1904.)
735. **Jaspers, K.** Psychologie der Weltanschauungen. (Springer, Berlin, 1919.)
736. **Jaspers, K.** Die Idee der Universität. (Springer, Berlin, 1923.)
737. **Kemmerich, M.** Kultur-Kuriosa. (Langen, München, 1910.)
738. **Kirchberger, P.** Was kann man ohne Mathematik von der Relativitätstheorie verstehen? (Müller, Karlsruhe, 3. A. 1921.)
739. **Klein-Hattingen, O.** Bismarck und seine Welt. (Dümmler, Berlin, 1902 bis 1904.)
740. **Kraus, O.** Albert Schweitzer. (Jahrb. d. Charakterologie, 2—3. Pan-Verlag, Berlin, 1926.)
741. **Külpe, O.** Einleitung in die Philosophie. (Hirzel, Leipzig, 7. A. 1915.)
742. **Lamm, M.** Swedenborg. Eine Studie über seine Entwicklung zum Mystiker und Geisterseher. (Deutsch: Meiner, Leipzig, 1922.)
743. **Lipps, Th.** Der Streit über die Tragödie. (Voß, Hamburg, 1891.)
744. **Lipps, Th.** Komik und Humor. (Voß, Hamburg, 1898.)
745. **Lipps, Th.** Ästhetik. (Voß, Leipzig, 2. A. I. 1914. II. 1920.)
746. **Ludwig, Albert.** Schiller und die deutsche Nachwelt. (Weidmann, Berlin, 1909.)
747. **Messer, A.** Oswald Spengler als Philosoph. (Strecker u. Schröder, Stuttgart, 1922. 8. A. 1924.)
748. **Meyer, Eduard.** Spenglers Untergang des Abendlandes. (Curtius, Berlin, 1925.)
749. **Müller-Freienfels, R.** Philosophie der Individualität. (Meiner, Leipzig, 1921.)
750. **Müller-Freienfels, R.** Irrationalismus. (Meiner, Leipzig, 1922.)
751. **Oesterreich, K.** Das Weltbild der Gegenwart. (Mittler, Berlin, 2. A. 1925.)
752. **Ossendowski, F.** Tiere, Götter und Menschen. (Deutsch. Frankfurt a. M. 1923.)
752a. **Prutz, H.** Zur Geschichte der Jungfrau von Orleans. Der Loire-Feldzug 1429. (Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. d. Wissensch. Jg. 1920. Abh. 3.)
753. **Rickert, H.** Zur Lehre von der Definition. (Mohr, Tübingen, 2. A. 1915.)
754. **Riehl, A.** Führende Denker und Forscher. (Quelle u. Meyer, Leipzig, 2. A. 1924.)
755. **Ruge, S.** Christoph Columbus. (Ehlermann, Dresden, 1892. 2. A. Hofmann, Berlin, 1902.)
756. **Scheler, M.** Über Ressentiment und moralisches Werturteil. (Ztschr. f. Pathops., 1. S. 268. 1912.)
757. **Sommer, R.** Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. (Stahel, Würzburg, 1892.)
758. **Spengler, O.** Der Untergang des Abendlandes. (Beck, München, 47. A. 1923.)
759. **Strauß, D. Fr.** Voltaire. (Kröner, Leipzig, 1907. Hrg. H. Landsberg.)
760. **Stürenburg.** Zu Richard Wagners Abkunft. (Allg. Musik-Ztg. 31. Nr. 33. 1924.)
760 a. **Thomassin, Ch.** Die echte und die falsche Jungfrau von Orleans. (Leipzig, 1893.)
760 b. **Utitz, E.** Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. (Enke, Stuttgart, 1. Bd. 1914. 2. Bd. 1920.)
760 c. **Utitz, E.** Die Kultur der Gegenwart. (Enke, Stuttgart, 1921.)

761. **Volz, W.** Im Dämmer des Rimba. (Hirt, Breslau, 1921.)
762. **Wallon, H.** Jeanne d'Arc. (Hachette, Paris, 2. éd. 1867.)
763. **Weidel, K.** Zur Metaphysik des Tragischen. (Z R Ps, 2. 1908.)
764. **Zweig, Stefan.** Der Kampf mit dem Dämon. (Inselverlag, Leipzig, 1925.)

19. BIO-GRAPHIE

765. **Baade, W.** Psychographische Darstellungen übernormal begabter Individuen. (Z ang Ps, 1. S. 274. 1908.)
766. **Baade, Lipmann, Stern.** Fragment eines psychographischen Schemas. (Z ang Ps, 3. S. 191. 1910.)
767. **Bilharz.** Pathographie und kritisches Denken. (Pt W, 1908—9. S. 401.)
768. **Bleuler, E.** Die Psychoanalyse Freuds. S. 683—685. (Jb P A, 2. 1910.)
769. **Freud, S.** Leonardo. S. 63. (Deuticke, Wien, 1910.)
769 a. **Gaupp, R.** Möbius. (Biograph. Jb, Bd. 13. S. 377. Reimer, Berlin, 1910.)
770. **Glagau, H.** Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. (Elwert, Marburg, 1903.)
771. **Haymann, W. Mayer, Eskuchen.** Der Psychiater in der schönen Literatur. (Z N Pt, 39, 44, 46. 1918—19.)
772. **Hellpach, W.** Die pathographische Methode. (Mediz. Klinik, 1905. Nr. 53—54.)
773. **Hellpach, W.** Über die Anwendung psychopathologischer Erkenntnisse auf gesellschaftliche und geschichtliche Erscheinungen. (Annal. der Naturphilos., 5. S. 321. Jena, 1906.)
774. **Hellpach, W.** Die Pathographie und ihr Meister. [Möbius.] (1907.)
775. **Jentsch, E.** Zum Andenken an Paul Julius Möbius. (Marhold, Halle, 1907.)
776. **Jodl, F.** Rousseau im Lichte der Pathologie (1903). (In: Jodl, Vom Lebenswege, 1. S. 39. Cotta, Stuttgart, 1916.)
777. **Kehrer, F. und Fischer, S.** Modell einer klinisch-experimentellen Pathographie. (Z N Pt, 85. 1923.)
778. **Kräpelin, E.** Paul Julius Möbius. (Cbl N Pt, 1907.)
779. **Kronfeld, A.** Eine Bedenklichkeit der „angewandten" Psychiatrie. (Z N Pt, 65. 1921.)
780. **Lange, W.** Hölderlin. Vorwort, S. VII [über Pathographie]. (Enke, Stuttgart, 1909.)
781. **Lewin, L.** Friedrich Hebbel. Beitrag zu einem Psychogramm. (Behr, Berlin, 1913. Hebbel-Forschungen 6.) [Z ang Ps, 7. S. 447. 1913.]
782. **Margis, P.** Das Problem und die Methoden der Psychographie mit einer Individualanalyse von E. T. A. Hoffmann. (Dissert., Breslau, 1911.)
783. **Margis, P.** Das Problem und die Methoden der Psychographie. (Z ang Ps, 5. S. 409. 1911.)
784. **Margis, P.** E. T. A. Hoffmann. Eine psychographische Individualanalyse. (Barth, Leipzig, 1911. Z ang Ps, Beih. 4.)
785. **Möbius, P. J.** Psychiatrie und Literaturgeschichte. (Stachyologie S. 51. Barth, Leipzig, 1901.)
786. **Möbius, P. J.** Rousseau. Vorwort zur neuen Ausgabe [über Pathographie]. (Barth, Leipzig, 1902.)
787. **Möbius, P. J.** Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. (Marhold, Halle, 1907.)
788. **Möbius, P. J.** Ausgewählte Werke. Einleitung zu den ersten vier Bänden [über Pathographie]. (Barth, Leipzig, 1911.)
789. **Über Psychographie.** (Z ang Ps, 3. S. 163. 1909.)
790. **Sadger, J.** Von der Pathographie zur Psychographie. (Imago, 1. S. 158. 1912.) [Zbl P A, 3. S. 551. Furtmüller.]
791. **Schneider, K.** Der Dichter und der Psychopathologe. (Rheinland-Verl., Köln, 1922.)
792. **Stern, E.** Patho-psychographische Untersuchungen. (A Pt, 61. 1920.)
793. **Stern, W.** Über Aufgabe und Anlage der Psychographie. (Z ang Ps, S. 166. 1909.)

794. **Stern, W.** Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. (Barth, Leipzig, 1911. 2. A. 1921.)

20. PSYCHOGRAPHIEN UND PATHOGRAPHIEN

AGNESI

795. **Amati, A.** Di Don Pietro Agnesi etc. (Rendiconti dell'Istituto Lombardo. Mailand, 1898) R.
796. **Anzoletti, L.** Maria Gaetana Agnesi. (Mailand. 1900) R.
797. **Lombroso, C.** Gaetana Agnesi. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 145. 1907.)

ALEXANDER DER GROSSE

798. **Bosc, L.** Les signes de dégénérescence chez les hommes illustres de Plutarque. (Thèse, Toulouse, 1899) R.
799. **Ujfalvy, C. v.** Le type physique d'Alexandre le Grand. (Paris, 1902) R.
800. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 3. S. 146. Comment est mort Alexandre le Grand? (Michel, Paris, 1908.)
801. **Kanngießer, F.** Über die Todesursachen Alexanders des Großen usw. (St. Petersburger med. Wschr. 51. 1911) O.
802. **Boven, W.** Alexander der Große. (Imago, 8. 1922.)

ALFIERI

803. **Antonini.** Studio su Alfieri. (Turin, 1888) O.

AMENHOTEP IV.

804. **Abraham, K.** Amenhotep IV. (Echnaton.) (Imago, 1. 1912.)
805. **Kekule von Stradonitz, St.** Der Ketzerkönig Ekhinaton von Ägypten und sein Nachfolger Tut-ankh-Amon im Lichte der Vererbungslehre. (Z N Pt, 94. 1924.)

AMIEL

806. **Carcan. La maladie d'Amiel.** [Zitiert, aber nicht aufgefunden] OO.

ANDERSEN

807. **Hansen, A.** H. C. Andersen. Beweis seiner Homosexualität. (Ib sex Zw, 3. S. 203. 1901.)

ARGENTINISCHE BERÜHMTHEITEN

808. **Meija, J. M. R.** Las neurosis de los hombres celebres en la Historia Argentinia. (Buenos Ayres, 1878.) [Lombroso, Entartung und Genie, 1894. S. 183.]
809. **Meija, J. M. R.** Nevrosis de los hombres celebres de la historia argentina. (Buenos Ayres, 1885) O.

AUGUSTIN

810. — David und der heilige Augustin, zwei Bisexuelle. (Jb sex Zw, 2. S. 288. 1900.)
811. **Weidel, K.** Augustins Konfessionen. (Z R Ps, 4. 1910.)
812. **Dezwarte et Jannin, M.** Les grands inquiets: contribution à la psychologie des grands hommes. (Anm. m. ps. 1918) O.
813. **Achelis, W.** Die Deutung Augustins. (Kampmann und Schnabel, Prien am Chiemsee, 1921.) [Imago, 9. S. 134.]
814. **Legewie, B.** Augustinus. Eine Psychographie. (Marcus, Bonn, 1925.)

BALZAC

815. **Cabanès, A.** Balzac. (Ch m, Nr, 20. 1899) R.

BAUDELAIRE

816. **Nordau, M.** Entartung Bd. 2. S. 81—95. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
817. **Michaut,** Comment est mort Baudelaire? (Ch m, S. 186. 1902) R.

818. **Cabanès.** Le Sadisme chez Baudelaire. (Ch m, S. 725. 1902) R.
819. **Michaut.** Un dernier mot sur la maladie de Baudelaire. (Ch m, S. 27. 1903) R.
820. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 320. (Doin, Paris, 1908.)
821. **Dupouy, R.** Charles Baudelaire. (Ann. m. ps. 11. S. 353. 1910.) [Zbl PA. I. S. 53.]
822. **Stekel, W.** Zur Psychologie der Inzestliebe [Baudelaires]. (Zbl PA. I. S. 72. 1911.)
823. **Ranke, O.** Zu Baudelaires Inzestkomplex. (Zbl PA, I. S. 275. 1911.)

BECCARIA

824. **Lombroso, Paola.** Le psicosi di Beccaria. (Ao Pt, 18. S. 233. Turin, 1897) O.

BEETHOVEN

825. **Wawruch.** Ärztlicher Rückblick auf L. van Beethovens letzte Lebensepoche. (Wiener Zeitschrift, 30. April 1842) O.
826. **Vieille, F.** Etat mental de Beethoven. (Lyon, 1905) R.
827. **Klotz-Forest.** La surdité de Beethoven. (Ch m, 12. S. 321. Paris, 1905) R.
828. **Baratoux et Natier, M.** A propos de la surdité de Beethoven. (Ch m, 12. S. 492. Paris, 1905) R.
829. **Bonnier, P. et Garnault, P.** La surdité de Beethoven. (Ch m, 12. S. 521. Paris, 1905) R.
830. **Klotz-Forest.** La dernière maladie et la mort de Beethoven. (Ch m, 13. S. 209, 241. 1905) R.
831. **Niemack-Charles, J.** Herzschlag und Rhythmus. Ein Versuch, dem Verständnis von Beethovens Werken durch das Studium seiner Ohren- und Herzkrankheit näher zu kommen. (Die Musik, Jg. 7. Bd. 27. 1907—08.)
832. **Jacobsohn, L.** Ludwig van Beethovens Gehörleiden. (Deutsche med. Wschr., 36. S. 1282. 1910.)
833. **Irabarne.** Un sourd célèbre. (Gaz. méd. de Paris, 84. Supl. III. 1913) O.
834. **Rogers, J. F.** The physical Beethoven. (P Sc M, 84. 1914) O.
835. **Mercklin, A.** Über das Mißtrauen und den sog. Verfolgungswahn der Schwerhörigen. S. 420. (Z Pt, 74. 1918.)

BELGIOIOSO

836. **Luzio, A.** Il romanzo della Principessa. (Ao Pt, 23. 1902) R.
837. **Barbiera.** La principessa di Belgioioso. (Mailand.) [Lombroso, Genie und Entartung 1910, S. 146.]

BERLIOZ

838. **Gochler, G.** Hektor Berlioz. (Die Zukunft, Jg. 13. S. 395, 433. 1905.)
839. **Gould, G. M.** A biographic clinic on Berlioz. (St. Louis — M. Rev., 52. 1905) O.
840. — La névropathie de Berlioz et la critique technogénique. (Ch m, S. 312. 1906) R.
841. **Feis, O.** Hector Berlioz; eine pathographische Studie. (Bergmann, Wiesbaden, 1911. G N, H. 81.)

BERTHELOT

842. **Toulouse, E.** Notes biologiques sur M. Berthelot. (R Pt, S. 368. 1901.)

BERZELIUS

843. **Ebstein, W.** Die Gicht des Chemikers Jacob Berzelius. (Enke, Stuttgart, 1904.)

BISMARCK

844. **Anonym.** Graf Bismarck und sein Wahnsinn. Berlin, 4. Juni, 1866. (Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung, 11. 11. Juni 1866.)
845. **Schwenninger, E.** Die Krankheit Bismarcks. (Heilkunde, 3. S. 462. Wien, 1898—99) O.

846. **Lomer, G.** Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. (Marhold, Halle, 1907.)
847. **Blocher, E.** Der Alkoholismus Bismarcks. (Intern. Monatschr. z. Erforsch. des Alkoholismus, 19. S. 323. Basel, 1909) O.
848. **Groos, K.** Bismarck im eigenen Urteil. (Cotta, Stuttgart, 1920.)
849. **Müller, A.** Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. (Marcus, Bonn, 1921.)

BLAKE

850. **Vleuten, F. van.** Visionäre Mystik und visionäre Kunst. (Die Nation, 24. S. 363. 1907.)
851. **Benoit, F.** Master of art; Blake, the visionary. (Ann. Psych. Sc. 7. London, 1908. Ann. d. sc. psych. 18. Paris, 1908) O.
852. **Lombroso, C. Blake.** (Genie und Entartung, S. 152. Reclam, Leipzig, 1910.)
853. **Norman, H. J.** William Blake. (J M S, 61. S. 198. London, 1915.)

BLAVATZKY

854. **Freimark, H.** Helena Petrovna Blavatzky, ein weiblicher Ahasver. (Jb sex Zw, 8. 1906.)

BLÜCHER

855. **Bieske, K. L.** Der Feldmarschall Fürst Gebhardt Leberecht Blücher v. Wahlstatt. (Berlin, 1862) O.
856. **Kreuser, Fr.** Über Geistesstörungen im höheren Lebensalter. (Z Pt, 71. 1914.)
857. **Mayer, K. E.** Blücher in kranken Tagen. (Z Pt, 74. S. 323. 1918.)
858. **Haberkant, H.** Blüchers Hypochondrie. (Pt W, 25. S. 39. 1923.)
859. **Haberkant, H.** Ein Tagebuch Bieskes über den Krankheitszustand des Feldmarschalls Blücher und dessen erste Karlsbader Kur im Jahre 1816. (Z Pt, 80. S. 322. 1924.)

BÖCKLIN

860. **Loewenfeld, L.** Über die geniale Geistestätigkeit. S. 93. (Bergmann, Wiesbaden, 1903. G N, H. 21.)

BÖHME

861. **Moses, Josiah.** Pathological aspects of religions. (Monograph. Suppl. des American-Journal of Religious Psychology and Education. Sept. 1906) R.
862. **Kielholz, A.** Jakob Boehme. Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik. (Schr. z. ang. Seelenk. H. 17. Deuticke, Leipzig, 1919.)

GIORDANO BRUNO

863. **Lombroso, C.** Entartung und Genie S. 188—192. (Deutsch v. Kurella. 1894.)

BUDDHA

864. **Binet-Sanglé, Ch.** La folie de Jesus. Bd. 2. S. 175—186. (Maloine, Paris, 1910.)

BYRON

865. **Mingazzini, G.** Sullo stato mentale di Lord Byron. (Riv. sper. di freniat. 21. S. 89. Reggio-Emilia, 1895.) [Lombroso, Genie und Entartung, S. 77. 1910.]
866. **Rau, H.** Das Liebesleben Byrons. (Die neue Heilkunst, 13. Nr. 23. — Dez. 1901.) [Ib sex Zw, 4.]
867. **Hughes, C. H.** A neuro-psychologist's plea for Byron. (Al Neur, 23. S. 349. St. Louis, 1902.)
868. **Labonne, H.** De quoi mourut le grand poète Lord Byron? (Gaz. méd. de Paris, 5. S. 13. 1905) O.

869. **Cerro, E. del.** [n. Niceforo] Lord Giorgio Byron a Missolunghi. (1907.) [Lombroso, Genie und Entartung, S. 77. Reclam, Leipzig, 1910.]
870. **Lombroso, C.** Byron. (Genie und Entartung S. 77. Leipzig, 1910.)
871. **Sanchez-Herrero, A.** Un melancólico celebre. (Rev. Ibero-Am. de cien. méd., 26. S. 340. Madrid, 1911) O.
872. **Knott, J.** The last illness of Byron; a study in the borderland of genius and madness, of cosmical inspiration and pathological psychology. (St. Paul M. J. 14. 1912) O.
873. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 135, 546. (Deuticke, Wien, 1912.)
874. **Holzhausen, P.** Lord Byron als Dichter, Mensch und Psychopath. (Kölnische Zeitung, 5. April 1924 f.)

CALVIN

875. **Gautier, L.** Les maladies de Calvin. (Revue médicale de la Suisse romande, 20 juillet 1905) R.
876. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 3. S. 163. La maladie secrète de Calvin. (Michel, Paris, 1908.)

CÄSAREN UND FÜRSTEN

877. **Champigny.** Les Césars. (Paris, 1841) O.
878. **Droste.** Psychische Abnormitäten großer Männer. S. 65. Carl XI. (Corr.-Blatt der deutsch. Gesellsch. f. Psychiatrie, 2. 1855.)
879. **Dietrich.** Don Carlos, Prinz von Spanien. (Z Pt, 13. S. 426. 1856.)
880. **Ray.** Der Wahnsinn Georgs des Dritten. (Z Pt, 18. S. 407. 1861.)
881. **Spengler, L.** Die Geisteskrankheit des Herzogs Philipp von Mecklenburg. (Neuwied, 2. A. 1863) O.
882. **Wiedemeister.** Geisteskrankheiten der julisch-klaudischen Imperatoren. (Hannover, 1875) O.
883. **Ireland, W.** The history of the hereditary neurosis of the royal family of Spain. (J M S, 25. S. 184. 1879.)
884. **Reumont, A. von.** Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. S. 485 f. (Duncker & Humblot, Leipzig, 1885.)
885. **Ireland, W.** Herrschermacht und Geisteskrankheit. (Lutz, Stuttgart, 1887.)
886. **Vierordt, H.** Medizinisches aus der Weltgeschichte. (Laupp, Tübingen, 1893.)
887. **Beaujeu, M.** Psychologie des premiers Césars. (Masson, Paris, 1893) O.
888. **Quidde, L.** Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn. (Friedrich, Leipzig, 1894.)
889. **Calabanès, A.** Le cabinet secret de l'histoire. (Charles, Paris, 1895—1900.)
890. **Scheffler, L. von.** Elagabal. (Jb sex Zw, 3. S. 231. 1901.)
891. **Holzhausen, P.** Zar Paul I. Eine psychopathische Studie. (Voss. Ztg. 24. März 1901.)
892. **Kekulé von Stradonitz, St.** Über die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der span. Habsburger. (A Pt, 35. 1902.)
893. **Römer, L. S. A. M. von.** Heinrich der Dritte, König von Frankreich und Polen. (Jb sex Zw, 4. 1902.)
894. **Brachet, Aug.** Pathologie mentale des rois de France. (852—1483.) (Hachette, Paris, 1903) O.
895. **Renda, A.** Il destino delle dinastie; l'eredità morbosa nella storia. (Bocca, Turin, 1904) O.
896. **Woods, F. A.** Mental and Moral Heredity in Royalty. A. Statistical Study in History and Psychology. (Holt, New York, 1906) O.
897. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire. (Paris, 1907 f. 6 Bde.)
898. **Kaufmann, M.** Das Sexualleben des Kaisers Nero. (Spohr, Leipzig, 1907.)
899. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 2. S. 194. La maladie de Napoléon III. (Michel, Paris, etwa 1908.)
899a. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 3. S. 191. Une hystérique couronnée: la reine Christine de Suède. (Michel, Paris, 1908.)

899b. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 5. S. 125. Don Carlos était-il fou? (Libr. mond., Paris, 1908.)
899c. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 5. S. 85. Charles-Quint devant la psychologie morbide. (Libr. Mond., Paris, 1908.)
899d. **Hoechstetter, S.** Christine, Königin von Schweden, in ihrer Jugend. (Jb sex Zw, 9. S. 169. 1908.)
899e. **Kowalewsky, P. J.** Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. [Peter III., Paul I., Nebukadnezar, Saul, Ludwig II. von Bayern.] (Aus. d. Russ. übers. v. W. Henckel. Gmelin, München, 1910.)
899f. **Robinson, Ch.** Was King Edward the second a Degenerate? (Amer. Journ. of Insanity, 66. S. 445. 1910) O.
899g. **Dupré.** La folie de Charles VI. (Revue scientifique. Jan. 1911) O.
899h. **Hauser, O.** Der physische Typus und die Herkunft der röm. Kaiser. (Polit.-anthrop. Revue, 10. 1911—12.)
899i. **Kanngießer, F.** Über die Todesursachen Alexanders des Großen und der röm. Kaiser Claudius, Trajan und Hadrian. (St. Petersburger med. Wschr. 51. 1911) O.
899k. **Walsem, G. C. van.** Über die Psychose Wilhelms V., Grafen von Holland. (De Navorscher, 60. S. 357. 1911) O.
900. **Kanngießer, F.** Zur Pathographie des röm. Kaisers Commodus. (Wiener med. Wschr. 20. 1912) O.
901. **Kanngießer, F.** Zur Pathographie des röm. Kaisers Avitus Varius Heliogabal. (Österr. Ärzte-Ztg., 8. 1912) O.
902. **Laignel-Lawastine et P. Mersey.** L'amour de la mort chez les Habsbourg. (Nouvelle Iconographie de la Salpêtriere 26. S. 146. 1913.) [Z N Pt, R, 8. S. 768.]
903. **Müller, E.** Die Regenten des Julisch-Claudischen Kaiserhauses in historischer, genealogischer und psychiatrischer Beleuchtung. (Z Pt, 70. 1913.)
904. **Kanngießer, F.** Die Pathographie der Julisch-Claudischen Dynastie (A Pt, 53. 1914.) [Viel Literatur.]
905. **Müller, E.** Die Kaiser Domitian, Commodus, Caracalla und Elagabal, ein Beitrag zur Frage des Cäsarenwahnsinns. (Z Pt, 71. 1914.)
906. **Müller, E.** Cäsaren-Porträts. (Marcus, Bonn, 1914.)
907. — The Pathographie of the Julius-Claudius-dynasty. (Urol & Cutan. Rev. 19. S. 292. St. Louis, 1915) O.
908. **Praetorius, N.** Das Liebesleben Ludwigs XIII. von Frankreich. (Marcus, Bonn, 1920.)
909. **Flügel, J. C.** Charakter und Eheleben Heinrichs VIII. (Imago, 7. 1921.)
910. **Hentig, H. v.** Über den Cäsaren-Wahnsinn. Die Krankheit des Kaisers Tiberius. (Bergmann, München, 1924. G N, H. 119.)
911. **Holzhausen, P.** Die welfische Erbmasse. (Kölnische Zeitung, Nr. 353, Mai 1925 f.)
912. **Holzhausen, P.** Kotzebue und Zar Paul I. (Deutsche Allgemeine Zeitung, 30. Mai 1925.)
913. **Holzhausen, P.** Das Hausgespenst im Schlosse der Romanows. (Kölnische Zeitung, 22. 10. 1927 f.)

CARDANO

914. **Behr u. Teubner.** De superstitione Hieronymi Cardani in rebus naturalibus. (Lipsiae, 1725) O.
915. **Lélut, L.-F.** Cardan et son esprit familier. [Wo? Wann?] OO.
916. **Lombroso, C.** Sulla pazzia di Cardano. (Gazz. med. ital. lomb. 6. S. 341. Mailand, 1855) O.
917. **Rivari, E.** La mente di Girolamo Cardano. (Zanichelli, Bologna, 1906.) [Ann. m. ps. 66. T. 8. S. 500. 1908.]
918. **Lombroso, C.** Cardanus. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 119. 1907.)
919. **Burr, C. W.** Jerome Cardan as seen by an alienist. (Univ. Penn: Lect., 4. S. 255. Philadelphia, 1917) O.

920. **Power, D'A.** The medical experiences of Benvenuto Cellini. (Quart. CELLINI M. J., 6. S. 199. Sheffield, 1897—98) O.
921. **Roncoroni, L.** Benvenuto Cellini (contributo allo studio della para frenia.) (Ao Pt. 26. S. 271. Turin, 1905) O.
922. **Courbon, P.** Le déséquilibré mental chez Benvenuto Cellini. (France méd., 53. S. 465. Paris, 1906) O.
923. **Courbon, P.** Étude psychiatrique sur Benvenuto Cellini. (Lyon, 1906) O.
924. **Treves.** De la criminalité des passionels géniaux. (Compt. rend. Cong. internat. d'anthrop. crim. 1906. 6, S. 645. Turin, 1908) O.
925. **Meyers, A. W.** The medical experiences of Benvenuto Cellini. (Wiconsin M. J., 9. S. 18, 60. Milwaukee, 1910—11) O.
926. **Varenne, G.** Les trois „visions" de Benvenuto Cellini. (Arch. internat. de neurol. 35. II. S. 11. Paris, 1913) O.
927. **Price, G. E.** A sixteeth century paranoiac (Benvenuto Cellini); his story and his autobiography. (New York M. J., 99. S. 727. 1914) O.
928. **Querenghi, F.** La psiche di Benvenuto Cellini. (Med. Nuova, 10. Nr. 7—8. Rom, 1919) O.
929. **Rosenbloom, J.** Statements of medical interest from the life of Benvenuto Cellini. (Ann. med. Hist. 2. S. 348. New York, 1919) O.
930. **Hermann, J.** Benvenuto Cellinis dichterische Periode. (Imago, 10. 1924.)

CHATEAUBRIAND

931. **Maison, E.** Étude méd. sur Chateaubriand. (Bull. Acad. roy. de méd. Belg. 22. S. 24. 1908) O.

CHOPIN

932. **Cabanès, A.** Les phtisiques célèbres. La maladie de Chopin d'après des documents inédits. (Ch m, S. 673. 1899) R.

COLERIDGE

933. **Dupouy, R.** Coleridge, Opiumisme et psychose périodique. (Journ. de Psychol. norm. et Patholog. 7. S. 226. 1910.) [Z N Pt, R, 2. S. 150.]

COLUMBUS

934. **Lombroso, C.** La pazzia ed il genio in Christoforo Colombo. (Ao Pt, 21. S. 29. Turin, 1900.) (Deutsch.: Schmidts Jahrb. 293. S. 25. 1907.)
935. **Lombroso, C.** Kolumbus. (Genie und Entartung, S. 188. Reclam, Leipzig, 1910.)

COMTE

936. **Renda.** L'invenzione geniale. Un esempio: Augusto Comte. (Turin 1890) O.
937. **Hillemand et Cabanès, A.** La folie d'Auguste Comte. (Ch m, 4. S. 36. 1897) R.
938. **Dumas, G.** La folie (L'état mental) d'Auguste Comte. (Revue philosophique, 1898.) [Lombroso, Genie und Entartung, S. 139. 1910. — Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909.]
939. **Regnard, A.** Génie et folie. (Ann. m. p. 9. S. 379. Paris, 1899.)
940. **Dumas, G.** Psychologie de deux messies positivistes, Saint-Simon et Auguste Comte. (Alcan, Paris, 1905. Bibl. d. philos. cont.) R.
941. **Dezwarte & Jannin, M.** Les grands inquiets: contribution à la psychologie des grands hommes. (Ann. m. p. 1918) O.

CONDORCET

942. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 5. S. 325. Condorcet est-il mort de faim? (Libr. mond., Paris, 1908.)
943. **Herrero, A.** Condorcet. (Archivos Españoles de Neurologia, Psiquiatria, 1. S. 391. 1910.) [Z N Pt, R, 2. S. 1073. R N, 22, II, S. 120. 1911.]

COPPÉ

944. **Binet, A. et Passy.** Études psychologiques sur les auteurs dramatiques. (Ann. ps. 1. S. 60. Paris, 1895) R.

CUREL

945. **Binet, A.** François de Curel. (Ann. ps. 1. S. 119. Paris, 1895) R.

DANTE

946. — Dante: a psychological study. (J. Psych. M., 12. S. 413. London, 1859) O.
947. **Welcker, H.** On the skull of Dante. (Anthrop. Rev. 5. S. 56, 247. London, 1867) O.
948. **Fardel, D.** Dante. (Nouvelle Revue 1893) O.
949. **Lombroso, C.** Neurose bei Dante und Michelangelo, ein Beitrag zur Theorie der Genialität. (Die Zukunft, 5. S. 553. 1893.)
950. **Chiara.** [? Titel.] (Ao Pt, 15. S. 455. 1894) O.
951. **Lombroso, C.** Le nevrosi in Dante e Michelangelo. (Ao Pt, 15. S. 126. Turin, 1894) O. Lombroso[186] S. 13 f.
952. **Sperber, A.** Von Dantes unbewußtem Seelenleben. (Imago, 3. S. 205. 1914.)

DARWIN

953. **Del Greco, F.** La ps. del Genio in Carlo Darwin. (Atti della Soc. Rom. d'Anthrop. 1900) O.
954. **Del Greco, F.** Note degenerative in Carlo Darwin. (Ao Pt. 21. S. 93. Turin, 1900.)
955. **Hahn.** La neurasthénie de Charles Darwin. (Ch m, S. 441. 1901) R.

DEHMEL

956. **Birnbaum, K.** Über die Bedeutung von Dehmels Traumzuständen für die Psychopathologie des dichterischen Schaffens. (Voss. Ztg., Nr. 369. 1923) O.

DIDEROT

956a. **Grasset**[254] (S. 164.)

DIOGENES

957. **Sanchez-Herrero, A.** Un Excéntrico. (Archivos Españoles de Neurologia, Psiquiatria y Fisioterapia, 1. S. 227. 1910.) [Z N Pt, R, 2. S. 151.]

DONIZETTI

958. **Antonini, G.** Donizetti. Studio neuropatologico. (Ao Pt, 21. S. 595. Turin, 1900.)
959. **Cabanès, A.** (Ch m, S. 153. 1906.) R.

DOSTOJEWSKY

960. **Heß, E.** Dostojewski über seine epileptischen Anfälle. (Z Pt, 55. S. 117. 1898.)
961. **Loygue, G.** Un homme de génie. Th. M. Dostojewsky. Étude médico-psychologique. (Thèse, Lyon, 1904.) [Grasset, J. Demifous, S. 142. Paris, 1907.]
962. **Segaloff, T.** Die Krankheit Dostojewskys. (Reinhardt, München, 1907. G R, H. 5.) [Cbl N Pt, S. 235. 1908. W. Lange.]
963. **Neufeld, J.** Dostojewski. Skizze zu einer Psychoanalyse. (Intern. p. a. V., Wien, 1923. Imago-B. 4) O.

DUMAS

964. — Une maladie mystérieuse d'Alexandre Dumas fils. (Ch m, S. 392. 1906) R.

DUQUESNOY

965. **Eekhoud, G.** Un illustre uraniste du XVIIe siècle Jérôme Duquesnoy. (Jb sex Zw, 2. S. 277. 1900.)

FARADAY

966. **Ostwald, W.** Große Männer. (Akad. V., Leipzig, 1909.)
967. **Jentsch, E.** Faradays Gedächtnisschwäche. (Die Naturwissenschaften H. 47—48. 1915.) [Z Pt, 73. S. 132*.]
968. **Jentsch, E.** Faradays Misogynie. (Ztsch. f. Sexualw. 2. 1915. [Z Pt, 73. S. 132*.]

FECHNER

969. **Möbius, P. J.** G. Th. Fechners Krankheitsgeschichte. (Neurolog. Beiträge H. 2. S. 18—34. 1894.)
970. **Hermann, J.** Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen. (Intern. p. a. V., Wien, 1926.) (Auch: Imago, 11. 1925.)

FEUERBACH

971. **Strohmayer, W.** Hans Thoma und Anselm Feuerbach. Ein Beitrag zur Lehre Kretschmers von den Temperamenten. (Z N Pt, 76. 1922.)

FLAUBERT

972. **Binet-Sanglé, Ch.** L'épilepsie chez Gustave Flaubert. (Ch m, S. 641. 1900 u. S. 62. 1901) R.
973. **Michaut, Gelineau.** (Ch m, S. 670, 703, 775. 1900) R.
974. **Michaut.** Un livre à écrire sur Gustave Flaubert. (Ch m, S. 775. 1900) R.
975. **Regnault, F.** Les observations d'épilepsie sur les hommes de génie et notamment sur Gustave Flaubert, ont été jusqu'a présent mal prises. (Revue de l'hypnotisme, 15. S. 270. 1900) R.
976. **Fortin.** Le subconscient chez Flaubert. (Ch m, S. 28. 1901) R.
977. **Dumesnil, R.** Flaubert, son hérédité, son milieu, sa méthode. (Paris, 1905) R.
978. **Grasset, J.** Demifous. S. 150. (Alcan, Paris, 1907.)
979. **Reik, Th.** Flauberts Jugendregungen. (P an, 2. Nr. 3. 1911.) [Zbl P A, 2. S. 356.]
980. **Reik, Th.** Der liebende Flaubert. (P an, 2. Nr. 4. 1911.) [Zbl P A, 2. S. 356.]
981. **Reik, Th.** Flaubert und seine Versuchung des heil. Antonius. (Bruns, Minden, 1912) O.
982. **Reik, Th.** Zwei Träume Flauberts. (Zbl P A, 3. S. 222. 1913.)

FRIEDRICH DER GROSSE

983. **Selle, Chr. G.** Krankengeschichte des Höchstseligen Königs von Preußen Friedrichs des Zweiten Majestät. (Mylius, Berlin, 1786) R.
984. **Zimmermann, J. G.** Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode. (Weidmann, Leipzig, 1788) R.
985. **Mamlock, G. L.** Friedrichs des Großen Beziehungen zur Medizin. (Dunkker, Berlin, 1902).
986. **Ebstein, W.** Die Gicht des Chemikers Jacob Berzelius und anderer hervorragender Männer. S. 53. (Enke, Stuttgart, 1904.)
987. **Sommer, R.** Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre. (Kl. Somm. 10. Halle, 1917.)
988. **Vorberg, G.** Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II. (Marcus, Bonn, 1921. Abh. a. d. Geb. d. Sexualforsch. 3, H. 6.)

GARSCHIN

989. **Lourié, O.** La psychologie des romanciers russes du XIXe siècle. (Alcan, Paris, 1905) R.
990. **Birstein, J.** W. M. Garschin's Traum. Eine neuropsychologische Studie zur Frage des Selbstmords. (Zbl P A, 4. S. 432. Auch S. 94. 1914.)

990a **Dupré, E. et Devaux.** La mélancholie du peintre Hugo van der Goes. (Congr. d'Alién. et Neurolog. de France. L'Encéphale, 5. II. S. 176. 1910.) [Z N Pt, R, 3. S. 946.]

GOETHE

991. **Möbius, P. J.** Goethe. (Barth, Leipzig, 1898. 2. A. 1903.)
992. **Freund, W. A.** Zu „Don Sassafras" (Erich Schmidt) und „Über das Pathologische bei Goethe" (P. J. Möbius). (Mü med W, 45. S. 1532. 1898.)
993. **Möbius, P. J.** Goethe und W. A. Freund. (Mü med W, 45. Nr. 51. 1898. Auch: Stachyologie, S. 91. 1901.)
994. **Kirstein, A.** War Goethe syphilitisch? (All. med. Zentralbl. Nr. 99. 1898) R.
995. **Hansen, A.** Goethes Leipziger Krankheit und Don Sassafras. (Hoffmann, Leipzig, 1899) R.
996. **Hirth, G.** Er – pathologisch? Ein Beitrag zur Feier von Goethes 150. Geburtstag. (Hirth, München, 1899) O.
997. **Möbius, P. J.** Psychiatrische Goethestudien. (Das Leben, 2. H. 4. 1899) O.
998. **Sadger, J.** War Goethe eine pathologische Erscheinung? (Deutsche Revue, April 1899) O.
999. **Sadger, J.** Über das Pathologische bei Goethe. (Die Umschau, 2. Nr. 31. 1899) O.
1000. **Sadger, J.** War Goethe homosexuell? (Neue mediz. Presse Nr. 17. 5. Sept. 1900) O.
1001. **Möbius, P. J.** Goethe und die Geschlechter. (Marhold, Halle, 1903) R.
1002. **Ebstein, W.** Die Gicht des Chemikers J. Berzelius und anderer hervorragender Männer S. 56. (Enke, Stuttgart, 1904.)
1003. **Hahn, L.** La psychopathologie de Goethe. (Ch m, S. 321, 358. 1904) R.
1004. **Sommer, R.** Zur Genealogie Goethes. (Cbl N Pt, S. 955. 1907.)
1005. **Lombroso, C.** Goethe. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 137. 1907.)
1006. **Sommer, R.** Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. (Barth, Leipzig, 1908.) [Cbl N Pt, S. 955. 1907. — Z ang Ps, 3. S. 305.]
1007. **Sommer, R.** Goethe im Lichte der Vererbungslehre. (Barth, Leipzig, 1908.) [Z ang Ps, 3. S. 306.]
1008. **Stekel, W.** Dichtung und Neurose. S. 25. (Bergmann, Wiesbaden, 1909. G N, H. 65.)
1009. **Fränkel, B.** Des jungen Goethe schwere Krankheit, Tuberkulose keine Syphilis. (Ztschr. f. Tuberkul. 15. H. 4. 1910) R.
1010. **Gerber.** Nochmals „Goethes Leipziger Krankheit". (Berlin. klin. Wschr., 47. S. 1482. 1910.)
1011. **Hansen, A.** Goethe's Krankheit und „Don Sassafras". (Wörner, Leipzig, 1911) R.
1012. **Hinrichsen, O.** Sexualität und Dichtung. (Bergmann, Wiesbaden, 1912. G N, H. 85.)
1013. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 501. (Deuticke, Wien, 1912.)
1014. **Jacobi, W.** Das Zwangsmäßige in Goethes Schaffen. (Jena, 1915) O.
1015. **Jacobi, W.** Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes. (Wendt u. Klauwell, Langensalza, 1915) O.
1016. **Freud, S.** Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit". (Imago, 5. S. 49. 1917.)
1017. **Schelenz, H.** Nochmals Goethes Krankheit. (Berl. klin. Wschr., 56. S. 259. Dazu: A. Hansen, S. 1067. 1919.)
1018. **Jacobi, W.** Über die Beziehung des dichterischen Schaffens zu hysterischen Dämmerzuständen, erläutert an der Art Goethescher Produktivität. (A Pt, 64. 1922.) [Z N Pt, R, 27. S. 553.]
1019. **Hermann, J.** Die Regression zum zeichnerischen Ausdruck bei Goethe. (Imago, 10. 1924.)

VAN GOGH

1020. **Birnbaum, K.** Psychopathologische Dokumente. S. 275. (Springer, Berlin, 1920.)

1021. **Birnbaum, K.** Von der Geistigkeit der Geisteskranken. (Z N Pt, 77. 1922.)
1022. **Jaspers, K.** Strindberg und van Gogh. (Bircher, Leipzig, 1922. 2. A. Springer, Berlin, 1926.) [Z N Pt, R, 44. S. 244.]
1023. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1923.)
1024. **Westerman Holstijn, A. J.** Die psychologische Entwicklung Vincent van Goghs. (Imago, 10. 1924.)
1025. **Riese, W.** Über den „Stilwandel" bei Vincent van Gogh. (Z N Pt, 98. 1925.)
1025a **Evensen, H.** Die Geisteskrankheit Vincent van Goghs. (Z Pt, 84. 1926.) [Z N Pt, R, 44 S. 245.]
1025b **Riese, W.** Vincent van Gogh in der Krankheit. (Bergmann, München, 1926. G N, H. 125.)

GOGOL

1026. **Lourié, O.** La psychologie des romanciers russes du XIXe siècle. (Alcan, Paris, 1905.) [Grasset, J. Demifous. S. 141. Paris, 1907.]
1027. **Kraus, O.** Der Fall Gogol. (Reinhardt, München, 1912.)
1028. **Gesemann, G.** Grundlagen einer Charakterologie Gogols. (Jahrb. d. Charakterologie, Hg. Utitz, 1. Berlin, 1924.)

GONCOURT

1029. **Binet, A. et Passy.** Études psychol. sur les auteurs dramatiques. (Ann. ps. 1. Paris, 1895) R.
1030. **Goncourt, E. de.** La dernière maladie de Jules de Goncourt. (Ch m. S. 464. 1896) O.
1031. **Gelineau.** Une victime de la neurasthénie. Jules de Goncourt. (Ch m. S. 625. 1901) O.
1031a **Michaut.** Une prétendue victime de la neurasthénie. Edmond de Goncourt. (Ch m, S. 698. 1901) O.

GRABBE

1032. **Piper, C. A.** Beiträge zum Studium Grabbes. (München, 1898) R.
1033. **Ebstein, E.** Beitrag zur Krankengeschichte Grabbes. (Ztschr. f. Bücherfreunde, S. 486. März 1906) R.
1034. **Ebstein, E. Chr.** Grabbes Krankheit. Eine medizinisch-literarische Studie. (Reinhardt, München, 1906. G R, H. 3.)

GRILLPARZER

1035. **Rau, H.** Friedrich Grillparzer und sein Liebesleben. (Barsdorf, Berlin, 1904) O.
1036. **Hinrichsen, O.** Vortrag. (Jahresbericht d. Baseler Irrenhilfsvereins, März 1908.) [Cbl N Pt, S. 780. 1908.]
1037. **Stekel, W.** Dichtung und Neurose. (Bergmann, Wiesbaden, 1909. G N, H. 65.)
1038. **Rank, O.** Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. S. 466. (Deuticke, Wien, 1912.)
1039. **Hinrichsen, O.** Sexualität und Dichtung. S. 29. (Bergmann, Wiesbaden, 1912. G N, H. 85.)

GUERRAZZI

1040. **Mondolfo, R.** Per le relazioni fra genialita e degenerazione (Francesco Domenico Guerrazzi). (Ao Pt, 21. S. 373. Turin, 1900.)

GUTZKOW

1041. **Vleuten, F. van.** Die Leidensjahre Karl Gutzkow's. (Das Literar. Echo, 8. 1906.) [Cbl N Pt, S. 664. 1906.]

HÄUSSER

1042. **Reiß, E.** Über formale Persönlichkeitswandlung als Folge veränderter Milieubedingungen. (Z N Pt, 70. 1921.)

HEBBEL

1043. **Stekel, W.** Die Träume der Dichter. S. 195. (Bergmann, Wiesbaden, 1912.)
1044. **Sadger, J.** Freudsche Mechanismen bei Hebbel. (Z P A, 1. S. 165. 1913.)
1045. **Sadger, J.** Über das Unbewußte und die Träume bei Hebbel. (Imago, 2. 1913.)
1046. **Lewin, L.** Beitrag zu einem Psychogramm. (Behr, Berlin-Steglitz, 1913. Hebbel-Forschg 6. Auch: Z ang Ps, 7. S. 447.)
1047. **Sadger, J.** Friedrich Hebbel. Ein psychoanalytischer Versuch. (Deuticke, Wien, 1920. Schr. z. ang. Seelenk. 18.)

HEINE

1048. **Mauthner, L.** Vorträge aus dem Gesamtgebiete der Augenheilkunde. Bd. 2. (Bergmann, Wiesbaden, 1881) R.
1049. **Rahmer, S.** Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. (Reimer, Berlin, 1901.)

HELMHOLTZ

1050. **Hansemann, D. v.** Über das Gehirn von Helmholtz. (Leipzig, 1899) O.
1051. **Ostwald, W.** Große Männer. (Akad. V., Leipzig, 1909.)

HERVIEU

1052. **Binet, A.** La création littéraire. Portrait psychologique de M. Paul Hervieu. (L'Année psychol. Hrg. Binet, 1. Paris, 1904.) [Z ang Ps, 5. S. 428.]

E. T. A. HOFFMANN

1053. **Barine, A.** Essais de littérature pathologique. I. Le vin: Hoffmann. (Revue des deux Mondes, 15. Nov. 1895.) [Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909.]
1054. **Kiernan, J. G.** An ataxic paranoiac of genius; a study of E. T. A. Hoffmann. (Al Neur, 17. S. 295. St. Louis, 1896) O.
1055. **Barine, A.** (Mme. Vincens) Névrosés. Hoffmann. Quincey. Poe. de Nerval. (Paris, 1898) O.
1056. **Klinke, O.** E. T. A. Hoffmann, Leben und Werke. Vom Standpunkte eines Irrenarztes. (Sattler, Braunschweig, 1903) R.
1057. **Klinke, O.** Zur Würdigung E. T. A. Hoffmanns. (M Pt, 17. Ergänz.H. S. 144. 1905.)
1058. **Klinke, O.** E. Th. A. Hoffmanns Leben und Werke vom Standpunkte eines Irrenarztes. (Marhold, Halle. 1908.)
1059. **Demerliac, M.** Étude médico-psychologique sur Hoffmann. (Thèse, Lyon, 1908.)
1060. **Schaeffer, K.** Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literar. Schaffen. (Elwert, Marburg, 1909. Beitr. z. dtsch. Literaturwissensch. 18) O.
1061. **Margis, P.** Die Synästhesien bei E. T. A. Hoffmann. (Z. f. Ästh. 5. 1910) R.
1062. **Kuenemann, v.** E. T. A. Hoffmann. Étude médico-psychologique. (Paris, 1911) O.
1063. **Margis, P.** E. T. A. Hoffmann. Eine psychographische Individualanalyse. (Z ang Ps. Beih. 4. Barth, Leipzig, 1911.)

HÖLDERLIN

1064. **Waiblinger, W.** Der kranke Hölderlin. (Hrg. P. Friedrich, Xenien-Verlag, Leipzig. Org. 1830.)
1065. **Noack, L.** Dichterwahnsinn und wahnsinnige Dichter. S. 252. (Psyche, 2. 1859.)
1066. **Möbius, P. J.** (Zeit, Nr. 362, Wien, 1901. Auch in: W. Lange, Hölderlin, 1909. S. 168.)
1067. **Vleuten, F. van.** Die Geistesstörung Friedrich Hölderlins. (Die Nation, 23. Nr. 40. 1906.)

1068. **Lange, Wilhelm.** Hölderlin. Eine Pathographie. (Enke, Stuttgart, 1909.)
1069. **Jung, C. G.** Wandlungen und Symbole der Libido. S. 424—39. (Jb P A, 4. 1912.)
1070. **Trummler, E.** Der kranke Hölderlin. (Recht, München, 1921.)
1071. **Jaspers, K.** Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. (Bircher, Leipzig, 1922. 2. A. Berlin, 1926.)

HUGO

1072. **Cabanès.** La mégalomanie de Victor Hugo. (Ch m, S. 157, 242. 1902) R.

JEANNE D'ARC

1073. **Osiander, B.** Entwicklungskrankheiten in den Blüthenjahren des weibl. Geschlechtes. B. 1. S. 38. (Göttingen, 1817) O.
1074. **Boismont, A. Brierre de.** Des Hallucinations. (Baillière, Paris, 1845. Chap. XV. S. 455—529. 3. éd. 1862. Chap. IX. S. 499—521) R.
1075. **Calmeil, L. F.** De la folie considérée sous le point de vue pathologique, philosophique, historique et judiciaire. Bd. 1. S. 128. (Baillière, Paris, 1845) R.
1076. **Calmeil, L. F.** Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. S. 22. (Nach d. Französ. v. R. Leubuscher. Halle, 1848.)
1077. **Hecker, J. F.** Über Visionen. S. 4, 24. (Berlin, 1848) R.
1078. **Jackson, J. W.** Joan of Arc and Ecstatic. (London, 1856) R.
1079. **Moreau, J.** La psychologie morbide. S. 534. (Masson, Paris, 1859.)
1080. **Schoen, B.** Die Jungfrau von Orléans (Hartleben, Leipzig, 1859) R.
1081. **Bertrand de Saint-Germain, G.** La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire. (Baillière, Paris, 1860. Revue médicale, fév. 1860) R.
1082. **Boismont, A. Brierre de.** De l'hallucination historique, ou étude médico-psychologique sur les voix et les révélations de Jeanne d'Arc. (Baillière, Paris, 1861) R.
1083. **Flourens, P.** De la raison du génie et de la folie. (Garnier, Paris, 1861.)
1084. **Vergnaud-Romagnési.** Examen philosophique et impartial des apparitions et de la mission divine de Jeanne d'Arc. (Herlusion, Orléans, 1861) R.
1085. **Monchy, Le Ricque de.** Étude historique et physiologique. Jeanne d'Arc. (Boehm, Montpellier, 1868) R.
1086. **Hagen, F. W.** Die Jungfrau von Orleans. (Studien auf dem Gebiete der ärztl. Seelenkunde, Vortrag, Erlangen, 1870.)
1087. **Jackson, J. W.** Joan of Arc. (London, 1870) R.
1088. **Rosières, R.** La légende de Jeanne d'Arc. (Baillière, Paris, 1877) R.
1089. **Ireland, W.** On the Character and Hallucinations of Joan of Arc. (J M S, 28. S. 483; 29. S. 18. 1883.)
1090. **Sully.** Die Illusionen, eine psychologische Untersuchung. (Leipzig, 1884) R.
1091. **Lélut, L.-F.** Le génie, la raison et la folie. (Baillière, Paris, 1889) R.
1092. **L. M.** Le génie de Jeanne d'Arc. Essai d'analyse. (Baudoin, Paris, 1892) R.
1093. **Zürcher, Jos.** Jeanne Darc. (Dissert. — Mutze, Leipzig, 1894—95.)
1094. **Lanéry d'Arc, P.** Le livre d'or de Jeanne d'Arc. Bibliographie. (Techener, Paris, 1894.) [Insbesondere Nr. 699—739.]
1095. **Hirsch, William.** Betrachtungen über die Jungfrau von Orleans vom Standpunkte der Irrenheilkunde. (Coblentz, Berlin, 1895.)
1096. **Regnard, A.** Génie et folie. S. 183. (Ann. m. p. 56. T. 7. Paris, 1898).
1097. **Krafft-Ebing, R. von.** Lehrbuch der Psychiatrie. S. 109. (Enke, Stuttgart, 7. A. 1903.)
1098. **Dumaz, J.** Psychologie de Jeanne d'Arc. (Ann. m. p., 57. S. 353. 1904.)
1099. **Dumas, G.** In: A. France. Vie de Jeanne d'Arc. (Calmann-Lévy, Paris, 1908.)

1100. **Pelman, C.** Psychische Grenzzustände. S. 232. Die Jungfrau von Orleans. (Cohen, Bonn, 1909.)
1101. **Wölfing, J.** Die Jungfrau von Orleans. Jeanne d'Arc. Eine geschichtlich-psychiatrische Studie. (Dissert. Tübingen, 1922.)
1101a **Shaw, B.** Die heilige Johanna. Dramatische Chronik. Vorwort. (Deutsch: S. Fischer, Berlin, 1924.)

JESUS

1102. **Noack, L.** Der Stifter des Christentums. Eine historisch-psychologische Analyse. (Psyche, 2. Wigand, Leipzig, 1859.)
1103. **Soury, J.** Jésus et les Evangiles. (Charpentier, Paris, 1878) OO R.
1104. **Dulk, A.** Der Irrgang des Lebens Jesu. (Dietz, Stuttgart, 1884—85.)
1105. **Holtzmann, O.** War Jesus Ekstatiker? (Mohr, Tübingen, 1903.)
1106. **de Loosten** (G. Lomer). Jesus Christus vom Standpunkt des Psychiaters. (Handelsdruckerei, Bamberg, 1905.) [Z Pt, 63. S. 102.]
1107. **Rasmussen, E.** Jesus. Eine vergleichend psychopathologische Studie. (Deutsch von A. Rothenburg, Leipzig, 1905.)
1108. **Mörchen, F.** Zur psychiatrischen Betrachtung des überlieferten Christusbildes. (Monatsschr. f. d. kirchliche Praxis, 6. 1906.)
1109. **Ninck, J.** Jesus als Charakter. (Hinrichs, Leipzig, 1906.)
1110. **Baumann, J.** Die Gemütsart Jesu. (Kröner, Leipzig, 1908.)
1111. **Binet-Sanglé.** La folie de Jésus. (Maloine, Paris, I, 1908. II, 1910. III, 1912.) [R N, 1909. S. 420.]
1112. **Kneib, Ph.** Moderne Leben-Jesu-Forschung unter dem Einfluß der Psychiatrie. (Kirchheim, Mainz, 1908) [Z R Ps, 4. S. 213.]
1113. **Werner, H.** Die psychische Gesundheit Jesu. (Runge, Lichterfelde-Berlin, 1908. Bibl. Zeit- u. Streitfragen, 4. H. 12.)
1114. **Ziegler, Th.** David Friedrich Strauß. Bd. 2. S. 608—612. (Trübner, Straßburg, 1908.)
1115. **Hirsch, William.** Religion und Zivilisation vom Standpunkte des Psychiaters. S. 87—164. (Bonsels, München, 1910.)
1116. **Schaefer, H.** Jesus in psychiatrischer Beleuchtung. Eine Kontroverse. (Hofmann, Berlin, 1910.)
1117. **Werner, H.** Der historische Jesus der liberalen Theologie — ein Geisteskranker. (Neue Kirchliche Ztschr. 22. S. 347. 1911.)
1118. **Schweitzer, A.** Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. S. 362—367, 390—443. (Mohr, Tübingen, 1913.)
1119. **Schweitzer, A.** Jesus. Kritik der von medizinischer Seite veröffentlichten Pathographien über Jesus. (Dissert. — Straßburg. Tübingen, 1913.)
1120. **Schweitzer, A.** Die psychiatrische Beurteilung Jesu. (Mohr, Tübingen, 1913.)
1121. **Berguer, G.** Quelques Traits de la vie de Jésus au point de vue psychologique et psychoanalytique. (Atar, Genève et Paris, 1920.) [Imago, 6. S. 291.]
1122. **Shaw, B.** Über die Aussichten des Christentums. (Die neue Rundschau, 36. H. 5—9. Berlin, 1925.)

JOHANNA VON CASTILIEN

1123. **Bird, F.** Geschichte der Seelenstörung Johanna's von Castilien. (Z Pt, 5. S. 151. 1848.)
1124. **Winning.** (Historisch. Taschenbuch, S. 173. 1874) O.
1125. **Cuylits.** La mère de Charles-Quint, Jeanne de Castille, dite la Folie, fût-elle réellement aliénée? (Bulletin de la Soc. Méd. mentale de Belgique, 299. 1912.) [Z N Pt, R, 6. S. 107.]

SAMUEL JOHNSON

1126. **Rogers, B. M. H.** Medical aspect of Boswell's „Life of Johnson", with some account of the medical men mentioned in that book. (Al Neur, 32. S. 277. 1911.) [Z N Pt, R, 3. S. 947.]

JOSEPHSON

1127. **Forster, E.** Über Josephsons Bilder während der Krankheit. (Ztschr. f. bild. Kunst, S. 175. 1910.) [Z N Pt, R, 3. S. 97.]
1128. **Jaspers. K.** Strindberg und van Gogh. S. 126. (Bircher, Leipzig, 1922.)
1129. **Prinzhorn, H.** Bildnerei der Geisteskranken. S. 341. (Springer, Berlin, 1922.)

KAMBYSES

1130. **Lombroso, C.** Kambyses. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 144. 1907.)

KANT

1131. **Wasianski, E. A. Ch.** Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. (Nicolovius, Königsberg, 1804.)
1132. **Holzhausen, P.** Kants Alterskrankheit. (Deutsche Allgem. Ztg., 27. April 1924.)

GOTTFRIED KELLER

1133. **Wille, L.** Ärztliches Gutachten betreffend den Geisteszustand des Altstaatsschreibers Dr. philos. G. Keller von Zürich wegen zweifelhafter Testierfähigkeit. (Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, S. 67. Jg. 1893.)
1134. **Hitschmann, E.** Über Träume Gottfried Kellers. (Z P A, 2. S. 41. 1914.)
1135. **Hitschmann, E.** Gottfried Keller. Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk. (Imago, 4. 1916.)
1136. **Hitschmann, E.** Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. (Intern. p. a. V., Wien, 1919. Verbess. u. ergänzt. Neudruck nach Imago, 4, 1916.)

HELEN KELLER

1137. **Stern, W.** Helen Keller. Persönliche Eindrücke. (Z ang Ps, 3. S. 321. 1910.)
1138. **Stern, W.** Helen Keller. (Ziehen-Zieglersche Sammlung, 8. H. 2) O.

KIERKEGAARD

1139. **Rasmussen, E.** Jesus. S. 115. (Zeitler, Leipzig, 1905.)

KLEIST

1140. **Rahmer, S.** Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. S. 337 f. (Reimer, Berlin, 1909.)
1141. **Sadger, J.** Heinrich von Kleist. Eine pathographisch-psychologische Studie. (Bergmann, Wiesbaden, 1910. G N, H. 70.) [Ib P A, 2. S. 683.]
1142. **Jones, E.** Das Problem des „Gemeinsamen Sterbens", namentlich mit Bezug auf den Selbstmord Heinrich von Kleists. (Zbl P A, 1. S. 563. 1911.)

KLOPSTOCK

1143. **Holzhausen, P.** Abnormes bei Klopstock. (Kölnische Ztg., 25. Juni 1924 f.)

THEODOR KÖRNER

1144. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 631. (Deuticke, Wien, 1912.)

LAZZARETTI

1145. **Lombroso, C.** Genie und Irrsinn. S. 278. (Reclam, Leipzig, 1887.)
1146. **Rasmussen, E.** Ein Christus aus unseren Tagen. (Zeitler, Leipzig, 1906.)

LENAU

1147. **Meckel, H.** Lenau. (Z Pt, 7. S. 614. 1850. Auch bei Rahmer 1911.)
1148. **Noack, L.** Dichterwahnsinn und wahnsinnige Dichter. S. 260. (Psyche, 2. 1859.)
1149. **Sadger, J.** Nikolaus Lenau, ein pathologisches Lebensbild. (Neue Freie Presse, Nr. 25 u. 26. Wien, Spt. 1895. Auch: Allgem. Ztg., Beil. Nr. 207. München, 1895) R.

1150. **Weiler, K.** Ist Lenau pathologisch aufzufassen? (Euphorion, 6. S. 785. 1899) R.
1151. **Möbius, P. J.** Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus und Heines. (Die Zeit, 28. Nr. 362. Wien, 1901.)
1152. **Vleuten, F. van.** Nicolaus Lenaus Geisteskrankheit und seine Kunst. (Die Kultur, 1. S. 145. Köln, 1902) OO.
1153. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 404. (Doin, Paris, 1908.)
1154. **Sadger, J.** Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus. (Deuticke, Wien, 1909. Schr. z. ang. Seelenk. H. 6.)
1155. **Rahmer, S.** Nicolaus Lenau als Mensch und Dichter. Ein Beitrag zur Sexualpathologie. (Curtius, Berlin, 1911.)
1156. **Jentsch, E.** Ein unveröffentlichter Brief Sophies von Löwenthal an den geisteskranken Lenau. (Z Sex, 3. S. 10. 1916.)
1157. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1922.)

LENZ

1158. **Möbius, P. J.** Goethe. Bd. 1, S. 115. (Barth, Leipzig, 1903. 3. A. 1909.)
1159. **Weichbrodt, R.** Der Dichter Lenz. Eine Pathographie. (A Pt, 62. 1920 bis 1921.)
1160. **Mayer, Wilhelm.** Zum Problem des Dichters Lenz. (A Pt, 62. 1921.)

LEONARDO

1161. **Freud, S.** Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. (Deuticke, Wien, 1910. 2. A. 1919. Schr. z. ang. Seelenk. H. 7.)
1162. **Schulze, H.** Noch einmal: Leonardo da Vinci usw. (Zbl PA, 3. S. 631. 1913.)
1163. **Reitler, R.** Eine anatomisch-künstlerische Fehlleistung Leonardos da Vinci. (Z P A, 4. S. 205. 1916—17.)

LEOPARDI

1164. **Patrizi, L.** Saggio psico-antropologico su Giacomo Leopardi e sua famiglia. (Bocca, Turin, 1895. Entartung und Genie, 1894, S. 36.)
1165. **Patrizi, N. L.** Nell' estetica e nella scienza. Conferenze e Polemiche. (1899) O.
1166. **Lombroso, C.** Leopardi. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 147. 1907.)
1167. **Lombroso, C.** Genie und Entartung. S. 47. (Reclam, Leipzig, 1910.)

LEUTHOLD

1168. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1922—1923.)
1169. **Weichbrodt, R.** Heinrich Leuthold. Eine Pathographie. (A Pt, 72. 1924.)

LINCOLN

1170. **Clark, L. Pierce.** Unconscious motives underlying the personalities of great statesmen and their relation to epoch-making events. I. A. psychologic study of Abraham Lincoln. (Psychoanal. rev. 8. Nr. 1. S. 1. 1921.) [Z N Pt, R, 25. S. 289.]

LINGG

1171. **Jentsch, E.** Über Hermann Linggs Krankheit. (A Pt, 57. 1917.)

LISZT

1172. **Jentsch, E.** Die Lokalisation der musikalischen Anlage im Schädel. (Z N Pt, 48. 1919.) [Z Pt, 77. S. 62*.]

CLAUDE LORRAIN

1173. **Jentsch, E.** Die Schreckneurose Claude Lorrains. (Pt W, 17. S. 227. 1915.) [Z N Pt, R, 12. S. 511. Z Pt, 73. S. 132*.]

LOYOLA

1174. **Lomer, G.** Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen. Eine pathographische Geschichtsstudie. (Barth, Leipzig, 1913.) [Z N Pt, R, 6. S. 960. Zbl P A, 3. S. 459. Z P A, 1. S. 283.]

LUDWIG II. VON BAYERN

1175. **Carl, F.** Der Charakter König Ludwigs II. von Bayern. (Leipzig, 1886) O. [Psychologisch-psychiatrische Studie.]
1176. **Grashey.** Bernhard von Gudden. Nekrolog. (A Pt, 17. S. 903. 1886.)
1177. **Ireland, W.** The insanity of King Louis II. of Bavaria. (J M S, 32. S. 332. 1886.)
1178. **Ireland, W.** Herrschermacht und Geisteskrankheit. S. 107. (Deutsch: Lutz, Stuttgart, 1887.)
1179. **Kowalewskij, P. J.** Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. S. 133. (Gmelin, München, 1910.)
1180. **Strohmayer, W.** Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. und Otto I. von Bayern. (Bergmann, Wiesbaden, 1912. G N, H. 83.)
1181. **Böhm, G. von.** Ludwig II., König von Bayern. (Engelmann, Berlin, 1922.) [Z N Pt, R, 32. S. 328.]

OTTO LUDWIG

1182. **Ayrer.** Krankheitsbericht. (Dresdener Journal, Nr. 77, 1865. Abgedruckt bei Jentsch, S. 15.)
1183. **Sadger, J.** Das Krankheitsrätsel eines Dichters. (Wiener Fremdenblatt, Nr. 306. 1894) R.
1184. **Jentsch, E.** Das Pathologische bei Otto Ludwig. (Bergmann, Wiesbaden, 1913. G N, H. 90.)

LUKREZ

1185. **Stampini, E.** Il suicidio di Lucrezio. (Rivista di storia antica e scienze affini. Messina, 1896. Lombroso, Genie und Entartung, 1910. S. 148.)

LUTHER

1186. **Augustin, C. F. B.** Über Luthers Körperkonstitution, Krankheiten und Tod. (Neues Hannoversches Magazin, Stück 99 f. 1797) O.
1187. **Kerz, F. von.** Über den Geist und die Folgen der Reformation. (1810) R.
1188. **Prechtl, M.** Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers. (Seidel, Sulzbach, 2. A. 1817.) Antwort auf das Sendschreiben usw. (Seidel, Sulzbach, 1817.)
1189. **Schön, B.** Dr. Martin Luther auf dem Standpunkt der Psychiatrie beurteilt. (Wien, 1873. 2. A. 1874.) R.
1190. **Berkhan.** Die nervösen Beschwerden des Dr. Martin Luther. (A Pt, 11. S. 798. 1881.)
1191. **Küchenmeister, F.** Dr. Martin Luthers Krankengeschichte. (Wigand, Leipzig, 1881) R.
1192. **Kirchhoff.** Beziehungen des Dämonen- und Hexenwesens zur deutschen Irrenpflege. S. 363. Luther. (Z Pt, 44. 1888.)
1193. **Vierordt, H.** Medizinisches aus der Weltgeschichte. S. 43. (Laupp, Tübingen, 1893.)
1194. **Hausrath, A.** Luthers Bekehrung. (Neue Heidelberger Jahrbücher, 6. S. 163. 1896.)
1195. **Regnard, A.** Génie et folie. (Ann. m. p., 57. T. 10. S. 407. Paris, 1899.)
1196. **Hausrath, A.** Luthers Leben. I. S. 31—41, 475—476. II. S. 184, 436—440. (Grote, Berlin, 1904.)
1197. **Kawerau, G.** Etwas vom kranken Luther. (Deutsch-evangel. Blätter, 29. S. 303. Halle, 1904) O.
1198. **Grisar, H.** Ein Grundproblem aus Luthers Seelenleben. Vortrag. (Literar. Beilage der Köln. Volkszeitung, Nr. 40, 41. 5. Okt. 1905.) [Z Pt, 63. S. 102*. Der Tag, 18. I. 1912, Hellpach.]

1199. **Möbius, P. J.** Besprechung von: Grisar[1198]. (Schmidts Jahrb. Bd. 288. S 264. 1905.)
1200. **Baumann, J.** Die Gemütsart Jesu. Anhang I. Luthers „Gemütskrankheit" nach Hausrath. (Kröner, Leipzig, 1908.)
1201. **Ebstein, W.** Dr. Martin Luthers Krankheiten und deren Einfluß auf seinen körperlichen und geistigen Zustand. (Enke, Stuttgart, 1908.)
1202. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 6. S. 37. Comment est mort Luther? (Michel, Paris, etwa 1911.)
1203. **Grisar, H.** Luther. 3 Bde. (Herder, Freiburg i. B. 1911—12. Besonders: Bd. I. S. 463. Bd. II. S. 260, 455, 669. Bd. III. S. 187, 201, 596—712, 849—852.) Nachträge, S. 10. (1925.)
1203a. **Hausrath, A.** Luthers Leben. (Grote, Berlin, I. 1913. II. 1914.)
1204. **Mönkemöller, O.** Kritik: H. Grisar, Über Luther und Luthers psychische Konstitution. (Pt W, 16. S. 239, 256, 284. 1914.)
1205. **Kretschmer, E.** Der sensitive Beziehungswahn. S. 140. (Springer, Berlin, 1918.)
1205a. **Gerdtell, L. v.** Die Revolutionierung der Kirchen. S. 13 f., S. 218 f. (Diesseitsverlag, Schöneiche, 1922.)
1206. **Grisar, H.** Martin Luthers Leben und sein Werk. (Herder, Freiburg i. B., 1926.)

MANZONI

1207. **Graf.** Su Leopardi, Fosco, lo e Manzoni. (1858) O.
1208. **Bellezza, P.** Genio e follia di A. Manzoni. (Mailand, 1898) O.
1209. **Lombroso, C.** Manzoni. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 127. 1907.)

MARAT

1210. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 1. S. 131. (Charles, Paris, 1895.)
1211. **Mamlock, G.** Zur Psychographie von Marat. (Ztschr. f. Psychotherapie u. med. Psychol. 8. S. 200. 1922.) [Z N Pt, R, 32. S. 199.]

MAUPASSANT

1212. **Bianchi, A. G.** La patologia del genio e gli scienziati italiani. Inchiesta a proposito del caso di Guy de Maupassant. (Kantorowicz, Mailand, 1892.)
1213. **Cabanès, A.** Guy de Maupassant chez le Dr. Blanche. (Ch m, S. 682. 1897) R.
1214. **Lumbroso, A.** Souvenirs sur Maupassant. (Bocca, Rom, 1905. Mit psychiatrischen Fußnoten von Morselli.)
1215. **Thomas, L.** La maladie et la mort de Maupassant. (Herbert, Bruges, 1906. Auch: Mercure de France, 15. Juni 1905) O.
1216. **Lacassagne, Z.** La folie de Maupassant. (Thèse, Gimet-Pisseau, Toulouse, 1907.)
1217. **Lagriffe, L.** Guy de Maupassant. Etude de psychologie pathologique. (Ann. m. p. 66. T. 8. S. 203, 353, 1908. 67. T. 9. S. 5, 177, 1909.)
1218. **Lombard, A.** Guy de Maupassant. (Ch m, 15. S. 34. 1908) O.
1219. **Rémond et Voivenel.** La folie de Maupassant. (Progrès médical, 37. S. 270. 1908.) [R N, 1908. S. 1268.]
1220. **Vorberg, G.** Guy de Maupassants Krankheit. (Bergmann, Wiesbaden, 1908. G N, H. 60.) [Cbl N Pt, 1909. S. 582. W. Lange.]
1221. **Lange, Wilhelm.** Die Psychose Maupassants. Ein kritischer Versuch. (Barth, Leipzig, 1909. Auch: Cbl N Pt, 1909, S. 739.) [Z Pt, 67. S. 85. R N, 1911. I. S. 49.]
1222. **Lacassagne, A.** A propos de Maupassant. (Archiv d'anthropol. crim. 25. S. 104. 1910.) [Z N Pt, R, 1. S. 627.]
1223. **Landolt.** A propos de Maupassant. (Archiv. d'anthropol. crim. 25. S. 389. 1910.) [Z N Pt, R, 1. S. 714.]
1224. **Pillet, M.** Le mal de Maupassant. (Thèse. Rey, Lyon, 1911.) [R N, 23. I. S. 522. 1912.]
1225. **Holler.** La peur et les états qui s'y rattachent dans l'oeuvre de Maupassant. (Thèse, Lyon, 1913.) [Z N Pt, R, 9. S. 703.]

1226. **Lagriffe, L.** La peur dans l'oeuvre de Maupassant. (Arch. d'anthropol. crim. 28. S. 188. 1913.) [Z N Pt, R, 7. S. 762.]
1227. **Lagriffe, L.** El medio en las obras de Maupassant. (Archivos de Psychiatría y Criminologia, 12. S. 208. 1913.) [Z N Pt, R, 7. S. 762.]
1228. **Reik, Th.** Aus dem Leben Guy de Maupassants. (Imago, 2. S. 519. 1913.)
1229. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1922.)

ROBERT MAYER

1230. **Ostwald, W.** Große Männer. (Akad. V., Leipzig, 1909.)
1231. **Jentsch, E.** Julius Robert Mayer. Seine Krankheitsgeschichte und die Geschichte seiner Entdeckung. (Springer, Berlin, 1914.)
1232. **Timerding, H.** Robert Mayer und die Entdeckung des Energiegesetzes. (Deuticke, Wien, 1925. Schr. z. ang. Seelenk. H. 20.)

MEILHAC

1233. **Binet, A. et Passy.** Études psychologiques sur les auteurs dramatiques. (An Ps, 1. S. 60. 1895.)

MENZEL

1234. **Weygandt, W.** Zur Frage der pathologischen Kunst. (Z N Pt, 94. 1924.)

K. F. MEYER

1235. **Heß, E.** Über Conrad Ferdinand Meyer. (Z Pt, 58. S. 1164. 1901.)
1236. **Möbius, P. J.** Kritische Bemerkungen über Pathographie. S. 39. (Marhold, Halle, 1907.)
1237. **Sadger, J.** Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie. (Bergmann, Wiesbaden, 1908, G N, H. 59.)
1238. **Lange, Wilhelm.** Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographische Skizze. (Cbl N Pt, 20. S. 209. 1909.)
1239. **Hellpach, W.** Zur pathographischen Diagnose von C. F. Meyer. (Cbl N Pt, 20. S. 426. 1909.)

MICHELANGELO

1240. **Lombroso, C.** [? Titel.] (Ao Pt, 11. S. 3—4. 1890) O.
1241. **Lombroso, C.** Neurose bei Dante und Michelangelo, ein Beitrag zur Theorie der Genialität. (Die Zukunft, 5. S. 553. 1893.)
1242. **Lombroso, C.** Le nevrosi in Dante e Michelangelo. (Ao Pt, 15. S. 126. Turin, 1894) O.
1242a **Lombroso, C.**[186] S. 23 (1894).
1243. **Praetorius, N.** Michelangelo's Urningtum. (Jb sex Zw, 2. S. 254. 1900.)
1244. **Freud, S.** Der Moses des Michelangelo. (Imago, 3. 1914. Anonym!)
1245. **Loewenfeld, L.** Über die geniale Geistestätigkeit. S. 86. (Bergmann, Wiesbaden, 1903.)

MOHAMMED

1246. **Beaux, J.-J.** Mahomet considéré comme aliéné. [Rap. de Renauldin.] (Bull. acad. de méd., 7. S. 762. Paris, 1841—42) O.
1247. **Sprenger, A.** Das Leben und die Lehre des Mohammad. I. S. 207 f. (Nicolai, Berlin, 1861.)
1248. **Rondeau du Noyer.** Mahomet. Étude médico-psychologique. (Thèse, Paris, 1865) O.
1249. **Ireland, W. W.** The Hallucinations of Mahomet and Others [Luther]. (J M S, 1. S. 561. 1875.)
1250. **Regnard, A.** Génie et folie. S. 403—6. (Ann. m. p. 9. 1899.)
1251. **Moharrem Bey, M. L.** War Mohammed Epileptiker? (Pt W, 4. S. 132, 353, 367. 1902.)
1252. **Rasmussen, E.** Jesus. S. 86. (Zeitler, Leipzig, 1905.)
1253. **Binet-Sanglé.** La folie de Jésus. Bd. 2. S. 404—416. (Maloine, Paris, 1910.)

MOLIERE

1254. **Larroumet.** L'hypocondrie de Molière. (Ch m, S. 108. 1897) R.
1255. **Vialard, M.-J.** Essai médical sur Molière. (Thèse, Bordeaux, 1908.)

MÖRIKE

1256. **Friedmann, H.** Eduard Mörike. (Zbl P A, 1. S. 486. 1911.)
1257. **Müller, A.** Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. (Marcus, Bonn, 1921.)

MORPHY

1258. **Becker, W. H.** Paul Morphy, seine einseitige Begabung und Krankheit. (Á Pt, 64. 1921.)

DE LA MOTTE-FOUQUÉ

1259. **Lorenz, E.** Die Kindheitserinnerungen des Baron de la Motte Fouqué. (Imago, 2. 1913.)

MOZART

1260. **Gerber, P. H.** Mozart's Ohr. (Deutsche medizin. Wschr. 24. S. 351. 1898.)
1261. **Barraud.** A quelle maladie a succombé Mozart? (Ch m, S. 737. 1905) R.

JOHANN VON MÜLLER

1262. **Karsch, F.** Johann v. Müller, der Geschichtsschreiber. (Jb sex Zw, 4. S. 349. 1902) R.

MUSSET

1263. **Anonym.** La dernière maladie et la mort d'Alfred de Musset, raconté par un témoin de sa vie. (Ch m, 3. S. 289. 1897) O.
1264. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 2. S. 275. (Charles, Paris, 1897.)
1265. **Lefébure, E.** Musset sensitif. (Annales des sciences psychiques, 9. S. 13, 80. Paris, 1899) R.
1266. **Michaut.** Une observation d'incompatibilité sexuelle. (Ch m, 11. S. 426. 1904) O.
1267. **Odinot, R.** Étude méd.-psycholog. sur Alfred de Musset. (Thèse, Storck, Lyon, 1906) O.
1268. **Lefébure, E.** Alfred de Musset sensitif. (Ch m, S. 129. 1906) O.
1269. **Cabanès, A.** La Dipsomanie d'Alfred de Musset. (Ch m, S. 142. 1906) R.
1270. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 288. (Doin, Paris, 1908.)

NAPOLEON

1270a **Moreau** [132] S. 558 (1859).
1271. **Provençal, A.** Della gamomania di Napoleone il Grande. (1883) O.
1272. **Taine, H.** Napoleon. (Deutsch v. L. Wolf. Hg. H. Landsberg. 7. A. Pan-Verlag, Berlin, 1912. S. 39 f.) [Orig. in: Le régime moderne I. Paris, 1893.]
1273. **Vierordt, H.** Medizinisches aus der Weltgeschichte. S. 32. (Laupp, Tübingen, 1893.)
1274. **Andrew, E.** (The Journal de Chicago, 22. 12. 1895 u. 4. 4. 1896) R.
1275. **Cabanès, A.** Les superstitions de Napoléon Ier (Ch m, 1896) R.
1276. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 2. S. 216. (Charles, Paris, 1897.)
1277. **Lombroso, C.** Die Epilepsie Napoleon I. (Deutsche Revue, 23, I. S. 6. 1898) R.
1277a **Regnard** [206] T. 8. S. 18 (1898).
1278. **Barral.** La santé de Napoléon Ier (Ch m, S. 34, 104, 227, 322. 1900) O.
1279. **Rossi, P.** Les suggesteurs et la foule. S. 94. (Michalon, Paris, 1903. n. éd. 1907.)
1280. **Bougon.** Quelques manies de Napoléon Ier (Ch m, S. 490. 1904 u. S. 524. 1905) O.
1281. **Callamaud.** Les heures de défaillance de Napoléon. (Ch m, S. 801. 1904) O.

1282. **Noir, J.** [Über die Epilepsie N.s.] (Progrès médical, S. 421. 1906) O.
1283. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 3. S. 224. Napoléon était-il épileptique? (Michel, Paris, 1908.)
1284. **Dumstrey, F.** Der erste Napoleon. Ein psychologisches und pathologisches Problem. (Wigand, Leipzig, 1909.)
1285. **Lombroso, C.** Napoleon. (Genie u. Entartung, 1910. S. 95.)
1286. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 4. S. 195. Le régime alimentaire de Napoléon à Sainte-Hélène. (Libr. Mondiale, Paris, etwa 1910.)
1287. **Seeligmüller, A.** War Paulus Epileptiker? S. 64. (Hinrichs, Leipzig, 1910.)
1288. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 6. S. 279. Napoléon était-il malade à Waterloo? (Michel, Paris, etwa 1911.)
1289. **Kanngießer, B.** War Napoleon Epileptiker? (Prager med. Wschr. Nr. 27, 37, 1912; Nr. 32, 1913) R.
1290. **Haberkant, J.** Napoleons Zustand im April 1814. (Türmer, 16. S. 52. 1914.) [Z N Pt, R, 10. S. 538.]
1290a **Haberkant, J.** Napoleon Bonaparte als affektepileptischer Psychopath und seine Tentamina suicidii. (Prager mediz. Wschr. Nr. 38. S. 490. 1914) R.
1291. **Vodoz, J.** Napoleons Novelle: Le masque prophète. Ein Beitrag zur Psychologie Napoleons I. (Psychologische Abhandlungen, Hrg. Jung. I, S. 52. Wien, 1914.)
1292. **Jekels, L.** Der Wendepunkt im Leben Napoleons I. (Imago, 3. 1914.)
1292a **Hoffmann** [363] S. 97, 128 (1926).

NERVAL

1293. **Du Camp, M.** Souvenirs littéraires. (Paris, 2. éd. 1887.)
1294. **Barine, A.** Essais de littérature pathologique. IV. La folie: Gérard de Nerval. (Revue des deux mondes, 1895—97.) [Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909.]
1295. **Cabanès, A.** Gérard de Nerval. Essais de littérature pathologique. (1897) O.
1296. **Barbier, G.** Étude médico-psychologique sur Gérard de Nerval. (Rey, Lyon, 1907) R.
1297. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 410. (Doin, Paris, 1908.)
1298. **Marie, A.** Gérard de Nerval. (Hachette, Paris, 1914.) [Hauptquellenwerk] R.
1299. **Hochdorf.** Die Seelengeschichte des Gérard de Nerval. (Sozialistische Monatsh. 1920) O.
1300. **Holzhausen, P.** Gérard de Nerval. (Kölnische Ztg., 26. Juni 1926 f.)

NEWTON

1301. **Nisbet, J. F.** The insanity of genius. S. 222. (Ward, London, 1891) OO.
1302. **Grasset, J.** Demifous. S. 175. (Alcan, Paris, 1907.)

OTTO NICOLAI

1303. **Michelsen, F.** Die Krankheit und der Tod Otto Nicolais. (Mü med W, 60. S. 1771. 1913.)

NIETZSCHE

1304. **Nordau, M.** Entartung. II, S. 303—398. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
1305. **Möbius, P. J.** Nietzsche. (Bergmann, Wiesbaden, 1902. 2. A. Barth, Leipzig, 1904.)
1306. **Bjerre, P.** Der geniale Wahnsinn. (Naumann, Leipzig, 1905.)
1307. **Ebstein, E.** Über das Pathologische bei Nietzsche usw. (Janus. S. 572. 1905) R.
1308. **Mayer, A.** Übermensch und Paralytiker (Nietzsche). (Die Wartburg, Nr. 29. 1909) O.
1309. **Cohn, P.** Nietzsches Leiden. (Deutsche med. Presse, 14. S. 151. 1910.)

1310. **Groos, K.** Der paradoxe Stil in Nietzsches Zarathustra. (Z Ang Ps, 7. S. 467. 1913.)
1311. **Jung, C. G.** Die Psychologie der unbewußten Prozesse. S. 44. (Rascher, Zürich, 1917.)
1312. **Stekel, W.** Nietzsche und Wagner. (Z Sex, 4. S. 22. 1917.)
1313. **Saaler, B.** Über die Krankheit Nietzsches. (Z Sex, 4. S. 289. 1917.)
1314. **Müller, A.** Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. (Marcus, Bonn, 1921.)
1315. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1922.)
1316. **Moxon, C.** The development of libido in Friedrich Nietzsche. (Psychoanalytic review, 10. S. 170. 1923.) [Z N Pt, R, 33. S. 380.]
1317. **Hildebrandt, K.** Der Beginn von Nietzsches Geisteskrankheit. (Z N Pt, 89. 1924.)
1318. **Benda, E.** Nietzsches Krankheit. M Pt, 60. 1926.)
1318a **Hildebrandt, K.** Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk. (Karger, Berlin, 1926. Abh. H. 38.)

NODIER

1319. **Baudin.** Charles Nodier médecin et malade. (Ch m, S. 165. 1903) R.

PAILLERON

1320. **Binet, A. et Passy.** Études psycholog. sur les auteurs dramatiques. (Année psych. 1. Paris, 1895) O.

PANIZZA

1320a **Lippert, F.** In memoriam Oskar Panizza. (Stobbe, München, 1926.)

PARMENIDES

1321. **Gomperz, H.** Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen. (Imago, 10. 1924.)

PASCAL

1322. **Lélut, L.-F.** L'amulette de Pascal, pour servir à l'histoire des hallucinations. (Paris, 1846) R.
1323. **Regnard, A.** Génie et folie. (Ann. m. p. 57. T. 9. S. 26—42. 1899.)
1324. **Binet-Sanglé, Ch.** La maladie de Blaise Pascal. (Ann. m. p. 57. T. 9. S. 177. 1899.)
1325. **Leggiardi-Laura.** Sul Pascal. (Aa Pt, 21. Turin, 1900) O.
1326. **Le Double.** La crâne et le cerveau de Pascal. (Ch m, S. 671. 1901) R.
1327. **Lombroso, C.** Pascal. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 138. 1907.)
1328. **Dezwarte et Jannin, M.** Les grands inquiets. (Ann. m. p. 1918) O.
1329. **Larguier des Bancels, J.** L'abîme de Pascal. (Arch. de psycholog. 18. S. 135. 1921.) [Z N Pt, R, 28. S. 440.]
1330. **Hermann, J.** Zwei Überlieferungen aus Pascals Kinderjahren. (Imago, 11. 1925.)

PAULUS

1331. **Krenkel.** Beiträge zur Aufhellung der Geschichte und der Briefe des Apostels Paulus. (Schwetschke, Braunschweig, 1890) R.
1332. **Rasmussen, E.** Jesus. S. 79. (Zeitler, Leipzig, 1905.)
1333. **Hirsch, William.** Religion und Zivilisation vom Standpunkte des Psychiaters. S. 179—216. (Bonsels, München, 1910.)
1334. **Seeligmüller, A.** War Paulus Epileptiker? Erwägungen eines Nervenarztes. (Hinrichs, Leipzig, 1910.)
1335. **Kanngießer, F.** War Paulus Epilektiker? (Mü med W, 1912. S. 1742. Kritik Seeligmüller.)
1336. **Pfister, O.** Die Entwicklung des Apostels Paulus. Eine religionsgeschichtliche und psychologische Skizze. (Imago, 6. S. 243. 1920.)
1337. **Moxon, C.** Epileptic traits in Paul of Tarsus. (Psychoanal. review, 9. S. 60. 1922.) [Z N Pt, R, 29. S. 519.]

PETRARCA

1338. **Cesareo.** Petrarca. (Giornale Dantesco, 8. 1900) O.
1339. **Finzi.** Petrarca. (Barbera, Florenz, 1900) O.
1340. **Lombroso, C.** Petrarca. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 123. 1907.)

PLATEN

1341. **Frey, L.** Aus dem Seelenleben des Grafen Platen. (Jb sex Zw, 1. u. 6. 1899, 1904.)
1342. **Sadger, J.** Aug. v. Platen, eine pathologische Studie. (Nord und Süd, H. 343. S. 103, 222. 1905) R.
1343. **Lechler, K. L.** Aug. Graf v. Platen-Hallermünde. Eine psychopathologische Studie. (Dissert. Tübingen, 1924.)

POE

1344. **Maudsley, H.** Edgar Allan Poe. (J M S, 6. S. 328. 1860.)
1345. **Moran, J. J.** A defense of Edgar Allan Poe. (Washington, 1885) O.
1346. **Moreau, P.** Edgar Poe; étude de psychologie morbide. Ann. m. p. 19. S. 5. 1894.)
1347. **Barine, A.** Edgar Poe. (Rev. des deux mondes, 152. S. 336, 552. Paris, 1897.) [Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909.]
1348. **Delaunay.** Alcooliques et névrosés; silhouettes d'écrivains; Edgar Poe. (J. de méd. de Paris, 15. S. 143, 154. 1903) O.
1349. **Vleuten, K. F. van.** Edgar Allan Poe. (Die Zukunft, Bd. 44. Jg. 11. S. 181. 1903.)
1350. **Lauvrière, E.** Edgar Poe. Sa vie et son oeuvre. Étude de psychologie pathologique. (Alcan, Paris, 1904) R.
1351. **Petit, G.** Etude médico-psychologique sur Edgar Poe. (Thèse, Lyon, 1905) O.
1352. **Lauvrière, E.** L'alcoolisme d'Edgar Poe. (Clairière, 4. Nr. 80. Brüssel, 1906) O.
1353. **Shepherd, H. E.** A study of Edgar A. Poe. (Old Maryland, 11. S. 131, 145, 161. Baltimore, 1906) O.
1354. **Bond, F. D.** Poe as an evolutionist. (P Sc M, 71. S. 267. New York, 1907) O.
1355. **Carrère.** Dégénérescence et dipsomanie d'Edgar Poe. (Toulouse, 1907) O.
1356. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 369. (Doin, Paris, 1908.)
1357. **Probst, F.** Edgar Allan Poe. (Reinhardt, München, 1908. G R, H. 8.)
1358. **Lombroso, C.** Edgar Allan Poe. (Genie u. Entartung, 1910. S. 127.)
1359. **Dupouy, R.** L'opiumisme d'Edgar Poë. (Ann. m. p. 69. S. 1. 1911.) [Z N Pt, R, 3. S. 184.]

HENRI POINCARÉ

1360. **Toulouse, E.** Enquête medico-psychologique sur la supériorité intellectuelle. II. Henri Poincaré. (Flammarion, Paris, 1910) O.

PROPHETEN UND HEILIGE

1361. **Klostermann.** Ezechiel. (Theol. Stud. u. Krit. S. 391. 1877) O.
1362. **Gunkel, H.** Der Prophet Esra. (Mohr, Tübingen, 1900) O.
1363. **Binet-Sanglé, Ch.** Physio-psychologie des religieuses. Revue de psychiatr. 1901. Journ. de neurol. de Bruxelles. 1903) O.
1364. **Binet-Sanglé, Ch.** Les cures miraculeuses de Jésus. (Revue blanche, 1902) O.
1365. **Rouby, L.** L'Hystérie de Sainte Thérèse. (Alcan, Paris, 1902.)
1366. **Binet-Sanglé, Ch.** Le prophète Samuel. (Ann m. p. 61. T. 18. S. 204, 353. 1903. 62, T. 19. S. 5, 177. 1904.)
1367. **Binet-Sanglé, Ch.** Le prophète Elie. (Arch. d'anthrop. crim. 1904) O.
1368. **Rasmussen, E.** Jesus. S. 50—134. (Zeitler, Leipzig, 1905.)
1369. **Binet-Sanglé, Ch.** Le prophète Elisée. (Arch. d'anthrop. crim. 1905) O.

1370. **Binet-Sanglé, Ch.** Les prophètes juifs. Étude de physiologie morbide. (Des origines à Elie.) (Dujarric, Paris, 1905) O.
1371. **Delacroix, H.** Analyse du mysticisme de Mme. Guyon. (Rev. de metaph. et mor. 15. 1907) O.
1372. **Dieckhoff.** Der Prophet Ezechiel. (Z R Ps, 1. 1908.)
1373. **Mönkemöller, O.** Anna Katharina Emmerich, die stigmatisierte Nonne von Dülmen. (Z R Ps, 1. 1908.)
1374. **Witry, Th.** Historisch-Pathologisches über die Pseudomessiasse der Vergangenheit und Gegenwart. (Verh. d. Ges. d. Naturf. u. Ärzte, 80. 2. T. S. 131. 1909.)
1375. **Binet-Sanglé.** La folie de Jésus. Bd. 2. S. 172—192, 397—507. (Maloine, Paris, 1910.)
1376. **Hirsch, William.** Religion und Zivilisation vom Standpunkte des Psychiaters. S. 19—86, 160—164. (Bonsels, München, 1910.)
1377. **Jacobi, W.** Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten. (Bergmann, München, 1920. G N, H. 108.)

QUINCEY

1378. **Barin, A.** Essais de littérature pathologique. II. L'opium: Thomas de Quincey. (Revue des deux mondes, 1895—97.) [Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909.]
1379. **Vleuten, F. van.** Thomas de Quincey. Ein Versuch über Opiumwirkung in der Kunst. (Die Kultur, 1. S. 1083. Köln, 1903.)
1380. **Gurrier, P.** Étude médico-psychologique sur Thomas Quincey. (Rey, Lyon, 1908) O.

RABELAIS

1381. **Binet-Sanglé, Ch.** Histoire des suggestions religieuses de François Rabelais. (Ann. m. p. 58, I. 12. S. 42, 200, 368, 1900. 59, T. 13. S. 5, 177, 353. 1901.)

RAFFAEL

1382. **Branca, G.** [wo? wann?] OO.

RAIMUND

1383. **Sadger, J.** F. Raimund, eine pathologische Studie. (Die Wage, H. 23—25. 1898.) [Imago, 3. S. 130.]

GUIDO RENI

1384. **Magri.** [wo? wann?] OO R.

RETHEL

1385. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. (Gmelin, München, 1923.)

REUTER

1386. **Albrecht, P.** Fritz Reuters Krankheit. (Marhold, Halle, 1907.)
1387. **Lange, W.** Fritz Reuters Krankheit. (Cbl N Pt, 31. S. 237. 1908. Bem. zu Albrecht.)

RIMBAUD

1388. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 359. (Doin, Paris, 1908.)

ROBESPIERRE

1389. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 2. S. 195. (Charles, Paris, 1897.)
1390. **Freimark, H.** Robespierre, eine historisch-psychologische Studie. (Bergmann, Wiesbaden, 1913. G N, H. 91.)
1391. **Hentig, H. v.** Robespierre. Studien zur Psychopathologie des Machttriebes. (Hoffmann, Stuttgart, 1924.)

ROSSETTI

1392. **Nordau, M.** Entartung I. S. 157—170. (Duncker, Berlin, 1893.)

1393. **Filippi.** [? Titel] (1892). (Ch m, S. 225. 1906) R.

ROUSSEAU

1394. **Morin, G. H.** Essai sur la vie et le caractère de J.-J. Rousseau. (Ledoyen, Paris, 1851) O.
1395. **Chereau, A.** La vérité sur la mort de J.-J. Rousseau. (1866) O.
1396. **Delasiauve.** [? Titel.] (Journal de médecine mentale, 1866) O.
1397. **Union médicale.** Un mot sur la cause de la mort de J.-J. Rousseau, lettre au Dr. Chéreau (2 août 1866) O.
1398. **Dubois d'Amiens, F.** Recherches sur le genre de mort de J.-J. Rousseau. (Bull. de l'Acad. de Méd. 31. 1866) O.
1399. **Berville, S. A.** Du prétendu suicide de J. J. Rousseau. (Meulan, 1868) O.
1400. **Hawkes, J.** J.-J. Rousseau, étude psychologique. (Le Mental science, 1874.) [Ann. m. p., 36. S. 136. 1878.]
1401. **Bourgeault, A.** Étude sur l'état mental de J.-J. Rousseau et sa mort à Ermenon-ville. (Plon, Paris, 1883) R.
1402. **Donskerloot, N. B.** Psychiatrische Studie over J.-J. Rousseau. (Psychiatrische bladen, S. 103. Holland, 1883.) [Ann. m. p., 45. T. 6. S. 482. 1887.]
1403. **Hildebrand, J.** J.-J. Rousseau vom Standpunkt der Psychiatrie. (Gärtner, Berlin, 1884. Auch: Schulprogramm d. Gymnas. Cleve, Nr. 388. 1884.)
1404. **Jansen, A.** J.-J. Rousseau als Botaniker. (Reimer, Berlin, 1885) R.
1405. **Union médicale.** La vérité sur la mort de J. J. Rousseau. (S. 17, 49, 65, 97, 209. 1886) O.
1406. **Maugras.** [? Titel.] (Intermédiaire, S. 400. 1887) R.
1407. **Möbius, P.** J.-J. Rousseau. (Barth, Leipzig, 1889. 2. A. 1903.)
1408. **Dufour-Vernes, L.** Les ascendents de Rousseau. (1890) O.
1409. **Chatelain.** La folie de J.-J. Rousseau. (Attinger, Neuchatel, 1890.) [Schmidts Jahrb. Bd. 277. S. 100. Möbius.]
1410. **Joly, H.** La folie de J.-J. Rousseau. (Revue philos. 30. 1890) O.
1411. **Brunetière.** La folie de J.-J. Rousseau, Études critiques sur l'histoire de la littérature française, 4. S. 325. 1894) R.
1412. **Mercier, L. A.** Explication de la maladie de J.-J. Rousseau, et de l'influence qu'elle a eue sur son caractère et ses écrits. (Ann. de psychiat. et d'hypnol. 4. S. 10, 49, 78. Paris, 1894) R.
1413. **Ritter, E.** La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau. (1896) R.
1414. **Ritter, E.** Les nouvelles recherches sur J.-J. Rousseau. (Revue des deux mondes, 1896) O.
1415. **Cabanès, A.** Jean-Jacques Rousseau. (Le cabinet secret de l'histoire, 3. Paris, 1898.)
1416. **Regnard, A.** Génie et folie. S. 385—398. (Ann. m. p. 8. s. T. 9. 1899.)
1417. **Courtade.** La surdité de J.-J. Rousseau. (Ch m, S. 90. 1900) R.
1418. **Régis, E.** Étude médicale sur J.-J. Rousseau. (Ch m, 7. S. 5, 65, 134, 173, 194, 353, 391. 1900) O.
1419. **Sibiril, G. J. M.** Histoire médicale de Jean-Jacques Rousseau. (Thèse, Bordeaux, 1900) R.
1420. **Colombani.** J.-J. Rousseau; psychopathe urinaire. (Rev. de psychiat. 4. S. 238. Paris, 1901) R.
1421. **Möbius, P. J.** Über Rousseaus Jugend. (Stachyologie; Barth, Leipzig, 1901.)
1422. **Lenz, K. G.** Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. (Berlin, 1906) O. [Neudruck.]
1423. **Poncet, A. et Leriche, R.** La maladie de J.-J. Rousseau, d'après des documents récents. (Bull. Acad. de méd. 58. S. 607. Paris, 1907) O.
1424. **Régis, E.** Le testament de J.-J. Rousseau de 1763. (Ch m, 14. S. 765. 1907) O.
1425. **Régis, E.** La phase de présenilité chez J.-J. Rousseau. (L'Encéphale, 2. S. 246. Paris, 1907) O.

1426. **Régis, E.** J.-J. Rousseau et le vin. (J. de méd. de Bordeaux, 37. S. 624. 1907) O.
1427. **Vorberg, G.** Neue Betrachtungen über Jean-Jacques Rousseaus Leiden mit besonderer Berücksichtigung seines 1907 gefundenen Testaments. (Z Sex, S. 321. 1908) O.
1428. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 6. S. 163. J.-J. Rousseau s'est-il suicidé? (Michel, Paris, etwa 1911.)
1429. **Raspail, J.** Le mystère de la mort de Jean-Jacques Rousseau. (Grande Revue, 10. août 1912) O.
1430. **Lacassagne, A.** Les dernières années et la mort de Jean-Jacques Rousseau. (Arch. d'anthrop. crim. 28. S. 722. 1913.) [Z N Pt, R, 8. S. 577.]
1431. **Wexberg, L. E.** Rousseau und die Ethik. (Reinhardt, München, 1914. Heilen und Bilden, Hg. Adler-Furtmüller. S. 187.)
1432. **Demole, V.** Analyse psychiatrique des Confessions de Jean-Jacques Rousseau. (Schw A Pt, 2. S. 270. 1918.)
1433. **Vorberg, G.** Der Fall Jean-Jacques Rousseau. (Marcus, Bonn, 1921. Abh. a. d. Geb. d. Sexualf. 3, H. 6.)
1434. **Demole, V.** Rôle du tempérament et des idées délirantes de Rousseau dans la genèse de ses principales théories. (Ann. m. p. 80. S. 13. 1922.) [Z N Pt, R, 20. S. 218.]
1435. **Stekel, W.** Psychosexueller Infantilismus. S. 490. (Urban, Wien, 1922.)
1436. **Heidenhain, A.** J. J. Rousseau. Persönlichkeit, Philosophie und Psychose. (Bergmann, München, 1924. G N. H. 117.)
1436a. **Lange, J.** Über die Paranoia und die paranoische Veranlagung. S. 129 (Z N Pt, 94. 1925.)

RUBENS

1437. **Ebstein, W.** Die Gicht des Chemikers Jacob Berzelius und anderer hervorragender Männer. S. 50. (Enke, Stuttgart, 1904.)

SADE

1438. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 4. S. 259. La prétendue folie du Marquis de Sade. (Maloine, Paris, 1900.)
1439. **Dühren, E.** Der Marquis de Sade und seine Zeit. (Barsdorf, Berlin. 8. A. 1922.) [Z N Pt, R, 29. S. 311.]

SAINT - PIERRE

1440. **Saint-Pierre, B. de.** Etudes de la nature. (Ch m, S. 470. Vgl. S. 465. 1904) R.
1441. **Libert, L.** Saint-Pierre Dutaille, frère de Bernardin de Saint-Pierre. Etude médico-psychologique. (Ann. m. p. 69. T. 14. S. 415. 1911.) [Z N Pt,R, 4, S. 512.]

SAINT - SIMON

1442. **Dumas, G.** Psychologie de deux messies positivistes, Saint-Simon et Auguste Comte. (Alcan, Paris, 1905) R.

SARDOU

1443. **Binet, A. et Passy.** Etudes psychologiques sur les auteurs dramatiques. (Ann. ps. 1. S. 60. Paris, 1895) O.

ANDREA DEL SARTO

1444. **Jones, E.** Andrea del Sartos Kunst und der Einfluß seiner Gattin. (Imago, 2. 1913.)

SAVONAROLA

1445. **Vetrani.** Genio e pazzia in Savonarola. (Bologna, 1899) O.
1446. **Lombroso, C.** Savonarola. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 142. 1907.)
1447. **Binet-Sanglé.** La folie de Jésus. Bd. 2. S. 419. (Maoline, Paris, 1910.)

SCARRON

1448. **Cabanès, A.** Le cabinet secret, 3. S. 267. (Charles, Paris, 1898.)

SCHEFFEL

1449. **Möbius, P. J.** Über Scheffels Krankheit. (Marhold, Halle, 1907.)
1450. **Müller, A.** Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. (Marcus, Bonn, 1921.)

SCHILLER

1451. **Rank, O.** Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. S. 40, 150, 562. (Deuticke, Wien, 1912.)
1452. **Sachs, H.** Schillers Geisterseher. (Imago, 4. 1916.)
1453. **Teller, F.** Die Wechselbeziehungen von psychischem Konflikt und körperlichem Leiden bei Schiller. (Imago, 7. 1921.)

SCHOPENHAUER

1454. **Seidlitz, C. v.** Dr. Arthur Schopenhauer vom medizinischen Standpunkt betrachtet. (Gläser, Dorpat, 1872.)
1455. **Möbius, P. J.** Schopenhauer. (Barth, Leipzig, 1899. 2. A. 1904 = 3. A. 1911.)
1455a. **Bloch, J.** Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823. Vortrag. [Mü med W, 53. S. 1373, 1944. 1906.]
1456. **Bloch, J.** Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823. (Medizinische Klinik, Nr. 25, 26. 1906) R.
1457. **Wolf, J.** „Die Krankheit Schopenhauers im Jahre 1823." (Mü med W, 53. S. 1818, 1992. 1906.)
1458. **Mehler.** Schopenhauers Krankheit. (Die Umschau, Nr. 47. 1906) O.
1459. **Ebstein, W.** Arthur Schopenhauer. Seine wirklichen und vermeintlichen Krankheiten. (Enke, Stuttgart, 1907.)
1460. **Hitschmann, E.** Schopenhauer. Versuch einer Psychoanalyse des Philosophen. (Imago, 2. 1913.)
1461. **Kollarits, J.** Über positiven Schmerz und negative Lust bei Neurasthenie und bei Schopenhauer. (Z N Pt, 29. 1915.)
1462. **Kaplan, L.** Schopenhauer und der Animismus. (Deuticke, Wien, 1925. Schr. z. ang. Seelenk. 19.)
1463. **Eichler, O.** Die Wurzeln des Frauenhasses bei Arthur Schopenhauer. Eine psychoanalytische Studie. (Marcus, Bonn, 1926.)

SCHUBERT

1464. **Hitschmann, E.** Franz Schuberts Schmerz und Liebe. (Z P A, 3. S. 287. 1915.)

SCHUMANN

1465. **Richarz.** Rob. Schumann. (Kölnische Ztg., 1873) O.
1466. **Schaafhausen.** Robert Schumanns Gehirn- und Gehörorgane. (Corresp.-Bl. der Deutschen anthropolog. Gesellsch. 16. S. 149. 1885) R.
1467. **Wasielewski, W. J. von.** Rob. Schumann. (Bonn, 3. A. 1880. Bericht von Dr. Richarz, S. 298.)
1468. **Möbius, P. J.** Über Robert Schumanns Krankheit. (Marhold, Halle, 1906.)
1469. **Gruhle, W.** Brief über Rob. Schumanns Krankheit an P. J. Möbius. (Cbl N Pt, S. 805. 1906.)
1470. **Möbius, P. J.** Über Scheffels Krankheit. Anhang S. 25. (Marhold, Halle, 1907.)
1471. **Pascal —.** Les maladies mentales de Robert Schumann. (Journ. de Psycholog. norm. et pathol., 5. S. 98. Paris, 1908.)
1472. **Feis, O.** Studien über die Genealogie und Psychologie der Musiker. S. 76. (Bergmann, Wiesbaden, 1910. G N, H. 71.)

SEGANTINI

1473. **Abraham, K.** Giovanni Segantini. Ein psychoanalytischer Versuch. (Deuticke, Wien, 1911. 2. A. 1925. Schr. z. ang. Seelenk. H. 11.)

SEREMBE

1474. **Zuccarelli, A.** Poesia e paranoia del poeta calabrese Giuseppe Serembe. (Anomalo, 6. S. 238. Neapel, 1894—95) O.

SHAKESPEARE

1475. **Ziino, G.** Fu W. Shakespeare un psicopata sessuale? Da uno Studio medico-psicologico e giuridico, di prossima publicazione, sotto il titolo: Shakespeare e la Scienza moderna. Cap. I. § 13. (Ao delle psicopatie sessuali. Rom-Neapel, Nov. 1896) R.
1476. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 204. (Deuticke, Wien, 1912.)
1477. **Rank, O.** Das „Schauspiel" in „Hamlet". (Imago, 4. 1916.)
1478. **Jekels, L.** Shakespeares „Macbeth". (Imago, 5. S. 170. 1917.)
1479. **Sachs, H.** „Der Sturm." (Imago, 5. S. 203. 1919.)

SHELLEY

1480. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 538. (Deuticke, Wien, 1912.)
1481. **Moore, Th.** Percy Bysshe Shelley. (Psycholog. monogr. Bd. 31. Nr. 2. 1922.) [Z N Pt, R, 32. S. 328.]

SMETANA

1482. **Feis, O.** Studien über die Genealogie und Psychologie der Musiker. S. 78. (Bergmann, Wiesbaden, 1910.)

SMITH

1482a. **Meyer, Ed.**[452]

SODOMA

1483. **Kupffer, E. von.** Giovan Antonio — il Sodoma. Der Maler der Schönheit. (Ib sex Zw, 9. S. 71. 1908.)

SOKRATES

1484. **Lélut, L.-F.** Le démon de Socrate. (Trinquart, Paris, 1836. 2. éd. 1855, épuisée; réimpression [1889] avec ce faux titre, où Lélut n'est pour rien: Le génie, la raison et la folie. Paris, Baillière, sans date. Nach Regnard, Ann. m. p. 1899.)
1485. **Ribbing, S.** Über Sokrates Daimonion. (Upsala Universitet Arsskrift, Upsala, 1870) O.
1486. **Despine.** Le somnambulisme de Socrate. (Rev. philosoph., 9. 1880) O.
1487. **Knauer.** Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte und der Dämon des Sokrates. (Friedrich, Leipzig, 1899.)
1488. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 3. S. 125. Quel fut le poison donné à Socrate? (Michel, Paris, 1908.)
1489. **Kiefer, O.** Sokrates und die Homosexualität. (Ib sex Zw, 9. S. 197. 1908.)
1490. **Gomperz, H.** Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen. [Parmenides-Sokrates.] (Imago, 10. 1924.)

SPITTELER

1491. **Sachs, H.** Carl Spitteler. (Imago, 2. 1913.)

STAUFFER - BERN

1492. **Binswanger, R.** Karl Stauffer-Bern, eine psychiatrische Studie. (Deutsche Revue, 1892) [Birnbaum[293] S. 310].

STENDHAL

1493. **Seillière.** Pathologie de Stendhal. (Revue des deux mondes, 1906) O.

STEPHEN

1494. **Vinogradoff, N.** Leslie Stephen. A study of Character. (Voprosy Phil. 16. S. 397. 1908) O.

STRINDBERG

1495. **Hirsch, William.** Genie und Entartung. S. 236—241. (Coblentz, Berlin, 2. A. 1894.)
1496. **Rahmer, S.** August Strindberg, eine pathologische Studie. (Reinhardt, München, 1907. G R, H. 6.)
1497. **Lagriffe, L.** La psychologie d'Auguste Strindberg. (Journ. de Psychol. norm. et pathol., 9. S. 481. Paris, 1912.)
1498. **Uppvall, A. J.** August Strindberg. A Psychoanalytic Study with special reference to the Oedipus Complex. (Badger, Boston, 1921.) [Z P A, 9. S. 107.]
1499. **Storch, A.** Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie. (Bergmann, Wiesbaden, 1921. G N, H. 111. Ergänzung: A. Storch, Das archaisch-primit. Erleben und Denken der Schizophrenen. Berlin, 1922. S. 55.)
1500. **Jaspers, K.** Strindberg und van Gogh. (Bircher, Leipzig, 1922. 2. A. Springer, Berlin, 1926.)
1501. **Schulhof, H.** Zur Psychologie Strindbergs. (Intern. Ztschr. f. Individualps. 2. S. 20. 1923) O.

TADE STYKA

1502. **Binet, A.** La psychologie artistique de Tade Styka. (Ann. ps., 15. S. 316. 1909) O.

SWEDENBORG

1503. **Morel, B. A.** Swedenborg, sa vie, ses écrits, leur influence sur son siècle, au coup d'oeil sur le délire religieux. (Mélanges d'anthrop. pathol. 29—64. Rouen, 1859) O.
1504. **Goldberg, P.** Swedenborg und seine Anhänger; ein psychiatr. Kapitel. Wien. med. Halle, 2. S. 270. 1861) O.
1505. **Maudsley, H.** Emanuel Swedenborg. (J M S, 15. S. 169, 417. London, 1869—70.)
1506. **Ballet, G.** Swedenborg. Histoire d'un visionnaire au XVIIIme siècle. (Masson, Paris, 1899) R.
1507. **Lombroso, C.** Swedenborg. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 117. 1907.)
1508. **Hoffmann, R. A.** Kant und Swedenborg. (Bergmann, Wiesbaden, 1909. G N, H. 69.)
1509. **Binet-Sanglé.** La folie de Jésus. Bd. 2. S. 433—442. (Maloine, Paris, 1910.)
1510. **Norman, H.** A study in morbid psychology. (I M S, 59. S. 286. 1913.) [Z N Pt, R, 7. S. 762.]
1511. **Hitschmann, E.** Swedenborgs Paranoia. (Zbl P A, 3. S. 32. 1913.)
1512. **Kleen, E. A. G.** Swedenborg. (Stockholm, 1917) R.
1513. **Jaspers, K.** Strindberg und van Gogh. S. 76. (Bircher, Leipzig, 1922.) 2. A. S. 86. (Springer, Berlin, 1926.)
1514. **Gruhle, H. W.** Die Persönlichkeit Swedenborgs (1688—1772). Vortrag. [Z N Pt, R, 37. S. 393. 1924.]
1515. **Gruhle, H. W.** Swedenborgs Träume. Ein Beitrag zur Phänomenologie seiner Mystik. (Psycholog. Forschung, 5. S. 273. 1924.)

SWIFT

1516. **Bucknill, J. C.** Dean Swift's disease. (Brain, 4. S. 493. London, 1881 bis 1882.)
1517. **Jacobson, A. C.** Génie littéraire et psychose maniaque depressive avec considérations spéciales sur le prétendu cas de Dean Swift. (Medical Record, S. 937. 1912.) [R N, 25. S. 554. 1913.]
1518. **Reid, E. Ch.** Literary genius and manie-depressive insanity; with special reference to the alleged case of Dean Swift. (Medical Record, 83. S. 245. 1913.) [Z N Pt, R, 8. S. 216.]

TASSO

1519. **Bottex, A.** Über die durch subjektive Zustände der Sinne begründeten Täuschungen des Bewußtseins. S. 18. (Deutsch v. A. Droste. Rackhorst, Osnabrück, 1838.)

1520. **Verga.** Sulla lipemania del Tasso. (Giornale dell'Istituto Lombardo de' scienze, lettere ed arti, 9. S. 38. 1846) O.
1521. **Cardona, F.** Studii nuovi del Tasso alienato. (Nuova, 23. 1873) O.
1522. **A. C. M.** Torquato Tasso. (J M S, 22. S. 389, 538. 1876—77.)
1523. **Corradi, A.** Le infermità di Torquato Tasso. (Mem. r. Ist. Lomb. di sc. e lett. Cl. di lett. e sc. matemat. e nat., 14. S. 301. Mailand, 1877 bis 1881) O.
1524. **Rothe, A.** Torquato Tasso. Eine psychiatrische Studie. (Z Pt, 35. S. 141. 1879.)
1525. **Ireland, W. W.** Torquato Tasso; a psychological study. (Al Neur, 12. S. 477. St. Louis, 1891) O.
1526. **Roncoroni.** Genio e Pazzia in Torquato Tasso. (Turin, 1896. Vgl. Lombroso, Genie u. Entartung, 1910. S. 26.)
1527. **Regnard, A.** Génie et folie. S. 398—402. (Ann. m. p. 9. 1899.)
1528. **Cabanès, A.** [? Titel.] (Ch m, S. 211. 1900) R.
1529. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire, 1. S. 225. Le Tasse était-il fou? (Libr. Mondiale, Paris, 1907.)
1530. **Antheaume, A. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 398. (Doin, Paris, 1908.)

HANS THOMA

1531. **Strohmayer, W.** Hans Thoma und Anselm Feuerbach. (Z N Pt, 76. 1922.)

TOLSTOI

1532. **Nordau, M.** Entartung. Bd. 1. S. 257—303. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
1533. **Mariani, C. E.** Tolstoi. (Arch. di Psich. ed antropol. criminale 1901) O.
1534. **Mariani, C. E.** Tolstoi, L. N. Studio psicologico. (Bocca, Turin, 1903) O.
1535. **Lourié, O.** La psychologie des romanciers russes du XIXe siècle. (Alcan, Paris, 1905) R.
1536. **Lombroso, C.** Tolstoi. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 140. 1907.)
1537. **Freimark, H.** Tolstoj als Charakter. (Bergmann, Wiesbaden, 1909. G N, H. 66.)
1538. **Ossipow, N.** Über Leo Tolstois Seelenleiden. (Imago, 9. 1923.) [Z N Pt, R, 37. S. 393.]
1539. **Ossipow, N.** Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. (Intern. p. a. V., Wien, 1923. Imago-B. 2.)

TRENCK

1540. **Holzhausen, P.** Friedrich von der Trenck. (Kölnische Ztg., 24. Nov. 1925 f.)

VERGIL

1541. **Valmaggi, V.** La psicopatia sessuale di Virgilio. (Rivista di Fisiologia H. 7. 1890) O.

VENEZUELANISCHE POLITIKER

1542. **Alvarado.** (Ao Pt, 15. S. 280. Vgl. Lombroso, Entartung u. Genie, 1894, S. 186. Genie u. Entartung, 1910, S. 155) R.

VERLAINE

1543. **Nordau, M.** Entartung Bd. 1. S. 215—228. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
1544. **Lombroso, C.** Verlaine. (Schmidts Jahrb. Bd. 293. S. 139. 1907.)
1545. **Antheaume, H. et Dromard, G.** Poésie et folie. S. 342. (Doin, Paris, 1908.)

VILLEMAIN

1546. **Hugo, V.** Un cas de délire des persécutions. (Ch m, S. 170. 1902) R.
1547. **Simon, M.** Souvenirs littéraires d' un médecin. (Ch m, 1896 u. 1897) R.

VOLTAIRE

1548. **Roger.** Voltaire malade. Etude historique et médicale. (1883) R.

1549. **Cabanès, A.** Les indiscretions de l'histoire, 6. S. 115. Comment se soignait Voltaire. (Michel, Paris, etwa 1911.)

RICHARD WAGNER

1550. **Puschmann, Th.** Richard Wagner. Eine psychiatrische Studie. (Behr, Berlin, 3. A. 1873.)
1551. **Hermann, Dr.** Richard Wagner. Streiflichter auf Dr. Puschmanns psychiatrische Studie. (München, 1873) R.
1552. **C. P.** [Pringsheim.] Richard Wagner und der „Spezialist der Psychiatrie". Eine Beleuchtung der Puschmannschen Studie von C. P. Schneider, Berlin, 1873.)
1553. **Nordau, M.** Entartung Bd. 1. S. 304—378. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
1554. **Hirsch, William.** Richard Wagner und die Psychopathologie. Genie und Entartung, S. 265—329. (Coblentz, Berlin, 2. A. 1894.)
1555. **Perrod.** La sensibilità meteorica in R. Wagner. (Rivista musicale italiana, 3. 1895. Vgl. Lombroso, Genie u. Entartung, 1910. S. 161.)
1556. **Roncoroni.** La lotta per la vita e per l'arte. (Rivista moderna di coltura, 1. 1898) O.
1557. **Cabanès, A.** [? Titel.] (Ch m, S. 674. 1903) O.
1558. **Fuchs, H.** Richard Wagner und die Homosexualität. (Berlin, 1903) R.
1558a. **Lombroso**[222] S. 145. (1907.)
1559. **Graf, M.** Richard Wagner im Fliegenden Holländer. (Heller, Leipzig, 1911. Schr. z. ang. Seelenk. 9.) [Zbl P A, 1. S. 252.]
1560. **Rank, O.** Die Lohengrinsage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. (Deuticke, Wien, 1911. Schr. z. ang. S., 13.)
1561. **Rank, O.** Das Inzestmotiv. S. 639. (Deuticke, Wien, 1912.)
1562. **Rutz, O.** Rich. Wagner als Rassenmensch. (Anthropos, 6. S. 831. 1913.) [Z N Pt, R, 8. S. 578.]

WEININGER

1563. **Stekel, W.** Der Fall Otto Weininger. (Die Wage, Nr. 44, 45. 1904) R.
1564. **Möbius, P. J.** Geschlecht und Unbescheidenheit. (Marhold, Halle, 1904.)
1565. **Probst, F.** Der Fall Otto Weininger. (Bergmann, Wiesbaden, 1904. G N, H. 31.)
1566. **Swoboda, H.** Otto Weiningers Tod. (Heller, Wien, 1910. 2. A. 1923.) [Zbl P A, 1. S. 264.]

WHITMAN

1567. **Nordau, M.** Entartung Bd. 1. S. 407. (Duncker, Berlin, 2. A. 1893.)
1568. **Bertz, E.** Walt Whitman. Ein Charakterbild. (Ib sex Zw, 7. S. 154. 1905.)
1569. **Prätorius, N.** Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität usw. Z Sex, 3. S. 326, 364. 1916.)

WILDE

1570. **Nordau, M.** Entartung Bd. 2. S. 133—142. (Duncker, Leipzig, 2. A. 1893.)
1571. **Sero, O.** Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität. (Spohr, Leipzig, 1895) O.
1572. **Prätorius, N.** Oscar Wilde. (Jb sex Zw, 3. S. 265. 1901.)
1573. **Gaulke, J.** Oskar Wildes „Dorian Gray". (Jb sex Zw, 3. 275. 1901.)
1574. **Weiß, E.** Psychologische Streifzüge über Oscar Wilde. (Apian-Bennewitz, Leipzig, 1908) R.
1575. **Coriat, J. H.** The Sadism in O. Wilde's Salomé. (Psychoanalyt. Rev. I. Juli, 1914) O.

WILHELM II.

1576. **Cabanès, A.** Folie d'Empereur. (Michel, Paris, 1916.)
1577. **Tesdorpf, P.** Die Krankheit Wilhelms II. (Lehmann, München, 1919.) [Z Pt, 77. S. 73. Z N Pt, R, 18. S. 399. Pt W, 21. S. 5.]
1578. **Lutz, H.** Wilhelm II. periodisch geisteskrank! Ein Charakterbild des wahren Kaisers. (Hillmann, Leipzig, 1919.)
1579. **Kleinschrod.** Die Geisteskrankheit Wilhelms II. ? (Neuwihler, Wörishofen, 1919.) [Pt W, 21. S. 317.]

1580. **Hoppe, A.** Die Krankheit Wilhelms II. (Pt W, 21. S. 5. 1919—20.) [Z N Pt, R, 20. S. 53.]
1581. **Schaefer, H.** Ein psychiatrisches Urteil über Wilhelm II. (Pt W, 21. S. 201. 1919—20.) [Z N Pt, R, 20. S. 211.]
1582. **Bresler, J.** Staatshäuptliche Seelenkunde. (Pt W, 21. S. 314. 1919—20.) [Z N Pt, R, 23. S. 85.]
1583. **Hoppe, A.** Noch einmal: Die Krankheit Wilhelms II. (Pt W, 21. S. 317. 1919—20.) [Z N Pt, R, 23. S. 85.]
1584. **Anonym.** Um den Kaiser. (Pt W, 21. S. 319. 1919—20.) [Z N Pt, R, 23. S. 85.]
1585. **Friedländer, A.** Wilhelm II. Versuch einer psycholog. Analyse. (Marhold, Halle, 1919.) [Z Pt, 77. S. 57*)

WOODROW WILSON

1586. **Hale, W. B.** The Story of a Style. A Psychoanalytic Study of Woodrow Wilson. (Huebsch. Inc., New York, 1920.) [Imago, 9. S. 509.]

HUGO WOLF

1587. **Vorberg, G.** Zusammenbruch. 2. (Gmelin, München, 1922.)

J. G. ZIMMERMANN

1588. **Wichmann, J. E.** J. G. Zimmermanns Krankheitsgeschichte, ein biographisches Fragment. (Hannover, 1796) O.

ZINZENDORF

1589. **Pfister, O.** Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorff. (Deuticke, Wien, 1910. 2. A. 1925. Sch. z. ang. Seelenk. 8) O.
1590. **Lehmann, H.** Zinzendorffs Frömmigkeit und ihre Bedeutung. (Z R Ps, 4. S. 285; 5. S. 60. 1911—12.)
1591. **Reichel, G.** Zinzendorffs Frömmigkeit im Licht der Psychoanalyse. (Mohr, Tübingen, 1911) O.
1592. **Pfister, O.** Hat Zinzendorff die Frömmigkeit sexualisiert? (Z R Ps, 5. S. 56. 1912.)
1593. **Lehmann, H.** Das religionspsychologische Problem Zinzendorff. (Z R Ps, 5. S. 327. 1912.)

ZOLA

1594. **Toulouse, E.** Emile Zola. (Flammarion, Paris, 1896.) [Pelman, Psych. Grenzzustände, 1909. S. 209. Lombroso, Genie und Entartung, 1910. S. 110. Z Ang Ps, 1. S. 276.]
1595. **Toulouse, E.** Enquête méd. psych. sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la névropathie. Introduction générale. Emil Zola. (Ann. m. p. 55. V. S. 304, 425. VI. S. 119. 1897.)
1596. **Bernard.** Conférence sur les odeurs dans les romans de Zola. (Montpellier, 1899) R.
1597. **Toulouse, E.** La névropathie de Zola. La psychologie d'Emile Zola. (Ch m, S. 664, 670. 1902) R.

21. PSYCHOPATHOLOGIE DER KULTURGESCHICHTE.

1598. **Achelis, Th.** Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. (Räde, Berlin, 1902.)
1599. **Adelung, J. C.** Geschichte der menschlichen Narrheit. 7 Bde. (Weygandt, Leipzig, 1785—1789.)
1600. **Andree, R.** Ethnographische Parallelen und Vergleiche. (Neue Folge. S. 1. Besessene und Geisteskranke.) (Veit, Leipzig, 1899.)
1601. **Bälz, E. v.** Über Besessenheit und verwandte Zustände. (Perles, Wien, 1907.)
1602. **Beck, P.** Die Ekstase. (Haacke, Sachsa. 1906.)
1603. **Beßmer, J.** Stigmatisation und Krankheitserscheinung. (Stimmen aus Maria Laach, 69. S. 278. Herder, Freiburg i. B. 1905.)

1604. **Birnbaum, K.** Grundzüge der Kulturpsychopathologie. (Bergmann, München, 1924. G N, H. 116.)
1605. **Brunet,** L'enchanteur Merlin; notice psychologique. (Ann. m. p. 4. s. I. S. 41. 1863.)
1606. **Buber, M.** Ekstatische Konfessionen. (Diederichs, Jena, 1909.)
1607. **Cabanès, A.** Les indiscrétions de l'histoire. (Paris, 1907 f. 6 Bde.)
1608. **Cabanès, A.** Le cabinet secret de l'histoire, entr'ouvert par un médecin. (Charles, Paris, 4 Bde. 1895—1900.)
1609. **Calmeil, L. F.** Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten (Nach d. Französ. bearb. v. Leubuscher. Schwetschke, Halle, 1848.)
1610. **Carus, C. G.** Über Geistesepidemien der Menschheit. (Goedsche, Leipzig-Meißen, 1852.)
1611. **Charcot, J. M. et Richer, P.** Les démoniaques dans l'art. (Delahay, Paris, 1887) O.
1611a. **Delacroix, H.** Etudes d'histoire et psychologie du mysticisme. (Alcan, Paris, 1908) O.
1612. **Diefenbach, J.** Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland. (Kirchheim, Mainz, 1886.)
1613. **Emminghaus, H.** Allgemeine Psychopathologie. S. 43—60. (Vogel, Leipzig, 1878.) [Viel weitere Literatur.]
1614. **Flournoy, Th.** Die Seherin von Genf. (Meiner, Leipzig, 1903.) (Französisch: Des Indes à la Planète Mars. Paris-Genève, 1900.)
1615. **Greven, J.** Zur Frage nach den Wundmalen des heiligen Franziskus von Assisi. (Theologie und Glaube, 2. S. 670. 1910.)
1616. **Hansen, J.** Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter. (Oldenbourg, München, 1900.)
1617. **Hecker, J. F. C.** Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. (Berlin, 1865.)
1618. **Heitz, J.** Les démoniaques et les malades dans l'art byzantin. (Nouv. Iconographie de la Salpêtrière, 14. 1901) O.
1619. **Hellpach, W.** Die geistigen Epidemien. („Die Gesellschaft" Bd. 11. Rütten u. Löning, Frankfurt a. M., 1907.)
1620. **Hellpach, W.** Zur „Formenkunde" der Beziehungen zwischen Religiosität und Abnormität. (Z R Ps, 1. S. 97. 1908.)
1621. **Hirsch, August.** Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Bd. 3. S. 358—371. (Enke, Stuttgart, 1886.)
1622. **Hirsch, William.** Religion und Civilisation vom Standpunkte des Psychiaters. (Bonsels, München, 1910.)
1623. **Holzhausen, P.** Stigma, Stigmatisationen und Stigmatisierte. (Kölnische Ztg., 4. 11. 1924 f.)
1624. **Holzhausen, P.** Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts. Eine kulturgeschichtliche und kulturpsychopathologische Studie. (Kölnische Ztg., 1. 4. 1926 f.)
1625. **Jacobi, W.** Die Stigmatisierten. (Bergmann, Wiesbaden, 1925. G N. H. 114.)
1626. **Jansen.** Die psychische Epidemie in Hessen. (Z R Ps. 1. S. 321. 1908.)
1627. **Kalb, E.** Kirchen und Sekten der Gegenwart. (Evangel. Ges., Stuttgart, 1905.)
1628. **Knauer.** Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine kulturgeschichtlich-psychiatrische Studie. (Friedrich, Leipzig, 1899.)
1629. **Längin, G.** Religion und Hexenprozeß. (Wigand, Leipzig, 1888.)
1630. **Lombard, E.** De la glossolalie chez les premiers chrétiens etc (Lausanne, 1910) O.
1631. **Marie, A.** Der Mystizismus in seinen Beziehungen zur Geistesstörung. Übersetzung von G. Lomer. (Barth, Leipzig, 1913.)
1632. **Mosiman, E.** Das Zungenreden geschichtlich und psychologisch untersucht. (Mohr, Tübingen, 1911.)
1633. **Nina-Rodrigues.** Épidémie de folie religieuse au Brésil. (Ann. m. p., 56. 8. s. 7. T. S. 371. 1898.)

1634. **Oesterreich, K.** Der Besessenheitszustand, seine Natur und seine religions- und völkerpsychologische Bedeutung. (Deutsche Psychologie, 1916) R.
1635. **Oesterreich, T. K.** Die Besessenheit. (Wendt und Klauwell, Langensalza, 1921.)
1636. **Pfister, O.** Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultes. (Zbl P A, 1. S. 30. 1911.)
1636a. **Pfister, O.** Hysterie und Mystik bei Margaretha Ebner (1291—1351). (Zbl P A, 1. S. 468. 1911.)
1637. **Pfister, O.** Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie. (Jb P A, 3. S. 427. 1912.)
1638. **Rademacher, A.** Das Seelenleben der Heiligen. (Bonifacius-Verlag, Paderborn, 2. A. 1917.)
1639. **Rasmussen, E.** Der Bahaismus. (Z R Ps, 1. 1908.)
1640. **Regnard, P.** Maladies epidémiques de l'esprit. (Paris, 1887) R.
1641. **Rohde, E.** Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. (Mohr, Tübingen, 7.—8. A. 1921.)
1642. **Roscher, W. H.** Ephialtes, eine pathologisch-mythologische Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klass. Altertums. (Abh. d. K. Sächs. Ges. d. Wissensch., 47. Teubner, Leipzig, 1903.)
1643. **Rossi, P.** Mistici e settari. (1900) O.
1644. **Rust, H.** Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie. (Bergmann, München, 1924. G N, H. 118.)
1645. **Snell, O.** Hexenprocesse und Geistesstörung. (Lehmann, München, 1891.)
1646. **Snell, O.** Über die Formen von Geistesstörung, welche Hexenprocesse veranlaßt haben. (Z Pt, 50. S. 534. 1894.)
1647. **Soldan-Heppen.** Geschichte der Hexenprocesse. Neu bearbeitet von M. Bauer. (G. Müller, München, 1912.)
1648. **Vierordt, H.** Medizinisches aus der Weltgeschichte. (Laupp, Tübingen, 1893.)
1649. **Witry, Th.** Historisch-Pathologisches über die Pseudomessiasse der Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag. (Verhandl. d. Ges. d. Deutsch. Naturforsch. u. Ärzte, 80. T. 2. S. 131. Leipzig, 1909.)
1650. **Wölfing, J.** Zum Verständnis des Hexenwahns. Vortrag. (Jahresvers. d. Württemb. Nerv.- und Irrenärzte. Tübingen, 20. 3. 1921.)
1651. **Zahn, H. W.** Sekten und Sektierer im 18. Jahrhundert. Eine psychiatrische Studie. (Z R Ps, 4. 1911.)
1652. **Zoepf, L.** Die Mystikerin Margaretha Ebner (c. 1291—1351). (Teubner, Leipzig, 1914.)

NACHWORT

Dem oberflächlichen Blick könnte es so erscheinen, als ob das Hauptergebnis dieses Werkes nur in der Aufzeigung harter, unerfreulicher Wahrheiten bestände. Solche Annahme wäre aber ein großer Irrtum; dies Buch ist geschrieben worden im Interesse des Fortschritts und der Gesundheit: möge es einmal a n d e r s werden, als seine Zeilen beschreiben m u ß t e n.

Der Verfasser hat absichtlich darauf verzichtet, die p o s i t i v e n F o l g e r u n g e n für die Zukunft aus seiner Lehre zu ziehen; er möchte diese dankbarere Aufgabe gern andern überlassen, zumal ihre Erfüllung viele Bände erfordern würde. Fortschritte der Menschheit haben sich noch immer auf harten Wahrheiten aufgebaut, sind n i e möglich gewesen ohne Verwundungen; das Wissen um diesen Gedanken muß unser Trost, unser Dank sein.

Wenn es, allem zum Trotz, gelänge, M i t a r b e i t e r zu gewinnen, um so besser; sie sollen uns hochwillkommen sein. Die Kraft eines einzelnen reicht nicht aus, das begonnene Werk und die aufgerollten Riesenprobleme allein zu Ende zu führen.

Tiefer D a n k sei endlich all denen ausgesprochen, die das Werk durch die Tat gefördert, mittelbar oder unmittelbar; hochherzigen Gebern, die nicht genannt sein wollen, und insbesondere der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (Berlin) und ihrem Leiter, Sr. Exz. dem Herrn Kultusminister a. D. Dr. Schmidt-Ott. Die Notgemeinschaft hat während der letzten 26 Monate und auch sonst diese Arbeit unterstützt. Herzlichen Dank sagt der Verfasser auch den Herren Prof. Spielmeyer (München), Bielschowsky (Berlin), Glum (Berlin), die den Weg zur Notgemeinschaft geebnet, sowie Herrn Prof. Gaupp (Tübingen), der dann die letzte Entscheidung herbeiführte. Herrn Prof. Gaupp gebührt noch besonderer Dank dafür, daß er dem Verfasser erlaubt hat, in der ausgezeichneten Bibliothek der Tübinger psychiatrischen Universitätsklinik die letzten vier Jahre zu arbeiten. Den Kollegen der Klinik dankt der Verfasser für die Atmosphäre allerneuester psychiatrischer Forschung, mit der sie ihn umgaben. Und schließlich (last not least) sei den Herren der Universitätsbibliothek Tübingen, die mitgeholfen, das riesige Material zu beschaffen, verbindlichster Dank ausgesprochen. — Die Literatur konnte im allgemeinen bis etwa 1925, die Spezialliteratur noch bis Ende 1926 berücksichtigt werden.

Dieses Buch ist entstanden (Habent sua fata libelli) in einer ehemaligen Kapelle, wo noch aus bunten Kirchenfenstern geflügelte

Engelsköpfe herabschauten, und wo noch das bittere Bild des Gekreuzigten hing — als trauriges Wahrzeichen barbarischer Strafen von einst. Eine neue Zeit war in diesen Raum eingezogen und hatte ihn verwandelt in eine Bibliothek, eine Stätte für Wissenschaft, für Erkenntnis, Fortschritt und Wahrheit.

Tübingen, Psychiatrische Universitätsklinik 1927

Wilhelm Lange

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

GUSTAV KAFKA

HANDBUCH
DER VERGLEICHENDEN PSYCHOLOGIE

Oktav. (1638 Seiten.) 1923. 3 Bände Mark 36.—, gebunden Mark 45.—

Wie kein lebender Psychologe imstande gewesen wäre, dieses monumentale Werk zu verfassen, so dürfte auch keiner in der Lage sein, es nach allen seinen Teilen als wirklicher Sachverständiger zu beurteilen, indessen bürgen die Namen der Verfasser schon durchweg für Arbeiten, die dem heutigen Stand der Forschung entsprechen, wohl auch da und dort Neues bieten Abbildungen unterstützen mehrfach die Darstellung. Die Ausstattung ist eine geradezu vorbildliche. Für jede wissenschaftliche Bibliothek und jeden Psychologen dürfte es unentbehrlich sein, aber nach Inhalt und Art der Darstellung verdient es auch in den Kreisen der Gebildeten weite Verbreitung. Zeitschrift für Psychologie. 1923

Bd. I: Die Entwicklungsstufen des Seelenlebens mit 12 Tafeln und Abbildungen im Text.
Einzeln: Brosch. M. 12.—, geb. M. 15.—
Abt. 1: Tierpsychologie von G. Kafka. Brosch. M. 4.—
„ 2: Psychologie des primitiven Menschen von R. Thurnwald. Brosch. M. 4.50
„ 3: Kinderpsychologie von Giese. Brosch. M. 4.50

Bd. II: Die Funktionen des normalen Seelenlebens mit 6 Tafeln und Abbildungen im Text.
Einzeln: Brosch M. 12.—, geb. M. 15.—
Abt. 1: Psychologie der Sprache von H. Gutzmann. Brosch. M. 2.—
„ 2: Psychologie der Religion von G. Runze. Brosch. M. 2.—
Abt. 3: Psychologie der Künste von R. Müller-Freienfels. Brosch. M. 4.—
„ 4: Psychologie der Gesellschaft von A. Fischer. Brosch. M. 3.—
„ 5: Psychologie der Berufe von O. Lipmann. Brosch. M. 2.—

Bd. III: Die Funktionen des abnormen Seelenlebens mit 2 Tafeln und Abbildungen im Text.
Einzeln: Brosch. M. 12.—, geb. M. 15.—
Abt. 1: Psychologie des Abnormen von H. W. Gruhle. Brosch. M. 4.50
„ 2: Kriminalpsychologie von M. H. Göring. Brosch. M. 2.—
„ 3: Psychologie des Traumes von S. de Sanctis. Brosch. M. 2.50
„ 4: Psychologie d. Geschlechtslebens von R. Allers. Brosch. M. 4.50

GRENZFRAGEN DER LITERATUR UND MEDIZIN IN EINZELDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von Dr. S. Rahmer in Berlin.
8 Hefte. (XII und 404 S.). Gebd. in Lwdbd. M. 10.—

1. Rahmer, Dr. S., Aus der Werkstatt des dramatischen Genies / 2. Alsberg, Dr. med. Moritz, Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und der Instinkte / 3. Ebstein Dr. Erich, München, Th. D. Grabbes Krankheit / 4. v. Kupffer, Elisar, Klima und Dichtung / 5. Segaloff, Dr. Tim. Die Krankheit Dostojewskys / 6. Rahmer, S., August Strindberg / 7. Lichtenstein, Alfred, Berlin, Der Kriminalroman / 8. Probst, Dr. H., Edgar Allan Poe.

KAUS, OTTO, DER FALL GOGOL M. 2.—

KOHNSTAMM, DR. O., ERSCHEINUNGSFORMEN DER SEELE
576 S. m. Portr. 1927. Brosch. M. 12.—, Leinen M. 15.—

Arbeiten über Psychopathologie und Psychotherapie, Ausdruckslehre und über die Selbstbesinnung des Unbewußten in der Hypnose

GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE IN EINZELDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von GUSTAV KAFKA

Die mit einem Stern versehenen Bände sind bis Ende 1927 erschienen.
Die ganze Reihe wird bis Ende 1928 fertig vorliegen.

*1. Die Weltanschauungen der Primitiven und der Naturvölker: Prof. Dr. F. Gräbner, Bonn. (171 S.) M. 3.—, geb. M. 3.50

*2. Indische Philosophie: Prof. Dr. O. Strauß, Kiel. (286 S.) M. 4.—, Leinen M. 5.50

3. Philosophie des Judentums: Prof. Dr. H. Redisch, Wien.

*4. Die Philosophie des Islams in ihren Beziehungen zu den philosophischen Weltanschauungen des westlichen Orients: Prof. Dr. Max Horten, Bonn. 8° (385 S.) 1924, br. M. 4.50, geb. M. 5.50

*5. Chinesische Philosophie: Prof. Dr. H. Hackmann, Amsterdam. (408 S.) 1927. Br. M. 9.—, Lwd. 11.—

*6. Die Vorsokratiker: Prof. Dr. Gustav Kafka, Dresden. 8°. (164 S.) 1921. M. 3.—, geb. M. 3.50

*7. Sokrates, Platon und der sokratische Kreis: Prof. Dr. Gustav Kafka, 8°. (160 S.) 1921. M. 3.—, geb. M. 3.50

*8. Aristoteles: Prof. Dr. Gustav Kafka, Dresden. 8°. (204 S.) 1922. M. 3.—, geb. M. 3.50

*9. Der Ausklang der antiken Philosophie und das Erwachen einer neuen Zeit: Prof. Dr. Gustav Kafka, Dresden, und Prof. Dr. Hans Eibl (im Druck)

*10/11. Augustin und die Patristik: Prof. Dr. Hans Eibl, Wien. 8°. (462 S.) 1923 M. 5.50, geb. M. 7.—

12/13. Thomas von Aquin und die Scholastik: Prof. Dr. Paul Simon, Tübingen

*14. Die philosophische Mystik des Mittelalters, von ihren antiken Ursprüngen bis zur Renaissance: Dr. Joseph Bernhart. 8°. (292 S.) 1922. M. 4.-, geb. M. 5.-

*15. Die Philosophie der Renaissance: Priv.-Doz. Dr. Aug. Riekel, Braunschweig. (288 S.) M. 4.—, Lein. M. 5.50

*16/17. Descartes und die Fortbildung der Kartesianischen Lehre: Prof. Dr. Freiherr Cay von Brockdorff, Kiel. 8°. (228 S.) 1923. M. 3.50, geb. M. 4.—

*18. Spinoza: Prof. Dr. Bernhard Alexander, Budapest. 8°. (180 S.) 1923. M. 3.—, geb. M. 3.50

19. Leibniz: Prof. Dr. Dietr. Mahnke.

*20. Bacon und die Naturphilosophie: Prof. Dr. Walter Frost, Riga. M. 10.—, Leinen M. 12.—

*21. Hobbes und die Staatsphilosophie: Prof. Dr. Richard Hönigswald, Breslau. (210 S.) 1924. M. 3.—, geb. M. 3.50

*22/23. Locke, Berkeley, Hume: Prof. Dr. Robert Reininger, Wien. 8°. (213 S.) 1922. M. 3.50, geb. M. 4.—

*24. Die englische Aufklärungsphilosophie: Prof. Dr Cay von Brockdorff. (184 S.) M. 3.50, geb. M. 4.—

*25. Die französische Aufklärungsphilosophie: Priv.-Doz. Dr. O. Ewald, Wien. Brosch. M. 3.—, geb. M. 3.50

*26. Die deutsche Aufklärungsphilosophie: Prof. Dr. Cay von Brockdorff. Brosch. M. 3.—, Lwd. M. 4.50

*27/28. Kant, seine Anhänger und seine Gegner: Prof. Dr. Robert Reininger, Wien. 8°. (313 S.) 1923. M. 4.—, geb. M. 5.—

*29. Fichte: Prof. Dr. Heinz Heimsoeth, Königsberg. 8°. (224 S.) 1923. M. 3.50, geb. M. 4.—

30/31. Schelling und die romantische Schule: Dr. H. Knittermeyer, Bremen.

32/33. Hegel und die Hegelsche Schule: Prof. Dr. W. Moog, Greifswald.

*34. Schopenhauer: Prof. Dr. Heinrich Hasse, Frankfurt a. M. (512 S.) Brosch. M. 9.—, Lwd. M. 11.—

*35. Herbart und seine Schule: Prof. Dr. G. Weiß, Jena. (Im Druck.)

*36. Fechner und Lotze: Prof. Dr. Max Wentscher, Bonn. (207 S.) Preis M. 4.—, Leinen M. 5.50

*37. Nietzsche: von Aug. Vetter. (336 S.) Brosch. M. 6.—, Lwd. M. 7.50

38. Der Materialismus des 19. Jahrhund.: Prof. Dr. Aug. Gallinger, München.

39. Comte und der Positivismus: Prof. Dr. Max Schinz, Zürich.

40. Mill und der Empirismus: Prof. Dr. Bernhard Alexander, Budapest.

Lombroso 47/54,
Semiles 245

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before the date last stamped below.

FEB 14 1958
JUN 23 1983

10M-8-52-72329

K423
L27
1938

Lange, Wilhelm
Genie, Irrsinn
und Ruhm.

NAME

Lehmann
(Lehmann)

Lc 4.8